This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.

Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

Vorwort.

Der vorliegende achte Band der „Denkwürdigkeiten" Varnhagen's war schon, bis auf einige Kritiken aus neuerer Zeit, die er später hinzufügte, seit einer Reihe von Jahren druckfertig; er schob die Veröffentlichung nur deshalb so lange hinaus, weil persönliche Rücksichten auf Zeitgenossen ihn dazu bestimmten. Es war sein Wille, daß erst entweder nach dieser, oder nach seinem eigenen Tode diese „Denkwürdigkeiten" an's Licht treten sollten. Nach seinem Dahinscheiden wurde mir, seiner Nichte, die ehrenvolle und zugleich wehmüthige Pflicht seinem Auftrage gemäß, die Herausgabe zu übernehmen.

Berlin, im März 1859.

Ludmilla Assing.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Ungarn. 1809. 3
Nach dem Wiener Frieden. 1809. 1810 40
Wien und Baden. 1834 69

Personen.

Voltaire in Frankfurt am Main. 1753 173
August Ferdinand Bernhardt 285
Karl Müller 291
Karl Gustav Freiherr von Brinckmann 340
Ludwig Tieck 356
Goethe beim tollen Hagen 360

Kritiken.

Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung. Leipzig, 1816. 8. 375
Musenalmanache für 1830 390
Prinz Moritz von Nassau-Siegen. Von Dr. Ludwig Driesen. Kleve und Leipzig, 1846. 8. 398
Goethe's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Düsseldorf, 1846. 12. 400
Beiträge zur französischen Geschichte. Von Dr. Karl Georg Jacob. Leipzig, 1846. 8. 405
Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit. Von Moritz Carriere. Stuttgart und Tübingen. 1847. 8. 411

Seite

Gedächtnißrede, gehalten am 3. August 1847 von August Böckh. Berlin, 1847. 4. 416
Psychorama eines Scheintodten. Leipzig, 1847. 8. 421
Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Leipzig, 1847. 8. 424
Aus Karls von Rostitz Leben und Briefwechsel. Dresden und Leipzig. 1848. 8. 428
Blick in das Innere einer Königsfamilie. Memoirs of the reign of George the second etc. By John Lord Hervey. London, 1848. 2 Vols. 8. 431
Histoire de la Révolution de 1848. Par Daniel Stern. Premier Volume. Paris, 1850. 8. 440
Die Preußische Revolution. Von Adolph Stahr. Zweite Auflage. Oldenburg, 1851. 2 Thl. 8. 445
Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuskript. Berlin, 1851. 8. 448
Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolph Stahr. Oldenburg, 1852. 2 Bde. 8. 450
Dichterischer Nachlaß von Johann Gotthard von Reinhold. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, 1853. 2 Bde. 8. Vorrede. Anzeige. 457. 462
Alsatia. Herausgegeben von August Stöber. Stuttgart, 1853. 8. 468
Schiller's Geistesgang. Gedächtnißrede von Dr. Ludwig Eckardt. 1853. 4. 471
Voltaire und seine Feinde. 1853 474
Ein Jahr in Italien. Von Adolph Stahr. Erster Theil. Zweite Auflage. Oldenburg, 1853. 8. 475
Mont-Revêche. Par George Sand. 1853. 2 Vols. .. 480
Washington. Eine Vorlesung von Dr. E. von Stockmar. Braunschweig, 1854. 8. 481
Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Goethe's Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Jena, 1855. 12. 487
Der grüne Heinrich. Ein Roman von Gottfried Keller. Braunschweig, 1855. 4 Bde. 8. 492
Verirrt und Erlöst. Roman von Max Ring. Gotha, 1855. 2 Bde. 8. 493
Torso. Von Adolph Stahr. Braunschweig, 1854, 55. 2 Bde. 8. 495
Goethe's Faust. Andeutungen von Dr. Ferdinand Deycks. Frankfurt am Main, 1855. 12. 499

Seite

Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin, 1855. 8. ... 502

The life and works of Goethe. By G. H. Lewes. London, 1855. 2 Vols. 8. ... 504

Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Erster Theil. Braunschweig, 1856. 8. ... 506

Geschichte der französischen Nationallitteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. Von Eduard Arnd. Berlin, 1856. 2 Bde. 8. ... 509

Voltaire und Rousseau in ihrer sozialen Bedeutung dargestellt von Jürgen Bona Meyer. Berlin, 1856. 8. —

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Frankfurt am Main, 1856. 3 Bde. 8. ... 512

Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, 1856. kl. 8. ... 517

J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Edward Dorer-Egloff. Baden (in der Schweiz), 1857. 520

Sueton's Kaiserbiographien, verdeutscht von Adolph Stahr. Stuttgart, 1857. 2 Bdchn ... 522

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart, 1857 ... 524

Vier Jahre Memoiren. Portraits- und Erlebnisse von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. 1857. 8. ... 527

Die Nonne und Dichterin Hrosvitha ... 529

Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von Carl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1857. Erster Band, mit sieben Bildnissen. Zweiter Band mit sechs Bildnissen. ... 532

Dasselbe. Dritter Band. Mit fünf Bildnissen. 8. ... 545

Russische Familienchronik. Von S. T. Aksakoff. Aus dem Russischen übersetzt von Sergius Raczinski. Erster Theil. Leipzig, 1858. 8. ... 547

Aus Karl Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Ein Beitrag zur Deutschen Hof-

Ungarn.

Preßburg. Wagha. Szered. Tyrnau.

1809.

Dem Grafen Vinzenz Szápáry durch einen Brief wohlempfohlen, machte ich noch am Abend einen Beſuch bei dieſem Magnaten, und traf eine zahlreiche, doch wie ſich leicht erkennen ließ, vertrauliche Geſellſchaft dort verſammelt. Der Hausherr war ein Mann von Geſinnung und Verſtand, ſeine Naturwüchſigkeit entbehrte der Weltbildung nicht, und rauhe und feine Aeußerungen kamen aus ſeinem Munde in einer Weiſe gemiſcht, die ich ſpäterhin bei manchen ſeiner Landsleute wiederfand, und zuletzt als einen Vorzug anerkennen mußte. Sein Urtheil über die politiſche Lage der Dinge, denn dieſen nächſten Gegenſtand alles damaligen Geſpräches hatte meine Erſcheinung ſogleich mit erhöhtem Reiz hervorgerufen, zeugte von geſundem Sinn und guter Einſicht, aber da ſie einer troſtloſen Wirklichkeit keine phantaſtiſchen Hoffnungen laſſen wollte, ſo erregte ſie meinen Widerſpruch, der ſich freilich auf Ideen gründete, die allenfalls im Kreiſe meiner halliſchen und berliniſchen Freunde gelten konnten, hier

aber als fremd und sonderbar auffielen. Natürlich wollt' ich den Krieg fortgesetzt wissen, sprach von Möglichkeiten, welche den Anwesenden nur Träume schienen, hoffte auf die Erhebung des Volks, nicht nur in den österreichischen Ländern, sondern auch in den norddeutschen, der Erzherzog Karl, meinte ich, würde auf's neue an die Spitze des Heeres berufen werden, und er dasselbe, bei ungehinderter Befehlsmacht, entschieden zum Siege führen. Ich mußte viel von Wien erzählen, von dem Walten der Franzosen daselbst, von der Stimmung des Volks, und wie man im Allgemeinen die Sache ansehe; ich hatte genug mitzutheilen, und konnte die meisten Fragen gut beantworten. Aber ich merkte bald, daß ich nur Waffen gegen mich lieferte, denn meine Wahrnehmungen waren getreu aus der Wirklichkeit, und wurden auf der Stelle gebraucht, um meine Ansichten zu bestreiten. In der That fühlte ich die Widersprüche, in die ich gerathen war, und dachte schon auf einen klugen Rückzug, als unvermuthete Hülfe mich auf's neue das Feld behaupten ließ. Die Herren nämlich waren mir alle entgegen, sie sahen auf die thatsächliche Macht, auf die zählbaren Hülfsmittel, die gegebenen Einrichtungen und Verhältnisse, und sahen den unausweichlichen und dabei völlig nutzlosen Ruin Ungarns vor Augen, wenn die Feindseligkeiten wieder anhöben; die Frauen hingegen hatten mir mit einigem Wohlgefallen zugehört, sie traten jetzt auf meine Seite, und redeten der idealeren Meinung das Wort, erklärten der Begeisterung und Vaterlandsliebe alles möglich, und eine jugendliche Dame mit dunklen feurigen Augen ging so weit zu behaupten, die Franzosen selber hätten im Anfange der Revolution auch nur mit Hülfe des allgemeinen Volks-

aufschwunges gegen alle Wahrscheinlichkeit und Erwartung die tapfersten, eingeübtesten Heere und die erfahrensten Feldherren besiegt. Das Gespräch wurde nun überaus lebhaft, die mannigfachsten Meinungen wurden kund, und ich erkannte mit Staunen, daß unter diesen vornehmen Ungarn auch Freunde der französischen Freiheit waren, die eben deßhalb den Kaiser Napoleon am stärksten haßten, während Andre, im Hasse jener Freiheit, schon weniger gegen den Mann ergrimmten, der das französische Volk wieder unter eine Krone gebeugt hatte. Auch von der Größe Napoleons sprach ein Anwesender ohne Scheu, rühmte seine Kriegsthaten, und meinte, es müßte eine Lust sein, unter solch einem Anführer in den Krieg zu ziehen. Genug, es herrschte die größte Freiheit der Meinungen, und niemand wurde wegen der seinigen angefeindet, auch mir verdachte man die meine nicht, und schien willig zu vergessen, daß ich österreichischer Offizier, wie ich es selber wohl ein wenig vergaß. Als es spät wurde, zog ich mich ermüdet zurück, ein Mitglied der Gesellschaft brachte mich durch die nächtlichen Straßen in mein Quartier, und suchte mir unterwegs noch manchen Aufschluß über die eigenthümlichen Verhältnisse, Ansprüche und Stimmungen Ungarns zu geben, auch hört' ich hier zum erstenmale, daß Napoleon ernstlich daran gedacht habe, Ungarn zum Abfall von Oesterreich zu verleiten, und unter andern dem Grafen Festetics wirklich die ungarische Königskrone angetragen, von diesem aber eine stolze Abweisung erfahren habe. Was ich über den Zustand der Dinge am Hoflager des Kaisers Franz, über den Karakter dieses Herrschers, über die Erbärmlichkeiten der Partheiungen und Ränke, welche den Hof, die leitenden

Behörden und die ganze Heerführung zerrissen, und die alles Große und Gute schlechterdings unmöglich machten, von meinem wie es schien tiefeingeweihten Begleiter hören mußte, ließ meine noch eben vorher so flammenden Hoffnungen traurig zusammensinken. Ich erfuhr seinen Namen nicht; nur daß er ein Freund von Gentz sei, ging aus einigen Worten deutlich hervor, und meine zufällig günstige Erwähnung desselben hatte mir ein Vertrauen gewonnen, das trotz dieses Umstandes noch immer sehr ungewöhnlich heißen konnte. —

Am andern Morgen fuhr ich mit frischem Vorspann aus Preßburg ab und weiter in Ungarn hinein; durch die Raschheit der Pferde, die Munterkeit und Kühnheit des jugendlichen Lenkers, dem die Unebenheiten eines willkürlichen Weges wenig Sorge machten, dann durch den Reiz eines mir neuen Landes eine ganz lustige Fahrt, welche den Eindruck der gestrigen Gespräche bald verwischte, und mich das Abentheuer meines Lebens auf's neue in romantischem Schimmer betrachten ließ. In Tyrnau sah ich die ersten bedeutenden Schaaren österreichischer Truppen und alle Eindrücke des Lagers von Wagram wieder, wobei mir ein schon völlig heimisches Gefühl das Herz erregte; der Feldzeugmeister Fürst von Reuß-Plauen hatte hier sein Quartier. Die Truppen des von ihm befehligten Heertheils lagerten in der Umgegend. Der ehrwürdige tapfre Fürst empfing mich auf das gütigste, bestätigte mir, daß mein Oberst Graf zu Bentheim nicht beim Regiment, sondern wegen seiner bei Wagram erhaltenen Wunde noch im Bade zu Trentschin sei, und wollte mich bis zu dessen Rückkehr bei sich behalten, allein ich glaubte dies nicht annehmen zu dürfen. Bei der

Mittagstafel, zu der ich doch bleiben mußte, gab mir der Zufall einen Hauptmann vom Generalstabe zum Nachbar, den Baron d'Aspre, der sich sogleich mit mir in's Gespräch einließ, aber auch mit den andern Anwesenden rechts und links und querüber leichte und rasche Reden wechselte. Seine unruhige Freundlichkeit konnte mich nicht gewinnen, sondern verdroß mich vielmehr, und als er eine irrige Behauptung über frühere Kriegsvorfälle dreist vortrug, nahm ich Gelegenheit seine Angaben zu berichtigen. Er sah mich verwundert an, und gab zu verstehen, er sei nicht gewohnt, daß man in solchen Dingen ihm widerspreche, und da ich die Erwiederung nicht fehlen ließ, so meinte er mich dadurch in größten Nachtheil zu bringen, daß er gereizt mir vorwarf, ich träte durch meine Angaben der Ehre des österreichischen Heeres zu nahe. Diese Wendung war allerdings eine für mich, den Fremden unter lauter österreichischen Generälen und Offizieren, sehr gefährliche, doch sollt' ich bald erkennen, daß mein Gegner unter ihnen wenig Freunde habe, vielen mochte das laute Wortführen und Absprechen desselben schon längst mißfallen, genug ich fand unerwartete Zustimmung, und zuletzt that der Fürst selber den beruhigenden Ausspruch, was ich gesagt, sei keiner Mißdeutung fähig und eine geschichtliche Thatsache dürfe nicht geläugnet werden. Nach diesem Scharmützel, der doch zu viel Aufsehen gemacht hatte, um nicht im Gedächtniß zu bleiben und noch später zu allerlei Anspielungen zu dienen, beurlaubte ich mich heitern Muthes und setzte meine Reise über Szered nach Wagha fort, einem großen Dorfe an dem Flusse Wag, wo das Regiment in ziemlich engen Quartieren beisammen stand.

Der Empfang der Kameraden war überaus herzlich, und der einstweilige Kommandant des Regiments, Oberstlieutenant von Liezenmayer, ganz eingenommen von einem kurz vorher empfangenen Briefe, durch den ich meine nahe Rückkehr angemeldet hatte, wußte mir nicht genug Freundliches und Artiges zu erweisen; der Brief war den sämmtlichen Offizieren vorgelesen worden, und galt für ein Muster guten Ausdrucks; „geschickt in der Feder" war aber ein Lob, das allgemein in höchstem Werthe stand, und von dem Einzelnen, der es empfing, auf die ganze Körperschaft, der er angehörte, überzugehen schien. Nach einigen Flittertagen, in denen ich alles seit der Trennung Erlebte getreulich mitgetheilt und dafür das inzwischen bei dem Regiment Vorgefallene vernommen hatte, nahm die gewöhnliche Tagesweise mich in Anspruch, und ich fand mich in eine von allen Seiten beschränkte, in ihren Leistungen und Genüssen langweilige, durchaus unergiebige Lebensordnung abgeschlossen. Als Vortheil mußt' ich mir anrechnen, wieder mit meinem Hauptmann von Marais zusammenzuwohnen; aber auch der Oberlieutenant der Kompanie war unser Genosse, und die Bauersleute, welche uns ihre kleine Stube hatten einräumen müssen, wollten nicht ganz auf sie verzichten. Diese Enge war sehr beschwerlich, besonders für jemanden, der nicht rauchte, und der oft zu schreiben wünschte. So lange das Wetter noch gut war, und man im Freien sein konnte, fand sich allenfalls Aushülfe; frühmorgens wurden die Truppen exerzirt, dienstliche Geschäfte vor dem Hause abgethan, darauf Spazirgänge und Besuche gemacht; wir ritten in die Nachbarschaft zu einigen Edelleuten, deren Töchtern wir den Hof zu machen versuchten,

welches doch nur den Entschlossensten und Wenigstekken gelang, denn diese Fräulein waren roh und schmutzig gleich den Bauerdirnen, nur Dünkel und Hoffahrt hatten sie vor diesen voraus, und erschienen dadurch noch um so widerlicher. Ein paar Ausflüge nach Tyrnau zu dem Fürsten von Reuß-Plauen ließen außer der gleichmäßigen Freundlichkeit, desselben wenig in der Erinnerung. Oft besucht' ich das Ufer der Wag; der reißende Strom stürzte seine wallenden Fluthen durch weite Wiesenfläche, die hin und wieder von Strauchwerk und Baumgruppen unterbrochen eine mahlerische Wildniß erschien, wo mächtige Weidenstämme theils modernd am Boden lagen, theils in noch stehenden Trümmern üppig grünend absterben; in dieser Einsamkeit, wo ich ungestört meinen Gedanken nachhing, und die Augen an den starken Natureindrücken erfrischte, verbracht' ich meine besten Stunden, oft in tiefer Wehmuth, oft auch in kräftiger Ermuthigung; mehr als hundertmal las ich hier, unter den Zweigen eines ungeheuern Weidenstumpfs, der wie ein Denkmal der Urzeit über die ganze Gegend hervorragte, die wenigen Briefblätter, die ich von Rahel noch bei mir führte, und steigerte das Andenken der Freundin so zur Gegenwart, daß ich mit ihr Gespräche zu haben, ihre Stimme zu hören, ihr Urtheil und ihren Rath zu vernehmen glaubte; stets kehrte ich dann gestärkt heim, und meine Kameraden, die mich zufriedner und heiterer sahen, meinten mit Recht, ich müsse in der Nähe ein Geheimniß wünschenswerther Zusammenkünfte haben, deren Weg mir allein durch besondere Gunst eröffnet sei. Ich ließ ihre Vermuthungen unberichtigt, und suchte mich ihren Scherzen und Unterhaltungen, in denen die gute Meinung immer offen lag, so viel als möglich

anzubequemen, so daß ich allen bei der größten Verschiedenheit der Ansicht und des Benehmens, doch im Ganzen als ein guter Kammerad galt und gehalten wurde.

Nur ein paar Persönlichkeiten, in denen das Niedrige und Gemeine so vorherrschte, daß mir kein Auskommen mit ihnen möglich war, wies' ich entschieden von mir ab, und nahm eine geradezu feindliche Stellung gegen sie. Wenn Abends bei dem Stabsmarketender ein ziemlicher Kreis zusammen war, der leidliche Wein fleißig genossen wurde, in Scherz und Lachen auch der Muth fröhlich und kriegerischer Gesang angestimmt wurde, so entsagt' ich gern aller Kritik, und sang die fratzenhaften Strophen des Cramer'schen Liedes „Feinde ringsum" ohne weiters mit, als wär' es eines von Tyrtäus selbst; auch den Inhalt der schlechtesten Romane, der aus der Erinnerung erzählt und recht eigentlich mir zu Liebe aufgetischt wurde, um mir zu zeigen, daß in dem Regimente doch auch, wie sein Standort Prag ohnehin erwarten ließ, einige Belesenheit sei, wußte ich anständig genug hinunterzuschlucken und ließ mir nicht merken, wie schlecht mir es mundete; an die mehr handwerksmäßige als ritterliche Ansicht des Soldatenwesens hatte ich mich schon gewöhnt, und die elenden politischen Meinungen fochten mich wenig an, ich erkannte, daß dieses alles hier vollkommen gleichgültig, diese Männer aber innerhalb ihres Berufes wacker und tüchtig seien, und ihre Stellung zwischen Höheren und Niedern gut genug ausfüllten. Allein es gab andre Anläße, die mir nicht erlaubten, meine Denkart zu verhehlen, sondern mich zwangen, aus mir herauszutreten. Der älteste Hauptmann des Regiments, Namens Floriano, hatte

von der Pike auf gedient, nach langen Jahren durch Tapferkeit und sonstiges gutes Benehmen es zum Offizier gebracht, und war allmählig zu seiner nunmehrigen Würde aufgestiegen. Seine Manieren verläugneten seine Herkunft nicht, unwissend in allem, außer im Dienste, den er pünktlich zu kennen stolz war, hatte er für nichts anderes Sinn, und da er von dem Bewußtsein seiner Stellung durchdrungen war, so sprach und handelte er gern imponirend; wobei er sich denn freilich oft arg vergriff und fast immer lächerlich wurde, so daß Witzworte über ihn gang und gäbe waren, und mancher Muthwillen gegen ihn ersonnen wurde. Sein höchster Ehrgeiz war, noch Major zu werden, was aber bei seiner Beschaffenheit weder wahrscheinlich noch rathsam war; als nun wirklich eine Beförderung im Regiment eintrat, und er übergangen wurde, fühlte er sich tief gekränkt; die Anstrengung, die er machte um dies doch einigermaßen zu verbergen, war gewiß höchst ehrenwerth, und man vergaß seine Lächerlichkeit, um ihn aufrichtig zu bemitleiden. Nur einer der jüngern Hauptleute war so roh und grausam, ihn wegen der erlittenen Zurücksetzung zu necken, und da der alte Mann die Stiche hinnehmen mußte, ohne Waffen dagegen zu haben, so war es bald kein Spaß mehr, sondern nur ein Jammer, wie denn auch alles Lachen aufhörte; als jener aber in seinem unwürdigen Martern fortfuhr, enthielt ich mich nicht länger, sondern schlug mich auf die Seite des alten Floriano und machte mit scharfen und bittern Worten dem Gegner ein so böses Spiel, daß er bald in seinem Grimm verstummte. Daß ein Fähndrich gegen einen Hauptmann so aufzutreten wagte, war nicht gewöhnlich, aber es ging mir so hin,

und hatte keine weitere Folge, als daß ich fortan in gutem Ansehen stand. Bei einer andern Gelegenheit hatte ich es abermals mit einem Hauptmann zu thun, einem Ausbunde von Liederlichkeit, der in Böhmen mit einem jungen reichen Mädchen verlobt war, und zwar sein ganzes zeitliches Glück von dieser Verbindung hoffte, aber doch so schamlos war uns die größten Schändlichkeiten zu erzählen, die er mit seiner Braut theils vorgenommen habe, theils vorzunehmen denke; er sah wohl, daß er die Zuhörer nur empörte, aber da es keiner ausdrückte, so trieb er es immer weiter, bis ich endlich ausbrach, und ihn versicherte, heirathen solle er das Mädchen nun nicht mehr, nicht umsonst habe er Namen und Wohnort genannt, ich würde sie und ihre Eltern zu benachrichtigen wissen, welche Reden er hier geführt, die Zeugen fehlten nicht, und würden, bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit nicht verläugnen. Die Frechheit sank sogleich in Erbärmlichkeit, der Mann bat verwirrt und kleinlaut, die Kammeraden möchten ihm etwas Unart nachsehen, es sei ja nur in die Luft geredet, und so arg nicht gemeint! Man zuckte die Achseln, und ließ es gut sein; ich aber habe mit ihm nie mehr ein Wort gewechselt, wiewohl er seinerseits keinen Groll zeigte, sondern gern freundlich anknüpfen wollte. Späterhin verließ er das Regiment, und ich habe ihn darauf nicht wiedergesehen.

In dieser Zeit wurde mir auch zuerst ein Anblick, den ich schon lange gewünscht hatte, und der freilich in Ungarn kaum ausbleiben konnte. In der Nähe unsres Dorfes hatte sich eine Horde Zigeuner gelagert, und ich war nicht wenig beeifert, mir diese Leute zu betrachten.

Alles was von ihrer Herkunft, Lebensart, ihren Künſten und Eigenheiten mir bekannt geworden, Geſchichte und Poeſie, rief ich mir in's Gedächtniß, und ſuchte es an der Wirklichkeit zu prüfen. Nun konnten ſie zwar ſich der Neugier der Augen nicht entziehen, aber jeder vertraulichen Annäherung und Erforſchung wichen ſie ſorgſam aus; ſie arbeiteten emſig als geſchickte Schmiede, Keſſelflicker, Stellmacher, ſie ſagten die Zukunft vorher, wenn es verlangt wurde, ſie ſpielten auch zum Tanz auf; aber weiter ließen ſie ſich nicht ein, ein unüberwindliches Mißtrauen hielt ſie von uns getrennt. Die Männer waren durchgehends ſchön, und hatten ein trotziges, verwegnes Anſehen, von Weibern hingegen konnten nur ein paar jüngere leidlich heißen; die völlige Nacktheit der Kinder, und auch ſchon halberwachſener Jünglinge und Mädchen, in dieſer Jahrszeit, ſchien aus Zufall oder Dürftigkeit nicht zu erklären, ſondern auf irgend eine Satzung zu deuten. Eindringlich und aufregend klang ihr Nationalgeſang, der Rakoczy genannt, der ihren Wohlthäter, einen Fürſten von Siebenbürgen dieſes Namens, mit rührenden Klagelauten feierte. Dieſer hatte ſie aus ihrer ſchmachvollen Niedrigkeit zu erheben geſucht, ihnen bleibende Wohnſtätten anweiſen, ſie zu Waffenehren befördern wollen, aber ſein eigner Untergang ließ ſie nur um ſo tiefer in das Elend zurückfallen, und das räthſelhafte Volk ſchloß ſich wieder um ſo mehr in ſich ſelber ab. Sie wurden zum öſterreichiſchen Kriegsdienſte herangezogen, und man rühmte ſie als gute Soldaten, doch wollte man wiſſen, daß ſie als ſolche die Abhärtung und Unverdroſſenheit bald verlören, welche bei ihnen in freiem Umherſchweifen oft an das Fabelhafte gränzten.

Als eine Reihe von Regentagen eintrat, wurde der Zuſtand, der bisher ſchon peinlich genug geweſen, wahrhaft verzweiflungsvoll. Man war buchſtäblich auf die Stube beſchränkt, draußen watete man in Koth, jeder Schritt war eine Anſtrengung. Alles Exerziren wurde eingeſtellt, der Dienſt nahm wenig in Anſpruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen und Kartenſpiel. Unſer enges Gemach, ſchon an ſich übervölkert, nahm noch mehrere Gäſte auf, Spielgenoſſen des Hauptmanns, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir regneten völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr zu uns, niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe noch im Regiment zu finden, mein kleiner Homer war in dieſen Nöthen ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn zu genießen war ſo leicht nicht. Zu halben Tagen ſaß ich draußen am Feuerheerd und ſuchte zu leſen; aber, wie drinnen die Kartenſpieler, ſtörten mich hier die Slowaken; in andrer Zeit wären ſie vielleicht der Gegenſtand unterhaltender Beobachtung geworden, ihr Weſen verrieth manches Eigenthümliche, aber dieſem nachzuſpüren, die Hülle von Schmutz und Störrigkeit und Mißtrauen, unter der es verſteckt lag, zu durchbrechen, fehlten mir damals Geſchick und Stimmung. In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der Herbſt reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüſſe, als wenn es eine Kur geweſen wäre. Zuletzt warf ich mich tagelang auf mein Bett, in deſſen Federn ich verſank, und befliß mich einer völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz den innern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht hervorrief, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein

dieſes Glück mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltſamen Anſpannung der Nerven folgte ſchnell die Erſchlaffung, die um ſo bedenklicher war als bereits die in Ungarn beſonders gefährlichen Herbſtfieber herrſchten und leicht in Nervenfieber ausarteten, die auch ſchon in Wagha häufig vorkamen. Ein paar Tage fühlt' ich mich dem Erkranken ganz nahe, und flößte auch der Umgebung ſchon Beſorgniſſe ein, indeß kam ich mit einigen leichten Schauern noch glücklich ab.

Das Wetter klärte ſich ein wenig auf, und ein frohes Ereigniß erheiterte meine Tage noch mehr. Alexander von der Marwitz, der mit dem Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment ebenfalls nach Ungarn gekommen war, hatte meinen Aufenthalt erfahren, und kam mich zu beſuchen. Ich war überglücklich, hier in dieſer Oede einen norddeutſchen Freund zu umarmen; auch ihm war ich jetzt mehr, das war deutlich, als ich jemals in früherer Zeit ihm hatte ſein können. Das Bedürfniß, uns gegeneinander auszuſchütten, war auf beiden Seiten gleich groß. Was hatten wir nicht alles zu erzählen, zu erörtern, wechſelſeitig in Erinnerung zu rufen! Wir ſprachen von Rahel, von den Freunden, von den Kriegsvorgängen, den nächſten Ausſichten und Planen, den perſönlichen Begegniſſen und Empfindungen. Ueber ſein Mißgeſchick in Olmütz ging er mit düſtrem Unmuthe ſchnell hinweg, die ſchlimmen Folgen für ihn hatten ſich auf kurze Haft beſchränkt, er ſuchte den ganzen Vorfall zu vergeſſen. Seine ſonſtige Lage und Stimmung war ungefähr der meinigen gleich, nur daß ihn die Umgebung noch fremdartiger anſprach, als mich, er legte unwillkürlich immer einen idealern Maßſtab an, und die Macht einer mißfälligen aber unab-

Grade geläufig waren. So entgingen denn auch die prächtigen ungarischen Viehherden in dieser Beziehung unsrer Aufmerksamkeit nicht, und waren ganz dazu gemacht, die griechischen Bezeichnungen zu tragen, ja diese wurden erst recht wahr an ihnen, an diesen stattlichen, kraftvollen und in ihren Bewegungen majestätisch-graziösen Farren und Kühen, mit den mächtigen, breit ausgebogenen Hörnern, den großen, ruhigen Augen, die wir mit Staunen und Wohlgefallen auf den Weideplätzen betrachteten. Einmal jedoch, als eine gewaltige Färse uns auf dem Rasen, wo wir uns hingestreckt hatten, immer näher kam und ebensowohl feindlich als nur neugierig sein konnte, beschlossen wir die Störerin zu verscheuchen, und warfen nach ihr mit kleinen Steinen, die umher lagen; anfangs fehlten wir und ärgerten uns über unsre wenige Geschicklichkeit, während der Feind unbekümmert vorschritt, und unsres Bemühens zu spotten schien; daher wir uns aufrichteten, und nun größre Steine mit erhöhtem Eifer schleuderten; alsbald gelang ein Wurf, und das schöne Thier, schmerzlich getroffen, stand still, sah uns mit den großen Augen eine Weile vorwurfsvoll an, wandte dann ruhig um, und schritt langsam in den Busch zurück, aus dem es hervorgekommen war. „Haben Sie das gesehen?“ rief Marwitz, „welch imposanter Rückzug!“ — Ja, versetzte ich, die Kuh hat sich vortrefflich betragen, wir aber sehr schlecht! — Wir schämten uns, und obschon wir lachen wollten und wirklich lachten, so blieb doch das ernste Gefühl der Scham in voller Kraft, wir gestanden uns, daß wir durch das Thier eine sittliche Lehre empfangen hatten, die wir in gutem Werthe zu halten dachten, wie denn wirklich nach

mehreren Jahren, als wir uns in Berlin wiederſahen, Marwitz mich nachdrücklich fragte, ob ich noch der Kuh in Ungarn gedächte, die uns ſo blamirt habe? —

So geſchieht es, daß unſer Sinn, während er für allgemeine Zuſtände, in deren Mitte wir leben, ſich zur Unempfindlichkeit verhärten muß, einzelne Vorgänge, die uns perſönlich durch einen ſittlichen Kern anſtoßen, mit aller wohlbewahrten Weichheit umfaßt. Gewiß hatten wir die Gewaltſamkeit der Kriegszuſtände in tauſend ſchreienden Zügen der Härte und des Unglücks vor Augen, und konnten in jeder Stunde hundertmal unſre Menſchenliebe und unſer Rechtsgefühl empört finden; ja wir halfen wohl gar unwillkürlich durch unſern Stand das Unrecht und die Leiden mehren, welche unſern Mitmenſchen widerfuhren; aber dieſe Mißgeſchicke waren nicht mit zarter Wehmuth zu behandeln, ſondern bedurften eher der zornigen Kraft eines Helden, der zu ſein der Unberufene ſich nicht anmaßen darf, dem aber, wenn er erſcheint, zu folgen und beizuſtehen jeder berufen iſt. Zwar die Feindſeligkeiten waren eingeſtellt und Blut wurde jetzt nicht vergoſſen, aber ſchwerer als Tod und Wunden auf dem Schlachtfelde trafen jetzt Krankheiten unſer armes Kriegsvolk und wütheten ſchrecklich in ſeinen Reihen! Der erkrankte Soldat gab ſich augenblicklich verloren, und er war es faſt immer, denn in das Spital gebracht, konnte er in den ſeltenſten Fällen der Anſteckung der dort ſchon herrſchenden Faulfieber entgehen! Schon hatten auch die Spitäler keinen Raum, die unglücklichen Leute lagen ſchaarenweiſe unter Wagenſchuppen, oder auch in Höfen unter freiem Himmel, aller Näſſe und Kälte des Oktobers ausgeſetzt; es fehlte in

den meiſten Orten an ſchicklichen Gebäuden, die anſehnlichern gehörten faſt immer den Edelleuten oder bevorrechteten Körperſchaften, die nach ungariſchem Geſetz keiner Einquartirung unterworfen ſind. Man ſuchte die Noth dadurch zu mindern, daß man die Kranken zu Tauſenden nach Niederungarn ſchaffte; ich ſelbſt habe zahlreiche Stromkähne mit ſolcher traurigen Ladung die Wag hinabeilen ſehen, um nachher auf der Donau weiter zu ſchiffen; manche der Kähne, die bei Waghа anhielten, hab' ich beſtiegen, und das Herz mußte ſich bei dem Anblick empören! Die übergedeckten Bretter hielten nicht überall den Regen ab, an gehörige Erwärmung, Erquickung und Pflege war nicht zu denken; die Ausdünſtungen des Fluſſes verurſachten ſchnelle Verſchlimmerung, die ſpärlichen Arzneien blieben wirkungslos unter dieſen gehäuften Nachtheilen. Ob und wo die Armen lebend anlangten, hab' ich nicht erfahren, aber es iſt gewiß, daß keiner von ihnen zurückkehrte.

Dieſer Zuſtand, den wir heftig beſprachen und der unſer Menſchengefühl empörte, hatte nebenher auch ſeine politiſche Wichtigkeit. Das ganze Heer, welches im Auguſt und September mit bewundernswürdiger Anſtrengung ſich wieder ſtark und ſchlagfertig aufgeſtellt hatte, ſank im Oktober auf die Hälfte ſeines Beſtandes zurück, und die Angabe, daß neunzigtauſend Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes für ganz unmöglich zu erachten. Unter ſolchen Umſtänden mußte auch dem Eifrigſten jede Luſt und Hoffnung des Krieges erlöſchen, und auch wir, die wir noch an künftig in beſſeren Händen nochmals möglichen Aufſchwung dieſer Sachen

glaubten, mußten uns eingestehen, daß für jetzt ein schleuniger Frieden zu wünschen sei.

Für Marwitz und mich führten diese Verhältnisse noch eine herbedrängende persönliche Beziehung herbei. Wir gehörten Oesterreich nicht an, wir waren gekommen um gegen die Franzosen zu fechten, der Frieden schnitt uns von diesem Zwecke völlig ab; wir mußten neue Bahnen eingehen, und im österreichischen Friedensdienste zu bleiben, war ein eben so bedeutender Entschluß, als den Abschied zu nehmen. Doch schien, bei dem traurigen Zustande Norddeutschlands und bei der Schwierigkeit, mit unsern erschöpften Mitteln nach England oder Spanien zu gelangen, der österreichische Dienst uns ein für die nächste Zeit nicht zu verscherzendes Gut, die einzige Stätte, uns für bessere Zeiten sicher und ehrenvoll aufzubewahren! In Marwitz, dessen Stellung fester und einfacher war, gediehen diese Ueberlegungen schon damals zu reifem Vorsatz, den er auch folgerecht ausführte. Ich, loser gestellt und in Wünschen und Möglichkeiten auf mannigfachere Entwicklungen angewiesen, konnte wohl vorläufig dieselbe Richtung einhalten, jedoch mit der Ungewißheit, ob ich nicht im nächsten Augenblicke würde genöthigt sein sie wieder aufzugeben.

Solch aufregende und beunruhigende Erörterungen konnten indessen den Gang unsres jetzigen Stillebens nicht ändern, und führten dasselbe in zwiefacher Richtung, nach außen in den gegebenen Verhältnissen, nach innen wie Geist und Phantasie es vermochten, gelassen fort. Kein einziger der beiderseitigen Kameraden verrieth einen Hang an der letztern Richtung irgend Antheil zu nehmen, oder hatte nur einen Begriff davon, aber alle ließen das Wesen

den meisten Orten an schicklichen Gebäuden, die ansehnlichern gehörten fast immer den Edelleuten oder bevorrechteten Körperschaften, die nach ungarischem Gesetz keiner Einquartirung unterworfen sind. Man suchte die Noth dadurch zu mindern, daß man die Kranken zu Tausenden nach Niederungarn schaffte; ich selbst habe zahlreiche Stromkähne mit solcher traurigen Ladung die Wag hinabeilen sehen, um nachher auf der Donau weiter zu schiffen; manche der Kähne, die bei Waagha anhielten, hab' ich bestiegen, und das Herz mußte sich bei dem Anblick empören! Die übergedeckten Bretter hielten nicht überall den Regen ab, an gehörige Erwärmung, Erquickung und Pflege war nicht zu denken; die Ausdünstungen des Flusses verursachten schnelle Verschlimmerung, die spärlichen Arzneien blieben wirkungslos unter diesen gehäuften Nachtheilen. Ob und wo die Armen lebend anlangten, hab' ich nicht erfahren, aber es ist gewiß, daß keiner von ihnen zurückkehrte.

Dieser Zustand, den wir heftig besprachen und der unser Menschengefühl empörte, hatte nebenher auch seine politische Wichtigkeit. Das ganze Heer, welches im August und September mit bewundernswürdiger Anstrengung sich wieder stark und schlagfertig aufgestellt hatte, sank im Oktober auf die Hälfte seines Bestandes zurück, und die Angabe, daß neunzigtausend Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes für ganz unmöglich zu erachten. Unter solchen Umständen mußte auch dem Eifrigsten jede Lust und Hoffnung des Krieges erlöschen, und auch wir, die wir noch an künftig in besseren Händen nochmals möglichen Aufschwung dieser Sachen

glaubten, mußten uns eingestehen, daß für jetzt ein schleuniger Frieden zu wünschen sei.

Für Marwitz und mich führten diese Verhältnisse noch eine hartbedrängende persönliche Beziehung herbei. Wir gehörten Oesterreich nicht an, wir waren gekommen um gegen die Franzosen zu fechten, der Frieden schnitt uns von diesem Zwecke völlig ab; wir mußten neue Bahnen eingehen, und im österreichischen Friedensdienste zu bleiben, war ein eben so bedeutender Entschluß, als den Abschied zu nehmen. Doch schien, bei dem traurigen Zustande Norddeutschlands und bei der Schwierigkeit, mit unsern erschöpften Mitteln nach England oder Spanien zu gelangen, der österreichische Dienst uns ein für die nächste Zeit nicht zu verscherzendes Gut, die einzige Stätte, uns für bessere Zeiten sicher und ehrenvoll aufzubewahren! In Marwitz, dessen Stellung fester und einfacher war, gediehen diese Ueberlegungen schon damals zu reifem Vorsatz, den er auch folgerecht ausführte. Ich, loser gestellt und in Wünschen uns Möglichkeiten auf mannigfachere Entwicklungen angewiesen, konnte wohl vorläufig dieselbe Richtung einhalten, jedoch mit der Ungewißheit, ob ich nicht im nächsten Augenblicke würde genöthigt sein sie wieder aufzugeben.

Solch aufregende und beunruhigende Erörterungen konnten indessen den Gang unsres jetzigen Stillebens nicht ändern, und führten dasselbe in zwiefacher Richtung, nach außen in den gegebenen Verhältnissen, nach innen wie Geist und Phantasie es vermochten, gelassen fort. Kein einziger der beiderseitigen Kameraden verrieth einen Hang an der letztern Richtung irgend Antheil zu nehmen, oder hatte nur einen Begriff davon; aber alle ließen das Wesen

gelten, ja ehrten daſſelbe, ohne den Anſpruch zu haben, in daſſelbe einzudringen; wir konnten nicht umhin, dies als eine ächte Freiſinnigkeit anzuerkennen, die wir auch unſrerſeits üben lernten, indem wir für jede einzelne Eigenſchaft und Tüchtigkeit in unſrer Umgebung einſichtig und gerecht zu ſein ſtrebten, und hiebei mit Verwunderung oft Gutes und Beſtes fanden, wo wir es am wenigſten erwartet hatten. Blieb uns eine gewiſſe norddeutſche Bildung, wie ſie litterariſch überliefert wird, für uns ſelber ein unentbehrliches Element, ſo erließen wir daſſelbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinſtreifte. Wir erkannten uns zu dieſer Billigkeit eigentlich ſchon durch Rahel angeleitet, denn wie unſre Kammeraden unter, ſo ſtand ſie offenbar über jenem Flitterſcheine, der in letztem Betracht ja wirklich nur Werth hat, inſofern er ein Weſentliches ausdrückt oder auszudrücken fähig iſt. Zu Rahel kehrten unſre Unterhaltungen immer zurück, und hatte ich den Vortheil, ſie länger und genauer zu kennen, ſo ſtand Marwitz mir in Sinn und Eifer für ſie kaum nach.

Als ich in Wagha zurück war, fand ich den jüngern Bruder des Oberſten, Grafen Eugen zu Bentheim, angelangt, der den Bruder beſuchen wollte und deſſen Ankunft ungeduldig erwartete. Dieſer junge Mann, bildſchön und lebenskräftig, war kurz vor Ausbruch des Krieges bei der Reiterei in Dienſt getreten, hatte die ungeheuern Schlachten mitgefochten und eine ſchöne Hiebwunde davongetragen, nahm aber dieſe wichtigen Vorgänge in unbändiger Jugendlichkeit ſo leicht, als wären es Knabenraufereien geweſen, und alles trat in den Hintergrund vor dem nächſten Augenblicke der unmittelbaren Gegen-

wart. Da dieſe ziemlich leer und arm erſchien, ſo ſuchte er ſie durch Muthwillen zu beleben, deſſen Stoff in ihm unerſchöpflich war. Eben ſo gutmüthig als lebhaft und heiter, war ſein Treiben uns die willkommenſte Ergötzlichkeit, und es war nicht ſeine Schuld, wenn er nicht mit allen Offizieren binnen vierundzwanzig Stunden auf Du und Du ſtand. Er allein belebte den düſtern armen Aufenthalt und lockerte und verwirrte einigermaßen die Fäden, in welche unſre Tagesordnung verknüpft war. Die Erſcheinung des Oberſten wurde ſehnlich gewünſcht, und gab denn auch allem ſogleich ein neues Anſehen. Alle Läſſigkeit ſchwand, Eifer und Hoffnung traten an die Stelle, neue Ausſichten eröffneten ſich. Er trug den bei Wagram verwundeten Arm noch in der Binde, ſah leidend aus und noch längeren Ausruhens bedürftig, aber auch voll Muth und Feuer, und recht wie ein Anführer, dem man gern folgen mag; er hatte auf der Herreiſe Freunde geſprochen, die im Wechſel der Schwankungen gerade von einer kriegeriſchen erfaßt waren, und dieſe Täuſchungen hatte er mitgebracht.

Der jüngere Bruder blieb nur noch ein paar Tage und ging dann wieder zu ſeinem Regiment. Für mich ordnete ſich bald ein angenehmes Verhältniß, der Oberſt bezeigte mir entſchiedenes Wohlwollen, zog mich in ſeine Nähe und gewöhnte ſich, der ſonſt gegen Untergebene ungemein zurückhaltend war, mit mir vertraulich zu reden, ſowohl über allgemeine Sachen, als auch über ſolche, die ihn und ſeine Familie betrafen. Nicht wenig kam hiebei mir zu Statten, daß ich gleich ihm aus Weſtphalen ſtammte, ein Vorzug, der bei ihm ſehr viel galt. Alles was ich mit Marwitz verhandelt hatte, kam auch hier

wieder zur Sprache, wenn auch aus andern Geſichtspunkten und mit andern Ausdrücken. Ich erfuhr von dem Oberſten den genauen Stand mancher hohen Verhältniſſe, die in Oeſterreich dem vertrauten Kreiſe der Vornehmen kein Geheimniß zu ſein pflegen, aber es dabei doch für die übrige Welt oft lange bleiben. In allen Klaſſen und Gebieten findet ſich dergleichen, was der Wiſſende nicht leicht preisgiebt, und die Freimaurer ſagen nicht ohne Grund, wer ihr Geheimniß verrathe, habe daſſelbe nie recht gewußt. Auch mir wurde alles, was mich über dieſe Hof- und Staatswelt vertraulich aufklärte, zur wahren Einweihung, es wurde mir angehörig, aber band mich zugleich, ich fühlte mich nur um ſo mehr als Oeſterreicher. Schweigen iſt keine Billigung, und was für das Leben des Tages gefeſſelt ſein muß, wird für die Geſchichte der Vergangenheit ohnehin wieder frei; das Recht der Wahrheit bleibt ſomit ungeſchmälert, wobei indeß nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß ſo vieles im Augenblicke Wichtige ſpäterhin völlig unbedeutend wird, und gerade die Geſchichte es iſt, welche, indem ſie die Form des Geheimniſſes zerbricht, auch ſeinen Inhalt oft wegwirft. In den Verhandlungen jener Zeit jedoch ſtiegen, ich kann es nicht läugnen, auch troſtloſe Erbärmlichkeiten zu bleibender Bedeutung auf, weil die Staats- und Volksgeſchicke leider weſentlich mit ihnen verflochten lagen! — Wir machten ein paar Ausflüge die Wag hinauf und hinab, nach Trentſchin und Komorn, und ſahen bei dieſer Gelegenheit, daß unſre Sachen nirgends ſehr glänzend ſtanden, alle Anſtalten waren vernachläſſigt, bei der Vertheilung der Truppen ſchien der Zufall gewaltet zu haben, in den Arbeiten an den Werken von

Komorn zeigte sich kein Eifer. Für die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten schien nichts vorbereitet. —

Inzwischen wurden die kriegerischen Nachrichten wieder durch friedliche abgelöst, und in den Truppen regte sich fast nur das Verlangen, baldigst in die heimischen Standorte abzumarschiren, wenigstens für den Winter nicht in Ungarn zu bleiben. Der Oberst, ungeduldig, beabsichtigte eine Fahrt nach Dotis in das Hoflager des Kaisers, wo jetzt alle politische Betriebsamkeit vereinigt war, und ich sollte ihn auf dieser Reise als Adjutant begleiten. Ich freute mich ungemein, auf diese günstige Weise dem Schauplatze näher zu treten, wo so viel Wichtiges zur Entscheidung lag. Ich hoffte nun endlich auch Gentz und Friedrich Schlegel aufzufinden und mit ihnen von den Freunden in Berlin zu sprechen. Schon war ein Tag für die Abreise vorausbestimmt und auch das Wetter schien sich vollends aufzuheitern, als unerwartet alle frohen Aussichten wieder schwanden.

Die noch unbefestigte Gesundheit des Obersten wurde durch den Aufenthalt in Wagha, in der Nähe des Wassers und so vieler Krankheiten, auf's neue erschüttert, und seine Willenskraft, die anfangs dem Uebel trotzen wollte, bewirkte nur, daß der verzögerte Ausbruch um so heftiger wurde. Der Kranke wollte sich noch immer nicht fügen und machte dem Regimentsarzt große Noth. Dieser war ein guter Mann, auch geschickt genug, aber etwas verzagt, und alles was der Kranke sagte, klang ihm noch zu sehr als Befehl des Obersten, dem zu gehorchen er gewohnt war. Er war daher sehr erfreut, als der Oberst verlangte, er solle mich zu Rathe ziehen. Das Brown'sche System, bei uns im Norden schon verdrängt, stand in

Oesterreich eben in voller Blüthe und auch unser Arzt war ihm zugethan. Mir waren diese Formeln noch geläufig und ich verständigte mich leicht mit ihm. Seinen Anordnungen konnt' ich unbedingt beipflichten, es kam nur darauf an, ihnen bei dem Kranken das Gewicht meiner Zustimmung zu geben. Ein Aderlaß that die beste Wirkung, und die beginnende Genesung machte mir außerordentlichen Ruhm. Ich aber mußte theils lachen, theils ergrimmen, daß die Ironie des Schicksals mich, der ich die Medizin fliehend die Waffen erwählt hatte, inmitten der Waffen doch wieder auf die Medizin warf. Aber ich sollte diese Ironie bald noch schärfer empfinden!

Die Generale in Szered hatten die Erkrankung des Obersten erfahren und drangen darauf, daß er aus dem ungesunden Wagha nach dem besser gelegenen Szered gebracht würde. Vergebens thaten wir Einspruch, der Oberst selber wünschte in Szered zu sein, und die Stabsoffiziere entschieden, seinem Wunsche und dem Verlangen der Generale sei nachzugeben. Schon auf der Ueberfahrt verschlimmerte sich der Zustand und war gleich nach der Ankunft bedenklich. Statt des Regimentsarztes, der in Wagha blieb, übernahm ein Unterarzt, ein kenntnißreicher, wackerer Mann, der sich in Szered befand, die Kur, und verschrieb angemessene Arznei, die ich durchaus billigen mußte. Zum Unglück aber war ein Oberstabsarzt in der Nähe, und als der von dem vornehmen Kranken hörte, drang er bei uns ein, that die üblichen Fragen, erstattete den Generalen Bericht und machte ihnen begreiflich, daß ein Mann von Stande durch einen Arzt von Rang behandelt werden müsse. Er kehrte mit hohem Auftrage zurück, löste den Unterarzt ab, verwarf die bisherigen

Mittel und verſchrieb andere, weit ſchwächere. Der Kranke phantaſirte, merkte aber doch, daß ein andrer Arzt ihn behandelte, wurde darüber zornig und wollte nichts mehr einnehmen; da er ſichtlich ſchlimmer wurde, und die Mittel offenbar unzulänglich waren, ſo erlaubte ich mir, dem Oberſtabsarzte einige Bedenken zu äußern, die aber zur Folge hatten, daß er ſeine Arznei noch verringerte und höheren Orts vorſtellte, wie unerhört und unſtatthaft es ſei, daß ein Fähndrich ſich in ärztliche Sachen miſche.

Eines Nachmittags wurde ich von dem Krankenbette, das ich weder bei Tag noch Nacht verließ, durch eine Ordonnanz abgerufen, weil mich jemand ſprechen wolle, der unten vor dem Hauſe auf- und abging. Ein kleiner gedrungener Mann, von feinem und kräftigen Ausſehen, ſagte mir mit kurzen Worten, er ſei der General Freiherr von Wacquant-Geozelles, unſer Diviſionair, und habe vom kommandirenden General Grafen von Sommariva den Auftrag, mich zur Rede zu ſtellen und mir ſtreng zu unterſagen, in die mediziniſche Behandlung meines Oberſten irgendwie einzugreifen, wobei er in eignem Namen hinzufügte, er glaube wohl, daß ich in guter Meinung gehandelt, aber ich ſolle bedenken, welch gefährliches Spiel ich triebe, der Oberſt ſei ein Mann von größter Auszeichnung, im Heer und am Hofe höchſt geſchätzt, was ſich mit dem ereignete könne nicht unbeachtet vorübergehen, und wenn ſeine Krankheit einen ſchlimmen Ausgang nähme, würde es unfehlbar heißen, ich hätte ihn umgebracht; beten Sie nur zu Gott um ſeine Geneſung, ſchloß er ſeine Ermahnung, denn wenn er ſtirbt, ſo weiß ich nicht, wie Sie der ſchwerſten Verantwortung entgehen wollen! — Ich kannte den General ſchon von

Wagram her und als einen unſrer tapferſten und gebildetſten Anführer. Ich hatte ihn ausreden laſſen, und obwohl im Innern heftig bewegt, erwiederte ich doch mit möglichſter äußerer Ruhe: wenn der Oberſt an dieſer Krankheit ſtürbe, ſo würde ich dies als ein ſo großes Unglück empfinden, daß mir alles, was mich ſonſt beträfe, dagegen gleichgültig wäre; ich aber hoffte, der Kranke werde geneſen, und geſchähe das nicht, ſo wäre nicht ich, ſondern der Eigenſinn und Dünkel des Oberſtabsarztes Schuld, der ihn unrichtig behandle, und deſſen Takt und Kenntniß ich für äußerſt gering erklären müßte. Darauf erzählt' ich ihm den ganzen Hergang, wie der Oberſt, von meinen Studien unterrichtet und meiner Einſicht ganz vertrauend, nur auf mich hören wolle, wie von ihm ſelbſt und von den Stabsoffizieren des Regiments mir anbefohlen ſei, bei ihm zu bleiben, und wie ich nicht freventlich noch leichtfertig, ſondern in der Noth der Umſtände, und dabei mit ſichrem Bewußtſein, mich einer Aufgabe unterzogen, die ich allerdings lieber gemieden hätte; ich legte ihm darauf dar, wie der Oberſtabsarzt nur ſchwache Mittel anwende, mit denen ein ſolches Nervenfieber nicht könne bezwungen werden, in vierundzwanzig Stunden ſei es vielleicht zu ſpät, und ich ſei entſchloſſen, dem Kranken, wenn man nicht durch Gewalt mich verhindre, noch in dieſer Nacht Moſchus und Kampher zu geben, weil ich wiſſe, daß dieſes die rechten Mittel ſeien, dies hätte ich auch ſchon, weil ich der Verantwortung nicht feige mich entziehen wolle, dem Unterarzt vertraut, der glücklicherweiſe mein Urtheil beſtätigt, und mir auch die Arzneien verſchafft habe; ich ſchloß mit der Erklärung, nachdem ich nun mein Gewiſſen befreit und

die Lage der Dinge dargelegt, müsse ich mich gänzlich der höheren Entscheidung überlassen, und wenn der Herr General mir befehle, zum Regimente zurückzukehren, so würde die nächste Viertelstunde mich nicht mehr hier finden; was aber dann aus dem Kranken werden möge, das wolle ich nicht verantworten.

Ich will nicht läugnen, daß der Eifer dieser Rede, wiewohl vor allem ein gutes Gewissen sie stärkte, doch zum Theil auch durch das Gefühl der wirklich beängstigenden Lage geweckt wurde, in die ich mich gedrängt sah. Ich fühlte, daß ich Ursache hatte, hier alle Kraft aufzubieten, um die unglücklichste Niederlage abzuwenden. Wir gingen vor dem Hause, und standen auf Augenblicke still, während welcher der General mich mit durchforschenden Augen prüfte. Der treffliche Mann erkannte bald, daß hier ganz außergewöhnliche Umstände walteten, und erwog die mannigfachen Momente mit rascher Umsicht. Das Ergebniß war, daß er meinen Eifer und meine Hingebung rühmte, mein Verbleiben bei dem Kranken für unerläßlich erklärte, auch keineswegs mir die Hände binden wollte, so zu verfahren, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen könnte, nur gab er mir wiederholt zu bedenken, daß ein schlimmer Ausgang mir die Rechtfertigung vor den Menschen fast unmöglich machen würde! — Mit bestürmtem Innern kehrte ich zu meinem Kranken zurück, der inzwischen unruhig nach mir verlangt hatte. Mein Entschluß wankte nicht, und ich gab die schon bereitgehaltene Arznei. Mich konnte nicht stören, daß auch noch der Kommandirende, Graf von Sommariva, mich zu sich auf das Schloß beschied, und auf den empfangenen, wiewohl vortheilhaften Bericht des Generals

von Wacquant mir doch dessen Warnungen nochmals einschärfen wollte. Die ganze Nacht und den folgenden Tag und abermals die ganze Nacht hindurch ließ ich regelmäßig Dosis auf Dosis folgen, unter größter Anspannung des Körpers wie des Gemüths, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich erfolgte die Krisis, die Krankheit war überwunden, die glücklichste Herstellung in Aussicht. Aber nun galt es doppelte Sorgfalt, um alle schädlichen Einflüsse abzuwehren, nicht nur solche, die der Zufall und der sehr eigenwillige Kranke selbst herbeiführen konnte, sondern auch die einer blinden ärztlichen Behandlung, welche den unerwarteten Erfolg als ihr Verdienst ansprechen wollte. Eine Veränderung, welche in der Stellung der Truppen vorging, entfernte glücklicherweise den Oberstabsarzt, und nur ein wackerer Oberarzt, Dr. Maschka — wenn ich mich recht erinnere, vom Regimente Erzherzog Rainer — beaufsichtigte die weitere Genesung.

Diese schritt jedoch überaus langsam vor; wir waren im tiefsten, unfreundlichsten Herbst, die Wohnung eng und schlecht, es fehlte an allen Unterstützungen; auch die Generale hatten Szered verlassen, und ihre Theilnahme und Autorität mußten wir in so manchen Fällen sehr vermissen. Wir hatten Quartier bei einem katholischen Pfarrer, der nebst einer Schwester, die ihm sein Hauswesen führte, nur unmuthig die aufgebürdete Last ertrug, und jede kleinste Gefälligkeit versagte. Der Name Ketzer zeigte genug, was man von uns hielt. Glücklicherweise befand sich außer der Dienerschaft des Obersten noch ein Korporal als Ordonnanz bei uns, der unter diesen Umständen uns zur größten Hülfe wurde. Er hieß Busch,

und war von Köln am Rhein gebürtig, alſo eine Art Landsmann von mir und dem Oberſten. „Laßt mich nur machen!“ rief er, „ich bin aus einem erzkatholiſchen Ort, ich will gut kölniſch mit den Leuten reden; mögen ſie uns die Hölle heiß machen, aber nur auch das Feuer im Ofen und auf dem Heerd nicht ſparen!“ Wie er es angefangen, bleibe dahingeſtellt, genug er ſetzte ſich bei dem Bruder in Anſehn und bei der Schweſter in Gunſt, ſchaltete in der Küche nach Belieben, ſorgte für gute, reinliche Brühen, und uns Allen kam ſeine Bemühung zu ſtatten. Das Eine hatte er ſich ausgebeten, daß er ſich für einen Feldwebel ausgeben dürfte, denn als Korporal würde er kein Glück machen; die Scheinerhöhung wurde gern erlaubt, und dem durchtriebenen, in Liſten und Anſchlägen gewandten Mann gelang es in kurzer Zeit, den Schein zur Wahrheit umzuwandeln, er führte, als er zum Regimente zurückkehrte, anſtatt des Haſelſtocks wirklich das ſpaniſche Rohr. —

Wie die Kräfte des Oberſten nur etwas zunahmen, wuchs auch ſeine Ungeduld und die Schwierigkeit ihn zu behandeln. Er verlangte die Regimentsgeſchäfte zu führen, wollte den Stand der politiſchen Angelegenheiten wiſſen, ereiferte ſich über die Unkunde, in der wir lebten, äußerte den größten Mißmuth, und begehrte aus der Enge in die große Welt hinaus. Da der Frieden nicht zu bezweifeln war, ſo dachte er den Dienſt auf eine Weile zu laſſen, nach Piſa zu reiſen, und in den dortigen Bädern ſich von Wunden und Krankheit zu erholen, ſo wie des Unglücks der Zeit zu vergeſſen. Ich ſollte ihn auf dieſer Reiſe begleiten, und mußte vorläufig den Plan, der ihn ſchmeichelhaft beſchäftigte, ſeinen Angehörigen mit-

theilen, besonders auch seiner Schwester, der Fürstin von Solms-Lich, die er zur Mitreise zu bereden wünschte. Das Regiment lag noch immer in Wagha, in dem traurigen Orte durch die Entfernung des geliebten Obersten völlig verwaist; täglich kamen Offiziere trotz Wegen und Witterung herüber geritten, um von seinem Ergehen zu hören, und als man ihm davon sagte, wollte er sie sprechen, forderte die Stabsoffiziere zu sich, und warf sich in ein Gewirr von Sorgen und Anliegen, das weit über sein Vermögen ging. Diese Aufregung der Nerven wurde bedenklich, es konnte ein Rückfall Statt finden, den zu verhüten wir alles aufboten. Sowohl die Stellung als die Gemüthsart des Kranken erforderten hiebei die zartesten Rücksichten, und es fügte sich von selbst, daß die Last der Dinge hauptsächlich auf mich fiel, sei es, daß eine Weigerung gegen ihn durchzusetzen, oder eine Thätigkeit in seinem Namen auszuführen war. Seine Dankbarkeit für mich erwies sich vorzüglich in dem gränzenlosen Zutrauen, das er mir nun schenkte, und nicht nur in Sachen, in denen ich dasselbe rechtfertigen konnte, sondern auch in Beziehungen, wo dies unmöglich war. Seinem Urtheil und seiner Willensmeinung konnt' ich wohl schriftliche Gestalt geben, und allenfalls auch die eigne Meinung dabei geltend machen, allein, wenn er die Höherstehenden geradezu an mich verwies, und ihnen sagte, sie sollten nur nach meinem Ermessen thun, so mußte diese Ungehörigkeit mich in die größte Verlegenheit bringen und den verdrießlichsten Verwicklungen aussetzen.

Mein Verhältniß zu dem Obersten war im Regimente bald bekannt, und zog mir mancherlei Ansprachen und Gesuche zu, die nicht immer ohne Schwierigkeit abzuweisen

waren. Sogar Stabsoffiziere ließen sich herab, den Herrn Fähndrich zu bitten, daß er ihren Wünschen förderlich sein möchte. Abläugnen konnte dieser seinen Einfluß nicht, denn der Oberst selber sagte immerfort: „Sprechen Sie nur mit dem Herrn Fähndrich.“ War mir aufgetragen, ein günstiges Zeugniß oder Empfehlungsschreiben auszufertigen, wie öfters vorkam, so ließen freilich die Ausdrücke und Wendungen sich leicht von der Art finden, daß die Empfänger wohl befriedigt waren, und nie etwas Geschickteres gesehen zu haben betheuerten, wobei die ganze Zierlichkeit und Kraft bisweilen nur auf einem gutangebrachten „sowohl — als auch“ beruhten. Allein es kamen auch Gesuche, die ich dem Obersten zur Unterschrift nicht vorlegen wollte, sondern auf die Zeit seiner völligen Herstellung verwies. In den Tagen, wo sein Zustand die größte Ruhe forderte, kamen die Hauptleute von Marais und von Pirner zu mir, in Auftrag des Oberstlieutenants von Liezenmayer und Namens aller Offiziere, um mir vorzustellen, es sei zuverlässige Nachricht eingegangen, daß in Aussicht des nicht mehr zweifelhaften Friedens binnen wenigen Tagen ein höchster Befehl alles Avancement einstellen werde, da sei es dringend nöthig, für diesen Fall die noch vorhandenen Lücken unverweilt auszufüllen, der Oberst würde außer sich sein, wenn er späterhin sähe, daß dies versäumt worden, von ihm aber müsse die Sache ausgehen, seine Unterschrift sei durch keine andre zu ersetzen, nun seien zwei Lieutenantsstellen im Regimente offen, und zwei Fähndriche könnten noch das Glück dieser Beförderung genießen, der eine sei von Rechts wegen der dienstälteste Fähndrich, ein tapfrer Soldat, eben erst von seiner bei Znaym empfan-

genen Wunde geneſen, der andre möchte ich ſelber ſein, an dem zwar nicht die Reihe ſtehe, der aber in Betracht der ebenfalls erlittenen Verwundung dieſe Auszeichnung wohl verdiene. Ich fragte, was der nächſtfolgende Fähndrich, dem ich mich vorſchieben ſollte, für ein Mann ſei? „O ein tüchtiger, ehrenhafter Krieger, dem alles Gute zu gönnen iſt! Aber leider zwei Stellen ſind nur offen!“ Ich ließ mir die ſchon bereitgehaltenen Papiere geben, füllte die leergelaſſenen Namenlücken aus, und ging zu dem Oberſten hinein, den ich mit dem Zwecke bekannt machte und um ſeine möglichſt feſte und deutliche Unterſchrift bat. Als ich wieder hinauskam und den beiden Hauptleuten die nun vollzogenen Ernennungen übergab, ſahen dieſe mit Erſtaunen die Fähndriche Trinkwalter und Wolfzettel zu Lieutenants befördert. Sie umarmten mich voll Rührung. Ich verſicherte ſie, ich hätte nichts gethan, als mir das Recht bewahrt, künftig unter den Offizieren freien und offnen Blickes zu erſcheinen, denn wenn ich dieſe Umſtände für mich zum Nachtheil eines braven und mehrberechtigten Kameraden benutzt hätte, ſo würde ich ſtets die Augen haben niederſchlagen müſſen. Das Regiment aber pries über die Maßen meine Selbſtverläugnung, und alle Offiziere, ältere wie jüngere, bezeigten mir um ſo mehr Achtung und Wohlwollen. Ich hatte wirklich nur die unerläßlichſte Pflicht und wahrhaftig ohne den geringſten Kampf erfüllt; auch um höheren Preis hätte ich nicht anders handeln können, aber freilich galt meinem Sinn und Abſehen ein ſolches Aufſteigen in den unterſten Graden nicht als ein ſo großes Heil, wie es allerdings für diejenigen erſcheinen mußte, deren ganzes Lebensziel innerhalb dieſer Stufenfolge lag. —

Unſer Aufenthalt wurde von Tag zu Tag unangenehmer, beſonders da die Truppen aus der Gegend mehr und mehr wegzogen, und auch an das Regiment in Wagha die Reihe kam; daſſelbe auf den langſamen Herbſt- und Wintermärſchen durch das Slowakenland und Mähren nach Böhmen zu führen, konnte der Oberſt ruhig dem bisherigen Kommandanten überlaſſen, weder Pflicht noch Ehrgeiz litten dabei, und zum Ueberfluß empfing er von obenher ſogar die freundliche Aufforderung, ſich demnächſt in Wien einzufinden, den Zeitpunkt aber, daß der Weg dahin frei würde, einſtweilen in Tyrnau abzuwarten. Wir benutzten den erſten etwas ſonnigen Tag, uns mit gehöriger Vorſicht in dieſe Stadt überzuſiedeln, wo wir leidliches Quartier und manche Hülfsmittel fanden, die uns nach der langen Entbehrung in Szered von großem Werthe waren. Es gab wieder Zeitungen zu leſen, einige Bücher, auf den Straßen zeigte ſich einiges ſtädtiſche Leben, die Kaufläden, die Handwerke lieferten manches, was der Augenblick wünſchenswerth machte. Unter andern fand ſich ein Schachſpiel, und der Oberſt freute ſich, mir darin überlegen zu ſein und ſich als mein Lehrmeiſter zu benehmen.

In Tyrnau, wo jetzt vielfacher Durchzug war, fehlte es nicht an Beſuchen; ich ſah hier den Oberſten von Oberndorf wieder, der mich in Wagram zuerſt an Bentheim gewieſen hatte, und mich nun beglückwünſchte, daß ein ſo gutes Verhältniß entſtanden ſei; der General Graf von Weißenwolf war eine willkommne Erſcheinung, er wußte ſeine Laune und ſoldatiſche Derbheit angenehm zu verbinden, und erzählte beißende Anekdoten mit großer Gelaſſenheit; auch der General von Wacquant fand ſich zu

einem Beſuch ein, wobei er mich zwar beſondrer Aufmerkſamkeit würdigte, aber doch jede Anſpielung auf jenes frühere Begegniß vermied, gleichſam als grauſe ihm noch vor der Gefahr, in der er mich damals ſchweben geſehen; ſein Beruf zur Diplomatie, in welcher ſeine Thätigkeit nicht weniger als im Kriege ſich hervorgethan, wurde in ſolchen Zügen auch bei geringen Anläſſen kenntlich. Mehr als alles erfreute mich das unerwartete Eintreten von Marwitz; er hatte mich abermals ausgeſpürt, und wünſchte mir Nachrichten aus Berlin mitzutheilen; jedes Geſpräch mit ihm war mir ein Reiz und ein Gewinn, jedoch mußt' ich diesmal einen großen Theil der Unterhaltung dem Oberſt überlaſſen, der an Marwitz das ausgezeichnetſte Wohlgefallen hatte, und auch ihm den vortheilhafteſten Eindruck machte. Die militairiſchen Ereigniſſe, die politiſchen Ausſichten wurden gründlich und geiſtreich beſprochen; inmitten der traurigſten Demüthigung, die der unglückliche, ſchmachvolle Frieden uns gebracht, während die Truppen mit geſenkten Fahnen in geſchwächter Zahl heimzogen, nach dem größten Länderverluſt, dem auch alles vorräthige und noch zu erſchwingende Geld nachfolgen mußte, gab und empfing der ungeſchwächte Kriegsmuth ſchon wieder Handſchlag auf neue Waffenentſcheidung; nach vier Jahren, hieß es, werde Oeſterreich erholt ſein, und ſein Heer auf's neue in's Feld rücken; den Frieden könnten wir uns als Waffenſtillſtand gefallen laſſen. Auf welchen Umwegen ſich dieſe Vorherſagung erfüllen würde, das lag ungeahndet in Dunkelheit.

Auf des Oberſten dringende Einladung kam Marwitz noch ein zweitesmal nach Tyrnau. Es war eine neue

Erhellung der im Grunde doch langweiligen Dämmerung, in der ich hinlebte. Als er eben zum Heimfahren in den Wagen steigen wollte, ereignete sich das Glück, daß mir ein Brief eingehändigt wurde, ein Brief von Rahel, der erste und einzige, seit meinem Weggehen von Berlin! Er war vom 8. Juli, und hatte vier Monate herumgeirrt, eh' er mich endlich in diesem Neste hier traf! Ein solcher Augenblick ist nicht zu schildern, und daß Marwitz ihn noch mitgenoß, müßte mir ihn auch in Rahel's Sinn erhöhen. Wir vertheilten die theuren Blätter, und lasen gleichzeitig. Denn mir fiel nicht ein, daß für Marwitz, den ich von gränzenloser Verehrung für Rahel erfüllt sah, etwas geheim zu sein brauchte. Der Oberst gestand, unsre Ergriffenheit übersteige sein Verstehen, von solchem Verhältnisse habe er bisher keinen Begriff gehabt, nun sehe er wohl die Wirkung, aber das müsse ein wunderbares Wesen sein, dem wir vereint so anhingen. —

Auch den Obersten traf noch in Tyrnau zuletzt eine Neuigkeit, die ihm Geist und Gemüth lebhaft ansprechen mußte. Die Offiziere des Regiments hatten einstimmig beschlossen, für ihn den Theresienorden zu fordern, und deßhalb dem Ordenskapitel, das zum Schlusse des Feldzugs Statt finden sollte, ihr Ansuchen eingereicht. Die Regel dieses Ordens bestimmt zwei Bedingungen, unter denen allein er angesprochen werden kann, nämlich daß eine Waffenthat unbefohlen aus freiem Entschlusse ausgeführt worden, und daß ein erheblicher Vortheil dadurch entstanden sei. Beide Bedingungen waren erfüllt, sowohl durch den gelungenen Angriff am Abend des 5. Juli, als durch den nicht minder furchtbaren am Abend des 6.,

bei welchem der Oberſt verwundet worden war. Seine Anſprüche wurden durch das Zeugniß des Regiments, durch das der höchſten Generale, und beſonders durch das gewichtige und höchſt günſtige des Erzherzogs Karl, auf das bündigſte begründet. Wenn man weiß, was der Thereſienorden im öſterreichiſchen Heere bedeutet, ſo begreift man wohl, daß dieſe Angelegenheit mit großer Spannung und eifrigſter Sorgfalt behandelt wurde. Es gab mancherlei zu erwägen, und viel zu ſchreiben; mir lag die Beſchäftigung mit dieſer Sache ſehr an, und ich freute mich ihrer als wär' es meine eigne. Aber noch ein Offizier des Regiments, Hauptmann von Weitenfeld, hatte Anſprüche auf den Thereſienorden, und auch ihm ſucht' ich nach Kräften förderlich zu ſein. Daß er am Abend des 5. Juli bei dem Anſtürmen der Franzoſen vor der Fronte des Regiments den Erzherzog Generaliſſimus aus der Mitte von vier Franzoſen herausgehauen, dem einen, der eben abfeuern wollte, das Gewehr weggeſchlagen, den andern, der nach den Zügeln des Pferdes griff, niedergeſtochen, und die beiden übrigen in die Flucht gejagt hatte, war bezeugte Thatſache; zweifelhaft konnte nur ſein, wie hoch man den Werth dieſes Heldenſtücks anſchlagen würde. Der Hauptmann ſelbſt rechnete nicht ſehr auf den Orden, aber um ſo ſichrer auf ehrenvolle Anerkennung, die ihm auch gebührend zu Theil wurde.

Nachdem dies alles, ſo weit es jetzt geſchehen konnte, in Ordnung und Bereitſchaft gebracht war, kam endlich die längſterſehnte Nachricht von dem Abzuge der Franzoſen von Wien, wo noch zuletzt, ohne Fug und wie zum Hohn, auf Befehl Napoleons die Feſtungswerke

gesprengt worden waren. Ergrimmt über solches Verfahren, aber doch froh, nur endlich die Hauptstadt frei zu wissen, beeilten wir die Abreise, und verließen Tyrnau und Ungarn, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, ohne sonderliches Bedauern. Gegen Ende des Novembers langten wir wohlbehalten in Wien an.

Nach dem Wiener Frieden.

Wie ganz anders jetzt bot Wien sich dem Anblick dar, als noch vor wenigen Monaten! Ich hatte die Stadt im Sonnenschein verlassen, erfüllt und belebt von Glanz und Ueppigkeit, — zwar des Feindes, aber eines Feindes, der zu gefallen suchte, — aufgeregt in den Ansprüchen des Tages und gespannt in Erwartung der nächsten Zukunft; jetzt, in Dunst und Regen eingehüllt, entblößt des fremden Glanzes und der Wiederkehr des eignen noch ungewiß, nun entschieden die gebrachten Opfer und erlangten Nachtheile überschauend, gedemüthigt durch den Frieden, noch hart bedrängt und unselig bedroht durch dessen nächste Folgen, — das waren in der That starke Verdunkelungen des vorher so hellen Bildes! Die Augen wurden zumeist beleidigt durch den nach allen Seiten unvermeidlichen Anblick der Bollwerke, die zerrissen und gestürzt als mächtige Trümmer den Kern der Stadt umlagerten. In den bürgerlichen Verhältnissen begann die Entwerthung des Papiergeldes, das aus den abgetretenen Ländern zurückströmte und immer tiefer sank, als ein neues Unheil fühlbar zu werden, und Sorge,

Mißmuth und Widerwillen brachen aller Ecken und Enden hervor. Damit kein Uebel fehlte, ſuchte die Verſtimmung auch den Gegenſatz auszubeuten, der zwiſchen den Dagebliebenen und den Wiederkehrenden ſich finden ließ; dieſe warfen jenen vor, mit dem Feinde zu freundlich geweſen zu ſein, worauf die erſtern mit der Anklage antworteten, daß ſie dem Feinde preisgegeben, daß überhaupt der Krieg ſo ſchlecht ausgefochten worden.

Gleich nach uns war der Kaiſer Franz in Wien eingetroffen und hatte durch dieſe ſchnelle Wiederkehr die Einwohner freudigſt überraſcht und wirklich beglückt. Für einen Augenblick war alle Unzufriedenheit und Klage vergeſſen; man frohlockte, den geliebten Herrſcher wiederzuſehen; man drängte ſich ihn zu ſehen, ihm auf alle Weiſe zu bezeigen, wie er geliebt ſei, wie ſein treues Volk an ihm hänge. Im Burgtheater, wo er Abends in der Loge zuerſt öffentlich erſchien, jauchzte ihm unendlicher Jubel entgegen, das Beifallklatſchen und Leberufen wollte gar nicht enden und die dankenden Grüße und Verbeugungen des Kaiſers mußten ſeine Kräfte beinah erſchöpfen. Ich war ſehr nah, und ſeine ſchmächtigen, kummervollen Züge rührten mich tief; nur verwunderte mich die blitzartige Schnelligkeit, mit der ſie vom Ernſt in Freundlichkeit und von Freundlichkeit wieder in Ernſt überſprangen, denn der Anlaß zu ſolchem Wechſel erneuerte ſich immerfort. Man gab ein damals beliebtes Stück „Agnes Sorel", worin der Anſpielungen auf einen bedrängten unglücklichen Fürſten genug vorkamen, die von den Zuſchauern mit Leidenſchaft aufgefaßt wurden und immer auf's neue einen Sturm der Begeiſterung erregten. Niemand ſchien ein Arg dabei zu haben, daß die Vorgänge auf der Bühne

mit dem Geschicke des Kaisers doch auch bittre Gegensätze lieferten, und daß man ihm ein Bild alles dessen vorhielt, was ihm nicht zu Theil geworden war. Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet und neues Leben schien die Bürger zu beseelen, mit dem Kaiser war ihnen Muth und Zuversicht wiedergekehrt. Doch jemehr die Liebe und Begeisterung für den Kaiser laut wurde, desto bittrer äußerte sich zugleich der Grimm und Haß gegen die Personen, welche, wie man behauptete, seiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrath geschadet hatten; in demselben Maße, wie der Herr gepriesen, wurden seine Diener verwünscht. Durch den langen Aufenthalt der Franzosen war ein Geist des Widerspruchs, des Tadels und Hohnes in dem Volk erregt worden, den man in ihm früher so nicht gekannt hatte. Die Ehrerbietung vor den höchsten Namen war verschwunden, der Unwillen achtete keiner Würden noch Formen, man konnte bedenklich wahrnehmen, was für gefährliche Elemente auch hier schon in der Menge hin und her wogten.

In dieser Atmosphäre, welche sowohl die höchsten als die untersten Kreise durchdrang, schien kein sonderliches Behagen zu hoffen, und die sonstige Anziehungskraft des Wiener Lebens übte wenige Wirkung mehr. Auch mein Oberst, von dem unfreundlichen Element widrig berührt, dachte nicht lange darin zu verweilen, sondern nach Besorgung der nothwendigsten Geschäfte die Reise nach Italien alsbald anzutreten. Wir waren im Gasthofe zum Erzherzog Karl eingekehrt, wo wir uns enge behelfen mußten, weil die besten Zimmer noch von Franzosen besetzt waren, die mit den österreichischen Behörden noch allerlei

abzuſchließen hatten. Die erſten Tage vergingen in trüber Zurückhaltung, denn wir mußten vor allem abwarten, daß unſre bürgerliche Kleidung fertig würde, da die öſterreichiſchen Offiziere die Uniform nur im Dienſte zu tragen pflegten. Nun begannen wir unſre Beſuche zu machen, jeder die ſeinigen, manche auch zuſammen.

Die Häuſer Arnſtein, Pereira, Eskeles, fand ich offen und freundlich wie immer; allein die Art, wie in dieſen Kreiſen die herrſchende Unzufriedenheit ſich ausſprach, konnte mir nicht gefallen und wurde mir oft peinlich. Beſonders war Frau von Arnſtein leidenſchaftlich aufgeregt; ihren Haß gegen die Franzoſen überbot noch der Haß gegen diejenigen Oeſterreicher, denen ſie die Schuld der unglücklichen Kriegführung und des noch unglücklichern Friedens beimaß; natürlich kamen hiebei Aeußerungen vor, die ruhig anzuhören mir nicht geziemte. Bei einem ſolchen Anlaſſe, der durch die Zahl und Art der Zeugen noch unangenehmer wurde, gab ich ihr, mit Berufung auf Worte von Goethe, eine Erwiederung, daß ſie verſtummte, worauf ich mich empfahl und nicht wieder hinging. Bei Frau von Eskeles war dergleichen Verlegenheit nicht zu fürchten, alles war dort in gemäßigter Form, dagegen hatte die Unterhaltung viel von ihrem früheren Reiz eingebüßt; die lebhaften Franzoſen, die ich dort früher geſehen, waren durch niemand erſetzt, am wenigſten durch Bartholdy, der in dieſen Kreiſen nun eine Hauptperſon war und in ſeinem eitlen Ehrgeiz oft die wunderlichſten Anſprüche machte; daß er Geiſt und Kenntniſſe hatte, war ihm von allen Seiten zugeſtanden, daß er aber bei ſeiner Häßlichkeit ein Liebling der Damen ſei und an Verſchwendung, Sittenfreiheit und Welttton den

glänzendſten Kavalieren gleichſtehe, wollte man nicht gelten laſſen; auch das politiſche Anſehn, welches er ſich zu geben ſtrebte, hatte keinen Grund und Halt mehr, die öffentlichen Angelegenheiten wurden nun in enger Häuslichkeit abgethan, wo für fremden Dienſteifer kein Raum blieb.

Frau von Schlegel, die ich aufſuchte, lebte bald wieder mit ihrem Manne vereint, der aus Ungarn etwas ſpäter eintraf; auch ſie hielten ſich in beſcheidener Stille, weil ihnen der Umgang in jenen Häuſern, mit denen ſie doch nahe Verbindung hatten, wenig behagen konnte. Zwar regte ſich in Friedrich von Schlegel die Tadelſucht heftig und er mochte in manchen Urtheilen die Strenge der Frau von Arnſtein noch überbieten, aber in ſeinen Aeußerungen beobachtete er die größte Vorſicht, denn ungeachtet er ſchon damals ſeine eignen Wege im Auge hatte und dem Gange der öſterreichiſchen Sachen oft gar nicht zuſtimmte, ſo ſchloß er ſich doch möglichſt an die Staatsbehörde an und ſuchte den Maßregeln derſelben eine gute Seite abzugewinnen, die ſich loben ließe. Anfangs hatte er viele Offenheit für mich und verhehlte ſeine tieferen Gedanken weniger; als er aber bemerkte, daß ich gerade in dieſen von ihm abwich, wollte er auch ſeine Tagesmeinungen nicht mehr bloßgeben und verhielt ſich ſchweigend, wenn ich, unbefangen und rückſichtslos, frei herausſagte, was mir in den Sinn kam. Seinen Geiſt und ſeine edlern Geiſteswerke, ſeine Gedichte, Fragmente, kritiſchen Forſchungen verehrte ich mit treuem Eifer, der ihm auch in der Oede, die ihn damals umgab, doppelt wohlgefällig ſein mußte, denn er geſtand, daß kein eigentlicher Wiener das Geringſte von ihm wiſſe, oder höchſtens ihn mit ſeinem

Bruder verwechsle, der das Jahr vorher als Begleiter der Frau von Staël dort einigermaßen bekannt geworden war; in Ungarn aber sei ihm widerfahren, daß man wohl von ihm gewußt, doch nur als von dem Verfasser der Lucinde, und daher gezweifelt habe, ob man ihn bei Damen einführen könne! Diesen berüchtigten Roman und das sinnliche Treiben, das ihm zu Grunde liegt, wollte er damals noch keineswegs preisgeben, wie er späterhin zu thun doch gezwungen war, indem sowohl er selbst als auch die Forderung der Welt sich in entgegengesetzter Richtung steigerten. Nicht in eben solchen Ehren, wie ihn, konnt' ich seinen Bruder August Wilhelm halten, obschon ich bekennen mußte, daß dessen Meisterschaft und Eleganz der Formen von jeher wie ein Zauber auf mich gewirkt habe; es half nichts, daß in dieser Zeit aus Coppet ein Brief von ihm eintraf, der mich und meine Freunde wegen des Doppelromans ungemein lobte, ich verspottete die Vornehmheit und Beschützerart, die aus seinem Briefe sprachen, und gewann mir dadurch auch bei Friedrich keinen Dank, der wohl selbst über den Bruder sich gern lustig machte, aber dies doch höchst ungern von Andern sah.

Der preußische Gesandte Graf Karl von Finckenstein, dessen Bekanntschaft ich nicht entgehen konnte, denn er hatte in Ungarn, von Berlin her angeregt, sich eifrig nach mir umgethan, war mir in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Wohlwollend, fein, mit Ansprüchen auf höhere Bildung, eifrig und sogar nachdrücklich in seiner Aeußerungsart, gab er dem prüfenden Blicke doch im Ganzen nur ein Bild gutmüthiger Schwäche; im Sittlichen, im Aesthetischen mochte er mit seinen angenehmen Eigenschaften noch leidlich auskommen, im Diplomatischen dagegen,

wo sie noch am ehsten sich verbergen zu können schien, war seine Schwäche ganz offenbar. In Zeiten der mächtigsten Krisen war er unbedeutender geblieben, als es einem Gesandten Preußens, selbst damals in der freilich ungünstigen Lage seines Landes, erlaubt sein konnte. Er hatte das Gefühl seines Mißgeschicks, und allerdings trat ihm dieses bei jedem Schritte deutlich genug entgegen; er stand wie außerhalb des diplomatischen Verkehrs, erfuhr kaum die nothdürftigsten Neuigkeiten, suchte in Bartholdy's Betriebsamkeit Rath, und gab sich dadurch nur noch mehr bloß. Früher war ihm einiger düstre Franzosenhaß noch günstig angerechnet worden, jetzt durfte dieser nicht zu sehr vortreten, denn gerade die diplomatischen Formen hatten die Aufgabe, in diesem Betreff den Schein freundschaftlicher Verhältnisse zu liefern. Von meinen Verbindungen in Berlin unterrichtet und dadurch sich mir näher fühlend, faßte er Vertrauen zu mir, klagte über seine Lage, wünschte sich zurückziehen zu können, hielt dies aber doch in keinem Betracht für möglich. Der Einblick in diesen liebenswürdigen, doch schwachen und für ein kräftiges Staatswirken ganz ungeeigneten Karakter machte mir vieles begreiflich, was ich früher von ihm gehört hatte, und ich empfand eine aufrichtige Theilnahme für den Mann, der bei mäßigen Lebensaufgaben ganz erfolgreich und glücklich hätte sein können, durch den Zufall aber an zu große war gewiesen worden. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Geliebte, die ihn plagte und deren Gewalt er sich nicht zu entziehen wußte. Unter allen diesen Umständen mußte meine Theilnahme denn freilich eine unfruchtbare bleiben! —

Bentheim, der mich in seine Kreise einführen wollte, versäumte nicht, seinen Freunden mich auf das günstigste vorzustellen, und mir wurde fast überall die beste Aufnahme. Bei den Fürsten Moritz und Aloys von Liechtenstein wurden vorzugsweise militärische Gegenstände besprochen, die letzten Kriegsereignisse führten auf die früheren Feldzüge zurück, und selbst Plane für künftige wagten sich hervor, denn der Friedensschluß hatte die Gesinnungen nicht versöhnt und in der Brust der Tapfern den Muth nicht gedämpft, der mit dem Feinde sich bald wieder zu messen hoffte; man sprach mit Verachtung von den Wenigen, die sich zu Gunsten einer wirklichen Befreundung mit Napoleon äußerten, und schonte dabei die nächsten Angehörigen nicht; selbst dem alten Fürsten Johannes von Liechtenstein, dessen Tapferkeit und Seelenstärke allgemein gepriesen wurden, nahm man es hier übel, daß er zu Herbeiführung des Friedens allzu eifrig mitgewirkt. Neben der militärischen Gradheit und Rauhigkeit dieser trefflichen Männer bewegte sich das anmuthigschöne Walten der Fürstin Leopoldine, der durch Schönheit und Bildung ausgezeichneten Gattin des Fürsten Moritz, in freier Würde und Heiterkeit.

Ein glänzender Mittelpunkt für das gesellige Leben war der Graf Ferdinand Palffy, wo Theater, Kunst, Laune und Vergnügen, und insbesondere auch hohes Spiel, den politischen Antheil ganz in den Hintergrund drängten. Doch hatte dieser Mann auf die letzten Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, denn die Kaiserin schätzte seinen hellen Verstand und vernahm gern seine Ansichten; er war auf diese Art ein starker Stützpunkt der Kriegsparthei gewesen und nur

spät erst von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt worden. Aber von diesen Sachen war nun bei ihm keine Rede mehr, wenige Eingeweihte wußten um seine Betheiligung, und er selbst war der erste sie zu vergessen. Man mußte doch wohl eine edle Stärke und geistige Freiheit in solcher Sinnesart anerkennen, welche sich den wichtigsten Aufgaben eben so leicht entzieht als widmet, und in beiden Fällen kaum davon spricht. Sein Glück im Spiel, seine Theaterführung, seine pracht- und geschmackvolle Eleganz lagen ihm jetzt mehr an, als der politische Ehrgeiz, der ohnehin jetzt auch der eifrigsten Arbeit nur kurze Früchte verheißen konnte.

Bald war auch das Haus des venezianischen Grafen Jenizeo wiedereröffnet, wo sich eine auserlesene vornehme Welt einfand, die regelmäßig am großen Spiel hier Theil nahm; bedeutend waren die Summen, die jeden Abend hier umgesetzt wurden und deren Verlust bisweilen in die Lebensverhältnisse erschütternd eingriff; da mir das müssige Zuschauen nur langweilig war, und neben der Geselligkeit des Spiels keine andre recht aufkommen konnte, so hatte das Haus für mich keinen Reiz, und wenn ich den Obersten Abends dorthin begleitete, kehrte ich am liebsten schon vor der Thüre um.

Dagegen fand ich Behagen und Annehmlichkeit jeder Art in dem Kreise, der sich um die Gräfin Eleonore von Fuchs, geborne Gräfin von Gallenberg, vereinigte. Sie war weniger schön als lieblich, reizend und fein, sie hatte nicht eben hervorstechenden Geist noch irgend solche Talente, aber die anmuthigste Laune, eine sanfte Munterkeit voll kleiner Blitze, die natürlichste, offenste Freundlichkeit, bemüht und sorglos zugleich, mit einem Wort ein hin-

reißendes Benehmen, dem Männer und Frauen gleicherweise huldigten. Von denen, die sich ihr angehörig bekannten, wurde sie „die Königin" genannt, ihre Unterthanen freuten sich der Ausbreitung ihres Reichs, und lebten in größter Eintracht mit einander. Bentheim, der Graf von Wallmoden und Graf von Nelpperg, der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der Graf Nugent, eben so die Prinzessinnen von Kurland, besonders die jüngere, Herzogin von Acerenza, ferner eine Stiftsdame Gräfin Christine von Kinsky, häßlich, aber überaus klug, in höchstem Grade lebhaft und aufregend, und noch andre Damen hohen Ranges und Ansehens, waren hier ganz heimisch. Der Fürst Paul Esterhazy, die Fürsten Moritz und Wenzel von Liechtenstein, der Niederländer Boreel, der Engländer King, der Major Graf von Nesselrode, und Andre beschlossen hier die meisten ihrer Abende. Auch den Grafen von Caviany, der mir im Lager von Wagram nützlich gewesen war, sah ich hier wieder, wo seine heitern Einfälle viel zur Unterhaltung beitrugen. Man bedauerte die Abwesenheit von Gentz, der aus Ungarn gleich nach Prag gereist war, des Freiherrn von Tettenborn, des Fürsten von Windischgrätz, und Anderer, die ebenfalls diesem Kreise angehörten. Diese Gesellschaft, aus den glänzendsten Bestandtheilen zusammengesetzt, hatte durchaus nichts von dem Zwange der großen Welt, dagegen alle Bildung und Freiheit derselben; Geschmack und Feinheit waren hier ein gemeinsames Element, in welchem jeder sich bewegte und seine Eigenheiten spielen ließ; von Schein und Ansprüchen konnte nicht die Rede sein, sie ordneten sich von selbst dem Wirklichen unter, was jeder war und leistete.

Im besten Sinne durfte diese Gesellschaft die gute heißen, und ich habe selten genug andre gefunden, die ich ihr hätte gleichstellen können. Zwischen muntre Scherze und leichten Austausch unwichtigster Kleinigkeiten drängte sich die Erörterung großer Geschichtsmomente, der Ausdruck tiefer Empfindungen für Vaterland und Freiheit, denn beide Begriffe waren auch damals eng verknüpft, wenn schon der Inhalt des letztern etwas beschränkter gefaßt wurde, als späterhin, so war doch die Vorstellung des erstern groß und weit, denn man dachte nicht Oesterreich allein, sondern immer auch Deutschland, und nahm die Sache des einen für die des andern. Oft betrachtete ich mir im Stillen wie diese Vornehmsten und Ersten des Landes hier zusammensaßen, unpartheiisch und vorurtheilslos die Gebrechen der öffentlichen Zustände aufdeckten, deren Abhülfe und Heilung besprachen, und in Ermanglung solcher Möglichkeit wenigstens Muth und Hoffnung in sich aufrecht erhielten; sie schienen dann ihrer Titel und Würden völlig zu vergessen, und nur edle Krieger zu sein; sie dünkten mich von bürgerlichen Verschwörern, wie ich sie im nördlichen Deutschland kannte, durch nichts verschieden. Den Prinzen von Hessen-Homburg hört' ich einst mit so eindringender Biederkeit über die deutschen Zustände reden, daß er mir das innerste Herz rührte, eben so den Grafen von Wallmoden, und einst auch den Fürsten Paul von Esterhazy, wovon diese Männer vielleicht keine Erinnerung mehr haben, mir aber blieb es eingeprägt. Sie erkannten die Nothwendigkeit an, daß das gesammte Volksleben neue Gestalt gewinne, daß der Einzelne darin aufgehe, und scheinsamen Auszeichnungen entsage, um wirkliche zu gewinnen und durch

dieſe zu gelten. So glücklich wirkt auf edle Gemüther Noth und Drangſal; es waren vom Schickſal hart Getroffene, in ihrem Stolz Gekränkte, auf Selbſtverläugnung Angewieſene, die ſo zuſammenſaßen. —

Uebrigens darf ich dergleichen Richtung keineswegs für die allgemeine ausgeben. Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur alles Ueberſtandene zu vergeſſen und ſo ſchnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüſſen zu leben. Kaum vier Wochen waren vergangen, ſo gewährte Wien ſchon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt, die bürgerliche Thätigkeit, die Luſtbarkeiten des Volks, die Geſellſchaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung. Fünf Theater waren jeden Abend gefüllt. Man verſprach ſich eine herrliche Faſchingszeit. Die Nachwehen des Kriegs ſuchte man zu verſchmerzen, den Verluſten, welche das Papiergeld verurſachte, ſtanden andrerſeits ungeheure Gewinnſte gegenüber; es war auch hier ſichtbar, daß öffentliches Unheil nicht alle Schultern belaſtet, daß mancher Einzelne nicht nur frei ausgeht, ſondern auch unverhoffte Vortheile zieht; die Reichſten und Begütertſten des Landes wurden perſönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens. Wollte dem ſtrengern Sinne, der die traurigen Ereigniſſe und die allgemeine politiſche Lage nicht vergeſſen konnte, dieſes eilige Zurückſinken in Weichheit und Ueppigkeit, in den Wirbel alltäglicher Vergnügung und Langweile, nur widerwärtig und verächtlich dünken, ſo mußte ein billiger Betrachter doch zugeſtehen, daß in dieſem Leichtſinn auch ein Selbſtgefühl verborgen lag, welches mit Muth und

Trotz nicht ohne Verbindung ist. Wohlleben und Fröhlichkeit kleiden das Wiener Volk auch ganz besonders gut, ihm scheint vor andern ein Recht darauf gegeben, dessen Ausübung mit so viel Anmuth verbunden ist, daß alles Anstößige dabei verschwindet. Unmerklich wird auch der widerstrebendste Sinn etwas hingezogen, der Luft, die man athmet, muß man einige Einwirkung schon gestatten.

In unserm Kreise der „Königin" hatten sich allerlei gesellschaftliche Talente aufgethan; die Musik in allen ihren Zweigen, von der meisterhaften Ausführung Beethoven'scher Sonaten bis zum volksmäßigen Vortrag tyrolischer und steiermärkischer Lieder, lieferte die reichsten Gaben; eben so wenig fehlte es an zeichnenden Talenten, launige Szenen und Einfälle, Bildnisse, Landschaften, bereicherten die Albums, die in allen Formaten auf den Tischen umherlagen; ein Gemisch von Bildung und Natürlichkeit, wie man es nur in Oesterreich findet, lieferte die artigsten Erzählungen, Scherze des Nachahmens, den verzeihlichsten Muthwillen; nur eine Art der Unterhaltung, die im nördlichen Deutschland bis zur Plage sich aufdringt, und die auch fast immer das Zeichen eines nothdürftigen Zustandes ist, das eigentliche Vorlesen, fand keinen Raum, und mir war das sehr recht, wenn schon meine Stimme und Sprache, bei gelegentlichem Lesen irgend eines Gedichts oder Aufsatzes aus dem Hormayr'schen Archiv über die Maßen gerühmt wurden. Dagegen machte mein Ausschneiden entschiednes Glück, und ich war bald genöthigt, mich nach einer neuen guten Scheere umzusehen, welcher geringe Umstand mir sehr bedeutend werden und meinem Aufenthalt eine ganz neue Wendung geben sollte.

Ich hatte nach dem beſten Stahlarbeiter gefragt, und war in den Laden des Herrn Turiet auf dem Graben gewieſen worden. Hier fand ich in der That die köſtlichſten Arbeiten aller Art, und auch vortreffliche Scheeren, ganz wie ich ihrer bedurfte, nur daß an den Spitzen noch eine Kleinigkeit fehlte, auf die es doch beſonders ankam. Um den Mann zu beſtimmen, auf dieſe Kleinigkeit den erforderlichen Fleiß zu verwenden, machte ich ihm den Zweck derſelben in einer Probe meines Ausſchneidens anſchaulich. Herr Turiet lächelte wohlgefällig und verſicherte, er wolle das Begehrte ſorgſam anfertigen. Was es doch für hübſche Talente gebe! — ſo fügte er hinzu, — ſo habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen ſei, eine Maultrommel nämlich, und gewiß, der Herr der ſie beſtellt, wiſſe ihr wahre Zaubertöne zu entlocken. Mir ſchlug das Herz, ich dachte gleich an Juſtinus Kerner und an die Möglichkeit ſeines Hierſeins. Die Antworten auf meine raſchen Fragen beſtärkten nur meinen Verdacht; Namen und Wohnung des Beſtellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann ſollten nähere Angaben gefordert werden. Noch deſſelben Tages kehrte ich in den Laden zurück; es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt, und auf Befragen, wo und wann er zu treffen ſei, eine Abendſtunde im nahen Kaffeehauſe angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte irgend ein Landsmann aus Schwaben möchte ſeine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am beſtimmten Ort, er ſaß gleichgültig da, das Geräuſch und Gewühl um ihn her ſchien er nicht zu bemerken, er ſah mißtrauiſch vor

ſich hin, — da fällt ſein Blick auf mich, er ſpringt heftig auf, ſchreit meinen Namen, und liegt in meinen Armen. Ich wußte nichts von ſeinen Begegniſſen, und fragte, wieſo er in Wien ſei? Seine Geſchichte war kürzlich dieſe: er hatte nicht lange nach mir Tübingen verlaſſen, ſeinen Bruder in Hamburg beſucht, wo er mich wiederzufinden dachte, und als er mich ſchon abgereiſt fand, war er mir nach Berlin nachgefolgt, wo er mit Chamiſſo ein paar Tage verkehrte, wie in deſſen Briefen zu leſen iſt; darauf, um als junger Arzt die Hoſpitäler zu beſuchen, war er nach Wien gekommen, und hatte hier einen zweiten Bruder beſucht, der als Oberſt bei den Würtembergern ſtand, und erſt ſpät den Rückmarſch angetreten hatte; von dem Regimente Vogelſang war ihm bekannt, daß es nach den Schlachten von Wagram und Znaym nach Ungarn gezogen war, und nun durch Mähren nach Böhmen heimkehrte, mich glaubte er unzweifelhaft bei dem Regiment, und hätte nie gedacht, daß er mich in Wien finden könnte. Aber auch ich hatte ihn hier nicht vermuthen können; ich war ohne alle Nachrichten aus Hamburg und Berlin; hatte man mir geſchrieben, ſo waren die Briefe in die Irre gegangen, anſtatt von Kerner durch die Freunde zu hören, empfing ich jetzt durch ihn die neueſte Kunde von ihnen. Nachdem wir haſtig alles ausgetauſcht, überließen wir uns ganz der Freude des Augenblicks, und prieſen den Himmel, daß wir uns ſo glücklich gefunden, auch den Umſtand, daß dies Finden durch unſre kleinen Talente vermittelt worden, und ohne dieſe Vermittlung ſchwerlich geſchehen wäre.

Ich brachte Kerner'n ſogleich mit Bentheim zuſammen,

der ihn zuvorkommend aufnahm, und es ganz natürlich fand, daß ich nun meine Zeit vorzugsweise dem unverhofft gefundnen Freunde widmete. Zwar den Morgen und einen Theil des Nachmittags hatte Kerner auf seine medizinischen Zwecke zu verwenden, aber die Abende waren wir größtentheils zusammen. Er hatte mir besonders von Hamburg viel zu erzählen, von dem genialen Bruder, dessen sehr ausgezeichneter Frau, von Reinhold, dem Herzensfreunde seines Bruders, und auch von meiner Schwester, mit der er mehrmals zusammengetroffen war. Er hatte, als der schlichte Naturſohn, und als der zwar kluge aber noch nicht gewitzigte Schwabe, der er war, unter den Ansprüchen der Gesellschaft einen harten Stand, und vertraute mir wahrhaft Rousseau'sche Leiden, die über ihn gekommen, wobei besonders auf Reinhold mancher Tadel fiel. Als einen Karakterzug von ihm muß ich mittheilen, daß er mir vorhielt, ich hätte von Tübingen über ihn ungünstig an Reinhold geschrieben, und mein Bild seiner sogenannten Unarten und Fehler sei oft gebraucht worden, ihn zu beschämen und zu bestrafen, das habe ihm unbeschreiblich wehe gethan; indem er dies aber sagte, blickte er mich mit den liebevollsten Augen an, und hegte nicht den geringsten Groll, noch wollte er mich eines Unrechts anklagen, sondern nur seinen Schmerz mir erzählen. So war sein ganzes Wesen, harmlos und liebenswürdig, und auch sein satirisches Talent hatte nie die Absicht zu verletzen, wenn auch die Gewalt des Komischen ihn bisweilen weiter fortriß, wie in seinen Reiseschatten, die zwei Jahre später gedruckt wurden, aber damals schon größtentheils fertig waren. Das Lesen und Besprechen dieses wunderlichen Erzeugnisses, das seiner

poetiſchen Aber wie von ſelbſt entquollen war, gewährte uns viel Vergnügen. Er hatte mir aber auch Anliegen des Herzens zu vertrauen, die ſchon in Tübingen angeſponnen, mir dort aber unbekannt geblieben waren, und die auf ſeiner Reiſe zu tiefrührender Geſtalt ſich entwickelt hatten. Mich ergriff ſeine Mittheilung ſehr, es war der Stoff einer tragiſchen Idylle, der Reiz der ſchönſten Unſchuld darin, und ich war drauf und dran, das Ganze poetiſch zu verarbeiten. Der Himmel aber führte die Sache beſſer zum Ziele, und ließ anſtatt einer vielleicht erfolgloſen Dichtung eine glückliche Wirklichkeit daraus entſtehen.

Für unſer Zuſammenſein fehlte uns ſeltſamerweiſe ein paarmal der Ort, denn Kerner's Wohnung war entlegen und kein tauglicher Aufenthalt, mein Zimmer im Gaſthof aber hatte unbequeme Nachbarn, die jedes unſrer Worte hören mußten. Wir nahmen unſre Zuflucht zum Theater, wo wir behagliche Plätze fanden, und in den Zwiſchenakten noch immer genug plaudern konnten. Durch den Stand des Papiergeldes war der Eintritt überaus billig und überſtieg unſre Kräfte nicht, da wir — ich wenigſtens zum Theil — Silbergeld bezogen. Wir fanden Geſchmack an der Unterhaltung, und gewöhnten uns mehr und mehr zu ihr; beſonders war Kerner ganz beeifert, als er zum erſtenmal den großen Reiz des Theaters in ſolcher Fülle und Folge genoß. Das deutſche Schauſpiel und Singſpiel mußten wir als vortrefflich anerkennen, wenn auch Einzelne — wie der alte Lange — uns in ihrer Manier zuwider oder mindeſtens fremd blieben, Andre uns keineswegs ſo hoch zu ſtehen ſchienen, als der herkömmliche Beifall es beſagen wollte. Für die

Sängerin Anna Milder fühlten wir die reinste Bewunderung, auch Brockmann und Ochsenheimer befriedigten uns sehr, besonders aber Krüger, der in humoristischen Feinheiten des Lustspiels unübertrefflich war. Mehr indeß als das Burgtheater, gefiel uns das Theater am Kärtnerthore, wo die italiänische Oper herrschte, und besonders Cimarosa uns entzückte, dessen matrimonio segreto so frisch und rund gegeben wurde, daß wir keine Wiederholung versäumten; die Ballette, welche mit der italiänischen Oper verbunden waren, übertrafen alles, was wir je gesehen hatten, manche der Pantomimen, in welchen auch gewaltige Grotesktänzer auftraten, gingen in Muthwillen und Laune weit über den Ausdruck sogar des Wiener Komischen hinaus, und versetzten uns in die überschwängliche halbtolle Volksart der Italiäner, wo denn Kerner für seinen Humor vielfachen Anklang fand.

Das Theater an der Wien leistete in seiner Weise ebenfalls Außerordentliches. Die großen Lärmstücke mit Gefechten, Pferden, Verwandlungen, ließen in Betreff dieser Erfordernisse nichts zu wünschen übrig. Auch niedrigkomische Vorstellungen, besonders wenn Hasenhut darin zu thun hatte, gewannen verdienten Beifall. Für uns blieben jedoch die Schauspiele von Emanuel Schikaneder bei weitem die Hauptsache. Dieser Mann, der als Direktor und Dichter einst in Wien so hoch gestanden und durch Talent und Thätigkeit eine große Bedeutung und mannigfachen Einfluß erworben hatte, genoß außerhalb Oesterreichs nur einen schlechten Ruhm; von Jugend auf hatten wir seinen Namen nur als Bezeichnung des Verwerflichen, des Jämmerlichen gehört, und sein Textbuch zu Mozart's Zauberflöte, das uns eben so gering

dünkte als die Muſik herrlich, konnte die Verdammniß nur beſtätigen. Hier aber, wo wir die Schauſpiele des Mannes kennen lernten, ſeine Bürger in Wien, ſeine Fiaker, dieſe Stücke, welche freilich nur in der Oertlichkeit wurzelten, nur hier verſtanden und gefühlt werden, ja auch nur hier die entſprechenden Darſteller finden konnten, erfuhr unſer Urtheil eine gänzliche Umkehrung. Ich mußte geſtehen, daß in Schikaneder's Erzeugniſſen eine poetiſche Kraft waltete, in der ſich Lebensverſtand und Phantaſie mit ernſtem Gehalt vereinigten; ich bedachte die Umſtände, unter denen er hervorgetreten und gewirkt, das Verhältniß der Litteratur und der Sprache, dem er unterworfen blieb, und mir wurde klar, daß ein großes Talent in ihm durch nothgedrungene Hingebung an das unmittelbare Leben gleichſam verbraucht und aufgerieben worden! Ein Geſchick, das wohl tragiſch zu nennen iſt und das in gewiſſem Sinne ein wahrhaft deutſches heißen kann, denn bei andern Nationen, wo Litteratur und Sprache in gleichmäßiger Geltung und mehr zur Einheit entwickelt ſind, kann ein ſolches Loos weniger vorkommen. Schikaneder hätte in der deutſchen dramatiſchen Litteratur gewiß Großes leiſten können, wäre ihre Bildung mit dem Volksthümlichen, das ihm zunächſt lag, vereinbar geweſen; aber um das allgemeine Deutſche anzuſtreben, hätte er das Wieneriſche zurückſetzen, und dadurch ſeiner wahren Kraft entbehren müſſen, ohne dieſe wäre er den Deutſchen doch immer nur gering, den Wienern aber gar nichts geweſen; es war natürlich, daß er dem ſtärkeren Zuge folgte und ſich dem ihm nächſten Element überließ, das ihn doch eigentlich verſchlang. — In der Poeſie wie im Staate und überhaupt in jeder Thätigkeit des Menſchen

giebt es Epochen und Stellungen, die dem Einzelnen wohl als unheilvolle Sterne, die bei seiner Geburt leuchteten, erscheinen dürfen. —

Einen solchen Unglücklichen hatten wir sogar unmittelbar vor Augen, nämlich den Dichter Stoll, von welchem schon früher die Rede war. Er hatte sich eifrig wieder zu mir gefunden, und bald noch inniger mit Kerner verknüpft, der für solchen Kauz die größte Neugier und Theilnahme fühlte. Stoll's Talent war unzweifelhaft und hatte sich eben in einem Lustspiele „die Schnecken" wieder bewährt, das zwar nicht in dem Geleise der Bühne, sondern quer in das Weite lief, aber dafür etwas Aristophanisches anzustreben suchte, was in geringen Anfängen schon dankenswerth war. In einer früheren Zeit, und noch mehr in späterer, würde Stoll mit seinen Fähigkeiten und Gaben ausgezeichnetes Glück gemacht haben; in der Gegenwart stand er mit ihnen so trostlos, daß er dem Verhungern nahe war. Freilich hatte er weder Ordnung noch Folge in seinen Angelegenheiten, und sein Talent allein war ihm nie Sporn genug zur Thätigkeit, er mußte um zu arbeiten den Stachel der Noth oder den Reiz des Beifalls empfinden; aber in günstigen Zeiten würde der letztere ihm nicht gefehlt haben, und er hätte fruchtbar sein können, denn an Einfällen und Plänen war er unerschöpflich. Wir suchten ihm zu helfen, so viel wir konnten, und besonders plagte Kerner sich lange mit ihm.

Das Leopoldstädter oder Kasperle-Theater, welches damals in der Höhe seines Glanzes stand, besuchten wir weniger gern, und nur zweimal, so viel ich mich erinnere, das Josephstädter; dem Niedrigkomischen wie es dort

ausgeführt wurde, sprachen wir seine Vortrefflichkeit nicht ab, indeß waren wir doch weit mehr dem Humor zugethan, der uns auf den andern Bühnen angenehm entgegen trat; übrigens herrschte in den kleinen Theatern ein Uebermaß von Rohheit, in welcher Schauspieler und Publikum behaglich zusammenstimmten, wir aber keinen Reiz finden konnten.

Die Theaterlust und Gewohnheit weckte bald auch einigen persönlichen Antheil für die Schauspieler. Bartholdy, der mir fast verschwunden war, aber plötzlich wieder auftauchte, erbot sich, mich bei Mad. Pedrillo einzuführen, die früher als Mlle. Eigensatz in den Berliner Kreisen großen Eifer erweckt hatte, und auf die ich besonders deßhalb neugierig war. Diese Einführung mußte aber mit einigem Geheimniß geschehen; denn Bartholdy war damals eng verbunden mit Lady Fitzgerald, der berühmten Pamela der Frau von Genlis, und, wie behauptet wurde, Tochter derselben und des Herzogs von Orleans-Egalité; sie lebte als Wittwe des Lord Edward Fitzgerald, der im irländischen Aufruhr von 1798 umkam, und machte in Wien, wie es hieß, alte Familienansprüche geltend, bei denen Bartholdy, sagte man, ihr mit seinem Rathe behülflich war; diese Dame nun würde nicht gestattet haben, daß ihr Freund eine liebenswürdige Schauspielerin besuchte, die allerdings fähig war jede Eifersucht aufzuregen. Mad. Pedrillo hatte vor wenig Tagen als Page in Figaro's Hochzeit uns den größten Eindruck gemacht, und ich fand den ihrer wirklichen Person in keiner Art geringer; ich begriff wenigstens nun die Leidenschaften, welche ich von ihr eingeflößt wußte, und von denen auch Herzen entzündet waren, die bisher für

unentzündbar gegolten hatten. Das Gespräch, das zum Theil in bescheidenen Winken jene Erinnerungen hervorrief, aber auch die Wärme der anmuthigen Gegenwart nicht verläugnete, dauerte schon einige Zeit und ließ mich der Uhr nicht gedenken, als Bartholdy nach einiger Unruhe, die ich nicht beachtet hatte, plötzlich aufbrach, da ich denn wohl mit ihm fortgehen mußte. Meinen Vorwürfen, daß er den schönen Besuch so früh beendigt, begegneten die seinigen, daß ich ihn schon über Gebühr ausgedehnt, und ich wurde unterrichtet, die Dame habe ihrerseits einen Freund, den sie jeden Abend zu erwarten pflege und der ihr wegen neuer Bekanntschaften leicht unangenehme Fragen thun könnte. Hiergegen ließ sich nichts einwenden; ich fand jedoch den Besuch nun so schön nicht mehr, als er mir noch kurz vorher geschienen. —

Mir war es unbehaglich, mit einem Gegenstande täglich zu verkehren, ohne ihm ernstere Thätigkeit zu widmen. Eine Reihe solcher Theaterabende, wie ich sie mit Kerner und auch zum Theil mit Stoll verlebte, weckte mancherlei Betrachtungen auf. Ich ließ mir Lessing's hamburgische Dramaturgie geben, ich las einige Stücke von Molière und Racine wieder, einige von Goldoni, welche zugleich zur Uebung im Italiänischen dienten, begann mit Hülfe dieser Eindrücke meine Anschauungen zu läutern und versuchte zugleich, sie in lebendiger Weise darzustellen, nämlich die kritischen Berichte mit novellenartiger Erzählung zu durchflechten. Dieser Versuch blieb aber bald wieder liegen, da die Gefährten, deren Theilnahme ich aufforderte, keinen Eifer dafür hatten, und später ging er mit andern Papieren im Feuer auf.

Friedrich von Schlegel übrigens hatte dem Gedanken Beifall geschenkt, und da er stark betrieb und hoffte, daß ihm die Herausgabe eines Tageblattes aufgetragen oder doch bewilligt würde, so konnte dergleichen Schriftstellerei ihm für seine Zwecke in der Folge tauglich dünken; indeß war auch hierin kein Halt, die Sache mit der Zeitung fand Schwierigkeiten und Verzögerungen in Menge, und erst nach längerer Zeit begann sie unter dem Namen des Oesterreichischen Beobachters, den aber Schlegel nach kurzer Frist doch in andre Hände wieder abgeben mußte.

Mein Theaterbesuch ließ mich die vornehmere Welt nicht ganz vernachlässigen, die ohnehin erst am späten Abend zusammenkam. Ich fand bei der Gräfin von Fuchs immer die gleiche liebenswürdige Stimmung, das innere Leben der Gesellschaft nur erhöht, den Ton nur offner und traulicher. Mein Seltnerkommen war im Grunde für niemanden beachtenswerth, und wenn es zufällig zur Sprache kam, so war es nur in dem Sinne, daß man mir größere Freundlichkeit beweisen wollte. Von dieser Seite war also kein Mangel. Dagegen fühlt' ich einen solchen in mir selbst, ich war in dem Kreise nicht mehr so behaglich, als in der ersten Zeit. Die Ursache war mir bald klar: der wahre Reiz einer solchen Geselligkeit entsteht aus dem täglichen Zusammensein, aus der ununterbrochenen Gewohnheit, welche stets im Innersten der Beziehungen weilt, ihre Anknüpfungen einmal gemacht hat und nun immer in derselben Spannung erhält; treten Lücken ein und finden Abschweifungen statt, so lockern sich die Fäden, hin und wieder reißt auch wohl einer ab, und man hat dann bei

der Wiederkehr immer erst wieder herzustellen, einzurichten. Wiewohl ich nun dies Geheimniß der Geselligkeit genugsam einsah, so wollt' ich mich doch der Lehre, die daraus hervorging, nicht recht fügen, sondern war fast auf dem Punkt, aus dem einzigen Grunde, weil ich seltner gekommen, nun gar nicht mehr zu kommen, eine Thorheit, die mein Oberst doch hinderte. Aber in dieser kleinen Verstimmung unterließ ich, andre Kreise zu betreten, die mir nicht gleichgültig sein durften, namentlich versäumt' ich den Fürsten von Ligne und die Fürstlich Clary'sche Familie aufzusuchen, auf welche ich angewiesen und wo ich des besten Empfangs und der mannigfachsten Annehmlichkeiten versichert war. Ich versäumte auch, mit nachheriger Reue, den berühmten Historiker Freiherrn von Hormayr persönlich kennen zu lernen, dessen Geschichte von Tyrol und österreichischen Plutarch ich mir doch nicht entgehen ließ. Gentz war nicht in Wien, sondern aus Ungarn geradesweges nach Prag abgereist, wo er häuslich eingerichtet war.

Mittlerweile hatte sich ein kleiner Kreis meist norddeutscher Elemente gebildet, der Kerner'n eben so wie mich anzog. Eine Künstlerin aus Königsberg, mit der gebildeten Welt von Berlin und Weimar, mit Frau von Kalb und Rahel Levin, mit Jean Paul Richter und dessen Freunden Otto und Emanuel in Verbindung, führte ein stilles arbeitsames Leben in großer Zurückgezogenheit, die doch nicht ohne Geselligkeit war. Ein junger Arzt aus Königsberg, Doktor Assing, der in Wien seine medizinischen Studien praktisch vervollständigte, und hiebei mit Kerner zusammentraf, ein Kaufmann aus Berlin, der sehr angenehm sang, ein Mahler

aus Dresden, eine Lehrerin aus Danzig, die mit einem ansehnlichen Hause in Ungarn wegen ihres Eintritts in Unterhandlung stand, und einige andre Norddeutsche, die meistens in Wien noch nicht gefunden hatten was sie suchten, kamen hier zusammen, und ein Zeuge ihrer abendlichen Munterkeit hätte schwerlich vermuthet, daß die Meisten, die Wirthin nicht ausgenommen, ihren Tag mühsam durchgekämpft. Aber das Spärliche selbst, eingestanden und gemeinsam, wurde beinahe förderlich, es war ein stärkeres Band, als Reichthum und Ueppigkeit gewesen wären, man scherzte über die vielen Treppen, die man hatte steigen müssen, man spottete der Wiener, denen Thee und Brod als Abendessen wie eine Art Hungerkur vorgekommen wäre, und das Backwerk, das doch bisweilen erschwungen wurde, machte den größten Eindruck. Hier konnte sich Kerner's Humor und Talent vollkommen entfalten, er und Assing unterstützten und ergänzten einander. Denn auch dieser letztere, der sich des Hauptsitzes norddeutschen Humors als seiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefsinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satire. Sein durchaus gediegenes Wesen, die grundfeste Redlichkeit, die sich in all seinem Thun offenbarte, und die frische Gluth, mit der sein Herz für alles Gute schlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnsucht, der seine Laune und Heiterkeit stets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte; wir konnten nicht ahnden, wie nahe wir uns in der Folge stehen sollten, und unsre innige Befreundung geschah erst später. Ganz fehlte es doch auch an Wienern in diesem kleinen Kreise

nicht; ich sah hier auch die beliebte Schriftstellerin Karoline Pichler wieder, eine wackre, schlichte Frau, verständig und gutmüthig, an Sprache und Ausdruck eine vollkommene Wienerin, deren persönliches Wesen sich in völliger Prosa darstellte, und ein dichterisches Talent gar nicht vermuthen ließ, welches doch in ihren Schriften kräftig und schön hervortrat.

Wie sehr wir auch von der eigentlichen Litteratur abgeschnitten waren, so drang doch die Ankündigung der Goethe'schen Wahlverwandtschaften, die nächstens erscheinen sollten, früh genug bei uns ein, und setzte mich sogleich in Bewegung. Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch sobald es erschiene, gleichviel ob erlaubt von der Zensur oder verboten, um jeden Preis zu verschaffen, denn solchen Schatz noch für die Reise nach Italien mitnehmen zu können war mir die wichtigste Angelegenheit. Er versprach alles auf's beste, und als die Abreise schon ganz nahe schien, kamen richtig einige Exemplare an, welche, unaufgehalten von der Zensur sogleich vergriffen waren. Ungeduldig fragt' ich nach dem meinigen, aber der Buchhändler war so unverschämt mir zu sagen, er habe mir keines bestellt, sondern mich auf seine Liste geschrieben für den Nachdruck, den er von dem Buche veranstalte, der in drei bis vier Wochen fertig sein würde. Man kann denken, daß meine Empörung in harte Schmähreden ausbrach; die Schändlichkeit des Nachdrucks, der mir gespielte Streich, der Verdruß nun das Buch vor der Abreise nicht mehr bekommen zu können, alles erregte meinen Zorn auf's heftigste. Da sich der Anlaß fand, an Cotta zu schreiben, so ließ ich den abscheulichen Vorfall mit einfließen,

Sparſamkeit bei fortwährendem Sinken des Papiergeldes, alles mußte den Oberſten beſtimmen, ſich zuvörderſt zu dem Regiment zu begeben, mit dem er ohnehin noch wenig eingelebt war, und demſelben als Haupt und Führer kräftig vorzuſtehen. Wir reiſten demnach in den erſten Tagen des Februar von Wien ab, und nach einer dreitägigen Fahrt, die im trüben Winter und Lande nichts Erfreuliches hatte, gelangten wir glücklich nach Prag.

Wien und Baden.

1834.

Mittwoch den 30. Juli nachmittags um 3 Uhr kamen wir in Wien wohlbehalten an. Nach der empfindlichen Kälte der letzten Nacht, welche wir durchgefahren, hatte die Mittagsgluth nur um so wirksamer auf uns gebrannt, und von Schlaflosigkeit, Hitze, Staub und Fahrgetöse verwirrt und betäubt, war ich kaum im Gasthofe zur Kaiserin von Oesterreich abgetreten, so eilt' ich in das wohlbekannte Dianenbad, die Schöpfung des Baumeisters Moreau, um all jene Reiselast von mir abzuwerfen. Dies gelang vortrefflich, und erfrischt und ermuntert sucht' ich nun vor allem meinen theuren General von Lettenborn auf. Wer ihn gekannt, erinnert sich gewiß der liebenswürdigen Treuherzigkeit, deren Ausdruck in Blick und Wort so wohlthuend auf das Gemüth wirkte und sogleich Zuneigung und Vertrauen gewann. Wir empfanden die innigste Freude, ein Wiedersehen nach sechszehnjähriger Trennung ist um so bedeutender und anregender, je reicher die Zwischenzeit ausgefüllt worden. Ich hatte den unersetzlichsten Verlust erlitten, sonst waren

die persönlichen Verhältnisse ziemlich dieselben geblieben, auch die Ansichten und Meinungen großentheils, aber jenes Ereigniß lag sammt den öffentlichen Geschicken, die an und über uns hingegangen, wie dunkle Gebirgsmassen vor uns aufgethürmt. Unser Austausch kannte keine Gränzen, das Herz gab und empfing alles in gleicher Innigkeit, in den Weltsachen hatten unsre Mittheilungen noch weniger ein Geheimniß. Obschon ich es schon wußte, war es mir doch wunderbar und rührend auf's neue zu sehen, daß eine Natur wie Tettenborn's für eine solche wie Rahel's in diesem Grade Liebe und Anerkennung hegte. Wir besprachen alles sie Betreffende bis in das Kleinste, erinnerten uns der früheren Zeiten, hundert angenehmer Züge von Laune, Güte, Witz und Geist. Ueber den Zustand der Dinge in Wien war ich bald unterrichtet, ich hatte an meinen mitgebrachten Vorstellungen nicht viel zu ändern, nur kleine Schattirungen einzutragen; mehr als an jedem sonstigen Orte möglich gewesen wäre, fand ich hier noch denselben Lebensstrom und großentheils auch dieselben Menschen noch, die ich vor so viel Jahren hier gesehen hatte. Ich blieb mit Tettenborn über das späte Mittagessen hinaus bis tief in den Abend, wollte noch ein paar Besuche machen, fand aber niemand, denn alles war verreist oder auf dem Lande, und so kam ich müde zu dem Gasthofe zurück, wo ich dasselbe Zimmer, das ich vor zwanzig Jahren im Anfange des Kongresses bewohnt hatte, mit freilich ganz andern Empfindungen betrat, als damals, wenn ich vom Savoyischen Damenstifte zurückkehrte! —

Am nächsten Morgen rief ein freundliches Blatt mich gleich wieder zu Tettenborn. Ich fand den General von

Croſſard bei ihm, einen der grimmigen Napoleonsfeinde, welche nach ſeinem Sturze nicht mehr recht wußten was ſie mit ſich anfangen ſollten, über die Undankbarkeit der Bourbons klagten, bei den andern Mächten nicht mehr im vorigen Werthe ſtanden, und jetzt, nachdem auch die Julirevolution glimpflich abgelaufen, ihre Leidenſchaft an den ſpaniſchen Don Carlos hefteten; Croſſard war voll von Planen für die Truppen Zumalacarregui's, und leitete dieſelben auf der Landkarte durch ſichre Gebirgswege ungefährdet nach Madrid; aber je gewiſſer ihm ſeine Sache war, um ſo mehr wollte er verzweifeln, daß weder die Spanier ſeinen Angaben folgten, noch die günſtigen Höfe ſich öffentlich ausſprechen wollten, am heftigſten trafen in letzterer Beziehung ſeine Vorwürfe den Fürſten von Metternich, der es allein durch ſeine Säumniß verſchulde, wenn die gute Sache nochmals verloren gehe. Lettenborn lächelte über die Einſeitigkeit des Brauſekopfs, und ſagte mir leiſe, der Fürſt leide von ſolchen wirren Anhängern mehr Ungemach und Störung, als von ſeinen erklärten Widerſachern. Ich ging fort einige Beſuche zu machen; der preußiſche Geſchäftsträger war abweſend, gleich den meiſten andern Diplomaten; aber der franzöſiſche Botſchafter Graf von Saint-Aulaire ſtand eifrig und wachſam auf ſeinem Poſten; er empfing mich freundlichſt, ehrte hoch den Brief, den ich ihm von Profeſſor Gans brachte, wollte aber unſre Bekanntſchaft aus früherer Zeit von Baden her rechnen. Er bedurfte hier in Wien für ſeine ſchwierige Stellung aller Liebenswürdigkeit, alles gewandten, milden und doch feſten Benehmens, die ihn auszeichneten, um ſich in der Geltung und Würde zu behaupten, welche der Staat und deſſen Regierung ihm

eifrig zugestanden, die mächtige, ungefüge und herbe Wiener Gesellschaft ihm aber nicht so willig einräumte. Manchen bittern Anspielungen, die freilich nicht seine Person, sondern nur sein Verhältniß treffen sollten, hatte er mit glücklichem Scherz geantwortet, andren feindlichen Ausfällen scharfen Ernst entgegengesetzt, seine politischen Gegner selbst mußten seine Haltung loben. Als sogar die Fürstin von Metternich ihn bei Gelegenheit mit beleidigenden Worten angelassen, führte er zwar deßhalb Klage, war aber gleich begütigt, als der Fürst mit Laune sich entschuldigte, er habe noch nicht Zeit gehabt, seine junge Gattin politisch zu erziehen, und so möge man die kleinen Unarten nicht so schwer nehmen. Diese Geschichten wurden in Wien wohlgefällig erzählt; man hatte gerade nicht viel, womit man sich unterhalten konnte. — Bei Herrn von Pilat fand ich die beste Aufnahme und muntres Gespräch, in welches nur der katholische Glaubenseifer einiges Mißtrauen mischte. Herzlich war das Wiedersehen mit dem oldenburgischen Minister-Residenten von Philippsborn, dem alten Kriegsgefährten, der jetzt in diplomatischen Geschäften eine bedeutende Stellung hatte, aber die frühere freimüthige Denk- und Sinnesart unverändert dabei bewahrte. Daß ich Herrn Eloi Jourdain mit Pilat's Hülfe noch auffand, ehe er nach Italien abreiste, erachtete ich als ein besonderes Glück; er war der letzte Fremde, den Rahel noch vor dem Scheiden hatte kennen gelernt, er hatte sie fast nur als Scheidende noch gesehen, und in meinem Verlust einen eignen mitempfunden; mit frommer Wehmuth hegte er ihr Andenken, mit innigem Eifer suchte er seine im besten Aufblühen abgebrochene Kenntniß nachträglich durch

forſchen und Fragen zu ergänzen. Auch werthe Berliner Freunde, deren Anweſenheit ich zufällig erfuhr, konnte ich noch eben vor ihrer Weiterreiſe einen Augenblick ſprechen.

Nach dem Mittageſſen bei Tettenborn fuhr ich nach Hietzing zur Baronin von Eskeles, deren reizendes Landhaus und wohlgehaltener Garten immer zahlreichen Beſuch hatte, und auch diesmal gleich mehrere alte Bekannte aus Wien und Berlin mir begegnen ließ. Außer daß die herrliche Schweſter Fanny von Arnſtein fehlte, hatte die Zeit dieſen Familienkreis wenig verändert. Der Baron von Eskeles zeigte in ſeinen hohen Jahren eine ſeltene Friſche und Thätigkeit des Geiſtes; ſeine Gattin übte in anmuthiger Würde herkömmlich ihre geſellſchaftlichen Pflichten und das ſegenreichſte Wohlthun; die Tochter, dem Grafen von Wimpffen verheirathet, freute ſich der ſchönſten Kinder; der Sohn hatte ſich zum ſtattlichen Manne vortheilhaft ausgebildet. Ich hatte nur die Abweſenheit der Baronin von Pereira zu bedauern, ſie war auf einer Reiſe in der Schweiz begriffen. Die Verſchmelzung der Einflüſſe von Berlin mit denen von Wien gab dieſem Kreiſe von jeher einen eigenthümlichen Reiz, wer aus dem Norden kam, fand hier den Verſtand, die Bildung, den romantiſchen Schwung der Heimath wieder, umgeben von aller Ueppigkeit, allem Glanz und Wohlbehagen des Wiener Lebens.

In den nächſten Tagen ſah ich bei Tettenborn nebſt andern alten Bekannten die Gräfin von Fuchs wieder, deren liebliches Naturell dem Alter glücklich widerſtanden hatte, wenn auch die körperlichen Reize verſchwunden waren; ihre herzliche Stimme klang noch wie ſonſt, ihre ange-

nehme Laune und heitre Natürlichkeit erweckten noch lebhaftes Gefallen, und so nahm auch die kirchliche Frömmigkeit, der sie seit einiger Zeit sich zugewandt hatte, in ihrem sanften Wesen keine widrige Gestalt; sie war duldsam und bescheiden, blickte nicht eifernd auf den Nächsten, sondern demüthig in das eigne Innere. Von ihren frühern Anbetern hatte sie keinen verloren, alle waren ihr treue Freunde geblieben, und auch sie verläugnete kein Gefühl, das ihr einst theuer gewesen. Sie war kränklich, und wollte nach Ischl abreisen. Ich sah sie leider zum letztenmale.

Die größte Freude hatte ich, den edlen Grillparzer wiederzusehen, an dessen Dichtung und Schicksal ich seit langer Zeit den wärmsten Antheil nahm. Gewiß war ihm vor vielen Mitstrebenden die reinste Dichterweihe zuzusprechen, und sein hoher Beruf hatte vor allem den festen Grund, der so vielen Andern fehlt, des redlichen und erfüllten Herzens; die Heimath aber, anstatt ihn zu tragen und zu heben, hinderte früh seinen vollen Aufschwung; er hätte nicht in Oesterreich leben müssen, um ganz das zu werden, was er zu werden befähigt war. Aber nicht nur die nächste Heimath, sondern auch das größere deutsche Vaterland muß der Vorwurf treffen, ihm nicht gerecht geworden zu sein, die deutsche Kritik, durch keine näheren Beziehungen für den Fernstehenden angeregt, hat sein Verdienst nie nach Gebühr gewürdigt; an dem Erstlingsversuche seiner Muse „die Ahnfrau" hielt man zu lange fest, die hohe Dichtung „Sappho" dagegen suchte man durch wohlfeile Herüberziehung in's Moderne zu vernichten. Grillparzer lieferte noch manches gediegene Werk, aber der dramatische Dichter bedurfte einer freien

Schaubühne, und dieſe war ihm verſagt, wie ſeinen lyriſchen Gedichten die Veröffentlichung durch den Druck. Seine Heimath aufzugeben, wie ſpätere Urtheile wohl gar von ihm gefordert haben, kam ihm nicht in den Sinn, er gehörte ihr mit allen innigſten Lebensfaſern an, und trug das Geſchick, welches ihm durch ſie auferlegt war, mit edlem Muth. Ich wurde durch den näheren Umgang in meiner Hochachtung und Zuneigung für ihn nur beſtärkt. Er ſprach ſein Mißvergnügen freimüthig aus, aber ſein Gefühl für das Vaterland ließ ſich nicht irren, und auch um den Preis, daß es ihm ſeinen Lebensberuf verkümmere, liebte er Oeſterreich. Ich beſuchte ihn mehrmals im Hofkammerarchiv, bei welchem er als Direktor angeſtellt war; dort machte er mich auch mit einem Amtsgenoſſen Herrn von Karajan bekannt, der ſich durch gelehrte Herausgabe alter Schriftwerke ausgezeichnet hat.

Nach Zedlitz fragt' ich vergebens, er war auf Gütern im Bannat, ſo auch nach Meinert, den ich aus beſondern Gründen gern geſprochen hätte. Dagegen wurde mir unvermuthet ein merkwürdiger Beſuch zu Theil. Einer der Bücherzenſoren in Wien, Herr Rupprecht, hatte eben aus Amtspflicht die drei Bände des Buches Rahel durchgeleſen, und war ſo ergriffen, ſo entzückt von dem Inhalte, daß er, als er meine Anweſenheit vernommen, mir dies perſönlich ausſprechen wollte. Er ſagte, ſo Großes und Herrliches ſei ihm noch nicht vorgekommen, dies Buch gehe ihm über alles, und daß ſein Amt ihm dergleichen zugeführt, vergelte ihm reichlich ganze Maſſen traurigſter Leſerei, zu der daſſelbe ihn verurtheile. In dieſem Sinne ſchrieb er auch einige Verſe in ſein Buch über Chrysanthemum indicum, das er mir verehrte; er war nämlich

ein außerordentlicher Blumenliebhaber und beſaß einen ſchönen Garten in der Vorſtadt, den ich nicht unbeſucht laſſen durfte. Das ganze Weſen des Mannes ſprach mich ſonſt nicht ſehr an, ich war um ſo mehr über die Wirkung verwundert, welche das Buch auf ihn ausgeübt, aber eigentlich freuen konnte mich die Sache bei meiner Stimmung damals nicht, aller Beifall und Ruhm erſchien mir ſo elend und ſchemenhaft gegen das wirkliche volle Leben, deſſen Verluſt grade in jenem Geſpenſt mir ſchrecklich vor Augen ſtand! — Eine Frage konnt' ich nicht unterdrücken, wie ſo das Buch, welches ſchon in Berlin bei dem Zenſor einiges Bedenken erregt, in Wien ſo leicht erlaubt worden ſei? Mir wurde die Auskunft, daß die Zahl der Leſer eines ſolchen Buches in Wien überaus klein und nur der höheren Klaſſe angehörig ſei, alſo wenig in Betracht komme, ohnehin aber ſei in den Buchläden alles Neueſte zu haben, noch nicht Geprüftes und ſchon Verbotenes, die Beamten ſeien im Durchſchnitt liberal geſinnt und ſähen bei dieſer förmlich eingerichteten Umgehung der Geſetze gern durch die Finger.

Beim Grafen von Saint-Aulaire fand ich beim Mittageſſen unter andern Gäſten auch Jourdain wieder, und die Unterhaltung wurde durch ihn gewichtiger, als ſie ſonſt wohl geweſen wäre. Der Wirth war durchaus angenehm, fein, geiſtreich, verbindlich, ſprach viel von Gans, wollte durch Jourdain erfahren, was von Hegel zu halten ſei, und zeigte durch treffende Bemerkungen, daß er von ſeinem franzöſiſchen Standpunkte gar wohl in dieſem Gebiete mitſprechen könne. Das Gebiet der Staatsſachen wurde gar nicht ängſtlich vermieden, freimüthige und ſogar ſtrenge Urtheile kamen an den Tag,

es wurde als bekannt angenommen, daß ſich niemand an dergleichen ſtoßen dürfe. Wien hat in ſeinen hohen Kreiſen ſtets eine Freiheit und Offenheit der Rede bewahrt, die in Berlin wenigſtens damals nicht für jedermann rathſam geweſen wäre. Der kürzlich in Wien ſtattgehabte deutſche Kongreß gab reichlichen Stoff, und beſonders unſer damaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Herr Ancillon, über deſſen früheren Predigerſtand die Wiener Diplomaten ſich gar nicht zufrieden geben konnten; Saint-Aulaire nahm den altausgeſchiedenen franzöſiſchen Landsmann kräftig in Schutz, wobei denn doch der Schalk nicht unterlaſſen konnte, den Prediger ſo voranzuſtellen, daß der Miniſter dagegen von ſelbſt übel im Schatten ſtand. —

Einige Ausflüge in den Prater, den Augarten, die Brigittenau, den Garten von Schönbrunn, der wiederholte Beſuch in Hietzing bei Philippsborn und Eskeles, in Pentzing bei Frau von Schönfeld ließ auf's neue die glückliche Lage Wiens erkennen, das an den herrlichen Strom gelehnt von einem Kranze des reichſten Pflanzenwuchſes umgeben iſt. Wenn der Winter günſtiger ſein mag, die Pracht und Fülle der Wiener Geſellſchaftswelt zuſammengedrängt zu ſehen, ſo gewährt dagegen der Sommer den Vortheil, dieſes Leben im Freien, im Schmuck der Gärten und Landhäuſer zu betrachten. Die Muſikbanden von Strauß, von Lanner, durch deren Leiſtungen die Wiener in den Rauſch des Entzückens verſetzt wurden, zogen mit heraus in's Grüne, und ihren fortreißenden Walzern lauſchten Gering und Vornehm in kaum unterſcheidbarem Gemiſch.

Der Eindruck von Wien im Ganzen war auch diesmal ein überaus angenehmer, belebender. Das ganze Ansehn der Stadt und Umgegend hatte etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlichfrohes, die Leute schienen gesunder und froher als anderwärts, die schlimmen Geister, welche den grübelnden Menschen begleiten, quälen, nicht loslassen, konnten in dieser Luft nur schwer athmen und hatten wohl selten versucht hier sich einzunisten. Solcher Anschein hat etwas ungemein Gefälliges, Hinnehmendes, übt auf jedes Gemüth und auf jede Stimmung eine stillberauschende Kraft, und läßt die Empfindung entstehen, so sei es eigentlich mit allem Menschendasein gemeint, für jedes Leben sei ein solches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anschein ist, auch dieser ist schon etwas werth! Wie die ehmalige französische Höflichkeit und gute Lebensart, so hat auch das österreichische Wohlbehagen das Verdienst, wenigstens eine schöne Andeutung dessen zu sein, was die Menschen einander bieten und gönnen sollten; denn so wenig jene Form alles Unartige und Gehässige aufhebt, im Gegentheil dasselbe wohl gar mit neuer Schärfe versehen kann, so wenig vermag die heiter-sinnliche Richtung den geistigen Mißmuth oder den Seelenschmerz abzuweisen, die in der menschlichen Natur gegründet sind. Auch kannt' ich das örtliche Leben schon zu gut, um von der Oberfläche getäuscht zu sein, und um nicht zu wissen, daß neben dem Unglück, dem alles Sinnenleben unterworfen bleibt, auch geistiges und seelisches Entbehren hier wie anderswo zur höchsten Qual sich steigert, ja mir fehlten die traurigsten Beispiele nicht, welche dies namhaft belegen konnten. Aber dennoch ist es ein wichtiger Unterschied, selbst

für das einzelne Leiden, ob das Heitre und Frohe als Anfängliches gesetzt und nur gelegentlich durch Trübsal und Traurigkeit verdüstert wird, oder umgekehrt diese zur Grundlage für jenes dienen. Die erheiternde Macht des Wiener Lebens durfte ich um so mehr bejahen und anerkennen, als grade mir die persönlichen Anlässe nicht fehlten, auf diesem sonnenhellen Gefilde mich in düstre Schatten zu verlieren.

So lange die Tagessonne glühte, das bunte Treiben des Volkes durch die Straßen wogte, die zahlreichen Vergnügungsorte nur fröhliches Gedränge zeigten und ich mit Freunden und Bekannten Genuß und Betrachtung theilte, übte die Gegenwart ihr volles Recht, und ich konnte mitempfinden, was diese Darbietung einem harmlosen Menschen sein konnte. Mit dem Einbrechen der Dunkelheit aber nahm alles eine andre Gestalt. Die blendende Helle eines langen Sommertages erheitert nicht lange, sondern überreizt den Sinn, ja die heiße, stille, wie festgebannt über uns schwebende Mittagsgluth hat schon Keime der Schwermuth, welche, durch Thätigkeit und Gesellschaft eine Weile unterdrückt, später im einsamen Dunkel nur um so unwiderstehlicher aufgehen. Wenn ich bei Sternenschein von Ausflügen und Besuchen allein heimkehrte, führte mein Weg mich an Stätten vorbei, oder ich suchte sie eigends auf, wo mir in früheren Tagen ein reiches, jetzt zerstörtes Leben geblüht hatte. Dann entschwand aller Gehalt der Gegenwart, und in ihrer Leere breitete sich ungehemmt die schmerzlichste Erinnerung aus. Die Vergangenheit hat einen Zauber, der anfangs mit süßer Wehmuth das Herz einnimmt, bald aber, wenn man ihm sich überläßt, nicht durch That und

Geſtaltung ihn bricht, dem furchtbarſten Abgrunde zuführt. Nicht nöthig iſt es, daß Großes und Theures uns dorthin zieht, auch das weniger Bedeutende kann uns ſchaudernd an die Gränze des Daſeins drängen; mir aber lag das Theuerſte und Größte in dieſer Vorſtellung verloren, und nicht ſelten glaubt' ich ihr erliegen zu ſollen!

In dem Kreiſe meiner Wiener Bekannten war viel von Rahel die Rede, lebhaft zeigte ſich, wie tief ihr Weſen auf Gefühl und Gedächtniß der verſchiedenartigſten Menſchen eingewirkt hatte, jeder wußte etwas Beſonderes von ihr, erlebte Vorgänge, vernommene Bemerkungen, und freute ſich Aehnliches durch Andre zu erfahren. Ich hatte viele theilnehmende Fragen zu beantworten, und wurde dringend aufgefordert, aus ihrem Nachlaß noch mehr zu veröffentlichen. Einen gleichen Antheil fand ich in demſelben Kreiſe noch für Gentz wach und rege, über deſſen Leben und Tod die ihm Nahgeſtandenen noch immer nicht hinwegkonnten, ſo ſehr die übrige Welt ihn eiligſt vergeſſen hatte. Es war ein Wunder in dieſem leichtſinnigen, den Wirbeln der Tagesbewegungen preisgegebenen Treiben der Eigenſucht und Oberflächlichkeit einen ſolchen Kern edlen innerlichen Andenkens zu finden, das ſchon in das zweite Jahr ſich ungeſchwächt fortſetzte. Die Theilnahme für Gentz war der für Rahel verwandt, ſie vereinigte beide Namen in gemeinſamer Erinnerung.

Was ich von allen Seiten beſtätigen und rühmen hörte, war insbeſondere der kräftige Muth, mit dem er, als es zum Sterben kam, dem Tod in's Auge geblickt hatte, er, der früher bei jedem Erwähnen des Todes erblaßt, der von jeder Möglichkeit einer Gefahr ſo geängſtigt war, daß er alle Stimmung und Laune verlor!

Man wurde jetzt einig, daß die Furchtsamkeit in ihm nur eine äußere schlechte Angewöhnung, der zuletzt bewiesene Muth hingegen sein ächtes Innere war. Ueber sein Verhältniß zu Fanny Elßler hörte man in Wien nur glimpflich urtheilen, besonders von denen, welchen die Vorstellung einer edlen, in Herz und Geist gegründeten Zärtlichkeit nicht fremd war. Wirklich wurden von dieser Verbindung nur gute und gefällige, zum Theil rührende Züge erzählt. Mancherlei Spaßhaftes wußte man über seine in der letzten Zeit steigenden Geldbedürfnisse, denen der Kaiser durch außerordentliche Zulagen abhelfen mußte; wobei sich ereignete, daß dieser dem Kassenbeamten, der eine solche Zahlung leisten sollte, vertraulich sagte: „Das brauch' ich für die Fanny Elßler!" und dann sehr lachte, als der mißverstehende Diener erschrocken äußerte, das hätte er nie von seinem Kaiser gedacht! Zweifelhaft sprach man von seiner politischen Denkart, und ob diese seit der Julirevolution sich wirklich geändert, oder nur einstweilen einer vorübergehenden Nothwendigkeit sich gefügt habe; denn das war gewiß, er hatte sich gleich für die Erhaltung des Friedens und für ein gutes Vernehmen mit dem Könige der Franzosen erklärt, der als Herzog von Orleans ihm persönlich Vertrauen bezeigt hatte, und mit dem er bald auch durch James von Rothschild in geheimen Briefwechsel getreten war. So hatte er auch die größte Besorgniß gezeigt, das Grey'sche Whigministerium könnte gesprengt werden, dem er eifrig zugethan war, entgegen der Ansicht des Fürsten von Metternich, der sich mit ihm darüber fast entzweit hatte. Wer Gentz nur als den Abfasser der Karlsbader Beschlüsse kannte, der mochte freilich bei solchem Benehmen irr' an ihm werden; doch

Gentz hatte einen weiten Gesichtskreis, er wußte, daß auch andre Richtungen zur Macht berufen waren, und konnte sie anerkennen, ja bis zu gewissem Grad ihnen beistimmen. Die Folge hat ihn glänzend gerechtfertigt, denn was er im ersten Augenblicke that, haben die Andern, welche ihn deßhalb bitter getadelt und angefeindet, seitdem auch gethan und durch siebzehn Jahre fortgesetzt. Sein heller Kopf arbeitete sich aus der Finsterniß, die ihn umlagert hatte, leicht heraus, und erkannte frühzeitig den Stand und die Geltung der neuen Dinge, von denen er auch ahnden mochte, daß sie bald wieder in engere Bahnen einlenken würden. Ueber die gesellige Erscheinung und Beredsamkeit von Gentz war nur Eine Stimme, so wie über sein Talent der schriftlichen Darstellung. Er war ein ungeheurer Briefschreiber, und in jedem Zettel sprühte irgend ein Funke seines Geistes, wo er aber in näherem Vertrauen durfte der Feder die Zügel schießen lassen, da warf er in seine Briefe die geheimsten Gedanken, die reichsten Bemerkungen sowohl politischer als persönlicher Art. Tettenborn besaß einen Schatz solcher Briefe, desgleichen Pilat, der nur kürzlich erst durch Vorlesen eines Theiles derselben einen Kreis gewählter Zuhörer entzückt hatte. —

Ich war wenig versucht, in's Schauspiel zu gehen, gerieth aber doch eines Abends in das Burgtheater, wo ich zwei Akte von Iffland's „Leichter Sinn" leidlich aufführen sah. Für mittelmäßiges Zeug waren die aufgewandten Kräfte vielleicht noch zu gut, darum aber noch lange nicht gut genug für ächte Dichterwerke. Die Theater der Vorstädte ließen mich unbekümmert, mir fehlte die Stimmung für alles Volkslustige, und ich hörte ver-

sichern, daß auch gerade kein hervorstechendes Talent dort thätig sei.

Auf die Kaiserliche Bibliothek hatte mich der Bibliothekar Herr Ferdinand Wolf eingeladen, welcher mit unsern Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in Verbindung stand. Ich sah mich gern in diesen Schätzen um, bei denen nur zu wünschen blieb, daß sie dem öffentlichen Gebrauch in größerem Maß und zu wahrer Fruchtbarkeit offen stehen möchten.

Nichts aber lag mir entfernter, als einen Kursus der Merkwürdigkeiten Wiens durchzumachen! Ich kannte sie zum Theil, und mochte jetzt nichts kennen lernen. Mein Aufenthalt war zunächst auf das allgemein Oertliche gestellt, dann auf altbekannte, mir durch Erinnerung werthe Menschen, an deren Wiedersehen auf diesem Boden ich das Gemüth erfrischen, eine schöne Vergangenheit in noch lebenden Zeugen an mich heranziehen wollte! So viele derselben auch schon fehlten, oder mir durch Zufall entgingen, immer war es noch ein seltner reicher Kreis, innerhalb dessen ich mich ergehen konnte. Ich erprobte hier gleichsam die Kräfte des Innern, die zerstörenden wie die erneuernden, und stellte mich in die Mitte von Eindrücken, deren Gefahr und Gewinn ich gleicherweise herausforderte. Wäre ich auf überraschend Neues, auf ungekannte Wahrnehmungen, auf wunderbar im Innern sich Erzeugendes ausgegangen, ich hätte nicht ergiebiger wählen können.

Unter den Personen, die mir bei meiner Reise nach Wien am meisten im Sinne standen, war auch der Fürst von Metternich. Wie groß auch der Abstand sein mochte, der in sonstigem Betracht ihn mir fern stellte, rein mensch-

lich genommen war mir der Fürſt durchaus nah, hatte für mein Leben die ſtärkſten Bezüge, berührte vielfach die mir theuerſten Verhältniſſe. Die Erinnerung an ſeine einnehmende Perſönlichkeit gab mir nur erwünſchte Bilder, wo nur immer ich mit ihm zuſammengekommen, ſtets war es unter günſtigen Umſtänden, in allem Reize geſelliger Vortheile geweſen, ich hatte mit ihm ſo zu ſagen immer ſchönes Wetter gehabt, ihm viel Angenehmes und auf alle Weiſe Förderliches zu danken. Dabei fühlte ich meine Anſichten ganz und gar nicht durch ihn bedingt, mein Urtheil über den Staatsmann im geringſten nicht beſtochen; daß er hierauf gar keinen Anſpruch zu machen ſchien, ſondern Geiſt und Sinn völlig freiließ, gehörte recht eigentlich mit zu den ſtärkſten Anziehungsmitteln, die er für die verſchiedenartigſten Naturen in ſo reichen Maßen beſaß. Alles was ich von ihm hörte, machte mich noch begieriger ihn wiederzuſehen; er hatte ſoviel in der Zwiſchenzeit erlebt und durchgemacht, Häusliches und Allgemeines, ſtand zur Welt in einer ſo ganz andren Stellung als die frühere in der ich ihn gekannt, daß er mir faſt wie ein neuer Menſch vorkommen konnte. Ich hatte ihn mit ſeiner erſten Frau geſehen, jetzt war er zum drittenmale verheirathet, und von den letztern beiden Ehen wußte man gar vielerlei Romantiſches zu erzählen. Seine Macht und ſein Anſehn waren auf dem Gipfel, und er galt unbeſtritten als der erſte Mann in Oeſterreich, der ſeine Nebenbuhler und Gegner alle beſiegt, entfernt, überflügelt oder gelähmt hatte, und der, wenn er auch, den beſtehenden Einrichtungen zufolge, wie ſie zwiſchen eiferſüchtigen Herrſchern und Behörden durch langwierigen Druck des Herkommens in ſchwerfälliger Selbſt-

ständigkeit sich gebildet hatten, im Innern fast nichts vermochte, dagegen in den äußern Angelegenheiten das Ganze des Staates in der Hand hielt, und in diesem Bereich als Herr und Meister schaltete, dem selbst der Kaiser nicht lange zu widersprechen wagte, vielmehr sich zu fügen längst gewohnt war. Ihn auf seinem hohen Posten zu erschüttern, hielt man für eine baare Unmöglichkeit, es gäbe in und außer Oesterreich, versicherte man, wiewohl er zahlreiche und wahrlich nicht zu verachtende Feinde habe, dennoch keine Macht, die ihm etwas anzuthun vermöchte, sobald er nur nicht solche Blößen gäbe, deren man ihn unfähig wußte. Und als er späterhin dennoch solche Blößen gab, erfuhr er in seiner Stellung kaum einen Nachtheil davon. In der That beugte sich alles seinem Namen, und die Unterordnung, in welche dieser Mann alles um sich her versetzte, durfte den Sinn nur um so stärker reizen, in eignem Anschauen zu erfahren, wie diese fabelhaft angewachsene Größe denn zu früheren Eindrücken sich verhalte, sie bestätige oder neu bedinge. Der Fürst war mit dem Kaiser in Baden, wo ich ohnehin liebe Freunde zu besuchen hatte, und da es zweifelhaft war wie lange er dort noch bleiben könne, so wollt' ich den Ausflug nicht aufschieben. Dazu kam, daß auch der eben angekommene, neue neapolitanische Gesandte, Marquis von Gagliati, den ich von Berlin und Baden-Baden her kannte, mir versicherte, er dürfe keinen Tag säumen, sich bei dem Fürsten einführen zu lassen, weil man ihm gesagt, dieser könne jeden Augenblick auf seine Herrschaften in Böhmen abreisen, und dann alle Zeit bis zum Herbst verloren sei. Tettenborn, der sonst nicht leicht jemanden aus seinem Kreise willig entließ, sondern

wie durch Liebenswürdigkeit so auch durch entschiedenen Willen jedes andre Verhältniß gern dem seinigen unterwarf, versuchte diesmal keinen Widerstand, denn auch bei ihm überbot der Name Metternich alle Einwendungen; freilich verband er mit meinem Drange, den Fürsten zu sehen, andre Gedanken, als ich mir vorstellen konnte, Gedanken, denen er in keiner Weise entgegensein wollte, da sie auch ihm wichtig und angenehm sein mußten.

Freitag Morgens am 8. August fuhr ich nach Baden; eine häßliche Fahrt, rechts und links der Anblick, unendlicher Staub, der seiner Feinheit und Leichtigkeit wegen doppelt so weit getragen wurde, und doppelt so lange schweben blieb, als der gröbere Berliner, und daher auch nicht so derb in's Gesicht schlägt, aber um so verrätherischer in die Lunge dringt. Auch Baden selbst war nicht erfreulich anzusehen, ungeachtet der vielen fremden Gäste, die ich hier wußte, schien alles leer, die Straßen zeigten nur einzelne Leute, in den Häusern war es still; die Tageszeit mochte hieran schuld sein, es war um die Mittagsstunde, wo man noch vom Bad ausruht oder mit Anziehen beschäftigt ist, und — schon halb italiänisch — nicht ohne Noth sich dem heißen Sonnenschein aussetzen mag.

Um 1 Uhr fuhr ich zum Fürsten, der mich gleich annahm und mit großer Freundlichkeit willkommen hieß. In seinem Aeußern fand ich ihn zwar weniger gealtert, als man mir gesagt hatte, aber doch eine große Veränderung; das Alter hatte ihn noch nicht gebeugt, aber sehr ernst gemacht; die frühere Elegang und Anmuth war

in strengere Haltung und steifere Würde übergegangen, wobei gleichwohl die Bewegungen noch oft an die frühere Erscheinung erinnerten. Was mir am meisten auffiel, war der Ton seines Sprechens, besonders klangvoll war seine Stimme nie gewesen, jetzt aber hatte sie etwas Hohlnäselndes, Gezogenes, das mir nicht grade zuwider war, aber doch dem Gespräch alle Raschheit und Lebhaftigkeit unmöglich machte. In seinen Gesichtszügen lag dieselbe verschlossene Gleichgültigkeit, die man so oft an ihm getadelt und bewundert hatte, nur trat in ihnen ein stärkeres Bewußtsein der eignen Wichtigkeit hervor, die früher sich ebenfalls unter der Decke zu halten liebte. Um die Augen und gegen die Schläfe hin verriethen sich auch schon Spuren der höheren Jahre, und jene besondere Abstumpfung, welche zu erkennen giebt, daß die sinnlichen Kräfte nicht geschont worden. Der Fürst gab mir jedoch nicht lange Zeit, solchen Bemerkungen eigends nachzugehen, sondern ich mußte sie gleichsam nebenher aufraffen, denn er begann sogleich ein Gespräch, das mich tief in Anspruch nahm. Wir saßen einander gegenüber an einem grünen Tisch, auf dem nichts lag als ein paar Bücher in rothem Saffian mit Goldschnitt, wie ich nachher sah österreichische Staatskalender, die der Fürst im Gespräch bisweilen spielend in die Hand nahm, und vertraulich und bequem, bei geradem und nahem Blick in's offne Antlitz, entspann sich die nachfolgende Unterhaltung. Der Fürst gedachte zuerst des Verlustes, den ich erlitten, und sprach von Rahel mit so warmer Theilnahme, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Sehr genau erinnerte er sich ihrer Persönlichkeit, ihres lebhaften und gutmüthigen Wesens, ihrer heitern und oft scharfen, in

Verwunderung setzenden Einfälle; die Gelegenheiten, bei denen er sie gesehen, waren ihm noch gegenwärtig, wie denn überhaupt die Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthalts in Berlin ihm sehr lebendig waren, und er mit Vorliebe in ihnen zu verweilen schien. Sodann fragte er nach meinen nunmehrigen Verhältnissen. Er war vollkommen unterrichtet von den früheren, daß ich nicht nur von dem Grafen von Bernstorff, sondern nach dem ausdrücklichen Willen des Königs auch von andern Ministern und von dem Generaladjutanten von Witzleben in den wichtigsten Sachen beschäftigt worden sei. „Und das alles ohne eigentliche Amtsstellung", fügte er hinzu, „in einer Art von Ausnahmsverhältniß, ähnlich wie bei uns Gentz gestellt war." Ich lehnte die Vergleichung mit Gentz ab, sowohl in Betreff der Talente, als auch hinsichtlich der Stellung und Thätigkeit, die ihm in so bedeutender Art nur dadurch möglich gewesen, daß er einen solchen Vorgesetzten gehabt, dessengleichen bei uns nicht und überhaupt nicht ein zweitesmal zu finden sei, und daß mir demnächst auch alles Ansehn und alle Vortheile, die sich auf Gentz so reichlich gehäuft, entrückt geblieben. Ich verband hiemit die Versicherung, daß ich meine Dienstlaufbahn für geschlossen ansähe, seit dem Tode Rahel's alle Geschäftssachen abgegeben und dabei erklärt habe, wie ich allen amtlichen Arbeiten fernerhin entsagen müsse, weil weder Fähigkeit noch Neigung dazu mir übrig sei. Der Fürst sah mich erst etwas befremdet an, und entgegnete dann vertraulich, daß der Minister Ancillon ihm noch vor kurzem zugesagt, eine gewisse Arbeit, bei welcher Oesterreich eben so sehr als Preußen das Interesse habe, sie mit Gewandtheit und Nachdruck abgefaßt zu sehen,

durch mich ausführen zu laſſen. Ich geſtand, daß eine ſolche Abſicht, deren Urſprung ich mehr in der guten Meinung des Fürſten als in der Geneigtheit Ancillon's zu ſuchen wiſſe, mir allerdings bekannt und ſogar mein Urlaub dieſerhalb auf nur zweimonatliche Dauer beſchränkt worden ſei, allein ich zweifelte, daß jene Arbeit, wenn es noch dazu kommen ſollte, wirklich mir würde übertragen werden, und ebenſo wäre noch ſehr die Frage, ob ich ſie würde leiſten können. Metternich hatte nämlich mit Ancillon verabredet, daß, ſobald die Beſchlüſſe der letzten Wiener Berathungen bei den deutſchen Regierungen gehörig verarbeitet ſein würden, wofür etwa zwei Monate anzunehmen wären, eine öffentliche Verſtändigung über die getroffenen Maßregeln im Druck erſcheinen ſollte, und er hatte meine Feder hiezu dringend empfohlen. Er ſchien nicht ungern zu hören, daß ich aber gar nicht in Gunſt bei Ancillon ſtände, und lächelte einverſtanden über den Grund, der nicht ſowohl in mir als vielmehr einzig in Bernſtorff's Handlungsweiſe lag. Er äußerte nun um ſo freier ſeine Meinung über Ancillon, dem er guten Willen beimaß, aber wenig Takt, und der in dem Staatsminiſter noch zu ſehr den Prediger zur Schau trage, den Prediger, der alles mit blühenden Redensarten zwingen wolle, und zu ſehr vergeſſe, daß Schweigen oft mehr thue als Reden. Ich konnte ihm hierin nicht widerſprechen, that dies aber um ſo eifriger, als er über Bernſtorff einige Beſchwerden vorbrachte, die mir ungerecht dünkten, und die nur durch Zwiſchenträger veranlaßt waren, die ich meinerſeits wohl kannte, und nicht zu ſchonen hatte.

Der Fürſt wandte das Geſpräch auf ſeine eigne Ge-

schäftsführung, und ohne allen besondern Anlaß, aus eigner Lust und Willen, zu meiner fortgesetzten Ueberraschung und Verwunderung, setzte er mir seine Verfahrungsart auseinander, legte er die Ansichten und Maximen dar, die ihn bisher geleitet hätten und ferner leiten würden. „Ich habe", sagte er mit Nachdruck, „in Geschäften keinen Haß und keine Vorliebe, sehe auf die Sache, und demnächst auf die Brauchbarkeit der Menschen, die ich dabei zu verwenden habe, wer redlich eingreift und das Werk fördert, ist mir willkommen, sei er mir persönlich bis dahin auch noch so sehr entgegen gewesen, oder in allgemeinen Ansichten von mir verschieden. Nie hab' ich jemanden als Person verfolgt, nur immer die Wirksamkeit, die ich bestreiten oder unterdrücken mußte. Die Grundsätze, welche ich mir von Anfang meiner Laufbahn gewählt, haben sich mir in allen Lebens- und Geschäftserfahrungen erprobt, und ich kann sagen, daß seit fünfundzwanzig Jahren, die ich an der Spitze des Kabinets stehe, mich nie etwas gereut hat." Nach einigen Zwischenworten fuhr er fort: „Wo alles wankt und wechselt, ist vor allem nöthig, daß irgend etwas beharre, wo das Suchende sich anschließen, das Verirrte seine Zuflucht finden könne. Dies Beharrende bin ich gewesen, hier hat alles Bedürftige seine Anlehnung gehabt, hier hat das früher Feindlichste friedlich sich vereinigt. Es hat Zeiten gegeben, wo Rußland, andre wo Frankreich mich hätte stürzen mögen, doch bald wandten sich die Dinge so, daß jene einsehen mußten, ich sei für sie der rechte Mann. Wie von den Staatsmächten gilt dies auch von den Partheien. Durch mein Feststehen und ruhiges Beharren, durch meine stete Gleichmüthigkeit, hab' ich Ver-

trauen erworben, Freunde und Feinde bezeigen es mir in höchstem Grade; die bedeutendsten Männer aller Partheien — hören Sie wohl, ich sage aller — haben sich mir genähert, mehr oder minder mit mir angeknüpft, ihre geheimsten Plane mir eröffnet, — und keiner hat sich schlecht dabei befunden, jedem habe ich das ihm Nöthige gesagt, keinen je dem andern verrathen; im Gegentheil! wie der katholische Beichtvater habe ich in mißlichen Kollisionsfällen stets lieber mich geopfert, und oft schwer dafür gelitten, daß ich das mir bewiesene Vertrauen geehrt und fremdes Geheimniß wohl bewahrt habe. Sie wissen es aber auch alle, Freund und Feind, und geben mir immerfort neues Zeugniß davon."

Nach einer Weile sagte der Fürst: „Ich habe ein Prinzip, und nach diesem handle ich unwandelbar. Ein Prinzip aber ist keine Doktrin, beide sind im Gegentheil sehr verschieden; jenes ist in der moralischen Welt was in der physischen ein Felsen, fest, unbezwinglich, überall sich gleich; eine Doktrin ist immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltsam, für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug. Im Prinzip darf der Staatsmann nie wanken, er muß dasselbe unerschütterlich festhalten, dagegen in der Anwendung darf er sich tausend Modifikationen gestatten, ja er muß sie von selbst aufsuchen und wählen, wenn er seine Sache und sich nicht freventlich in die Luft sprengen will; der Staatsmann darf keine Stange Eisen sein, er muß eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widerstrebt, und gleich wieder, so wie er aufhört, die frühere Gestalt annimmt." Dabei verwahrte er sich stärkstens, kein Mann des sogenannten juste milieu zu sein, noch sein zu können. „Wer ein

Prinzip hat", ſagte er, „der muß auf das Aeußerſte gehen, nicht eine Mitte behaupten wollen, die in Wahrheit keine iſt, ſondern nur eine ſcheinbare, ein elendes Zuſammenhalten widerſtrebender Enden; und ſo thue ich, ich gehe den Sachen bis auf den tiefſten Schlupfwinkel nach, dem Guten, es zu fördern, dem Schlechten, es zu vernichten; aber ich weiß, daß die Art ſich nach Welt und Umſtänden zu richten hat, und mein Prinzip ſelber hat dieſes Maß in ſich, und verwirft allen Fanatismus."

Es iſt leicht begreiflich, daß ich bei ſolchen unerwarteten Mittheilungen mich auf eine größtentheils ſtumme Rolle beſchränkte, und alle Kraft der Seele nur zum aufmerkſamen Hören anſtrengte. Natürlich konnte das Gedächtniß dennoch nicht jedes Einzelne feſthalten, und hatte auch manche der leiſeren Uebergänge ſchon verloren, als ich den Ertrag des Tages am Abend niederzuſchreiben eilte. Den Lehrton, den der Fürſt ſich angewöhnt hatte, erinnerte ich mich ſchon vor mehr als zwanzig Jahren in Prag bemerkt zu haben, doch nur in kleinen Anfängen; jetzt war er übermächtig geworden, und wurde im Verlauf großer Erörterungen wirklich ſehr ermüdend; in allen Dingen, auch den geringfügigſten, ſollte Plan und Folge nachgewieſen werden, überall Durchdachtes hervorblicken. Daß dies nicht immer gelang, war nicht zu verwundern. Der Fürſt ſprach vortrefflich, fließend und gemeſſen, in gewähltem, oft überraſchend bezeichnungsvollem Ausdruck; aber es gab doch Stellen, wo ihm der Faden ausging, der Gedanke gleichſam ausblieb, und in ſolchem Falle nahm er dann ungezwungen einen neuen Anlauf. Juſtus Gruner hatte mir erzählt, daß damals

in Prag, kurz vorher ehe er verhaftet wurde, in einer Unterredung mit Metternich, dieſer gleichſam zur Billigung des preußiſchen Staatskanzleramts ihm die Nothwendigkeit eines Premierminiſters habe darthun wollen, ſich dabei auf das Beiſpiel Englands und ſeine Anſchauung der dortigen Verhältniſſe berufen und dann unternommen habe, eine förmliche Theorie des Premierminiſters aufzuſtellen, wobei es aber ſogleich in's Stocken gerathen, und mit einigen Anekdoten von Pitt abgethan worden ſei. Ganz Aehnliches widerfuhr mir. Der Fürſt gerieth auf die Bedeutung Oeſterreichs, und wollte mir dieſe vollſtändig vor Augen ſtellen; Oeſterreich, ſagte er, ſei unter den Mächten eine der erſten und wichtigſten, ſowohl durch ſeine Lage als auch durch den Geiſt und die Richtung, die in dem Ganzen walteten, ein Großes, ſowohl Moraliſches als auch Materielles, denn ... Dieſes Denn aber hatte keine weitre Folge, und zerrann in kleine Bemerkungen über die Vielheit der Sprachen in Oeſterreich.

Bald knüpfte er wieder an ſeine früheren Aeußerungen an, und ſagte, als beſtes und neueſtes Beiſpiel, wie die Menſchen ſich nach und nach zu ihm fänden, könne er den badiſchen Miniſter von Reizenſtein anführen, den ich ja wohl kennen müſſe, und daher auch wiſſen werde, wie derſelbe von jeher zu den Liberalen und zu den erklärteſten Widerſachern Oeſterreichs gehört habe. „Ich ließ mich das nicht irren, ſondern freute mich, daß er zum Kongreß hieher kommen ſollte, eben ſo wie Herr von Duſch, der mir wie jener auf alle Weiſe verdächtigt worden war, und gegen den, ich will nicht ſagen von welcher Seite, die hitzigſten Ereiferungen losgelaſſen wur-

den. Ich verachtete dieſe Einflüſterungen, und verſtändigte mich mit den Männern, die redlich geſinnt, das deutſche Gemeinwohl ſuchten, und durch die ſprechenden Thatſachen überwältigt ihre früheren Anſichten aufgaben, ſie lenkten willig in die Bahn, die ich ſchon längſt als die richtige gewählt hatte; Herr von Reizenſtein iſt jetzt gewiß einer der wackerſten Verfechter desjenigen Prinzips, dem ich von jeher folge, und mit ihm habe ich auch durch Herrn von Duſch das wichtige und zarte Geſchäft in der Schweiz mit Erfolg durchgeführt, an dem ſo viele andre Bemühungen geſcheitert ſind.“ Ich überlegte mir im Stillen, welchen Werth dieſes Lob veröffentlicht für die Gelobten wohl haben dürfte, und wunderte mich nur, daß der Fürſt die Sachen in der Schweiz wirklich ſchon als beendigt anſehen wollte.

Zuletzt kam er nochmals auf Rahel zurück, und ſprach viel und lange mit höchſter Achtung von ihr; er habe ſie zwar nicht als Freundin gekannt, ſei aber einer ihrer frühſten Bekannten und mit ihren beſten Freunden ſehr verbunden geweſen, beſonders habe Gentz ihr von jeher und bis zuletzt wahrhafte Verehrung gewidmet, auch öfters merkwürdige Stellen aus ihren Briefen ihm und der Fürſtin mitgetheilt. Den Verluſt von Gentz bedauerte er ungemein, lobte ſeine Liebenswürdigkeit, ſein unerſetzliches Talent, fügte jedoch hinzu, in den letzten Jahren ſei er unklar und muthlos geweſen, und in den Geſchäften nur mit großer Vorſicht zu gebrauchen. Nicht genug zu rühmen aber ſei die Unerſchrockenheit, die er in ſeinen letzten Tagen gegen den Tod gezeigt, beherzt habe er ihm in's Auge geſehen, er, der ſonſt bei jeder darauf bezüglichen Erwähnung gebebt!

Schon lange war dem Fürsten die Anmeldung eines Gesandten gebracht worden, ohne daß er sich dadurch stören ließ, ich machte zwar Anstalt wegzugehen, allein er hieß mich meinen Platz behalten, und setzte gelassen und behaglich seine Mittheilungen fort. Endlich schien es mir doch ernstlich Zeit zum Aufbruch, und mit den freundlichsten Versicherungen, wie lieb und erwünscht ihm mein Besuch gewesen, lud mich der Fürst auf den folgenden Mittag ein. Die ungemeine Zutraulichkeit und das natürliche Wohlwollen seines ganzen Benehmens gab mir in diesem Augenblicke den Muth ihm zu sagen, ich sei nicht allein, sondern habe einen Neffen von Rahel zum Begleiter, dem es eine theure Erinnerung für das ganze Leben bleiben würde, wenn er Seiner Durchlaucht vorgestellt werden dürfte. Mit der gütigsten Willfahrung sagte der Fürst ohne Zögern: „Bringen Sie ihn morgen mit!“ —

Im Weggehen traf ich draußen den Marquis von Gagliati, er war es, den man dem Fürsten gemeldet und den dieser so lange hatte warten lassen. Wir wechselten nur wenige Worte, denn er wurde sogleich zu dem Fürsten hineingerufen. Ich eilte nach Hause, bewegt von den mannigfachsten Eindrücken, Ueberlegungen und Zweifeln, die sich schwer in ein klares Ergebniß fügen wollten. —

Besuche in der Stadt, eine Fahrt in das Helenenthal hatten mich sehr ermüdet und aufregende Abendgespräche mir eine schlechte Nacht bereitet, daher ich am nächsten Morgen mich unwohl befand, an Schwindel litt, und beim Fürsten schon wollte absagen lassen. Doch einige

Bewegung im Freien stellte mich so weit her, daß ich hoffte, das noch übrige Unbehagen überwinden zu können. Wir fanden uns daher zur bestimmten Zeit ein, ich stellte meinen Begleiter vor, und nach einer Viertelstunde gleichgültigen, doch heitern und artigen Gesprächs ging man zu Tisch. Ich saß zwischen dem Fürsten und seiner Tochter Leontine, auf seiner andern Seite die Fürstin, wegen ihres hoffnungsvollen, aber sehr leidenden Zustandes halbliegend in einem tiefen Lehnstuhl. Die zweite Tochter des Fürsten, der Vizepräsident des Hofkriegsrathes General Graf Ignaz von Hardegg, der Graf Joseph Esterhazy, ein Graf Zichy, der Freiherr von Neumann aus London und noch einige Herren schlossen den kleinen Kreis. Der Fürst war ungemein zuvorkommend, besonders verbindlich gegen uns Fremde, fragte allerlei von Berlin, erzählte heitre Geschichten aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes, scherzte, warf kleine Bemerkungen hin, und verbreitete das angenehme Behagen, welches sich auf das Gefühl argloser Freiheit und Sicherheit gründet; doch hielt er sich im Ganzen schweigsamer als in früherer Zeit. Im Allgemeinen war die Unterhaltung österreichisch-vornehm, das heißt lässig, zwanglos, vertraulich, kotteriehaft, dreist. Kein Wort von Politik, außer Einmal, da Graf Zichy klagte, der Buchhändler habe ihm die Paroles d'un croyant noch nicht geschickt; ich ließ die Frage einfließen, ob denn das Buch nicht verboten sei? und der Fürst erwiederte: „Verboten allerdings, insofern es nicht öffentlich angekündigt und feilgeboten werden darf, nicht aber für solche Leser, bei denen kein Nachtheil davon zu fürchten sei, die österreichische Zensur nimmt auf die Personen Rücksicht.“ Jemand

erinnerte, daß in dieſem Sinne zum Beiſpiel dem Herrn von Eskeles erlaubt werde, das heftige Pariſer Blatt, le National zu halten. — „O bei dem iſt die Regierung ſicher", rief ein Andrer, „einen beſſern Oeſterreicher giebt es nicht!" — „Und was die Denkart betrifft", verſetzte der Fürſt mit Heiterkeit, „ſo iſt der National für ihn wohl gar ein gemäßigtes Blatt." Das Geſpräch ging auf die Eiſenbahnen über, und auf dem Schienenwege ging es ohne Anſtoß leicht und ſchnell. Die Aeußerung, daß die Eiſenbahnen auf die Kriegführung großen Einfluß haben würden, führte auf ältere Ereigniſſe zurück, und als der Schlacht von Wagram und des Umſtandes gedacht wurde, daß heute zwei Perſonen am Tiſch ſeien, die bei Wagram verwundet worden, ſo vervollſtändigte ich die Angabe durch die Anmerkung: „Ja, doch mit dem Unterſchiede, der Graf von Hardegg als General, und ich als Fähndrich", worüber der Fürſt ein großes Ergötzen hatte, und meinte, ſolcher Unterſchied gleiche ſich im Leben aus, denn wenn der Fähndrich meiſt wünſche General zu ſein, ſo fehlten auch die Anläſſe nicht, wo der General wünſche Fähndrich zu ſein. Wo und wie dieſe Anſpielung hier treffen mochte, konnte ich nicht beurtheilen, ſie wurde aber mit großer Luſtigkeit aufgenommen, und der Fürſt, der nach alter Gewohnheit einen ſolchen Scherz aufgriff um ihn nicht wieder los zu laſſen, war im Zuge ihn bis auf das letzte Mark auszupreſſen, als ihm ein großer Pack Depeſchen überbracht und der öſterreichiſche Botſchafter Graf von Lützow gemeldet wurde, der eben von Rom angekommen war. Die Tafel wurde nun bald aufgehoben, und der Fürſt entfernte ſich.

Die Fürſtin Melanie, mit der ich bisher kaum ein

paar Worte gewechſelt, bemächtigte ſich nun meiner ganz, hieß mich neben ihr niederſitzen, und ich hatte alle meine Aufmerkſamkeit zuſammen zu nehmen. Denn ihr Geſpräch, wechſelnd, eigenwillig, gebieteriſch, andringend, war mehr als bloßes Geſpräch, warf ſich dem Andern leicht als Prüfung, als Zuredeſtehen, ja wohl gar als Beichtenſollen auf. Ihre Gunſt oder Ungunſt war jedesmal ganz entſchieden und unverhohlen, aber nicht zu berechnen, man ſah beide als Gaben des Zufalls an. Für mich war grade Gunſt vorhanden, und die wurde mir denn auch reichlichſt ausgeſchüttet. Sie dankte mir lebhaft für die Mittheilungen aus Rahels Nachlaß, ſie habe das Buch im vorigen Sommer mit großer Begier geleſen, oder der Fürſt ihr daraus vorgeleſen, vieles von dem Inhalte möge ſie wohl nicht verſtanden haben, aber das Ganze habe mächtig auf ſie gewirkt, wie noch nie ein Buch, und es ſei ihr überaus leid, daß ſie die ſeltne Frau nicht gekannt habe; nun kamen vielerlei Fragen, deren manche mich in Verlegenheit ſetzte, denn bisweilen waren ſie ſo wunderlich geſtellt, daß ich ihnen erſt eine andre Wendung geben mußte um ſie beantwortungsfähig zu machen; die Briefe an Gentz kamen ganz beſonders zur Sprache, die Fürſtin ſprach von dieſem mit ungemeiner Vorliebe, er ſei geweſen wie kein andrer Menſch, auch beſonders für ſie immer gut geſinnt, und ſie habe Unerſetzliches in ihm verloren; eines könne ſie ihm nicht verzeihen, die Liebſchaft mit Fanny Elßler, dadurch habe er ſich auch ſehr geſchadet in der großen Welt. — „Aber um ſo mehr gewonnen an Herzensglück", erwiederte ich, „und da mocht' er den Beifall der großen Welt, die er ſchon mehr entbehren konnte als ſie ihn, leicht ver-

ſchmerzen.“ Mein Widerſpruch erregte Befremden, und ich ſah wie es in der Schwebe hing, ob ich noch ſtehen ſolle oder fallen, daher ich nachdrücklich fortfuhr, ich ſei erſtaunt, daß ſie, gerade ſie ein ſolches Verhältniß unbillig beurtheile, und nicht hauptſächlich das Glück darin erkenne, daß ein Mann in ſeinem Herbſte noch ſolchen Frühling erlebe, daß ein ſchon trübes Alter vor ſeinem Ausgange noch zuletzt durch ſolchen Sonnenglanz erhellt werde; ich lobte dann Fanny Elßler wegen ihrer edlen Eigenſchaften, ihrer Herzensgüte, ihrer Seelenanmuth, die ihren Werth über alle Zufälligkeiten der äußern Lagen erhöben und dauernd ſicherten. Die Fürſtin gab dies alles zu, wiewohl etwas unwillig, und es ſammelten ſich auf ihrer Stirne ſchon einige Wolken; wer weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte nicht eben zu guter Zeit ſich der Fürſt wieder eingefunden und das Geſpräch aufgenommen. Da er hörte, daß von Gentz die Rede ſei, gab er bereitwillig ſeinen Beitrag. Er ſprach von der außerordentlichen Wirkung, welche der Tod Goethe's auf Gentz gemacht, das ſei die größte Erſchütterung für ihn geweſen, um ſo wunderbarer, als er nie recht gut mit Goethe geſtanden, immer viel gegen ihn gehabt und ſich gegen deſſen Größe wie gewehrt habe. Der Fürſt ſagte das im Tone des Tadels, und als ſei er ſelbſt nie in ähnlichem Fall geweſen, daher konnt' ich mich nicht enthalten, ihm in's Gedächtniß zu rufen, daß auch er früher nicht allzu gut von Goethe gedacht, und daß ich darüber manchen warmen Strauß mit ihm zu führen gewagt; er antwortete hierauf mit ernſter Verwahrung: „Geſchätzt habe ich ihn doch immer, und perſönlich fanden wir uns beide außerordentlich gut zuſammen.“

Von Adam Müller war hierauf die Rede und von Friedrich Schlegel, welche auf der von Gentz eröffneten Bahn nachgeschritten waren, aber mit weit geringerem Erfolg, sowohl in geschäftlichem als in persönlichem Betreff. Daß beide in ihrem Streben zuletzt über das österreichische Interesse hinaus vorzugsweise ein kirchliches in's Auge gefaßt, und daher in Geschäften oft unbequem, ja völlig unbrauchbar geworden, wurde nicht geläugnet. Da ging es denn von selbst wieder auf Gentz und seine außerordentlichen Leistungen zurück, seine Meisterschaft im Schreiben, seine bisweilen langsame aber stets richtige Auffassung, seine glänzende Darstellung. Ich erinnerte den Fürsten, wie sehr es zu wünschen wäre, daß die Schriften und Aufsätze von Gentz gesammelt und auch aus seinen Geschäftsarbeiten die geeigneten veröffentlicht würden; der Fürst erwiederte, ich hätte ganz Recht, und er wolle jemanden Auftrag geben diese Sammlung zu besorgen.

Der Graf von Lützow kam jetzt zur Gesellschaft, und die Unterhaltung zersplitterte sich. Eine ungarische Gräfin Fekete wurde gemeldet, und angenommen trotz des Mißvergnügens der Fürstin Melanie, die grade jetzt keine Lust hatte irgend einen gesellschaftlichen Zwang zu ertragen, und durch nichts zu bewegen schien diese Unlust zu verbergen. Eine fabelhafte Alte erschien, eine geputzte und geschminkte Fee in Kindesgestalt, gebrechlich und unbehülflich zum Zusammenfallen, aber dennoch steif und stark in ihren Ansprüchen als große Dame, wie sie denn auch schnell begriff, daß sie nicht willkommen sei, und dafür, als sie sich bald wieder empfahl einige scharfe Pfeile abschnellte, die sichtlich weh thaten. Sie war mir längst bekannt als eine witzige, dreiste, schonungslose Frau, von

der man das Unglaubliche zu hören gefaßt ſein mußte, eine Art Frau von Crequi, die ſich in ihrem Kreiſe furchtbar gemacht hatte, mir noch überdies merkwürdig als die Freundin und Spielgefährtin von Gentz, der auch wohl von ihrer Zunge zu leiden, indeß noch weit mehr ſich ihres Schutzes zu freuen hatte. —

Wir gingen zu Arnſtein's, wo wir auch zu Mittag hatten ſein ſollen, die Geſellſchaft ſich eben trennte, aber auch ſchon wieder andre zuſammenkam. Siehe da! Die Gräfin Fekete hatte hieher ihre Zuflucht genommen, und ſaß mit dem alten Arnſtein am Spieltiſch, ein Paar von ſo unheimlichem mährchenhaften Anſehen, daß man leicht glauben konnte, ſie ſäßen ſchon hundert Jahre ſo da, und könnten noch hundert Jahre ſo daſitzen. — Mit dem Grafen Cavriany, den ich bei Wagram beim Erzherzog Karl geſprochen und nachmals in Wien bei der Gräfin von Fuchs häufig geſehen hatte, erneuerte ich Bekanntſchaft, und wir ſprachen beſonders mit Wärme von dem verehrten Feldherrn, den zu beſuchen er mich dringend aufforderte.

Ein Spazirgang, den die Damen anregten, gab in der ſchönen Natur die heiterſte Stimmung, führte uns aber auch mit dem Oberſtkämmerer des Kaiſers Grafen von Wurmbrand zuſammen und mit dem Leibarzt Freiherrn von Stifft, deren Geſpräch einem Norddeutſchen einigermaßen ſeltſam klingen mußte, beſonders wenn man bedachte, daß man in dem Leibarzt einen ſtillen Mitregenten dieſes Staates vor Augen hatte, der in gar vielen Fällen mehr Macht hatte, als der Fürſt von Metternich und der Graf von Kolowrat zuſammen. — Wir verbrachten den Abend in freundlicher Geſelligkeit, allein ſie konnte nicht hindern,

daß das Gefühl körperlichen Mißbehagens und wehmüthiger Trauer, so lange zurückgedrängt, endlich die Oberhand gewann und den erfüllten Tag düster beſchloß.

Der nächſte Vormittag war regnigt, die Luft aber dabei warm und drückend, und ich litt unſäglich. Ein Gang in den Park ſtärkte mich ſo weit, daß ich einer Mittagseinladung folgen mochte, wo einige Herren, die aus Wien zum Beſuch gekommen waren, mich durch die Dreiſtigkeit ihrer Reden in Erſtaunen ſetzten. Sie behaupteten unter andern, ſeit den franzöſiſchen Julitagen ſei das Volk hier ganz verändert, leſe die Zeitungen, nehme Theil an den Begebenheiten, und urtheile darüber mit einer Schärfe, bei der den Regierenden mit Recht bange ſei. Die größte Verachtung wurde gegen die Männer ausgeſprochen, welche ſich als Feinde der Revolution bekannten, aber auf allen Punkten ihr nur ſtets nachgäben! Daß man die Karliſten in Spanien aufgeregt und unterſtützt habe, ſie jetzt aber ſchnöde im Stich laſſe, wurde bitter gerügt. Einer der Herren, der in politiſchen Dingen kein Fremdling ſchien, wollte wiſſen, unſer Miniſter Ancillon habe dem Fürſten von Metternich eben einen üblen Streich geſpielt. Die Leiter der Kabinette ſeien bei ihrem letzten Zuſammenſein übereingekommen, und Metternich insbeſondere habe dahin geſtimmt, daß man den ſpaniſchen Kämpfen ruhig zuſehen wolle, bis die Karliſten mit hinreichender Truppenzahl das Feld behaupteten und der König an ihrer Spitze ſtünde, wäre es aber ſo weit gekommen, ſo wolle man offen und ſtark ſich für die gute Sache erklären und ihren Erfolg ſichern.

Jene Bedingungen wären nun eingetreten, Metternich aber habe sich nicht gerührt und alles beim Alten gelassen, Ancillon hingegen, um seine gute Gesinnung zu zeigen, habe mit stolzer Wortfülle den Fürsten an die Verabredung erinnert, und hoffe ohne Zweifel die schmeichelhafteste Anerkennung seines Eifers. Nichts aber komme dem Fürsten ungelegener, und er verwünsche diese Beflissenheit, denn er habe sowohl dem englischen Kabinet als auch dem Könige der Franzosen gegenüber weit wichtigere Rücksichten zu beachten, und das entfernte Spanien müsse den näheren Anliegen in der Schweiz und Italien billig nachstehen. Ich bekannte, von diesen Sachen nicht unterrichtet zu sein, und stellte nur ehrenhalber einige Zweifel gegen diese Angaben auf, welche unsern Minister in kein günstiges Licht setzten. Der Sprecher aber fuhr fort, daß er in diesem einzelnen Falle dem Fürsten wohl Recht gebe, darum aber nicht weniger dessen ganzes politisches Verfahren höchlich tadlen müsse; dasselbe gründe sich auf keinen wahrhaften Gedanken, auf keine ächte Kraft, sondern auf eine Art von Bezauberung, in welcher es andre noch Schwächere befangen halte. Niemand wird mir verdenken, daß ich keinen Beruf empfand, im fremden Lande mich zum Vertheidiger des fremden, von seinen eignen Nächsten angegriffenen Ministers aufzuwerfen. Seine Persönlichkeit aber vertheidigte ich mit allem Feuer inniger Ueberzeugung, und setzte seine liebenswürdigen Eigenschaften, und unter denen sein edler Freisinn — ja, Freisinn — voranstände, in das hellste Licht, wogegen denn zuletzt kein Widerspruch mehr erhoben wurde.

Für diesen Eifer sollt' ich unmittelbar belohnt werden, denn bei einem Gang im Freien, den ich Nachmittags

machte, begegnete mir Metternich und lud mich ein ihn eine Strecke zu begleiten. So wohlwollend und harmlos hatte ich ihn kaum jemals gesehen! Er ging auf die vertraulichsten, menschlichen Betrachtungen ein, sprach von Liebeszauber und Eheglück, und gestand, seit er dieses — erst in später Zeit — wahrhaft kennen gelernt, habe er ohne solches nicht mehr leben können. Was die Eltern den Kindern, was diese den Eltern wären, setzte er mit schönen Worten auseinander, scharf und rührend, denn er wollte sich keiner Täuschung hingeben und sein warmes Gefühl doch nicht mit dieser opfern. Ich faßte seine Meinung vollkommen, und er schien vorauszusetzen, daß ich ihn verstehen müßte. Nun wollte er auch von mir einige Aufschlüsse über neuere Vorgänge, die mich betroffen hatten, und ich sagte in der Kürze das Nöthige. Darauf sprach er von Ludwig Robert, dessen Dichtungen er sehr schätzte, und aus denen er einige beißende Sprüche auswendig wußte. Ich beklagte, daß der Dichter in seinem Leben nie geahndet, welch günstigen Leser er an so hoher Stelle gehabt; er war für Beifall sehr empfänglich, ja dessen bedürftig, und der schmeichelhafteste, der eines machtvollen Gegners, war ihm entgangen! Der Fürst war am Ziele seines Weges, und ich empfahl mich; eine Einladung zum folgenden Mittage mußt' ich ablehnen. —

Montags den 11. August rafft' ich mich mit Gewalt aus Unwohlsein und Verstimmung auf, um nach der Weilburg zum Erzherzog Karl zu fahren, wo ich mich angemeldet hatte. Der Oberhofmeister General Graf von

Gränne führte mich zu ihm. Ich bekenne, daß mir das Herz pochte als ich seiner ansichtig wurde. Die schmächtige, unansehnliche, vom Alter hart angegriffene Gestalt, und doch durch und durch der Ausdruck eines Kriegers, eines Helden! Treuherzig und fast wehmüthig war seine Stimme, die freilich längst des Befehlrufes vor dem Feinde sich entwöhnt hatte, doch wie er sich etwas warm sprach, wurde auch sein Ton kernhafter und gedrungener. „Ich bin hocherfreut", sagte er in freundlicher Weise, „daß meine alten Kriegskammeraden noch an mich denken, ich hab' auch meinerseits die größte Anhänglichkeit für sie! Diejenigen, welche Freud und Leid zusammen genossen haben, gehören für immer zusammen!" Er drückte mir die Hand und fuhr bewegt fort: „Ich dank's Ihnen recht, daß Sie an mich gedacht!" Er fragte hierauf nach meinen Verhältnissen, wußte daß ich mit Tettenborn bei den Russen gewesen, später in Karlsruhe gelebt, und meine litterarischen Sachen waren ihm wohlbekannt, also auch das Buch Rahel und durch dieses mein großer unersetzlicher Verlust. „Ich weiß es gar wohl", sagte er, „der Tod einer geliebten Frau ist das Härteste was einen Mann treffen kann; und da Sie keine Kinder haben, so beklag' ich Sie doppelt, ich habe doch diesen Trost mit meinen Kindern zu leben!" Aus jedem Blick und Wort leuchteten Muth, Biederkeit und Menschenliebe, alles war so schlicht und ruhig, so klar und aufrichtig. Er wünschte keinen Krieg mehr zu erleben, er fand den Frieden höchst preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige auch nur eine Frist wäre, die den Umständen täglich abgerungen würde, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, denn nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung

denken, die hereinbrechen müſſe, wenn die großen Mächte feindlich zuſammenſtießen. „Da könnt' es kommen", ſagte er, „daß dem beſten Mann das Herz bräche, für eine Sache fechten zu müſſen, die ihm nicht anſtünde. Wir hatten es darin beſſer; wir hatten nur Einen Feind, da war die Wahl nicht ſchwer; aber jetzt wollen die Völker ganz andres und vielerlei, und ich kann nicht ſagen, daß ſie Unrecht haben."

Ausführlich wurde die Schlacht bei Wagram beſprochen, und ich verhehlte nicht, daß ich ſie im Verfolge meiner Denkwürdigkeiten ſchildern würde. „Das war eine große Schlacht", ſagte der Erzherzog mit Feuer, „eine ungeheure Schlacht, die mit in erſter Reihe ſtehen darf. Sie ging verloren, aber nicht durch meine Schuld noch durch die der braven Truppen; die haben gerauft wie Helden! Und wenig Täge drauf wieder eine Schlacht, wo ſie mit größter Ausdauer ſtanden, — mehr iſt nicht möglich zu leiſten! Aber Sie wiſſen wohl, wie alles bei uns beſtellt war, — doch das wollen wir lieber ruhen laſſen, und nichts aufdecken, was nicht offenbare Thatſache iſt, wozu nutzt das jetzt noch? Halten Sie ſich ganz an die militairiſchen Ereigniſſe!" — Ich fragte nach mancher Einzelheit, und empfing erwünſchte Auskunft. Zu beſſerer Hülfe verſprach er mir aber einen Plan der Schlacht und beſtimmte Angaben über die Stärke der beiderſeitigen Heere. Ob er ſelbſt noch dazu gelangen würde, auch den Feldzug von 1809 wie ſeine früheren zu bearbeiten, war ihm zweifelhaft. Er meinte, die Sachen wären ſchon ſo lange her, und uns doch noch ſo nah, ſo eng mit den noch heute beſtehenden Verhältniſſen verflochten, als wenn ſie geſtern erſt geſchehen wären. „Das bleibt halt für die

Nachkommen aufgespart", rief er lachend, „wenn die so gut sein wollen, sich noch mit uns zu beschäftigen!" — Zuletzt wünschte er mir noch Glück, daß ich die Befreiungskriege mitgemacht, so gut sei es ihm nicht geworden. „Aber das war wieder nicht meine Schuld", setzte er hinzu, „ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun, ich will zufrieden sein, es ist gut gegangen, und das ist die Hauptsache." Als es Zeit schien, daß ich mich beurlaubte, gab mir der Erzherzog wieder die Hand, und entließ mich mit guten Wünschen für meine Gesundheit, in denen die biederste Herzlichkeit sich ausdrückte. —

Ich fragte bei Metternich an, ob er zu sprechen sei, hörte aber er sei im „Kaisergeschäft", nämlich er habe Vortrag beim Kaiser, der im Begriff sei Baden zu verlassen und nach Schönbrunn zu ziehen. Der Ausdruck gefiel mir gar wohl. —

Unter den Mittagsgästen bei meinen Berliner Damen war unverhofft der alte Eskeles, der durch seinen muntren Geist und Scharfsinn die ganze Gesellschaft belebte; unter andern erzählte er köstliche Geschichten von Thugut, die den hartgeschmiedeten Staatsmann in seiner Größe, doch eben so in seiner Fühllosigkeit zeigten; ich bedaure, die bestimmten Züge nicht aufgeschrieben zu haben, doch bietet die meisterhafte Schilderung Hormayr's deren andre genug zum Ersatz. — Mich belustigte das Mißtrauen, welches eine der Damen gegen mich gehegt zu haben gestand, man hatte ihr nämlich versichert, ich sei in München mit Eduard von Schenk in engen Bund getreten, ein Frömmler geworden, und nun auf dem Wege die größten Dinge zu erreichen, nämlich nicht im Himmel,

ſondern noch hier auf Erden. Die Nichtigkeit ſolcher Herrlichkeit ſollten wir ſogleich in einem erſchreckenden Beiſpiel vor Augen haben; noch während der Mittagstafel kam die Nachricht, daß die wegen ihrer Schönheit und ihrer Glückesloose berühmte Frau von Geymüller vor einigen Stunden geſtorben ſei. Alle Anweſenden geriethen in Aufregung, der überraſchende Schreck war nicht ſo ſchnell wieder zu beruhigen, erſt allmählig konnte der Eindruck zu den mannigfachen Betrachtungen ausgedehnt und verarbeitet werden, zu denen die Geſchichte dieſer Frau ſo reichen Stoff darbot. —

Der portugieſiſche Geſandte in Wien, Baron von Villaſecca, war nach Baden gekommen, und ich wurde mit ihm bekannt gemacht. Wir ſprachen eine ganze Weile zuſammen, als der Zufall mich entdecken ließ, daß er ein Jugendfreund von Rahel ſei, der ſie zuletzt in Wien während des Kongreſſes beſucht hatte, wo auch ich mit ihm bekannt geworden war. Er hieß früher Navarro und jener Titel war ihm ſeitdem verliehen worden. Wir freuten uns ſehr, und ſprachen nun vertraulich. Die Entgegenſetzung unſerer politiſchen Anſichten blieb keinen Augenblick verborgen, hinderte aber nicht, daß er mir als einem in der Wirklichkeit ganz Unbetheiligten ſeinen Verdruß und ſeine Sorgen mittheilte, denn er hielt Portugal für verloren, und klagte deßhalb hauptſächlich den Fürſten von Metternich an, der bei den entſchieden ausgeſprochenen Grundſätzen und eifrigſten Neigungen nicht offen aufzutreten wage, und ſich von England und Frankreich einſchüchtern laſſe. Gleiche Klagen hörte ich von dem ſpaniſchen Geſchäftsträger Montenegro, der ſeine Unzufriedenheit über das Fallenlaſſen und Preisgeben der Sache

des Don Carlos mit bittrem Groll aussprach. Mir war es sonderbar, fast bei jedem Schritt und in dem Kreise, der dem Fürsten unbedingt angehören sollte, nur Widersachern desselben zu begegnen.

Die Luft in Baden schien mir nicht zu bekommen, ich war immer leidend und meine Nerven entweder überreizt, oder völlig abgespannt. Ich wollte daher nach Wien zurück fahren, und ging in diesem Vorhaben am Mittwoch zu Metternich um Abschied zu nehmen. Es war in der Mittagszeit, die schwülste Sommerwärme, und der Himmel schwer mit Wolken behangen; ich bereute schon, daß ich mich hatte melden lassen, hielt mich kaum fähig ein Gespräch zu bestehen, und wünschte nicht angenommen zu werden. Aber ich wurde angenommen, sogleich eingeführt und in kühlem Zimmer mit lebhafter Freundlichkeit empfangen. Der Fürst war ungemein heiter, mittheilend wie noch nie, ich hätte nicht gelegener kommen können. Nachdem wir uns gesetzt, begann er zu reden, und mit solchem Behagen, in solcher Folge und Dauer, daß mir während anderthalb Stunden beinahe nichts übrig blieb als ihm staunend zuzuhören. Und wie gern hörte ich zu, wie gern verstummte ich bei solchem Hören! Der Leser wird dies aus nachfolgendem, wenngleich nur schwachen, doch möglichst getreuen Abbilde der Mittheilungen des Fürsten einigermaßen mitempfinden. —

Er hatte meine Handschrift eben gesehen, auf einem Blatte, das die Fürstin an ihr Versprechen erinnern sollte mir ein Bild von Gentz zu schenken, verbunden mit der Andeutung, wie werth ihr eignes mir sein würde. „Ich

ſammle Handſchriften", ſagte er, „doch erſt ſeit kurzem, und nur von Zeitgenoſſen; das heute Neueſte und Erlangbarſte wird in unſrer Zeit, die ſo raſch läuft, ſchnell genug alt und ſelten, und ſchon dadurch wichtig. Ihre Schrift iſt gewiß eine der ſchönſten, doch kann man ſich nicht lange aufhalten ſie zu loben, denn noch ſtärker nimmt Ihre Schreibart alles Lob in Anſpruch." Nach dieſer Artigkeit, die ich mit nöthiger Beſcheidenheit erwiederte, kam er ſogleich auf ſeine Schreibweiſe, und gefiel ſich in deren genauer Darlegung. „Alles Wichtige", fuhr er mit behaglicher Langſamkeit fort, „ſchreibe ich durchaus ſelbſt, und gewöhnlich ſehr ſchnell, oft Depeſchen von zwölf bis ſechzehn Seiten, und mehrere an Einem Tage, — ich glaube nicht, daß noch irgend ein Menſch ſo viel und vielerlei geſchrieben habe und ſchreibe, als ich! Wenn ich mir vornehme, nichts auszuſtreichen, wie bei Briefen meiſt der Fall iſt, ſo ſchreibe ich um weniges langſamer; gewöhnlich aber ſchreibe ich nur einen raſchen Entwurf, in welchem ausgeſtrichen und verbeſſert wird. Im Anfange bin ich meiſt etwas unſicher, und ſuche den richtigen, daher geſchieht es oft, daß ich mehrere Anfänge hintereinander, bisweilen ſchon halbe Seiten, verwerfe und friſche Bogen nehme; habe ich aber einmal den rechten Anfang gefunden, dann geht es unaufhaltſam fort, und je tiefer hinein deſto ſtrömender und beſſer. So wie ein Bogen nun eilig vollgeſchrieben iſt, geb' ich ihn in das Bureau, wo er ſogleich in's Reine gebracht wird, dieſe Reinſchrift laſſe ich dann durch vertraute Gehülfen, die an meinen Geiſt und an meine tournure de phrase ganz gewöhnt ſind, mit Sorgfalt durchſehen, doch nur allein wegen des äußerlichen Redeganges; ſie ergänzen die

etwa nur angedeutete Phraſe, ſchneiden unnöthig Wiederholtes weg, und was ſonſt in dieſer Art Nachläſſiges vorkommen mag; aber ihr Geſchäft bleibt dabei ganz äußerlich, an den Sachen, an den eigentlichen Sinn dürfen ſie gar nicht rühren. Dieſe ſo behandelten Bogen laſſe ich mir dann auf's neue vorlegen, und korrigire ſie durch, wo ich dann immer noch genug zu thun finde. Auf dieſe Art läßt ſich in kurzer Zeit unglaublich viel zu Stande bringen."

„Meine Weiſe zu redigiren iſt durchaus verſchieden von der Art, wie Gentz geſchrieben hat. Dieſer, wenn ich ihm eine Ausarbeitung aufgetragen, forderte und brauchte gewöhnlich einen Tag, auch zwei und drei Tage, um über die Abfaſſung nachzudenken, dann ſetzte er ſich hin und führte langſam und ſorgfältig das Vorgeſetzte aus; bei ſehr eiligen Sachen iſt mir das oft peinlich geworden. Ich dagegen kann über einen gegebenen Stoff in ſolcher Weiſe nicht ausſchließend nachdenken; wollte ich das thun, ſo würden mir hundert andre Sachen in den Sinn kommen, und die beabſichtigte ſich darunter verlieren. Wenn ich mir aber einen Gegenſtand einmal vorgenommen habe, ſo arbeitet der ſich von ſelbſt in mir weiter, auch während ich ganz andre Dinge thue; die nöthigen Ergebniſſe reifen ſchnell unter allen ſcheinbaren Zerſtreuungen; beim Eſſen, im gewöhnlichen Geſpräch, im Fahren bieten ſich mir die klarſten Aufſchlüſſe, die wichtigſten Einfälle, und ſobald der Gegenſtand in mir ganz klar und reif geworden, mein Sinn und Geiſt davon ſaturirt iſt, dann ſchreibe ich friſch drauf los, um die Anordnung und Folgeſtellung unbekümmert, die ergeben ſich dann ganz von ſelbſt. Bin ich einmal im Zuge, ſo

und Mißverständnisse schleichen sich überall ein, um solcher willen muß man nicht gleich Menschen oder Sachen verwerfen, selten ist das Wahre und Unwahre, das Rechte und Unrechte ganz rein gesondert, meist beides im Gemisch vorhanden, da ist denn die Aufgabe das Gute möglichst auszuscheiden, hervorzuziehen und zu gebrauchen, das Schlechte hingegen zu beseitigen, zu entkräften. Nichts wäre thörichter, als unbedingte Uebereinstimmung zu verlangen. Ich kann mit Leuten arbeiten und fertig werden, die mehr auf der Gegenseite stehen als auf meiner, wenn ich nur ihrer Redlichkeit versichert bin." Er habe auch schon, wiederholte er, mit allen Arten von Menschen zu thun gehabt, die ärgsten Gegner hätten sich vertrauenvoll an ihn gewendet, noch heute thäten es solche, von denen kein Mensch es ahnde; und keinen habe dies noch gereut, so wenig wie ihn selbst.

„Ich bin der Mann der Wahrheit", sprach er mit erhöhter Stimme weiter, „und brauche das Tageslicht nicht zu scheuen, ich kann jedem Rede stehen, und von all meinem Thun Rechenschaft ablegen, es giebt keine Verhandlung und Erörterung, auf die ich nicht freien Muthes eingehen dürfte. Für mich ist es der größte Nachtheil, daß meine Arbeiten im engen Kreise der Kabinette geheim bleiben, ich würde bei der Oeffentlichkeit nur gewinnen; auch die Rednerbühne scheue ich in persönlichem Betreff gar nicht, ich darf sie für mich sogar wünschen, — wenn ich sie gleichwohl hasse, so ist das aus Gründen, die in der Sache liegen. Vieles, was die Leute mir fern glauben, steht mir nahe, und vieles, was sie in meiner Bahn vorhanden meinen, liegt außerhalb derselben. Ich bewundre die Institution der Jesui-

tm, wie viele Proteſtanten auch thun, aber den Jeſuitismus haſſe ich wie die Peſt, der hat keinen größern Feind als mich; in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den Pietismus verabſcheue ich; eben ſo geht es mir mit dem Liberalismus, ich bin ihm ein unverſöhnlicher Feind, aber im beſten Sinne liberal zu ſein, darf ich mich wohl rühmen." Ich ſagte, gar oft hätte ich ihn als liberal-geſinnt bezeichnet und gegen ungerechte Vorwürfe vertheidigt, ſogar die Behauptung aufgeſtellt, unter andern Umſtänden, zum Beiſpiel als ein Miniſter Preußens, würden auch die Handlungen dies bethätigt haben, wie das freilich in Oeſterreich ſelten möglich geweſen. Er verſetzte nach kurzem Innehalten: „Da haben Sie ganz die Wahrheit geſagt, und ich werde ſtets ſo bleiben."

In ſeiner Selbſtbetrachtung weitergehend ſagte er: „Ich kann in geſchäftlichem Betreff wohl mehr als zwanzig Richtungen und Seiten aufzählen, in denen ich mir alle Fähigkeit und Tüchtigkeit abſprechen muß; in denjenigen aber, die ich mir als meine ächte Stärke zuerkenne, fürchte ich nichts in der Welt. Zum Glück iſt das, was mir fehlt, von der Art, daß es ſich durch Andre erſetzen läßt, das was ich habe dagegen iſt die ſtandhafte Kraft, die kein Andrer für mich haben kann. Nichts iſt mir widriger, als der ſogenannte respect humain, dieſer Inbegriff ſchlechter Bedenklichkeiten und Rückſichten, falſchen Ehrgeizes und kleinlicher Eitelkeit, dieſe Furcht vor der hellen Wahrheit, dieſe Nachgiebigkeit gegen die Tagesmoden, gegen das Geſchrei der Menge, dieſe Beſorgniß, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch zu erſcheinen, — das kämpfe ich ſtets in mir nieder. Ich bin ſelten in den Fall gekommen, oder

vielmehr in Hauptſachen gar nicht, etwas zurückzunehmen oder mich im Unrechte zu bekennen; träte aber ein ſolcher Fall jemals ein, ſo würde ich gar nicht verlegen ſein ihn einzugeſtehen, im Gegentheil ich würde meine Freude daran haben; denn wie jemand — ich glaube es war Fox — einmal geſagt, nach dem Genuß, im Spiele zu gewinnen, ſei ihm der größte der, im Spiele zu verlieren, ebenſo muß ich ſagen, nach dem Vergnügen Recht zu haben, halt' ich für das größte das, meinen Irrthum einzuſehen und zu bekennen; ich würde mich dadurch nie herabgeſetzt glauben, vielmehr ſteht der, welcher dieſe Selbſtverläugnung übt, um ſo höher, denn ſie iſt nur möglich bei höchſtem Standpunkt. Das Aeußere der Handlungen mag ſich oft zu widerſprechen ſcheinen, dabei kann das Innere grade recht einig ſein, und beiderlei Weg zu demſelben Ziele führen. Ich weiß, was man mir in dieſer Art alles vorhalten könnte, grade in der neuſten Zeit; man könnte fragen, warum ich ehmals den Krieg gemacht habe, und jetzt nicht; aber ich *habe* den Krieg gemacht, wie ich es für nothwendig und heilſam hielt, und ich habe ihn *nicht* gemacht, weil er ſchädlich geweſen wäre; ich werde ihn *wieder* machen, ſobald jener Fall wieder eintrit, und man wird dann ſehen, daß ich noch ganz und gar derſelbe bin. In der That iſt der öffentliche Zuſtand jetzt ein andrer, und ein beſſerer, als vor einer Reihe von Jahren. Die Zeit von 1823 bis 1827 war in Hinſicht des herrſchenden politiſchen Geiſtes die ſchlimmſte; damals hatte der Liberalismus in Frankreich auch die Beſſern ergriffen, und ſich als ein Schwindelgeiſt über Europa verbreitet; jetzt ſtehen die Sachen viel beſſer, der Kampf iſt klarer geworden, die Gegnerſchaften haben

ſich mehr verkörpert. Ich haſſe es, mich mit Geſpenſtern herumzuſchlagen, aber den körperlichen Kampf ſcheue ich nicht, da ſtehe ich jedem Feinde, wie ich auch zum Zweikampfe ſtets bereit bin, das iſt in meinen Grundſätzen und in meinem Naturell."

Ich weiß nicht mehr was hier den Uebergang machte, aber der Fürſt kam auf die Litteratur. Oft habe er über den Zuſtand der deutſchen Litteratur nachgedacht, aber nie ſei er hiebei mit ſeinen Gedanken auf ein praktiſches Feld gelangt, und vergebens habe er gehofft, von der litterariſchen Seite ſelbſt hierin unterſtützt zu werden, denn diejenigen Schriftſteller, die ſich ihm angeſchloſſen oder zu Dienſten erboten, wären ſelber meiſt nur Partheileute geweſen, die ſich ſehr unbequem gemacht; was er wünſche, ſeien leitende Organe für die Oeffentlichkeit, er wundre ſich, daß dieſe unter ſo vielen begabten Geiſtern nicht von ſelbſt aufſtünden. „Dazu müßte die Litteratur Freiheit haben", erwiederte ich, „unter dem Druck des Zwanges kann ſich nichts entwickeln." Ich wagte nun gegen die Zenſur loszuziehen, gegen alle die kleinlichen Anſtalten und Verfolgungen, durch welche man die Gelehrten nur erbittert, ja die Ehre der Nation verletzt, und ſelbſt für die beſtimmten Zwecke des Augenblickes nicht das Geringſte gewonnen habe. Denn was hätten alle die Maßregeln, von den Karlsbader Beſchlüſſen bis zu den neueſten, irgend Gutes bewirkt? Hätte ſich der Zuſtand nicht im Ganzen verſchlimmert? Die Preßfreiheit entbehrten wir allerdings, aber die Frechheit und Ungebühr der Preſſe ſähen wir ungeſtört walten, und keine Macht wiſſe das zu hindern. Ich erklärte mich gegen jede unmittelbare Einwirkung des Staates auf die Litteratur, eine mittelbare dagegen könnte

ſehr heilſam ſein. Die Univerſitäten würden des Zwanges entledigt, den Regierungen in natürlichem Zuge gute Verbündete ſein, man habe ſie mit Gewalt zu Feinden erklärt. Der Fürſt hörte dies alles mit Gelaſſenheit an, wie denn eine ſeiner ächt ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften iſt, dies zu können, und keine Meinung als ſolche gleich zum Verbrechen zu machen; vielleicht war es ihm auch ganz recht, daß ich mich ohne Hehl zeigte. Im Laufe dieſer Erörterung ſprach er das Wort Akademie der Wiſſenſchaften und ließ die Abſicht durchblicken, eine ſolche für Oeſterreich zu gründen. Ich bemerkte, damit würde nicht viel gethan ſein, dieſe Anſtalten hätten ſich überlebt und wären nur noch ein Hof- und Staatsluxus; wollte man in dieſer Art etwas thun, das kräftig in's Leben griffe, ſo müßte es nicht nur für Deutſchland gemeinſam, ſondern auch hauptſächlich für die Jüngeren berechnet ſein, weniger das in beſtimmter Richtung und Wiſſenſchaft Geleiſtete, als vielmehr die Talente, die ſtrebenden und bedürftigen erfaſſen; der Herzog von Weimar, der habe, ohne den Namen, eine ſolche deutſche Akademie um ſich verſammelt; die Gewordenen, in Ruhm und Ehre Ausgelebten, hätte ihm ein größerer Fürſt leicht abnehmen können, aber daß er die Werdenden erkannt und herangezogen, das bleibe ſein unſterbliches Verdienſt.

„Die Jüngeren!“ ſagte der Fürſt, „ja wo findet man deren, die nicht ſchon ganz in Wildheit verloren wären?“ Ich legte dem Fürſten die Grundzüge einer Goethe-Geſellſchaft vor, die man in Weimar ſtiften und über ganz Deutſchland ausbreiten ſollte; da würde viel guter Nach- und Wetteifer entſtehen, in einem Sinne, der dem Gange der Geiſtesbildung in Deutſchland förder-

lich sein könnte, ohne das Mißtrauen der Regierungen zu erwecken; eine solche Gesellschaft ließe sich so einrichten, daß sie manchen irrschweifenden Kräften zum rettenden Sammelplatze dienen könnte. Ich versicherte, es würden die besten Köpfe und schönsten Talente oft in dem Augenblicke, wo sie den bessern Weg schon betreten, mit Gewalt auf den schlechten zurückgestoßen. Da mir Heinrich Laube einfiel, dessen kürzlich erfolgte Verhaftung mir aus Berlin war geschrieben worden, so glaubt' ich die Gelegenheit benutzen zu müssen, ihm hier einigen Vorschub zu thun. Ich sagte zu seinen Gunsten, was ich an dieser Stelle mit Fug und Wahrheit sagen durfte, und bemerkte unter andern, wenn Friedrich Schlegel für seine jugendlichen Thaten und Schriften so scharf behandelt worden wäre, so würde er nimmer Kaiserlich österreichischer Legationsrath geworden sein, noch vom Pabste den Christusorden erhalten haben. Dies war das einzigemal, daß der Fürst etwas lachte. „Am allerwenigsten", fuhr ich fort, „lassen sich solche junge Talente erkaufen; die schlechten aber, die sich etwa verführen lassen, erniedrigen sich ganz, und sind nun unbrauchbar." Der Fürst gab mir vollkommen Recht, und versicherte, er habe nie einen Heller bezahlt, um in solcher Art gegnerische Stimmen für sich zu gewinnen. „Die größte Lobrede", fuhr er fort, „die mir je gehalten worden, hat Heine gemacht, Heine, mit dem Sie ja befreundet sind." Ich erhob die Augen, und fragte wo und wie denn? „In dem Buch über Frankreich. Da spricht er von mir als von einem Feinde, aber als von einem, der bei der Stange geblieben, nie gebuhlt mit dem Liberalismus, nie doppeltes Spiel gespielt. Ich weiß recht gut, daß er mich nur

ſehr heilſam ſein. Die Univerſitäten würden des Zwanges entledigt, den Regierungen in natürlichem Zuge gute Verbündete ſein, man habe ſie mit Gewalt zu Feinden erklärt. Der Fürſt hörte dies alles mit Gelaſſenheit an, wie denn eine ſeiner ächt ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften iſt, dies zu können, und keine Meinung als ſolche gleich zum Verbrechen zu machen; vielleicht war es ihm auch ganz recht, daß ich mich ohne Hehl zeigte. Im Laufe dieſer Erörterung ſprach er das Wort Akademie der Wiſſenſchaften und ließ die Abſicht durchblicken, eine ſolche für Oeſterreich zu gründen. Ich bemerkte, damit würde nicht viel gethan ſein, dieſe Anſtalten hätten ſich überlebt und wären nur noch ein Hof- und Staatsluxus; wollte man in dieſer Art etwas thun, das kräftig in's Leben griffe, ſo müßte es nicht nur für Deutſchland gemeinſam, ſondern auch hauptſächlich für die Jüngeren berechnet ſein, weniger das in beſtimmter Richtung und Wiſſenſchaft Geleiſtete, als vielmehr die Talente, die ſtrebenden und bedürftigen erfaſſen; der Herzog von Weimar, der habe, ohne den Namen, eine ſolche deutſche Akademie um ſich verſammelt; die Gewordenen, in Ruhm und Ehre Ausgelebten, hätte ihm ein größerer Fürſt leicht abnehmen können, aber daß er die Werdenden erkannt und herangezogen, das bleibe ſein unſterbliches Verdienſt.

„Die Jüngeren!“ ſagte der Fürſt, „ja wo findet man deren, die nicht ſchon ganz in Wildheit verloren wären?“ Ich legte dem Fürſten die Grundzüge einer Goethe-Geſellſchaft vor, die man in Weimar ſtiften und über ganz Deutſchland ausbreiten ſollte; da würde viel guter Nach- und Wetteifer entſtehen, in einem Sinne, der dem Gange der Geiſtesbildung in Deutſchland förder-

lich ſein könnte, ohne das Mißtrauen der Regierungen zu erwecken; eine ſolche Geſellſchaft ließe ſich ſo einrichten, daß ſie manchen irrſchweifenden Kräften zum rettenden Sammelplatze dienen könnte. Ich verſicherte, es würden die beſten Köpfe und ſchönſten Talente oft in dem Augenblicke, wo ſie den beſſern Weg ſchon betreten, mit Gewalt auf den ſchlechten zurückgeſtoßen. Da mir Heinrich Laube einfiel, deſſen kürzlich erfolgte Verhaftung mir aus Berlin war geſchrieben worden, ſo glaubt' ich die Gelegenheit benutzen zu müſſen, ihm hier einigen Vorſchub zu thun. Ich ſagte zu ſeinen Gunſten, was ich an dieſer Stelle mit Fug und Wahrheit ſagen durfte, und bemerkte unter andern, wenn Friedrich Schlegel für ſeine jugendlichen Thaten und Schriften ſo ſcharf behandelt worden wäre, ſo würde er nimmer Kaiſerlich öſterreichiſcher Legationsrath geworden ſein, noch vom Pabſte den Chriſtusorden erhalten haben. Dies war das einzigemal, daß der Fürſt etwas lachte. „Am allerwenigſten", fuhr ich fort, „laſſen ſich ſolche junge Talente erkaufen; die ſchlechten aber, die ſich etwa verführen laſſen, erniedrigen ſich ganz, und ſind nun unbrauchbar." Der Fürſt gab mir vollkommen Recht, und verſicherte, er habe nie einen Heller bezahlt, um in ſolcher Art gegneriſche Stimmen für ſich zu gewinnen. „Die größte Lobrede", fuhr er fort, „die mir je gehalten worden, hat Heine gemacht, Heine, mit dem Sie ja befreundet ſind." Ich erhob die Augen, und fragte wo und wie denn? „In dem Buch über Frankreich. Da ſpricht er von mir als von einem Feinde, aber als von einem, der bei der Stange geblieben, nie gebuhlt mit dem Liberalismus, nie doppeltes Spiel geſpielt. Ich weiß recht gut, daß er mich nur

gelobt, um seinen heftigen Haß gegen Andre desto schneidender zu machen, allein er würde dazu jenes Lob nicht haben brauchen können, wenn es nicht auf die Wahrheit gegründet wäre."

Eine Reihe von Personen kam nun zur Musterung, und Metternich meinte, er habe wenige Staats- und Geschäftsmänner gekannt, die ihm so viel Ungemach und Störung verursacht, als der hannöversche Minister Graf von Münster, der ein durchaus schiefer Kopf gewesen; dagegen habe er sehr gern mit Talleyrand zu thun gehabt, der zwar ein gefährlicher Gegner, aber immer in regelrechter, feiner Fechtkunst geblieben; von Freunden und Gehülfen nannte er wieder den unersetzlichen Gentz, lobte den Grafen von Lebzeltern, den Ritter von Prokesch, indem er den letztern zugleich als einen Mann von freier Denkart bezeichnete. Eine Abschweifung über das Verhältniß von Theorie und Praxis, die sich an die Betrachtung der verschiedenen Persönlichkeiten anknüpfte, hatte viel Eigenthümliches und Sonderbares, ich bedaure, das Nähere nicht aufgeschrieben zu finden. —

Nach einer Pause nahm der Fürst einige Schriften zur Hand, blätterte darin, und sagte dann: „Hier ist das Neuste, was mir jetzt eben zur Arbeit vorliegt. Es sind die letzten Berichte aus der Schweiz. Hören Sie, wie es dort zugeht!" Und nun las er mir mit nachdruckvoller Stimme langsam die umständlichen Nachrichten vor, die über das im Kanton Bern stattgehabte Handwerkerfest eingegangen waren. Die Fahne und das Wappen Oesterreichs und andrer deutschen Staaten waren hiebei mit Füßen getreten worden; die gesungenen Schmähslieder, die gehaltenen Reden, nichts wurde mir erspart,

und als dies alles abgethan war, erklärte er mir was er zu thun gedenke, und wie er die Sache behandeln werde. „Wollen die andern Staaten meiner Aufforderung zu gemeinsamem Einschreiten folgen, wie ich hoffe, so wird es um so besser sein; wollen sie es nicht, so wird der Kaiser auch für sich allein die Rüge durchsetzen, und die Berner Regierung soll recht in die Klemme kommen. Zunächst werde ich ihnen eine Note zuschicken, wie sie noch keine empfangen haben, nämlich lauter Fragen, die ich hier schon zusammengestellt: ich bin doch begierig, was mir diese Kanaillen hierauf antworten werden?"

Das war das stärkste Wort, das ich noch von Metternich gehört, und schien ein bündiger Schluß für die ganze Unterhaltung. Ich war ohnehin durch die angestrengte Aufmerksamkeit erschöpft und nahm mich nur mit Mühe noch zusammen. Es war 3 Uhr geworden, und um 2 Uhr sollte ich bei Frau von Peschier zum Mittageſſen sein. Der Fürst aber schien gar nicht ermüdet, sondern erst recht im Zuge, ich sah, er war fähig noch lange so fortzureden. Da ich aber Anstalt machte zu gehen, so hielt er mich nicht länger, gab mir zum Abschiede die Hand und die gütigsten Versicherungen, und sagte, ich müsse in jedem Fall ehe ich Baden verließe, noch einmal bei ihm essen.

Erfüllt und verwirrt von dieser wunderbaren Unterhaltung, allem Wichtigen und Merkwürdigen, das ich vernommen, und das ich in hundert beziehungsreichen Gedanken erregt fortspinnen mußte, fühlt' ich mich besonders ergriffen von der aufdringlichen Frage, wieso der Fürst

ſich bewogen finde, gerade mir alles dies mitzutheilen? War er ſo bedürftig ſich auszuſprechen, und hatte er in ſeiner Nähe ſo wenig Gelegenheit dazu, um mich den zufällig gekommenen Fremden zu erwählen? Oder hegte er eine beſondre Abſicht, und ſollte ich irgend einem ſeiner Zwecke dienen? Für letzteres fand ſich kein haltbarer Grund, und erſteres war auch kaum anzunehmen. In dieſen Zweifeln befangen, trug ich nicht minder den Inhalt ſo manches Gehörten ſchwer im Sinn, und ich ſah einen gewaltigen Stoff des Nachdenkens und der Verarbeitung vor mir aufgehäuft. Unter dieſen Eindrücken war ich ein ſchlechter Mittagsgaſt, ungewöhnlich ſchweigſam und dann wieder zu redſelig. Es geſchah mir ſogar, daß ich in der Uebereilung mehr ſagte, als ich wollte, was mir um ſo unlieber war, da man wußte, wo ich ſo lange war aufgehalten worden. Der ſchweizeriſche Geſchäftsträger, welcher unter den Gäſten war, erinnerte mich durch die Art ſeiner Fragen glücklicherweiſe ſelbſt, daß ich ſie nicht beantworten durfte.

Wir machten eine Spazirfahrt nach Heiligen Kreuz, und im Freien athmete ich auf, und erholte mich von Unwohlſein und Aufregung. Wir trafen dort anſehnliche Geſellſchaft. Die Damen waren munter, und wollten mich gar gern in Kenntniß ſetzen, wie es mit der Wiener hohen Welt ſtehe. Ich wußte davon ſchon vieles, aber der Gegenſtand ſchien unerſchöpflich. Einige vornehme Frauen, hieß es, die Ordner und Wächter der Ariſtokratie herrſchen mit eiſernem Zepter, und beſtimmen nach Willkür, unwiderruflich, wer zur Crême der Geſellſchaft gehört. Dieſe Herrſcherinnen aber haben ſelber einen harten Stand, die unterdrückten oder verletzten Anſprüche

winden sich wie Schlangen empor, rächen sich durch giftigen Biß, und trüben den höchsten Glanz durch ihren Geifer. Da war kein noch so großer Name, der nicht in kleine Stücken zerrissen, kein Vorzug des Körpers, des Geistes und Gemüths, der nicht auf geringsten Werth herabgesetzt, oder als Schein nachgewiesen, und hinter ihm wohl gar ein Gebrechen aufgedeckt wurde. Was doch für ein Zauber in dem Dünkel der Vornehmheit, in dem Uebermuthe der Ausschließung liegen muß, daß man der furchtbaren Nachtheile, die sich damit verbinden, nicht achtet, nicht der erschrecklichen Langeweile, die in jedem abgeschlossenen Kreise entsteht, nicht der Kränkungen, die auch hier zuletzt jedem widerfahren, nicht der trostlosen Unbefriedigung und Leerheit, denen alles verfällt, nicht den Haß und die Bitterkeit, welche aus den untern Schichten gegen diese oberste unaufhörlich ankämpfen, und sie auch wirklich zu Zeiten, in großen Schicksalstagen zum Stürzen bringen! — Man erzählte die lächerlichsten Geschichten über jene Crême, den möglichst verengten Kreis des geselligen Abrahms, der doch nicht verhindern könne, bisweilen schon sauren Käse und gar oft nur wässrige Molken darzustellen. Allgemein hörte man in Wien das Späßchen, daß nach den drei Schiefheiten von Wien gefragt und darauf geantwortet wurde, diese seien der Stephansthurm, der Fiaker Knackerl und eine gewisse Dame aus der hohen Gesellschaft, in welcher Zusammenstellung der Volkssinn eine fröhliche Genugthuung empfand, obschon der Mann des Volkes dabei doch wieder nur übel verbraucht wurde. Wie das heimliche Gericht der Vehme sich zuletzt dahin verstiegen, sogar einen Kaiser vorzuladen, so hatte das unheimliche Gericht

der Crême sich auch schon an Personen gewagt, an denen seine Ohnmacht kund werden mußte, und die Verständigen lachten schon der Zulassung oder Ausschließung, mit der nichts Wirkliches verbunden war. — Merkwürdig war mir die Versicherung, daß nach Frau von Arnstein keine Dame dieser Art wieder in den Kreis des hohen Adels hier eingedrungen sei; ihr war es fast absichtslos gelungen, durch vieljährige Selbstbehauptung in Glanz und Würde, durch großartiges Wohlthun und gesellschaftliches Wirken, denen sich zu rechter Zeit scharfer Geistesmuth und behutsame Weltklugheit verbanden.

Der lebhafte Verkehr zwischen Wien und Baden führte immer neuen Wechsel herbei. Frau von Pichler war mit ihrem Manne gekommen, die gute brave Frau ruhte auf ihren schriftstellerischen Lorbeern, die in Wien noch frisch zu grünen schienen. Bei Frau von Brede, die hier in stiller Zurückgezogenheit lebte, sah ich Fräulein Bauer, die liebenswürdige Künstlerin, die über ihren Beruf, ihre Jugend, den Beifall und die Gunst, die ihr nicht fehlten, mit Unbefangenheit und Verstand sehr anmuthig sprach. Herr von Karajan brachte mir Grüße von Grillparzer, und gab über seine eignen altgeschichtlichen Forschungen gute Auskunft. Ich lernte den Leibarzt Metternich's, Dr. von Jäger kennen, der über die Homöopathie, welcher die Fürstin anhing, während der Fürst dagegen war, viel Treffendes sagte; es scheint in der That, als müsse jedes Zeitalter seine besondre Wunderlichkeit haben, einen neuen Schimmer, auf den die vielen dunklen Kräfte, die unbeschäftigt im Leeren schweben, eilig hinstürzen um ihr

Lichtlein daran zu entzünden; es entsteht eine Schwärmerei, die sogleich von Nachahmern, von Tröpfen wie von Schelmen, zum Aeußersten getrieben wird; die Redlichen und Besonnenen suchen den Funken ächter Wahrheit herauszusondern, der doch meist unter den Irrlichtern mitleuchtet. —

Daß es nicht an musikalischer Unterhaltung fehlte, läßt sich bei den schönen Talenten, an denen Wien in diesem Fache von jeher Ueberfluß hat, wohl voraussetzen. Nun aber kam Herr von Thalberg von Wien, und sein meisterhaftes Klavierspiel überflügelte alles. Auch den berühmten Lanner mit seiner Bande hörte ich seine berühmten Zauberkünste ausüben, im Theater, vor der Wohnung des Kaisers, im Park, unter größtem Zulauf und Beifall.

Einer besondern Kunstarbeit muß ich nebenbei erwähnen, die mir hier auffiel und in Berlin noch nicht bekannt war. Aus Messingplatten waren allerlei Windungen, Blumen und Arabeskenzüge, etwa einer Linie breit, ausgeschlagen, und mit entsprechenden von Ebenholz wieder ausgefüllt; das Ganze durch Stoff und Form noch im Handwerksbereich, hatte etwas Gefälliges und Prächtiges. Arbeitskästchen dieser Art sah man auf allen Damentischen, später wurden auch Schreibzeuge, Leuchter und größere Truhen hergestellt. Die Arbeit wurde Boule genannt, nach einem Messingarbeiter in Paris, der unter Ludwig dem Vierzehnten sie erfunden hatte. Im Nachlaß einer in Wien gestorbenen Fürstin, bei welcher aus uralter Zeit viel seltsamer Hausrath sich erhalten hatte, war solches Boulewerk aufgefunden und von Liebhabern als neualte Seltenheit zu hohem Preis erstanden worden.

Ein geschickter Messingarbeiter nahm die verschollene Technik mit Glück auf, und die Boulesachen gingen bald abermals als neuster Modegeschmack durch halb Europa.

Mich erfüllten inzwischen immerfort die Metternich'schen Gespräche, ich mußte über das Einzelne nachdenken, den Eindruck des Ganzen in mir verarbeiten. Die Erinnerung bot gar vieles, was mit dem jetzt Ausgesprochenen zu vergleichen, dieses selbst mit den neuesten Handlungen nicht so schnell in Einklang zu bringen war. Ich vertiefte mich in diese Betrachtungen, und kam zu keinem schließlichen Ergebniß; nur soviel war mir gewiß, daß der Mensch mir stets wärmste Zuneigung und das größte Vertrauen einflößte, wo mir der Staatsmann noch zweifelhaft blieb, obschon ich mir nicht verhehlen konnte, daß auch dieser in meinen Augen ungemein gestiegen war. Ich gedachte des strengen Urtheils, welches vor sechs Jahren Wilhelm von Humboldt über Metternich gegen mich geäußert hatte. „Ein schwacher, inkonsequenter Minister", so ungefähr lautete es, „der so wie das Glück ihn einen Augenblick verläßt in größter Verlegenheit ist, der gar keine Ansichten hat, alles persönlich nimmt, gegen schwache Gegner fast gar nichts ausgerichtet hat, dabei falsch und hinterlistig ist, und am Ende mit Schanden bestehen wird; es ist ihm gelungen, den Kaiser Alexander eine Zeitlang zu bethören und zu gängeln, das ist auch alles; in Deutschland und Italien hat er immer nur den Augenblick beschwichtigt, aber nirgend etwas Wesentliches hervorgebracht; durch persönliche Manieren hat er auch den Lord Castlereagh und den Fürsten Hatzfeld eingefangen,

nun das war eben nichts Großes! Er war von Anfang günſtig geſtellt, die Umſtände kamen ihm zu Hülfe, alle Mittel Oeſterreichs lagen in ſeiner Hand, dem Kaiſer Franz gab er nach und gewöhnte ihn dadurch ihm nachzugeben; — hätte er ſich von unten emporarbeiten ſollen, da würde er es nicht weit gebracht haben.“ In ähnlicher Weiſe hatte auch der Miniſter vom Stein geurtheilt, und früher als Alle der Fürſt Kosloffskii. Doch dieſe Urtheile aus früherer Zeit mußten jetzt, wenn man ſie auch nicht ganz verwerfen wollte, in jedem Falle ſehr bedingt werden. Nahm er früher die Staatsgeſchäfte nur leicht, behandelte ſie als eine Beigabe ſeines Tageslebens, ſo waren ſie ihm jetzt offenbar zur Hauptſache und er ſelbſt ein tüchtiger Arbeiter in ihnen geworden. Freilich war ihm auf ſeinem langen Wege eigentlich nichts gelungen, ſeine ganze Amtsführung zeigt eine Kette von Geſchehenlaſſen und Geſtatten ſolcher Dinge, die er nicht gewollt, die er ſo gut es ging, beſtritten hatte; in allen Richtungen hat er immer eben ſo vieles aufgeopfert und preisgegeben, als vertheidigt und errettet; in Frankreich hat er es nie zu beſondrem Einfluß gebracht, Rußland und England waren ihm dort ſtets überlegen; im Oſten iſt Rußland mächtig vorgeſchritten, die Sache der Griechen hat Beſtand gewonnen, in Deutſchland beſtehen Ständeverſammlungen und der Zollverein, lauter Verhaßtes, Widerwärtiges für Metternich, der mit allen Kräften entgegengeſtrebt; ſeine Schützlinge Don Carlos, Don Miguel, der Herzog von Braunſchweig, die Bourbons ſelber, hat er unterliegen ſehen und ihnen nicht geholfen, die Sachen in Italien wanken immerfort, jeder Hauch kann ſie umſtürzen. Wo iſt da der Sieg und Ruhm des öſter-

reichischen Ministers, welche die halbe Welt noch immer als stolze Thatsachen fabelhaft gelten läßt und verkündet? Dies alles ist freilich wahr und schlagend. Allein ich glaube, daß hier doch eine unbillige Einseitigkeit waltet. Man bringt nicht gehörig in Anschlag, auf welchem Boden Metternich steht und stehen muß, wie ungleichartig und lose zusammengesetzt der Staat ist, den er zu vertreten hat, wie große Anstrengung und Klugheit es erfordert hat, diese alterthümliche Gestalt von einer ganz neugeschaffenen Welt umgeben noch im alten Ansehn und leidlichem Zusammenschreiten zu erhalten; man übersieht, welche unberührbaren Bedingungen dem österreichischen Staatsmanne durch die Denkart und den Sinn der über und neben ihm Stehenden auferlegt ist. Wer dies alles in reifliche Erwägung zieht, der mag noch immer dem Glauben Raum geben, daß Metternich in seiner Stellung Außerordentliches geleistet, und sogar bei dem, was er nicht ganz hat hindern können, dennoch mächtig eingewirkt und unendlichen Schaden abgewehrt hat, — nämlich was ihm und den Seinen als solcher erschien. Durften viele Deutsche ihn für den Widersacher ihrer theuersten Anliegen halten, so sagt dies noch nicht, daß er auch auf der eignen Seite Tadel verdient. Freilich erschien er auch vielen Oesterreichern als ein Niederdrücker ihrer gerechtesten Ansprüche, ihrer edelsten Wünsche; allein hier ist die Frage, ob ein nur irgend möglicher Minister ihnen hätte willfahren können? „Nun so konnte er abtreten!" hört' ich hierauf erwiedern. Freilich wohl, und die Minister, welche nicht lange im Amte bleiben, dürften in gewissem Sinne höher stehen, als die hartnäckig darin beharrenden. Aber was wäre hier damit gewonnen

geweſen, wenn ein Andrer es doch nicht hätte können beſſer machen? Und dann — Abtreten iſt nicht jedermanns Sache! —

So quält' ich mich mit Ueberlegungen hin und her, ohne zu einem klaren Ergebniſſe zu gelangen. Näher lag mir ein ſolches, wenn ich von der Staatswirkſamkeit abſah und das Reinperſönliche betrachtete. Daß der Fürſt, den ich in religiöſen Dingen als einen Freidenker gekannt, ſich jetzt einen katholiſch Gläubigen nannte, wunderte mich nicht allzu ſehr, ich wußte was ich der Nothwendigkeit, welche ſeiner Stellung auflag, der langwierigen Gewöhnung an nicht abzuweiſende Formen, und auch den Stimmungen des höheren Alters hiebei zurechnen durfte. Dabei zeigte ſich keine Spur von Unduldſamkeit. Auch wußt' ich, daß er noch kürzlich, von ſchwer abzuweiſenden und ſich oft erneuernden fanatiſchen Nöthigungen gedrängt, dieſen kräftig widerſtanden, und ſie diesmal völlig niedergeſchlagen hatte. Die menſchlichen Rückſichten, den ſogenannten respect humain, die er neben den Geboten der Pflicht und der Staatszwecke durchaus nicht dulden wollte, übte im perſönlichen Verkehr niemand liebenswürdiger und wohlthuender aus, als grad' er ſelbſt. Nicht nur, daß ſein urſprüngliches Naturell harmlos und gütig war und ſeine Gegenwart ein gewiſſes Behagen verbreitete, ſondern auch bewußt und abſichtlich bewies er in dieſem Sinne die zarteſte Aufmerkſamkeit, und zwar ſo leiſe und unſcheinbar, daß auch darin wieder ein Zauber lag. Jeder Muthloſigkeit kam er zu Hülfe, jede Verlegenheit wußt' er durch Ablenkung oder Scherz aufzuheben, gegen Zurückſetzung oder Beſchämung war auch das Geringſte oder ihm Gleichgültigſte in ſeiner Nähe

ſicher. Oft mit Einem Worte hob er den von Andern minder Beachteten empor zur Gleichſtellung oder rückte ihn in das gebührende Licht. Freiheit und Gleichheit, hier dem Staatsmanne gewiß kein Wahlſpruch, konnten ganz und gar als der des Menſchen gelten. Eine ſehr liebenswürdige Seite des Fürſten war auch ſeine Theilnahme für wiſſenſchaftliche Sachen, für Kunſtfleiß und Geſchicklichkeiten. Mit lebhaftem Eifer und großem Scharfſinn drang er in neue Forſchungen, neue Erfindungen ein, verfolgte deren weitre Entwicklung, ſtellte ſelbſt Verſuche an, und verhandelte darüber mit Gelehrten und Dilettanten wie ein wißbegieriger Mann, der ſich unterrichten will und ſich der wachſenden Kenntniß freut. Mit neuen Aufſchlüſſen in der Naturwiſſenſchaft, mit Sprachbemerkungen, mit techniſchen Werkzeugen und mathematiſchen Aufgaben konnte er ſich und Andre ſtundenlang heiter beſchäftigen. Meine Fertigkeit, in Papier auszuſchneiden, rief er bei jeder Gelegenheit auf, und freute ſich dann des Geleiſteten, welches er ſtolz umherzeigte und Lob dafür einſammelte. Der höhere Kunſtſinn dagegen und der Geſchmack in ſchönen Künſten ſchienen ihm weniger zugetheilt, obwohl er an der Spitze der Kunſtakademie ſtund, und in dieſer Eigenſchaft viel gelten wollte.

Am nächſten Sonntage war ich zuletzt bei Metternich zu Tiſch. Vor dem Eſſen gab es lebhafte Unterhaltung, die Geſellſchaft war etwas größer als die vorigenmale. Die Fürſtin Thereſe Eſterhazy nebſt ihrer Tochter, der Fürſt Wenzel von Liechtenſtein, waren mir von früher bekannt; der letztere rief das Andenken der Zeiten zurück,

„wo wir jung waren“, und ſeufzte ſchwer, daß ſie dahin ſeien; die ſpäteren Jahre ſchienen ihm keinerlei Erſatz für das bieten zu können, was verſchwunden war. Ein ruſſiſcher junger Fürſt Uruſſoff erweckte günſtige Aufmerkſamkeit durch ſein Erſcheinen und Benehmen; die meinige aber wurde am meiſten durch den Grafen Caſati aus Mailand angezogen, mit dem auch Metternich hauptſächlich beſchäftigt war; der Graf legte Fürbitten für den ihm verwandten Grafen Confalonieri ein, der auf dem Spielberg in Brünn durch harte lebenslängliche Gefangenſchaft ſeine politiſchen Vergehen büßte. Der Fürſt und der Graf ſprachen untereinander ſo traulich, bezeigten ſolche Uebereinſtimmung, daß man zweifelhaft ſein konnte, wer hier der Bittende ſei. Der Graf ſchien auch ſehr dankbar und faſt gerührt über die vernommenen Aeußerungen des Fürſten, obſchon ſie wenig befriedigend in der Sache ſein mochten, denn es war bekannt, daß Metternich nie harte Maßregeln gerathen, vielmehr alles gethan um das Schickſal der Unglücklichen zu erleichtern, aber hierin grade die Gränzen ſeiner Macht ſehr engezogen erkennen mußte. Der Fürſt wandte ſich hierauf zu mir, und erzählte von einem Italiäner, der die Umriſſe antiker Bildwerke in größter Vollkommenheit ausſchneide, und verſprach mir Proben davon zu geben, dafür aber verlangte die Fürſtin etwas von meiner Arbeit. Ich löſte mich, da ich nichts Eignes zu geben hatte, mit einem ſchönen Ausſchnitt von meiner Schweſter. Man ging endlich zur Tafel; ich ſaß zwiſchen den beiden Prinzeſſinnen Töchtern, und ſprach beſonders viel mit der ältern Leontine, die mit natürlicher Grazie anziehend und zurückhaltend ſein konnte, wie man es wollen oder verdienen mochte. Der Fürſt war wie immer

gelaſſen, artig, jeder Anregung offen, daneben aber befangen und nachdenklich. Minutenlang blickte er unverwandt in den leeren Raum vor ſich hin, ließ ſich wohl unterbrechen und gab freundlich Antwort, ſtarrte aber gleich darauf wieder, als ob er ſinnend etwas ſuchte und ſchon auf der Spur hätte. Tages zuvor hatte er eingeſtanden, daß er ganz ohne Nachrichten von Spanien ſei, gar nicht wiſſe wie die Sachen lägen. Allein er mußte noch andre, nähere Sorge haben. Während des Eſſens kam ein Kourier aus Paris, große Pakete wurden dem Fürſten gezeigt und in ſein Arbeitszimmer getragen, wohin er nach aufgehobener Tafel auch ſelber ſich gleich verfügte. Mir ſagte er noch viel Verbindliches, meinte er würde mich in Wien noch ſehen, die italiäniſchen Ausſchnitte aber und ein beſonderes Schreiben, das er mir als ein Handſchriftsblatt noch zugedacht, ſollte ich am folgenden Morgen in ſeiner Kanzlei abholen laſſen. — Wir blieben noch längere Zeit um die Fürſtin verſammelt, die mir in ihrer Eigenheit ungemein gefiel; ſolch lebhaftes Wollen und Schalten, ſolche Fähigkeit der Begeiſterung und ſolche feſthaltende Entſchiedenheit ſind Eigenſchaften, die bei richtigem Ziel und Weg ihre gute Wirkung nicht verfehlen können. —

Der Nachmittag und Abend lockte zu nochmaliger Fahrt in das Heleneuthal, wo ſich auf der Wieſe die ganze Badener Welt zuſammenfand, die Erzherzoge Joſeph und Karl, die Metternich'ſchen und Arnſtein'ſchen Damen, die Tagesgäſte aus Wien u. ſ. w.

Montags den 18. Auguſt nahm ich Vormittags bei Freunden und Bekannten herzlich Abſchied, und nachdem ich bis 10 Uhr zweimal vergebens, in die Metternich'ſche

Kanzlei geschickt, die noch verschlossen war, wie denn auch der Fürst selbst noch in tiefem Schlafe lag, wollt' ich auf das mir zugedachte Schreiben nicht länger warten, fuhr um halb 11 Uhr von Baden ab, und war nach zweistündiger Fahrt wieder in Wien. —

Als ich Tettenborn wiedersah, war seine erste Frage: „Nun, wie haben Sie Metternich gefunden und was hat er Ihnen gesagt?" — Das war mit wenig Worten nicht zu beantworten, ich begann zu erzählen, wiederholte die merkwürdigen Aeußerungen, die ich vernommen, und gestand, daß ich unter allem Staunen doch zuletzt in mannigfachen Zweifeln geblieben, und mich nicht getraue, ein festes Urtheil über den Mann abzuschließen, und nur darin ganz entschieden sei, daß er für mich einen außerordentlichen persönlichen Reiz, eine höchst wohlthuende Gegenwart habe, und ich ihm die reinste Zuneigung hegte. Das alles fand Tettenborn sehr richtig, stimmte in alles Lob ein, und tadelte mich nur, daß ich nicht auch den Staatsmann nach Gebühr anerkannte. Darüber stritten wir etwas, wobei sich ereignete, daß der General durch manche seiner Angaben unbewußt selber mir Waffen gegen seine Behauptung lieferte. Doch das war nicht die Hauptsache; vielmehr wollte er jetzt nur alles wissen, was Metternich mir gesagt hatte, und wovon ich, wie er durchblicken ließ, das Wichtigste zum Schluß aufbewahrt habe. Allein dergleichen Wichtigstes, wie er zu erwarten schien, hatte ich nicht übrig, und konnte daher nur das schon Gesagte nochmals darlegen und entwickeln. Tettenborn schwieg eine Weile mit nicht ganz unterdrücktem

nachkommen, und er wollte alle Mittel aufbieten, um darüber etwas Näheres zu erfahren. Daß ich alle und jede Anträge ablehnen würde, war ihm nicht so ausgemacht wie mir. Ich war sehr ruhig bei diesen Sachen, die mich nur wie ein Spiel beschäftigten, bei welchem ich keinen Einsatz hatte.

Inzwischen war auch die Generalin von Tettenborn aus den Rheinlanden wieder in Wien eingetroffen. Herzliche, liebevolle Begrüßung erneuerte sogleich den traulichen Eindruck früherer Gewohnheit und Hausgenossenschaft. Ich sollte auch jetzt wieder bei Tettenborn's einziehen, und hatte alle Mühe es zu erlangen, daß ich im Gasthof bleiben durfte, was ich schon meines Reisegefährten wegen vorziehen mußte. Frau von Tettenborn wirkte durch ihr einnehmendes feines Wesen, das von verhüllter Karakterstärke um so schöner ausging, auf ihre Umgebung überaus wohlthuend. Die trefflichen Eigenschaften beider Gatten vereinten sich zu der edelsten Gastfreiheit, ihr Haus war stets ein Mittelpunkt der besten und erwünschtesten Gesellschaft; dies war auch jetzt der Fall, in einer Jahrszeit, wo die Wiener Geselligkeit in einer Art von Auflösung zu sein pflegt. Unter den Gästen, mit denen ich beinahe täglich dort zusammen war, nenne ich als die bemerkbarsten den Fürsten von Fürstenberg, den Prinzen von Wasa, beide mir von Karlsruhe her sehr gut bekannt, den Präsidenten der Hofkammer Grafen von Klebelsberg, den Grafen Ferdinand Palffy, den Freiherrn von Andlau, ungerechnet die

Militairperſonen und Diplomaten aller Nationen. Manches Aufgezeichnete, was ſich auf dieſen Kreis bezieht, auch einige Vorgänge, die mich perſönlich näher betrafen, bleibt künftiger Mittheilung vorbehalten.

Ein Beſuch bei der Baronin Flora von Spiegel, gebornen Prinzeſſin von Ligne rief von beiden Seiten die gewaltſamſten Wehmuthserinnerungen hervor. Wir hatten einander in Fülle des Lebens und noch reichen Hoffnungen geſehen, und jetzt ſahen wir uns wieder in troſtloſer Vereinſamung. Sie hatte mit warmem Herzen und erregtem Geiſt an meinem Verluſte Theil genommen, der auch die ihrigen nah berührte; ſie ſprach mit Zärtlichkeit von ihrem Vater, und machte mir in allem Ernſte zum Vorwurf, daß ich nicht auch ihn unter den treueſten Freunden und Verehrern von Rahel mitgenannt, was ich künftig zu thun verſprechen mußte; ſie beſaß noch handſchriftliche Blätter von Rahel aus früherer Zeit, und las ſie wiederholt mit andächtiger Innigkeit, nicht nur zum ehrenden Gedächtniß, ſondern auch zur eignen Stärkung im vielfachen Leid, von dem ſie beſtürmt war. Die theuren Geſchwiſter hatte ſie verloren, und der Verluſt des traurig dahinſiechenden Gatten bedrohte ſie noch; das ganze frühere Leben, ſo heiter und fruchtbar, ſo getragen von den ſchönſten Verknüpfungen, war erloſchen; andre, trübe, unergiebige, zuſammenhangsloſe Tage waren an die Stelle getreten. Noch friſch blutete die Wunde, welche der jüngſte Verluſt ihr geſchlagen, der ihrer geliebten Schweſter Euphemia, verwittweten Gräfin Palffy, mit der ſie in zärtlicher Liebe, welche jedes neue Familienunglück nur enger zog, verbunden gelebt. Dieſen Schmerz hatten Umſtände beſondrer Art mit widrigſter Bitterkeit

gemiſcht. Die Gräfin hatte ein Teſtament gemacht, deſſen Inhalt ſich von ſelbſt an die Hand geben mußte, deſſen Beſtimmungen nicht zweifelhaft ſein konnten. Doch als es eröffnet wurde, fand ſich zum Erſtaunen, daß die einzige noch lebende Schweſter gar nicht bedacht, daß die ganze Erbſchaft einem Sachwalter überwieſen war, der als Rathgeber in Rechtsſachen allerdings der Verſtorbenen einige Dienſte geleiſtet, doch ihr keineswegs ſo nahe geſtanden hatte, als man bei ſo auffallendem Vermächtniß hätte denken ſollen. Mit Thränen erzählte mir die Gekränkte, wie nicht ſowohl der ihr entgangne Vortheil, als der Eindruck und Schein der Sache ihr das Herz durchſchneide, wie ſie beſonders darüber ſich nicht könne zufrieden geben, daß auch alle perſönliche Habe der Entſchlafenen, die ganze Umgebung, in der man ſeit undenklicher Zeit ſie zu ſehen gewohnt geweſen, die zahlloſen Andenken aus der Familie, welche nur dieſer werth ſein konnten, die Briefſchaften und Tagebücher ſogar, kurz alles und jedes in fremde Hand übergegangen ſei, ſo daß ſie von der Schweſter keine Nadel, keine Schnur, kein Blatt Papier habe, ja der Bildniſſe und ſonſtiger alten Sachen, die eigentlich keinem einzelnen Familiengliede, ſondern allen ſchon mitgehört, verluſtig ſein ſolle. Dieſes war in der That ein Fall eigenſter Art, und mußte ein edles und tiefes Gefühl tauſendfach verletzen. Später iſt, wie ich höre, durch Vermittlung Kaiſerlichen Anſehns dieſe ſeltſame Sache zu einer Art von billigem Austrage geführt worden. Wie wenig aber hierin auf dieſer Seite Eigennutz als Triebfeder anzunehmen ſei, dafür möge folgender bezeichnende Zug ſprechen. Der Baronin von Spiegel war in Hietzing ein angenehmes

Landhaus nebſt Garten von ihrer Schweſter der Fürſtin Clary vererbt, welche dieſen Aufenthalt einſt ſehr geliebt und nach eignem Geſchmack ausgeſtattet hatte; doch eben deſshalb war es der Schweſter unmöglich, dieſe Räume wieder zu bewohnen. Das Beſitzthum ſollte daher verkauft werden, und es fand ſich alsbald ein Käufer mit ſtarkem Angebot. Aber die Baronin erinnerte ſich zufällig noch der Summe, die vor ſo vielen Jahren dafür war gezahlt worden, und nun wollte ſie nicht mehr dafür annehmen, als grade dieſe Summe, obſchon der Werth des Beſitzthums gewiß auf das Dreifache geſtiegen war. Sie erklärte, es ſei ihr Gewiſſensſache, den Kauf nur auf jene Bedingung abzuſchließen. —

Wir machten ſchöne Fahrten, nach Hietzing, wo der Miniſter-Reſident von Philippsborn ein ſchönes Landhaus bewohnte, nach Penzing zu Frau von Schönfeld, einer Verwandten von Goethe's Lili, nach Schönbrunn, in den Prater, das herrlichſte Wetter begünſtigte uns viele Tage durch. In Hietzing bei Dommayer hörten wir auch eines Abends wieder den großen Strauß ſeine berauſchenden Walzer aufführen, wobei ſein begeiſterter, ihn ſelber fortreißender Eifer ganz das Bild eines von höherer Macht Ergriffenen darſtellte, ſo daß ihn zu ſehen wohl eben ſo viel werth war als ihn zu hören. Wir fanden alles gedrängt voll, die meiſten Leute ſchienen aus der Wiener Bürgerklaſſe, viele auch aus dem unterſten Volk; mitten im Gemiſch aber traf man auch die höchſten Namen und Würdenträger des Landes und Hofes, der Menge zum Theil wohlbekannt, aber hier weiter nicht beachtet, in beſter Meinung, um auch ihnen hier alle Freiheit ungeſtört zu gönnen.

In Hietzing besuchte ich wiederholt den wackern Freund Philippsborn, und auch das Haus Eskeles, wo stets die mannigfachste und beste Gesellschaft zu finden war. Ein Fräulein aus Ungarn wurde mir zufällig Tischnachbarin, und wenn mich ihre edle Gestalt, ihr schönes Antlitz und Benehmen anziehen durfte, so mußte mich ihr heller Verstand, ihre hohe Denkart und muthvolle Wahrheitsliebe mit Bewunderung erfüllen. Sie war die Nichte eines bekannten Staatsmannes, der früher als der heftigste Gegner Metternich's gegolten, seit längerer Zeit aber sich zurückgezogen hatte. Man flüsterte mir zu, daß sie auch Dichterin sei. Mir drängte sich die Bemerkung auf, daß in Ländern, wo die Oeffentlichkeit noch wenig in ihre Rechte getreten, die würdigste Gesinnung und schönste Bildung in der Stille des Privatlebens walte, und besonders in selbstständiger Frauennatur, hier aber durch freies unbestechliches Urtheil unaufhörlich auf die Umgebung wirke und zur Gestaltung einer starken Meinung beitrage, die früher oder später einmal öffentlich hervorbricht. Ich vernahm hier freimüthige Aussprüche, die einem Landtage Ehre gemacht hätten, und denen kein Knechtischgesinnter zu entgegnen wagte. — Der als Deklamator und Improvisator bekannte Baron von Sydow, der aus Preußen einst seine dichterischen Leistungen wandernd in fast allen Gegenden von Deutschland ausgebreitet, jetzt aber in Oesterreich ein mehr ansäßiges Poetenleben führte, fand sich ebenfalls in diesem Kreise, die Geburtsfeste im Kaufmannsstande bereit zu feiern, wie die im hohen Adel, und gab ein nicht eben anlockendes Beispiel, wie Sängerfahrt und Minnelied in unsrer heutigen Welt der einstigen Ehren und Vortheile sich nicht zu getrösten

haben. Ich wurde ihm indeß zu Dank verpflichtet durch mancherlei Nachweisungen, die er mir gab, denn er kannte alle Personen und Verhältnisse. Durch ihn erfuhr ich auch, daß die Baronin von Münk, deren Witz und Laune mir aus der Kongreßzeit noch lebhaft im Sinne lag und nach der ich schon vergebens gefragt hatte, noch fröhlich in St. Pölten lebe, und unter dem Namen Sephine recht artige Sachen in Versen und in Prosa schreibe.

Von Gentz war immerfort die Rede; wer die Bemerkungen, einzelnen Züge, Auftritte, Abentheuer und Urtheile, die von allen Seiten über ihn vorkamen, hätte aufschreiben wollen, der könnte einen starken Band Gentziana gesammelt haben. Einiges dieser Art, was ich von unzweifelhaft sichern Orten her vernommen, will ich der Neugier nicht vorenthalten.

Daß Gentz ungeheuer viel gearbeitet, mit Ausdauer und Folge, mit Eifer und Selbstvergessen, bestätigte auch Lottenborn. „Man spricht so viel von Sinnenlust und Ueppigkeit", sagte er, „von Weltgenüssen aller Art, denen er gefröhnt, aber niemand weiß oder erwähnt den eisernen Fleiß und die beharrliche Anstrengung, deren er jederzeit fähig war, die er Tage und Nächte durch übte, den strengen Ernst, die Seelenstärke, mit denen er dann allen Lockungen widerstand. Dies war freilich eine Nothwendigkeit für ihn, denn er arbeitete nicht leicht, sondern schwer; zu jeder großen Arbeit bereitete er sich durch langes Ueberdenken, schrieb dann einzelne Bemerkungen und Wendungen, die ihm blitzartig einfielen, auf kleine

Blätter, deren Inhalt er dann, wenn er ſich zum eigentlichen Schreiben hingeſetzt hatte und ihm die glücklichen Ausdrücke zuſtrömten, in die beredte Fülle mit aufnahm."

Ein ſehr ergiebiges Thema war das von ſeinem Geldverbrauch. Hierüber konnten viele Leute aus eigner Erfahrung mitſprechen, aus guter und ſchlimmer. Er war ſo verſchwenderiſch mit ſeinem Gelde, das er nur deßhalb gern zu haben ſchien, um es ſofort auszugeben; wenn er, wie oft der Fall war, große Summen baar daliegen hatte, ſo war ihm gleichſam ängſtlich und unbehaglich, bis er wieder im Zuge war ſie los zu werden, und ruhte nicht eher, als bis er ſich auf ſein ſtehendes alltägliches Maß wieder beſchränkt ſah, was ihm dann aber auch bald neue Ungeduld erregte; ſo mußten denn Fluth und Ebbe ſtets bei ihm wechſeln. Vor allem wollte er alle Menſchen die ihm nahe ſtanden oder mit denen er viel zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt ſehen. Nach allen Seiten machte er die reichſten Geſchenke. Seinem Kammerdiener gab er monatlich zweihundert Kaiſergulden Silber, eine unerhörte Summe, deren man in ſolchem Verhältniſſe kein zweites Beiſpiel wußte. Die Hausdienerſchaft Metternich's, die von den Geſandten und Botſchaftern zu Neujahr mit zwölf, ſechzehn, höchſtens zwanzig Dukaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal hundert; dafür war denn auch alles zu ſeinem Dienſte bereit, und er ſah kein mürriſches Geſicht. Seine Einnahmen waren ſehr groß, doch für dieſe Verſchwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im Kaiſerlichen Dienſt betrug früher neuntauſend, in den letzten Zeiten zwölftauſend Kaiſergulden,

was in Oesterreich für einen Hofrath nicht ein zweitesmal vorkam. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Wallachei bezog er jährlich sechstausend Dukaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeesendungen, von kostbaren Schalls, deren er immer eine große Menge zum Verschenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Kongressen brachte ihm jedesmal ungeheure Summen. Alle Fürsten von Deutschland nahmen Gelegenheit ihm bedeutende Geschenke zu machen. Der Herzog von Nassau hat ihm öfters aus guter Neigung und Freundschaft tausend Dukaten und darüber auszahlen lassen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihülfen nicht, so nahm er von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters an der Allgemeinen Zeitung, die jedoch nie etwas anderes von ihm erhielt als was er schon in höherem Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich viertausend Gulden. Was er von Rothschildt gezogen, ist kaum zu berechnen. Auch andre große Wechselhäuser suchten ihn auf alle Weise zu verbinden, und wandten ihm oft große Vortheile zu. Wenn er gespart hätte, meinte man, so hätte er einige Millionen hinterlassen können.

Ein hübsches Geschichtchen wurde erzählt, wie Gentz mit den Leuten, denen er Geldverbindlichkeiten hatte, nichtsdestoweniger ungezwungen, ja herb und barsch umging. Eines Tages hatte sich zu einer kleinen Gesellschaft, die Gentz sehr ausgesucht bei sich zu sehen pflegte, auch ein bekannter Wechsler eingefunden. Dieser, seines Gewichtes sich bewußt und versichert daß jeder der An-

wesenden es anerkenne, sprach in alles dreist mit hinein, und oft auch ungewaschen genug, wobei er sich in jüdischer Redeweise bequem gehen ließ, bald von dem Hetzfeldt, bald von dem Schellnberg sprach und diese Namen zufällig oft wiederholte. Gentz hatte schon lange mit Verdruß das mitangehört, endlich brach sein Unmuth los, und er richtete an den Vorlauten mit aller Ueberlegenheit des wohlmeinenden Verweisens diese Anrede: „Aber Herr von . . . ! wie können Sie sich von solchen jüdischen üblen Angewöhnungen nicht endlich losmachen! «Der Hetzfeldt! der Schellnberg!» fühlen Sie denn nicht, daß Sie jedes Ohr damit beleidigen und jeden Anstand? Man sagt «der Fürst Hatzfeldt, der Graf Schulenburg», aber nicht «der Hetzfeldt, der Schellnberg», merken Sie sich das endlich, und lassen Sie es sich gesagt sein." Der Zurechtgewiesene nahm die Lehre demüthig hin. Erst am Morgen hatte er Gentz eine beträchtliche Summe bringen müssen, welche dieser ihm angefordert hatte.

Er machte auch mit andern Personen in diesem Betrachte wenig Umstände. Die Hospodare, mit ihrer Rohheit, Verderbtheit und Falschheit, dünkten ihn nichts Bessres werth, als daß man sie gehörig auspreßte. Einem derselben, welcher in einem gewissen Jahr zu Wien besonders wichtige Geschäfte betrieb, deren Führung allerdings bedeutende Summen erforderte, hatte Gentz in kurzer Zeit neunzehntausend Dukaten aufgerechnet, weil er mit dem fremden nicht karger als mit dem eignen wirthschaftete. Der Hospodar fand die Summe doch zu groß, und schrieb klagend an Metternich, er möchte doch Gentz vorstellen, etwas mehr Maß zu halten. Kaum aber begann Metternich der Sache gegen Gentz zu erwähnen, so fuhr dieser

heftig auf: „Was mischen Sie sich in meine Sachen?“ schrie er voll Grimm, „was gehen meine Sachen Sie an? Ich verbitte mir alles dergleichen! Und der Kerl von Grieche! — was unterstehet der sich? denkt er mich einzuschüchtern? mir die Hände zu binden? Da kommt er eben recht! Ich will ihn schon bedeuten.“ — „Gentz war in solchem Zorn“, erzählte Metternich selbst, „daß ich um keinen Preis gewagt hätte ihn noch mehr zu reizen, und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder von der Sache zu reden.“ —

Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Metternich und Gentz nicht immer friedlich, sondern oft gespannt, bisweilen stürmisch. In den letzten Zeiten, seit der Julirevolution, war der Widerstreit besonders heftig und brach bei fast allen Gegenständen aus. Bei solcher Gelegenheit sagte Metternich ihm einmal ganz herbe: „Das muß ich besser wissen, das verstehen Sie nicht; Sie sind zwar ein Publizist, aber ein Diplomat sind Sie nicht.“ In andern Fällen behielt Gentz die Oberhand. Dann war Metternich sehr ärgerlich, faßte sich aber bald und eignete sich das Brauchbare der Einwendungen von Gentz im Stillen an. Er hatte mir diesen Abfall — wie er es nannte — selber mit diesen Worten bezeichnet: „Das ging so weit: wenn ich wissen wollte, was meine erklärten Gegner über eine Sache meinten, und darin zu thun dächten, brauchte ich nur mit Gentz über den Gegenstand anzuknüpfen, der ärgste Widersacher sprach dann aus ihm, und so wurde er mir auch in dieser Weise noch überaus nützlich.“

Einmal aber kam es zum Aeußersten. Lettenborn war Zeuge des Auftritts, und sagte, Gentz habe den

Fürſten wie einen Schulknaben behandelt, und ſich immerfort ſolcher Ausdrücke bedient, als ob er der Vorgeſetzte, der Fürſt der Untergebene ſei, zum Beiſpiel: „Das geht nicht! Ich hab' es Ihnen ja ſchon geſagt; ich begreife nicht, wie Sie mir damit nochmals kommen können, nachdem Sie ſchon meine Anſicht wiſſen, ich dächte das ſei genug!" Und weiter: „Was ſoll das heißen? Muß ich Sie an alles erinnern? Das iſt ja gar nichts, das iſt abgedroſchen und leer, das iſt nicht werth, daß ich es widerlege", und dergleichen mehr. Metternich blieb lange gelaſſen, bekam aber, wie in ſolchen Fällen öfters, ein ganz überglastes Geſicht, und wurde endlich auch ſeinerſeits heftig, ja ſagte zuletzt mit Ungeduld, Gentz ſolle ihn verlaſſen, worauf dieſer mit ſeinen Papieren ging. Die Fürſtin war auch zugegen, ſonſt aber nur Tettenborn. Dieſer verſöhnte die Entzweiten wieder, was um ſo leichter zu vollbringen, als Beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grad empfanden, und doch nicht von einander laſſen konnten.

Die Aenderung der politiſchen Anſichten von Gentz war ſchon im März 1831 merkbar geworden, und ſprach ſich ſeitdem mit ſteigender Lebhaftigkeit aus. Er ſagte nun laut: „So wie bisher geht es nicht mehr, — man muß Schritte vorwärts thun, — die Zeit verlangt ihre Rechte, ſie muß anders behandelt werden, — hat man ſich über Katholizismus und Proteſtantismus zu vereinigen gewußt, daß einer neben dem andern beſtehen konnte, warum ſollte es nicht mit dem Ariſtokratismus und Liberalismus zu Stande kommen?" Man ſtaunte ihn an, man ſtutzte; man fragte, wie er zu ſolchen ſchlechten Grundſätzen komme? Einer ſeiner angeſehenſten

und seit langen Jahren liebsten Freunde sagte gelegentlich, man müsse den Krieg gegen Frankreich nur so lange aufzuschieben suchen, bis hunderttausend Russen in Deutschland angelangt wären; „Russen?“ schrie Gentz mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens und Spottes, „die werden, so wie sie ankommen, von den deutschen Bauern todtgeschlagen!“ Die Russen haßte er besonders, und hierin war ihm Metternich keineswegs entgegen. Der Aufstand der Polen fand in ihm einen starken Fürsprecher, er baute auf die polnischen Fortschritte große Hoffnungen, meinte einige Opfer von Seiten Oesterreichs wären zu verschmerzen, wenn nur ein neuer Damm gegen Rußlands Uebermacht gewonnen würde; die Gesinnung des Kaisers Franz wußte man gleicherweise den Polen günstig, aber dies wollte man lieber nicht wissen, und stritt nur um so heftiger gegen Gentz. Seine Freunde entfernten sich von ihm, was ihn nicht kümmerte, die sonst unterwürfigen Schmeichler verstummten, was er verachtete, in der höheren Gesellschafts- und Diplomatenwelt zuckte man die Achseln, beklagte seine Verirrung, nannte seine Aufsätze schwach, erbärmlich, — doch das hörte er nicht, denn „mich hält Amor anders beschäftigt“, konnte er mit dem Dichter sagen. — Gegen das Ende seines Lebens war er wenigstens mit dem Fürsten persönlich ganz ausgesöhnt und in bestem Vertrauen; die Staatskunst hatte fast überall, wenn auch unwillig, schon größtentheils den Ansichten nachgegeben, welche von Gentz waren aufgestellt und empfohlen worden.

Metternich ſelbſt erfuhr jetzt von vielen Seiten ſolche Nachreden, wie ſie Gentz hatte erfahren müſſen. Man ſagte laut, er ſei ſich ſelber untreu geworden, gebe in allen Hauptſachen nach, und ſuche dies damit zu verdecken, daß er Nebendingen große Wichtigkeit beilege. So ſei das jetzige Aufheben von den Vorgängen in der Schweiz, ja ſelbſt die letzte große Berathung wegen der deutſchen Angelegenheiten, nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Höfe zu beſchäftigen, ihnen den Eindruck überwiegenden Anſehns aufzulegen, denn bei ſeinem Verſtand und Geiſte ſei ihm nicht zuzumuthen, daß er die beſchloſſenen Maßregeln wirklich als wahre Hülfe gegen den ihm unangenehmen Gang der deutſchen Entwicklungen anſehe, vielmehr müſſe ihm klar ſein wie ärmlich, unſicher und nutzlos dieſe Gegenwirkung ausfallen werde, da er recht gut wiſſe, daß viele Regierungen, welche ihre diplomatiſche Zuſtimmung nicht gut verſagen können, in ihrem Verwaltungs- und Polizeiwirken die Sachen nicht unterſtützen würden. Wenn er dergleichen als Erfolge zu betrachten ſcheine und rühmend preiſe, ſo habe er inſofern Recht, als ſie doch immer für ihn perſönlich dafür gelten könnten. Allein von den letzten deutſchen Berathungen ſei auch dieſes mehr als zweifelhaft, denn hier habe er Blößen über Blößen gegeben, und allen klügern unter den Bevollmächtigten habe nicht entgehen können, wie er eigentlich ohne Richtung ſei, in ſeiner Verlegenheit ohne Hülfe, und nichts wiſſe und könne, als was ihnen allen als unzulänglich bekannt ſei.

Nicht wenig tadelte man den Fürſten, daß er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf die öffentlichen Blätter legte, dies ſei gradezu eine Schwäche ſeiner Eitelkeit.

Darin thut man ihm meines Erachtens Unrecht; er fühlte den Werth der öffentlichen Meinung, und daß er sich mit dieser so sehr in Widerspruch wußte, dies verursachte den Rückschlag, daß er auf die gangbaren Organe derselben, die Zeitungen, so begierig und eifersüchtig achtete. Dabei war er stets ungemein vorsichtig, nicht durch feile, mißachtete Federn sich loben zu lassen; kamen ihm aber unabhängige, geachtete, mit freiwilliger Anerkennung entgegen, so war er davon sehr eingenommen und geschmeichelt. Gentz, der so oft auftrat in den Zeitungen die österreichische Politik zu vertheidigen, hat nie versucht, das persönliche Lob Metternich's auszurufen. Adam Müller, Friedrich Schlegel und Andre, die für diesen Zweck so geschickt als bereit waren, wurden keineswegs angetrieben, sondern eher gehemmt, und zuletzt verstummten sie völlig. Dies wäre auch der Fall gewesen, wenn Börne, wenn Lindner sich nach Wien hätten ziehen lassen, wie es mehrmals darauf angelegt war. Börne wurde von Gentz, der dem Vater befreundet war, ungemein gefürchtet, und da der Vater ihn in österreichische Dienste zu bringen suchte, so that Gentz diesem Wunsch allen Vorschub, überzeugt, daß Börne, wenn er auch in der gewünschten Richtung schwer würde zu gebrauchen sein, doch auch in der entgegengesetzten nichts mehr thun würde, sobald er durch ein leibliches Gehalt gedeckt, sich ungestört seiner Faulheit würde hingeben dürfen. Die angeknüpfte Unterhandlung scheiterte an der Weigerung Metternich's. Weiter war mit dessen Zustimmung eine andre gediehen, welche Lindner nach Wien berufen wollte. Gentz hielt ihn unbedingt für den fähigsten und bedeutendsten aller deutschen politischen Schriftsteller, sein „Manuskript aus

Süddeutschland" hatte dem Fürsten Ausrufe der Bewunderung abgenöthigt. Im Jahr 1827 oder 1828 hatte man ihm bedeutende Anerbietungen gemacht, ein Jahrgeld von viertausend Gulden Silber, wenn er nach Wien kommen und für Oesterreich schreiben wollte, allein er lehnte diese Anträge durchaus ab, und bat nur, indem er seinerseits ein maßvolles Verhalten versprach, daß man ihn nicht verfolgen möchte. Ungleich wichtiger als die deutschen Zeitungen hielt Metternich die französischen, und in Paris wollte man mehrere Federn kennen, die von ihm besoldet würden. Daß auch die liberalen Blätter ihn jetzt glimpflich behandelten, seinen Namen nur mit Achtung nannten, that ihm ungemein wohl, und mit Stolz machte er es oft bemerklich, daß die Feinde ihm fast mehr Ehre anthäten, als die Freunde.

Diese Sachen führten auf die Betrachtung eines Ausspruchs zurück, der mich seitdem vielfach gequält hatte, und zu dem ich trotz alles Sinnens keinen Schlüssel zu finden wußte. Der Fürst hatte zu mir gesagt, die jetzige Zeit sei weit besser, als die frühere, und hatte, mit bestimmter Hinweisung auf Frankreich die Jahre 1823 —1827 als die allerschlimmste bezeichnet. Bei allem Nachdenken hatte mir nie einleuchten wollen, wieso der Fürst dies behaupten könne, und aus was für Gründen er diese Meinung schöpfe, welche nach gewöhnlicher Ansicht äußerst willkürlich erschien, denn damals herrschte die Gegenrevolution mit großer Macht, und überall siegten die Grundsätze, welche man als die der österreichischen Politik genehmen ansehen durfte. Eher hätte ich aus dem Munde der Liberalen solchen Spruch erwartet; die schienen alles Recht zu haben, sich des eingetretenen Wech-

ſelb zu freuen. Doch nun dämmerte mir einigermaßen das Verſtändniß. „Für Metternich", hatte man mir geſagt, „giebt es keine andre Richtſchnur des Urtheils als ſein perſönliches Verhältniß; was ihn tragen hilft, was ſein Anſehn fördert und ſein Wirken erleichtert, das iſt ihm willkommen, das billigt und rühmt er als gut und vortrefflich; was ihm entgegenſteht, das verwirft er, bezeichnet es als ſchlecht und verderblich." Wandte ich dies auf die politiſchen Verhältniſſe an, und zog in dieſer perſönlichen Hinſicht den Vergleich zwiſchen jener Vergangenheit und der Gegenwart, ſo mußt' ich bald einſehen, daß Metternich während der ganzen Reſtauration mit Frankreich nie ſo gut geſtanden, als er jetzt mit ihm ſtand. Die alten Bourbons waren ſtets mißtrauiſch gegen ihn, Karl der Zehnte ſogar feindſelig, und die Verhältniſſe ſo geſpannt und verdorben, daß es ganz nah am Kriege war. In Paris hatte der ruſſiſche Einfluß, nächſt ihm der engliſche, die höchſte Geltung, und Oeſterreich fand beſonders in dem erſtern bei allen Anläſſen nur Schwierigkeiten und Hemmungen. Louis Philipp dagegen beweiſt für Metternich die höchſte Achtung und zarteſte Rückſicht, verlangt ſeinen Rath, kommt ſeinen Wünſchen zuvor, ſoweit die eigne Stellung dies nur geſtatten will, und das ganze politiſche Gewicht Frankreichs lenkt ſich in allen für Oeſterreich wichtigen Fragen, beſonders in denen gegen Rußland durchzufechtenden, auf die Seite Oeſterreichs. Dazu hat die liberale Preſſe in Frankreich gegen das Ausland einen beſſern Ton angenommen, und mehr und williger als früher die miniſterielle Preſſe, erkennt ſie die Verdienſte und die Bedeutung Metternich's an. Natürlich iſt die Stellung jetzt bequemer, der Verkehr

vertraulicher, die Wirksamkeit leichter und sicherer; die Prinzipien haben eine furchtbare Niederlage erlitten, man hat die bisher feindlichsten anerkennen, sich mit ihnen befreunden müssen, — das ist wahr; aber was schadet das? Das Persönliche steht dabei in größtem Vortheil; und aus diesem Gesichtspunkt hat Metternich Recht, jene Zeit war die schlimmere, diese ist die bessere! —

Kein Wunder, wenn Metternich durch die Huldigungen, welche der Macht und dem Glücke stets überschwänglich zuströmen, am Ende gewöhnt wurde, den Stand seiner Person und der öffentlichen Angelegenheiten zu verwechseln! Die Macht und das Ansehn Oesterreichs waren wirklich oft in seiner alleinigen Verfügung, das Glück schien wenigstens auf seiner Seite, und diesen Schein wußte er geschickt zu unterhalten. Selbstständige Herrscher beugten sich ihm, oder behandelten ihn als ihresgleichen. Die Staatsmänner ersten Ranges, die englischen kaum ausgenommen, nahten ihm wie einem Höheren, wie einem Reihenführer, die unter ihm Angestellten verehrten ihn gleich einem gebietenden Oberhaupt, einer leitenden Vorsehung. Eine früher thätige Opposition war längst auseinander gesprengt, beseitigt, zum Verstummen gebracht. Aufrichtig, oder geheuchelt, in der Wirkung ununterscheidbar, erklang ihm unaufhörlich die ausgesuchteste Schmeichelei, so daß es auch dem Unbefangenen schwer wurde, sich dieses Tones zu erwehren, es war die Sprache, die hier gesprochen wurde, in der allein man hoffen konnte verstanden zu werden. In seiner Verwöhnung bediente er selbst sich solcher Ausdrücke, die nur dem wirklichen Herrscher zu gebühren schienen, und es fehlte nicht viel, daß er in aller Unschuld, wie

Ludwig der Vierzehnte, gesagt hätte: „Mais l'État, c'est moi.“ Man flüsterte über dergleichen Sichgehenlassen allerlei Lächerliches, Unwilliges, aber niemand trat offen dagegen auf.

Wie mächtig das Selbstgefühl in dem Fürsten sich befestigt hatte, geht aus folgenden Zügen hervor. Der General Baron von Wacquant-Gerzelles, durch Gebrechen und Leiden zum Rücktritt aus dem diplomatischen Dienst genöthigt, sprach mit ihm über die Schwierigkeit, sich nach einem thätigen Leben in erzwungener Ruhe angemessen zu beschäftigen. Der Fürst läugnete, daß dies so schwer sei, es fänden sich immer Gegenstände, die zur Aushülfe dienten, wenn alle andern fehlten, so wäre noch das Kartenspiel übrig. Aber der General nannte dies eine traurige Zuflucht, und da der Fürst noch andre dürftige Mittel aufzählte, die dem feinen und stolzen Sinne beinahe beleidigend schienen, so fragte Wacquant etwas gereizt: „Mais mon prince, que feriez-vous, si vous n'étiez plus en activité?“ Mit mehr Lebhaftigkeit, als er sonst zu haben pflegte, antwortete Metternich unwillig: „Mais vous admettez un cas qui est impossible!“ Auf eine ähnliche Unmöglichkeit, die sich der Fürst in den Kopf gesetzt hatte, stieß der sächsische Gesandte Graf von der Schulenburg-Klosterroda, welcher in anhänglicher Freundschaft dem Fürsten seit langer Zeit vertraut war, und einesmals, in Betrachtung irdischen Wechsels, von der Zweifelhaftigkeit des Nachruhms und von der Ungewißheit sprach, daß nicht ein im Leben vergötterter Namen nach dem Tode in den Koth getreten würde. Der Fürst erwiederte kalt, das sei ganz wahr und richtig, aber es gäbe Namen, die über diese Gefahr hinaus wären. Der

Graf merkte, wie das gemeint ſei, wollte jedoch einer ſolchen Einbildung nicht nachgeben, und ſagte: „Glauben Sie denn im Ernſte, man wird Ihnen nichts Uebles nachſagen? Hundert Zungen, die jetzt gebunden ſind, werden dann ſich löſen, und ich will es nicht erleben, das alles mitanzuhören!“ Metternich erwiederte mit Bitterkeit: „Sie mögen erleben zu ſehen, wie ſehr Sie ſich geirrt haben!“ und grollte dem Grafen längere Zeit. Ein andermal, da Herr von Gagern die Bemerkung machte, wie zufällig es doch ſei, in welcher Geſtalt ein Namen auf die Nachwelt komme, daß aber der Fürſt an ihm einen aufrichtigen Berichterſtatter habe, wies Metternich in Bezug auf ſich dies fern weg, und ſagte, nicht ohne Anſpielung auf Gagern, die Schriftſteller bildeten ſich zu viel ein, wenn ſie meinten den Ruhm geben oder bedingen zu können; Gagern erwiederte lächelnd: „Nun ich bin doch immer einer der Fuhrleute, der Sie in die Nachwelt fährt!“ Für Andre ließ der Fürſt alles gelten, was in den menſchlichen Looſen ſchwach und demüthigend war, er ſelbſt nur wollte ſich als begünſtigte Ausnahme nicht davon erreichbar dünken. —

Zuletzt ward ich, indem ich das Bild des großen oder wenigſtens höchſt merkwürdigen Mannes aus der vielfachen kritiſchen Zerſtückelung mir wieder in ſeiner Ganzheit herzuſtellen ſuchte, zu allgemeinerer Auffaſſung gedrängt. Sind nicht viele der großen Staatsmänner, mußt' ich mich fragen, die als ſolche gerühmt worden, es eigentlich dadurch, daß ſie nicht ſowohl den Staat, als vielmehr ſich ſelbſt zur Hauptſache machten? Freilich mußten ſie dem Staate dienen, um ſelber gedeihen zu können, das war unerläßliche Bedingung, aber vor allem die eigne Macht-

führung anzustreben und zu behaupten, unter allen Umständen oben zu bleiben, lieber dem Feind als einem Nebenbuhler nachzugeben, und im Besitz des höchsten Ansehns und Einflusses bis zum Lebensende auszuharren, das scheint der Inbegriff einer Art von Staatskunst, die zwar keineswegs als die höchste zu behaupten ist, in der Welt aber am höchsten verehrt und beneidet wird. Dann freilich ist der fortdauernde Erfolg, sich auf seinem Posten und in seinem Glanze zu erhalten, der erste, wichtigste, größte, und gilt statt aller andern, ja gewährt die Täuschung, als seien auch diese vorhanden, während doch im Grunde nur jenes Eine und kaum nebenher ein anderes gelungen ist. Dann ist aber auch alle Wichtigkeit und Bedeutung der Person auf die Gegenwart beschränkt, auf den erlebten Tag, und mit dem Sterben völlig abgethan; die Erinnerung an ein solches Leben und Wirken muß in der Zukunft, wenn sie auch nicht ganz erlöscht, doch auf ihren kleinsten Ausdruck schrecklich zusammenschrumpfen. Bei den Staatsmännern, die in Ideen leben und wirken, für diese das Amt jederzeit und nöthigenfalls das Leben zu opfern bereit sind, findet das Gegentheil Statt, ihr Gedächtniß und ihre Gestalt wachsen in der Zeitenfolge gleich den Riesenbildern der altgriechischen Heroen.

Wie dem auch sei, wie hierüber das Urtheil in Betreff des Fürsten sich entscheide, mein Gefühl war davon wenig bedingt. Ich sah den Staatsmann auf dem Gipfel der Macht und des Ansehns, ihm gehörte der Augenblick unbestritten, er imponirte der Welt, dies mußt' ich erkennen und würdigen; allein mit allem diesen imponirte er mir nicht, jetzt so wenig wie vor fünfundzwanzig Jahren; alles Vertrauen hingegen und alle Neigung, die ich dem

nur in vorbehaltenen Fällen den Eingeweihten erſchließen mochten; doch deutete manches darauf hin, ohne daß weiter eingegangen wäre. Ungariſche Edelleute waren die Hausdiener, in volksthümlichen, prachtvollen Anzügen, Erfriſchungen der reichſten und ſeltenſten Art waren wie durch Zauberei hervorgerufen; für ſieben bis acht Perſonen ein Feſt, deſſen Raum und Anſtalten und Vorräthe hundert Gäſten genügt hätte! Der liebenswürdige Wirth erſchöpfte ſich in Zuvorkommenheit, und war beſonders bemüht dem Prinzen von Waſa die vielfachen Herrlichkeiten vorzuzeigen und zu erklären. Ferdinand Palffy, in früheren Jahren als üppiger Lebemann und großartiger Verſchwender bekannt, eine Zeitlang im Beſitze des Vertrauens der Kaiſerin Ludovika von Eſte auch von politiſcher Wichtigkeit, dann als Eigenthümer und Leiter des Theaters an der Wien auch der litterariſchen und künſtleriſchen Welt nicht gleichgültig, war unſtreitig durch Geiſt und Talent einer der ausgezeichnetſten Kavaliere Wiens, und genoß als ſolcher auch einer ſeltnen Beliebtheit im Volke, dem er zu Zeiten ſeine Gartenräume zu Feſtlichkeiten eröffnete, wobei er der Nachwehen nicht achtete, welche gewöhnlich davon in mancherlei Beſchädigungen und Verluſten zu ſpüren waren. Die früheren Leidenſchaften hatten ſich längſt gemäßigt, der ehmalige Wüſtling war in einen heitern Menſchenfreund verwandelt, der mild und gutmüthig allen Leuten, mit denen er zu thun hatte, nur das größte Behagen zu verſchaffen ſuchte, und ſeine durch Glücksfälle erneuerten reichen Mittel ſo wie ſeinen lebenserfahrenen Sinn nur noch hiefür zu verwenden ſchien. Wir verließen ihn mit wahrem Dankgefühl, und kehrten aus dem morgenländiſchen Feen-

mährchen gleichsam in die abendländische Wirklichkeit zurück. Ich fuhr mit Fräulein Karoline Bauer, und so bezaubert wir waren, so blieb uns doch noch Unbenommenheit genug übrig, um einander zu gestehen, daß solche Pracht und Herrlichkeit in diesem Gemisch von Schönem und Geschmacklosem doch eigentlich ein Unwesen in ihrem Verhältnisse zu dem allgemeinen Lebenszustande, sogar eine Unsittlichkeit zu nennen sei; unsre dem reichen Genuß auf dem Fuße nachfolgende wechselseitige Beichte mochte allerdings unter solchen Umständen wunderlich erscheinen, und wäre von unsern Mitgenossen uns schwerlich zugetraut, ja kaum geglaubt worden! —

Ein Gastmahl, bei welchem der päbstliche Nuncius Ostini, der Botschafter Graf von Lützow, die Gräfin Mazzuchelli, Pilat und Andre waren, hatte ich erst zum Schlusse besuchen können, fand aber die Gäste noch in großer Munterkeit beisammen. Mir ist von den mannigfachen Gesprächen jedoch keine andre Erinnerung geblieben, als der Eindruck des bei sorgfältiger Zurückhaltung von politischen Aeußerungen um so auffallenderen freien italiänischen Tones in Betreff aller sinnlichen Dinge, mit Bezeichnungen, die wir im nüchternen Norden nimmermehr zulässig erachten würden. —

Wenn ich nach aller Last und Hitze des Tages am späten Abend von Tettenborn nach dem Gasthofe heimging, führte mich mein Weg über den vielbegangnen Platz am Graben genannt, wo zwei Zeltbuden zum Genuß von Gefrornem einluden. Sie waren um diese späte Zeit schon weniger besucht, und um so mehr behagten die Kühlung und einsame Stille; halbe und ganze Stunden saß ich hier, in träumerischem Sinnen, in Betrachtung

des hellen Mondscheins, der zwischen den mächtigen Schlagschatten der hohen Häuser siegend durchblickte, in Erinnerung so vieles Dagewesenen, für immer Entschwundenen. Lange Zeit blieb ich in dieser Einsamkeit ungestört, eines Abends aber knüpfte ein junger Mann, den ich seiner Aussprache nach für einen Böhmen halten mußte, ein Gespräch mit mir an, dem ich anfangs ausweichen wollte, bald aber angezogen von einer Art rührender Vertraulichkeit, die sich auf meine Eigenschaft als Norddeutscher begründen wollte, mit einigem Zögern nachgab. Der junge Mann erzählte, er sei in Wien wegen eines Rechtshandels, von dem sein ganzes zeitliches Wohl abhänge, und den er ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die ihm hauptsächlich durch Verwicklung seiner Sache mit Verwaltungsbehörden entgegenstünden, bei der großen Ehrenhaftigkeit der österreichischen Landrechte zu gewinnen hoffe. Um sein unerschütterliches Vertrauen auf den Gerichtshof desto besser vor mir zu rechtfertigen, erzählte er mir eine Geschichte, die sich vor nicht langer Zeit ereignet hatte, und die er aus der reinsten Quelle zu wissen versicherte.

Nach dem verunglückten Freiheitsversuch der Polen im Jahre 1831 flüchtete mit vielen andern Gefährten ein junger Pole nach Ungarn, und auf den Rath eines verständigen Mannes, der sich seiner eifrig annahm, setzte er seinen Weg nach Wien fort, um dort ein Unterkommen zu finden, denn seine gerettete Habe, die in sechshundert Dukaten bestand, wollte er nicht aufzehren, er meinte sie als einen Nothpfennig zu bewahren, vielleicht auch bei einzugehenden Verhältnissen sicher anzulegen. In Wien angekommen, und eben vom Postwagen abgestiegen,

sah er sich fremd und unschlüssig um, an wen er sich wenden könnte, um ein Wirthshaus zu erfragen, da fiel sein Blick auf einen Mann, der seiner Verlegenheit freundlich entgegentrat, und ihn fragte, was er wünsche? Nachdem er dies vernommen, führte er den Fremden gutmüthig selbst in einen Gasthof guten Ansehns, und der Pole, dankbar und erfreut, gleich auf einen solch edlen Menschenfreund gestoßen zu sein, bat diesen um weitere Auskunft, wie er es wohl zu machen habe, um eine Sekretairstelle oder ein ähnliches Unterkommen zu erlangen? Der wackre Wiener sah den Polen nachdenklich an, schüttelte den Kopf und meinte, das sei nicht so leicht, besonders für einen wildfremden Flüchtling, dem man nicht sofort wichtige Geschäfte anvertrauen würde, auch pflege man dergleichen Stellen nur gegen Hinterlegung einer baaren Bürgschaft zu gewähren. „Was das betrifft", meinte der Pole indem er lächelnd seinen Beutel hervorzog, „so bin ich versehen, hier sind sechshundert Dukaten." Der Wiener war zufrieden, und sagte, nun sei eine Schwierigkeit weniger vorhanden, und er wolle sehen, ob er ein angemessenes Verhältniß ermitteln könne, er wolle sogleich deßhalb einen Freund besuchen, der in solchen Angelegenheiten die Kundschaft der angesehensten Kavaliere habe, doch müsse er sich ein paar Tage gedulden. Der Pole war sehr vergnügt, wandte die nächsten Tage dazu an in Wien sich umzusehen, wurde etwas unruhig als der dritte Tag verging ohne daß sein neuer Freund kam, rief aber um so froher ihm entgegen, als derselbe am Morgen des vierten Tages erschien. „Ich hoffe", sagte dieser, „Ihr Wunsch kann erfüllt werden, kommen Sie gleich mit mir, und nehmen Sie auch Ihr

Geld mit, auf daß die Sache gleich richtig und fest gemacht werden kann.“ Sie gingen nun zusammen in das Innere der Stadt, traten in ein stattliches Haus, stiegen eine Treppe hoch, und ließen sich bei dem reichen Grafen N. melden. Sie mußten lange warten, der Wiener wurde ungeduldig, schalt darauf, daß ein so reicher vornehmer Herr arg verwöhnt sei, und wollte schon weggehen, als endlich der Kammerdiener kam und sie eintreten hieß. Der Graf sah verdrießlich aus, war nicht besonders höflich, und fragte nach den Fähigkeiten des Polen, dessen Kenntniß des Französischen ihm zu gefallen schien. Als auf die Bürgschaft die Rede kam, verlangte er achthundert Dukaten, der Pole bekannte kleinmüthig nur sechshundert zu haben. „Dann ist es nichts“, versetzte der Graf, „mein jetziger Sekretair hat achthundert bei mir hinterlegt, die er heute über acht Tage bei seinem Ausscheiden aus meinem Dienst wiederempfängt; ich will von dieser Summe nicht abgehen, da sie nicht zur Verfügung steht, so ist mir's leid, daß wir uns bemüht haben.“ Der Pole stand betrübt, der edle Wiener aber, dem es zu Herzen ging den armen Fremden in seiner Hoffnung getäuscht zu sehen, schlug sich in's Mittel, und fragte zuletzt, ob seine eigne Bürgschaft für die fehlenden zweihundert dem Grafen genügen würde? Nach einigem Zögern willigte dieser ein, und ließ es geschehen, daß der Wiener sogleich zur Ausfertigung der nöthigen Verschreibungen schritt, die der Graf mit Unterschrift und Siegel versah, der Pole mußte seine Dukaten aufzählen, empfing darüber eine Quittung zugleich mit der schriftlichen Annahme zum Sekretair und mit dem mündlichen Bedeuten, daß er seine Stelle zwar erst nach acht Tagen antreten

könne, ſich aber ſchon in den nächſten Tagen einzufinden, damit er ſich für ſeine Arbeit vorübte. Zufrieden und dankbar ſeinem Beſchützer für die großmüthige Aushülfe kehrte der Pole in ſeinen Gaſthof zurück.

Schon am dritten Tage, ungeduldig in Thätigkeit zu treten, ging er in das wohlgemerkte Haus, um ſich zur Arbeit zu melden. Im erſten Stock zog er die Klingel, ein Diener kam, und antwortete auf die Frage nach dem Grafen N. ganz unbefangen, hier wohne kein Graf ſolches Namens. Der Pole ſtutzte, verſicherte ſich durch untrügliche Merkmale, daß er ſowohl im rechten Hauſe als vor der rechten Thüre ſei, und behauptete, jener müſſe hier wohnen. Der Diener dagegen ſagte, hier wohne ſeit länger als einem Jahre der Baron L. und hieß den hiedurch aufgeregten Polen barſch ſeiner Wege gehen. Dieſer eilte zu ſeinem Freunde, deſſen Addreſſe er glücklicherweiſe bei ſich hatte. Doch da gab es in der bezeichneten Straße gar keine ſolche Hausnummer, und auch der aufgeſchriebene Name war völlig unbekannt, auch auf der Polizei, bei welcher der Unglückliche ſogleich nachfragte. Kein Zweifel mehr, er war um ſeinen Schatz betrogen, doch ſeine Verzweiflung gab ihm den Muth, ſeine Sache noch nicht ſo leicht aufzugeben. Er ging nochmals in das Haus zurück, wo er den Grafen geſprochen, und verlangte Einlaß in die Zimmer, um auch dieſe wiederzuerkennen, man lachte ihm in's Geſicht, und warf den Zudringlichen zuletzt die Treppe hinunter und zum Hauſe hinaus. Er aber pflanzte ſich in der Nähe als Wache auf, und hatte Acht auf die Ein- und Ausgehenden. Endlich erkannte er ſeinen Mann, den Grafen N. und ſtürzte auf ihn zu, dieſer trat befremdet zurück,

und sagte gütig: „Sie irren sich, ich bin der Baron L. und habe Sie nie gesehen!“ — „Was“, rief der Betrogene, „Sie haben mich nie gesehen? Ich aber erkenne Sie genau, jeden Zug des Gesichts, jeden Ton der Stimme, Sie sind derselbe, der als Graf N. mich zu seinem Sekretair angenommen und als Bürgschaft gleich sechshundert Dukaten von mir empfangen hat!“ — „Sechshundert Dukaten?“ rief der Baron, „nun wird die Sache ernst, ich sehe, das ist auf eine Prellerei abgesehen, aber da kommen Sie bei mir Unrecht!“ Und sogleich rief er den Hausmeister und andre Leute, ließ den Polen festhalten und die Polizei holen, um den unverschämten Spitzbuben zu verhören und nach Befund zu bestrafen. Vergebens betheuerte der Arme, er sei vielmehr das Opfer einer Prellerei, an ihm werde der schändlichste Frevel verübt, er wurde zum Verhaft gebracht, und nach langem Gefängniß und wiederholtem Verhör wurde ihm zuletzt angezeigt, er sei wegen Verdachts, daß er eine Prellerei gegen den Baron L. habe verüben wollen und wegen nicht nachgewiesener Unterhaltungsmittel für immer aus der Hauptstadt verwiesen. Man zwang ihn, dahin zurückzukehren, wo er sich vorher aufgehalten. —

Hier aber fand er Gönner, die ihn unterstützten, und mit Geld und Empfehlungen versehen, kehrte er heimlich nach Wien zurück, fest entschlossen das Aeußerste zu versuchen, und die Büberei aufzudecken und zu Schanden zu machen.

Schon verzweifelnd an seiner Sache trifft er eines Morgens auf der Bastei jemanden, der bei seinem Anblick erschrickt und sich eilig entfernen will, da erkennt der Pole seinen lieben Wiener, der ihn bei dem Grafen

eingeführt hat, er holt ihn ein und packt ihn am Arm, der Erschrockne sammelt sich, schaut ihm dreist in's Auge und fragt was er wolle? Aber der Pole läßt nicht los, führt den Mann, der um keinen Lärm zu machen der Gewalt folgt, zu dem Wirthshause, wo jener ihn zuerst hingebracht, läßt ihn von den Leuten gehörig erkennen, und sendet nach der Polizei. Der Mann, von Angst bedrängt, vergißt seine Rolle, bittet den Polen um Schonung und verspricht Erstattung des Geldes. Der Pole ruft die Anwesenden zu Zeugen dessen auf, was sie eben gehört. Jetzt ist keine Ausflucht mehr möglich, der Mann wird in Verhaft gebracht, die Sache kommt vor Gericht. Da er sich verloren glaubt, im Stich gelassen von dem Andern, so will er nicht allein zu Grunde gehen, er gesteht alles, und nennt den Baron L.

Allein dieser giebt sich so leichten Kaufes nicht. Er läugnet alles und beschuldigt die Beiden, welche gegen ihn auftreten, insgeheim verbunden zu sein um ihn zu prellen. Man stutzt, man verhört den Baron, aber man wagt nicht ihn zu verhaften, er geht frei und stolz umher, und erzählt lachend, was für eine sonderbare Geschichte ihm begegnet ist, er beklagt, daß es keine Galgen mehr giebt. Nicht lange so wird der Pole verhaftet, wegen seines Wiederkommens nach Wien in Anspruch genommen, und soll neuerdings fortgeschafft werden. Allein das Gericht läßt ihn nicht los, und rettet ihn, indem es größere Strenge wider ihn verhängt, vor dem leichteren, aber seiner Sache verderblichen Verfahren.

Die Inzichten gegen den Baron gewannen indeß solche Stärke, daß auch seine Verhaftung endlich beschlossen wurde. Nun entstand das größte Geschrei, der Baron

fand hohen Schutz, hatte mächtige Verwandtschaft. Schwierigkeiten häuften sich auf Schwierigkeiten, es traten Verzögerungen ein, alle Kniffe der Sachwalterei, alles vornehme Ansehn, die dringendsten Einflüsterungen wurden aufgeboten, um den Baron, an dessen Verbrechen schon nicht mehr zu zweifeln war, aus der Schlinge zu ziehen. Man bot dem Polen augenblickliche Freiheit und sein Geld und mehr dazu, wenn er sich auf und davon machen wolle; allein dieser hatte nun auch thätige Rechtsfreunde, und von ihnen ermuthigt, wies er jeden Antrag ab, und erklärte den Spruch des Richters abwarten zu wollen.

Nachdem alle Betriebsamkeit, alle einschüchternden Mahnungen, alle vorgeschobenen Hindernisse bei den unbestechlichen Landrechten nutzlos verschwendet waren, gaben diese endlich ihr Urtheil: der Baron von L. wurde als Theilnehmer an einem schändlichen Betrug des Adels verlustig erklärt und zu lebenswieriger Zuchthausstrafe verdammt; sein Helfer bekam eine nicht viel geringere Strafe, der Pole hingegen sein Geld wieder, fand aber doch gerathen den Ort bald zu verlassen, wo ihm so schrecklich war mitgespielt worden.

In diesem Bericht mögen einige Nebenumstände vielleicht nicht ganz genau sein, da das Ganze viele Jahre hindurch nur im Gedächtniß bewahrt worden, in der Hauptsache aber ist alles zuverlässig so wiedergegeben, wie es damals der junge Mann mir erzählt hatte. „Sehen Sie", sagte er frohlockend beim Schlusse seiner Mittheilung, „das ist unser Stolz und unser Verlaß, solche Rechtspflege, solche Richter! Und da ich mit demselben Gerichte hier zu thun habe, so vertraue ich gutes Muthes auf die Gerechtigkeit meiner Sache, und hoff

meinen Handel zu gewinnen!" Der Eisbudenmann wollte schon lange schließen, und ich sagte dem Erzähler, der mir gleichsam dankbar für die gestattete Herzenserleichterung die Hand drückte, mit besten Wünschen für seine Hoffnungen scheidend gute Nacht.

Am nächsten Abend traf ich ihn abermals; er setzte sich gleich wieder eifrig zu mir, war aber unruhig und weniger zuversichtlich, denn er hatte im Laufe des Tages eine ihm unerwünschte Nachricht gehört. Doch sagte er bald selbst, er müsse den Muth frisch behalten, es gehe die Wahrheit aus noch weit schlimmeren Verwicklungen endlich siegend hervor. Als Beleg erzählte er mir eine gräuelhafte Geschichte von einem galizischen Juden, der einem ungeheuern Unterschleif in Betreff des für Wien zu liefernden Schlachtviehes auf die Spur gekommen war; hier war der Kaiser selbst der Hintergangene, doch der Betrug rankte sich so weit und hoch, daß man für unmöglich hielt, er werde klar an den Tag kommen. Das geschah aber doch, wiewohl erst nach unsäglichem Mißgeschick und Leid, die der Angeber hatte ausstehen müssen. In diesen Erzählungen sprach die höchste Vaterlandsliebe, das schönste Lob für die Gerichte, für den Kaiser selbst, der nie zu bewegen gewesen war, in ihren Gang einzugreifen, den Lauf des Rechtes zu hemmen; dennoch war mir etwas Unheimliches in der abenddunklen Bekanntschaft, und da ich keine romantischen Geheimnisse von Wien — die von Paris gab es damals noch nicht — zu schreiben vorhatte, so wünschte ich den unerfreulichen Stoff dieser Art nicht unnütz anzuhäufen. Ich nahm die folgenden Abende meine Einkehr bei der andern Eisbude, und sah meinen gesprächigen jungen Mann nicht wieder.

Tettenborn, dem ich dieſe Sachen mittheilte, fand ebenfalls die Bekanntſchaft jenes offenherzigen Erzählers bedenklich, und billigte ſehr mein Ausweichen. Uebrigens geſtand er, jene Geſchichten, die auch er aus beſter Quelle wußte, ſeien in der Hauptſache ganz wahr, und er gab noch einige genauere Beziehungen an, welche den Eindruck ſehr erhöhten, aber auch erkennen ließen wie mißlich es ſei dieſe Sachen ohne Noth geſprächsweiſe zu berühren. Aus dieſem Grund erachtete er auch nicht für rathſam, über den jungen Mann nähere Erkundigung einzuziehen, wozu ſonſt die Gelegenheit ganz nahe geweſen wäre, da er mit dem Grafen Sedlnitzky, dem Vorſtande der höheren Polizei, auf vertrautem Fuße lebte; lag eine ernſte, redliche Sache im Hintergrunde, wie allerdings möglich war, ſo konnte jedes Erwecken anderweitiger Aufmerkſamkeit leicht ſchaden; war aber dabei irgend eine Falſchheit im Spiel, ſo wußten wir hinlänglich, daß es die undankbarſte Sache iſt, den Maßregeln der Behörden vorzugreifen oder ſie gar aufzudecken. —

Die Zeit meiner Abreiſe war herangekommen, und ich machte die nöthigen Beſuche. Tettenborn aber wollte nicht glauben, daß ich Wien verließe, ohne über die perſönlichen Angelegenheiten, die er hartnäckig als ſchwebend anſehen wollte, von Seiten Metternich's eine ſchließliche Erklärung empfangen zu haben. Ich ſollte ja ein Schreiben des Fürſten erwarten, bemerkte er, vielleicht aber ſei es mir ſchon zugekommen und ich dürfe nur nicht davon ſprechen, in dieſem Fall beſcheide er ſich und wolle nicht weiter in mich dringen. Ich mußte wiederholt verſichern, daß keine leiſeſte Spur eines

Antrages der vorausgeſetzten Art vorgekommen, daß ein ſolcher auch doppelt unſtatthaft ſei, weil weder der Fürſt daran denken können ihn zu machen noch ich ihn anzunehmen. „Bedenken Sie", ſagte ich, „welche Kluft das Eine Wort bildet, das der Fürſt, als er die Erhaltung des Beſtehenden voranſtellte, und ich die Fortbildung deſſelben hinzufügen wollte, er dies zurückwies! Aber wäre dies auch anders, und hätte man mir zu bieten was ich weiß daß hier unmöglich iſt, unter keiner Bedingung möcht' ich in den hieſigen Staatsdienſt treten. Wäre ich fähig noch in Geſchäften zu arbeiten, und könnte ich den Wunſch dazu haben, ſo fände ich daheim genug zu thun, und in einer Richtung, bei der meine Denkart, wo nicht befriedigt, doch beruhigt wäre." Wirklich durfte ich dem politiſchen Handeln Metternich's nur in Einem Betreff beiſtimmen, in dieſem aber unbedingt und mit offnem, ihm ſelbſt nicht verhehlten Lobe, darin nämlich, daß er im Jahre 1830 mit ſoviel Beſonnenheit und Kraft den Weltfrieden erhalten hatte; ein unter den damaligen Zeitumſtänden unermeßliches Verdienſt, das ſich im Jahre 1840 noch Einmal geſteigert wiederholte, als anderwärts ſo blinde als thörichte Leidenſchaft heftig zum verderblichſten Kriege drängte. Für ſeine Maßnahmen in andren Beziehungen fand ich in mir nur Abneigung, ja Widerwillen und Empörung. Der Freund konnte dies nicht in Abrede ſtellen, und mußte freilich zuletzt bekennen, daß aus der langen Zeit unſres Zuſammenlebens ihm Erinnerungen genug aufſtiegen, die unverwerfliche Zeugniſſe waren, daß meine Entſchließungen und Thätigkeiten von den Geboten unbedingten Ehrgeizes ſich unabhängig zu erhalten gewußt, er ſah ein, daß

Tettenborn, dem ich dieſe Sachen mittheilte, fand ebenfalls die Bekanntſchaft jenes offenherzigen Erzählers bedenklich, und billigte ſehr mein Ausweichen. Uebrigens geſtand er, jene Geſchichten, die auch er aus beſter Quelle wußte, ſeien in der Hauptſache ganz wahr, und er gab noch einige genauere Beziehungen an, welche den Eindruck ſehr erhöhten, aber auch erkennen ließen wie mißlich es ſei dieſe Sachen ohne Noth geſprächsweiſe zu berühren. Aus dieſem Grund erachtete er auch nicht für rathſam, über den jungen Mann nähere Erkundigung einzuziehen, wozu ſonſt die Gelegenheit ganz nahe geweſen wäre, da er mit dem Grafen Sedlnitzky, dem Vorſtande der höheren Polizei, auf vertrautem Fuße lebte; lag eine ernſte, redliche Sache im Hintergrunde, wie allerdings möglich war; ſo konnte jedes Erwecken anderweitiger Aufmerkſamkeit leicht ſchaden; war aber dabei irgend eine Falſchheit im Spiel, ſo wußten wir hinlänglich, daß es die undankbarſte Sache iſt, den Maßregeln der Behörden vorzugreifen oder ſie gar aufzudecken.

Die Zeit meiner Abreiſe war herangekommen, und ich machte die nöthigen Beſuche. Tettenborn aber wollte nicht glauben, daß ich Wien verließe, ohne über die perſönlichen Angelegenheiten, die er hartnäckig als ſchwebend anſehen wollte, von Seiten Metternich's eine ſchließliche Erklärung empfangen zu haben. Ich ſollte ja ein Schreiben des Fürſten erwarten, bemerkte er, vielleicht aber ſei es mir ſchon zugekommen und ich dürfe nur nicht davon ſprechen, in dieſem Fall beſcheide er ſich und wolle nicht weiter in mich dringen. Ich mußte wiederholt verſichern, daß keine leiſeſte Spur eines

Antrages der vorausgesetzten Art vorgekommen, daß ein solcher auch doppelt unstatthaft sei, weil weder der Fürst daran denken können ihn zu machen noch ich ihn anzunehmen. „Bedenken Sie", sagte ich, „welche Kluft das Eine Wort bildet, das der Fürst, als er die Erhaltung des Bestehenden voranstellte, und ich die Fortbildung desselben hinzufügen wollte, er dies zurückwies! Aber wäre dies auch anders, und hätte man mir zu bieten was ich weiß daß hier unmöglich ist, unter keiner Bedingung möcht' ich in den hiesigen Staatsdienst treten. Wäre ich fähig noch in Geschäften zu arbeiten, und könnte ich den Wunsch dazu haben, so fände ich daheim genug zu thun, und in einer Richtung, bei der meine Denkart, wo nicht befriedigt, doch beruhigt wäre." Wirklich durfte ich dem politischen Handeln Metternich's nur in Einem Betreff beistimmen, in diesem aber unbedingt und mit offnem, ihm selbst nicht verhehlten Lobe, darin nämlich, daß er im Jahre 1830 mit soviel Besonnenheit und Kraft den Weltfrieden erhalten hatte; ein unter den damaligen Zeitumständen unermeßliches Verdienst, das sich im Jahre 1840 noch Einmal gesteigert wiederholte, als anderwärts so blinde als thörichte Leidenschaft heftig zum verderblichsten Kriege drängte. Für seine Maßnahmen in andren Beziehungen fand ich in mir nur Abneigung, ja Widerwillen und Empörung. Der Freund konnte dies nicht in Abrede stellen, und mußte freilich zuletzt bekennen, daß aus der langen Zeit unsres Zusammenlebens ihm Erinnerungen genug aufstiegen, die unverwerfliche Zeugnisse waren, daß meine Entschließungen und Thätigkeiten von den Geboten unbedingten Ehrgeizes sich unabhängig zu erhalten gewußt, er sah ein, daß

außer der Persönlichkeit des Fürsten, mich hier nichts reizen konnte.

Am Abend des 26. August war ich zuletzt mit den lieben Freunden zusammen. Ich empfing bei spätem Heimgange den letzten Nachteindruck von Wien. Der Blick von der Bastei über das dunkle Glacis nach den erleuchteten Vorstädten war zauberhaft. In den Straßen wechselten mächtige Schlagschatten mit grellen Lichtstreifen. Auf dem Graben war nur noch müdes, behagliches Regen, das mit jedem Augenblicke dunkler und stiller wurde, das ganze großartige Stadtwesen schien wohlthuend sich zu seinem Gegentheil umzuwandeln, zur idyllischen Einsamkeit.

Am nächsten Morgen in aller Frühe reiste ich von Wien ab, und nahm die Straße nach Linz.

Perſonen.

Voltaire in Frankfurt am Main.

1753.

Die Verhaftung Voltaire's in Frankfurt am Main durch den preußischen Residenten von Freytag ist ein Ereigniß, welchem einst die ganze gebildete Welt in Staunen und Spannung horchte, und das auch den Nachlebenden immer bedeutend bleiben muß, so lange der Name des außerordentlichen Mannes, den die Sache betraf, verbunden mit dem Namen des großen Königs, von dem sie ausging, den Antheil und die Forschung der Betrachtenden aufregen wird. Doch ungeachtet des vielfachen Reizes, der diesem Ereignisse lebenswarm inwohnt, hat dasselbe bisher, nachdem beinahe hundert Jahre darüber hingeflossen, noch keine genügende Beleuchtung empfangen, sondern schwebt nur im ungewissen Lichte der einseitigen Darstellung, welche der gekränkte Theil davon hinterlassen hat. Friedrich der Große hat in seiner hohen Stellung verschmäht, durch irgend eine öffentliche Erklärung den zahllosen Mißurtheilen zu begegnen, welche über jene Vorgänge und über das Maß seiner eignen Betheiligung dabei durch ganz Europa schallten, und von denen sein

Ruhm in den Augen ſogar ſeiner Bewunderer zu leiden hatte. Zwar übernahmen ſpätere Thatſachen einigermaßen ſeine Vertheidigung; das erneuerte Entgegenkommen Voltaire's, das bald vollſtändig hergeſtellte, in Bewunderung und Freundlichkeit wetteifernde Vernehmen, zeigten offenbar, daß beide Theile das Geſchehene vergeſſen wollten und konnten, und Voltaire ſelbſt, indem er dieſer verdrießlichen Sache in ſeinen Denkwürdigkeiten kurz erwähnte, ſchloß mit der Aeußerung: „C'était une querelle d'amans: les tracasseries des cours passent; mais le caractère d'une belle passion dominante subsiste longtemps.“ Allein dieſe ſpätere billige Anſicht konnte die leidenſchaftlichen Zeugniſſe der Erbitterung nicht auslöſchen, welche der Grimm des Augenblickes hervorgerufen hatte; jedes von Voltaire geſchriebene Blatt galt mit Recht als ein des Aufbewahrens werthes Kleinod, und in jeder ſpätern Ausgabe ſeiner Werke häufte ſich die Sammlung ſeiner Briefe, deren eine gute Zahl auch jenes Frankfurter Ereigniß beſpricht. Endlich im Jahre 1807 erſchien ſogar eine ausführliche Erzählung aus der Feder eines Augenzeugen, des Florentiners Collini, welcher als Voltaire's Sekretair in jene Vorgänge mitverwickelt worden war, und deſſen Bericht natürlich ganz die Farbe derjenigen Seite trägt, auf die er ſich geſtellt fand. So mußte denn der Name des Königs hiebei mehr und mehr in den Schatten ſinken, und wenn der prüfende Forſcher auch leicht erkannte, daß nicht alles gläubig anzunehmen ſei, was die Gegenſeite vorbrachte, ſo fehlte es doch an einem beſtimmten Anhalt, um das Falſche von dem Wahren zu ſondern, und ein richtiges Bild des Geſchehenen aufzufaſſen.

Wir waren daher ungemein erfreut, als uns die Gunst wurde, die im Königlichen Geheimen Archiv über jenen Vorgang aufbewahrten Akten einzusehen, welche neben mehreren bis jetzt noch nicht gedruckten Blättern von Voltaire und Mad. Denis, insbesondere die aus dem Königlichen Kabinet erlassenen Befehle und die hierauf erstatteten amtlichen Berichte des Residenten von Freytag enthalten. Wir haben also nunmehr zur Darstellung der Sache dreierlei Hülfsmittel, die Mittheilungen Voltaire's selbst und seiner Nichte, den Bericht seines Sekretairs Collini, und endlich denn auch die preußischen Aktenstücke. Aus der Zusammenhaltung dieser dreifachen Angaben werden sich dem unbefangenen Leser die Thatsachen von selbst in wünschenswerther Deutlichkeit aufstellen.

Das Verhältniß Friedrichs des Großen zu Voltaire können wir als bekannt voraussetzen, wenigstens dürfen wir auf die so belebte als gründliche Schilderung hinweisen, welche der treffliche Preuß in seinem schätzbaren Buche „Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden" auch von diesem Verhältnisse gegeben hat. Nur über Voltaire selbst erlauben wir uns einige vorläufige Bemerkungen, weil der berühmte Mann heutiges Tages in Deutschland doch nur selten gehörig erkannt und gewürdigt wird, und weil er auch eben in dieser Frankfurter Geschichte zu wenig vortheilhaft erscheint, als daß wir nicht gleich im Beginn seinen sonstigen hohen Menschen- und Geisteswerth wahren müßten. Voltaire, im Großen und Allgemeinen edel und wohlgesinnt, von reiner Gluth für die Menschheit erfüllt, und stets beeifert deren Gedeihen und Fortschreiten auch mit eigener Gefahr und Aufopferung zu fördern, war durch die Richtung seiner

ſtaunenswerthen, in ſolcher Fülle beinahe nie zuſammengeweſenen Talente, die mit der Entwickelung ſeiner Nation und ſeines Zeitalters völlig zuſammenſtimmten, in ſeiner Aeußerungsart vorzüglich auf Scherz und Zierlichkeit, auf muntre Laune und beißenden Spott angewieſen; dieſe Waffen handhabte er in der That mit ſiegender Meiſterſchaft, und wenn ihm auch Pracht des Ernſtes und ſtrenge Gedankenfolge in ſeltnem Grade zu Gebote ſtanden, ſo wurden dieſe doch von der hinreißenden Anmuth ſeines ſprühenden Witzes weit überflügelt. Eine ſolche Geiſtesrichtung aber iſt ohne heftige Reizbarkeit des Gemüthes und ohne raſtloſe Thätigkeit der Einbildungskraft nicht denkbar, und ſo geſellen ſich der Ausübung der ſchönſten Gaben ſogleich die Gefahren leidenſchaftlicher Mißgriffe und Uebertreibungen bei. Was im Gebiete des äſthetiſchen Bildens als Erfindung und Ausſchmückung erlaubt und geprieſen wird, erſcheint, auf das praktiſche Leben übertragen, als gehäſſige Schwindelei, als unziemliche Liſt und Tücke, ja ſogar als Unredlichkeit und Lüge. So geſchieht es denn auch bei Voltaire, daß wir den im Geiſte frei und hoch ſtehenden Mann, ſobald beſtimmte Lebensverhältniſſe und perſönliche Einzelheiten ihn befangen, oft in blinde Leidenſchaft, in poſſenhafte Unart, ja ſogar in argliſtige Schalkheit hinabgezogen ſehen.

Dies war auch der Fall in den Verhältniſſen, die er am Hofe Friedrichs gefunden hatte. Sie waren anfangs die beſten und glücklichſten, und Voltaire glaubte und hoffte, in ihnen bis zu ſeinem Lebensende zu verbleiben. Doch das Glück ſelber trägt den Keim des Uebermuthes und Mißbrauchs in ſich, und das durch die höchſte Gunſt geſteigerte Bewußtſein der eignen Geiſtesmacht führt zum

irrigen Urtheil über die im Aeußern doch beschränkte Geltung derselben. Zwar unmittelbar zwischen dem Könige und Voltaire entstand keine Spannung, sie lebten in wechselseitiger Anerkennung und Zuneigung. Aber aus der Eifersucht und der Widrigkeit, in welche Voltaire bald mit den andern Franzosen gerieth, die mit ihm in der Nähe des Königs lebten, erhob sich der Keim des Zerwürfnisses, das ihn diesem Kreise zuletzt entzog. Besonders wurde das Verhältniß zu Maupertuis, welches durch Neid und Zwischenträgerei schon genug getrübt war, bald ein unheilbar feindliches, und dieses zumeist, wir müssen es sagen, durch des letztern Schuld. Maupertuis hatte in einem wissenschaftlichen Streite sein entschiednes Unrecht gegen den Physiker König durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, die hiebei schmählich mißbraucht wurde, für Recht erklären lassen; Voltaire wollte hiezu nicht schweigen, sein Spott griff lächerliche Meinungen des Gegners an, worüber der König lachte, gleichwohl aber die Veröffentlichung des Angriffs untersagte. Da Voltaire sich hiedurch in seiner schriftstellerischen Selbstständigkeit verletzt fühlte, einen offnen Kampf aber unmöglich fand, so nahm er seine Zuflucht zur List, und brachte seine Sachen unter der Hand in Druck. Dies ließ wieder der König nicht ungeahndet, und Voltaire zog sich in Ungnade vom Hofe zurück. Nun begehrte er in's Ausland zu reisen, wogegen aber der König immer Einwendungen hatte, in welchen Voltaire argwöhnisch den Vorsatz erblickte, ihn für immer und gewaltsam festzuhalten. Doch erfolgte nach einiger Zeit der erbetene Urlaub zur Reise nach Plombieres, und die Einladung, zum Abschied noch den König in Sanssouci zu besuchen. Voltaire fuhr am

18. März 1753 nach Potsdam, bezog wieder seine Wohnung in Sanssouci, speiste jeden Abend in fröhlicher Unterhaltung, bei dem Könige, der völlig mit ihm ausgesöhnt war, versprach nach seiner Badekur im Oktober bei dem Könige zurück zu sein, und reiste am 26. März früh mit seinem Sekretair Collini von Potsdam nach Leipzig ab, während der König an demselben Tage eine Reise zur Truppenschau nach Schlesien antrat.

Voltaire hielt sich in Leipzig drei Wochen auf, in gewohntem litterarischen Fleiße; zugleich fertigte er sein zahlreiches Gepäck nach Straßburg ab, und sorgte, dem verhaßten Gegner, den er in Berlin zurückgelassen, aus dieser sichern Nähe noch einige empfindliche Streiche zu versetzen. Dies gelang ihm vollkommen. Sein Sendschreiben des Doktor Akakia an Maupertuis brachte diesen zu einer Wuth, die sich sogar im Blute des Schreibers kühlen wollte, er sandte dem gebrechlichen, beinahe sechzigjährigen Greis eine Ausforderung auf Pistolen, worauf dieser aber nur mit komischer Kraft und zerschmetternder antwortete, als es durch Pistolenschüsse hätte geschehen können. Diese Streitigkeiten, bei denen Voltaire ebenfalls das litterarische Maß überschritt, und auch den König neckend und höhnend angriff, erzürnten diesen auf's neue, und Maupertuis unterließ nichts, um die schlimmen Eindrücke noch zu verstärken. Bald wurde dem Könige hinterbracht, welche Schmähreden und Spöttereien Voltaire sich erlaube, bald wie derselbe laut geäußert, daß er, dem Käfige glücklich entronnen, nie freiwillig in denselben zurückkehren werde, bald kamen selbst aus Paris Nachrichten, daß Voltaire mit dem Könige für immer gebrochen habe, daß er das von demselben gehabte Vertrauen

in aller Art mißbrauche, und in seinen Briefen schon jetzt die ungehörigsten Plaudereien übe. Jemehr der König ihm sein Innerstes geöffnet, je sorgloser Urtheile über Sachen und Personen ihm mitgetheilt hatte, um desto schmerzlicher mußte er bei dem Gedanken sich empört fühlen, von dem einstigen Liebling so verrathen zu werden. Was Voltaire sagen konnte, durfte dahingestellt bleiben, aber was er zeigen konnte, war nicht gleichgültig. In diesem Betreff beunruhigten den König nicht nur die von ihm in Voltaire's Händen befindlichen Briefe, sondern eben so sehr ein Band Gedichte, die nur in wenigen Abdrücken für die vertrautesten Freunde vorhanden waren, und deren Bekanntwerden dem Könige selbst politischen Nachtheil bringen mußte. Von Unwillen und Besorgniß erregt, traf dieser daher Anstalt, seine Briefschaften und Drucksachen zurückfordern zu lassen und nöthigenfalls die Rückgabe zu erzwingen; er durfte sich hiezu um so mehr berechtigt glauben, als auch Privatpersonen in solchem Falle nicht scheuen, den in ihren Umständen nur immer möglichen Zwang auszuüben; Voltaire stand überdies in des Königs Dienst und durfte auch in der Fremde zum Gehorsam angehalten werden. Damit jedoch ein so häßlich gewordenes Verhältniß völlig aufhörte, und das von Voltaire verbreitete Vorgeben, als wolle man ihn wider Willen in Preußen festhalten, sogleich zerfiele, beschloß der König, ihn zugleich aus dem Dienste zu entlassen, und ihm die Zeichen der bis dahin getragenen Gunst und Würden abzunehmen.

Die Gründe zu solchem Verfahren müssen sich bei dem Könige nach seiner Rückkehr aus Schlesien schnell angehäuft und den herben Entschluß eilig zur Reife gebracht

haben, denn der Geheime Kämmerier Fredersdorff, welcher als ein redlicher, zuverläſſiger und tüchtiger Diener in großem Vertrauen ſtand, erhielt ſchon am 11. April den Auftrag, an den preußiſchen Reſidenten, Kriegsrath von Freytag, zu Frankfurt am Main, wo Voltaire auf der Reiſe nach Plombieres durchkommen mußte, folgenden Befehl aufzuſetzen, welchen der König eigenhändig unterzeichnete:

„Seine Königliche Majeſtät, unſer allergnädigſter Herr, machen Dero Reſidenten und Kriegsrath von Freytag hierdurch in Gnaden bekannt, wie daß der von Voltaire mit ehſten Frankfurt am Main paſſiren wird, als iſt Seiner Königlichen Majeſtät Befehl, daß Er ſich mit Zuziehung des dortigen Hofrath Schmid zu ihm verfügen, dem Voltaire im Namen Seiner Königlichen Majeſtät den Kammerherrnſchlüſſel, wie auch das Kreuz und Band pour le mérite abfordern, und da auch der von Voltaire alle ſeine von hier abgehende Pakete und Emballagen dorthin addreſſiret, worunter von Seiner Königlichen Majeſtät höchſt eigenen Händen viele Briefe und Skripturen ſich befinden werden, als ſollen gedachte Pakete und Emballagen, auch ſeine bei ſich habenden Chatullen in Ihrer Gegenwart geöffnet werden, und alles Beſchriebene abgenommen werden, ingleichen ein Buch, welches Einlage beſaget. Da aber dieſer Voltaire ſehr intrigant, als haben Sie beiderſeits alle Präkaution zu nehmen, daß Er Ihnen nichts verhehlet und unterſchläget. Nachdem alles wohldurchgeſucht und in Empfang genommen worden, ſo muß es gut eingepackt werden und an mir nach Potsdam geſandt werden. Allenfalls Er ſich mit Gutem Obiges nicht wollte abnehmen laſſen, ſoll Er

mit Arrest bedrohet werden, und so dieses nichts helfen möchte, muß Er wirklich arretirt werden, und ohne Komplimente Alles genommen, Ihn aber alsdann reisen lassen. Ich bin Euer wohlaffektionirter

Frch.

Potsdam, den 11. April 1753."

Daß der König hiezu sich der Hand Fredersdorff's, und nicht eines seiner Kabinetsräthe bediente, darf nicht auffallen, wenn man weiß, daß Friedrich dergleichen Aufträge, die nicht in den Lauf gewöhnlicher Geschäfte fielen, gern durch die seiner Person grade nahestehenden Vertrauten ausführte, und Fredersdorff war es, der auch bei den früheren Mißhelligkeiten zwischen dem Könige und Voltaire als Zwischenträger mit Sinn und Geschick erfolgreich gedient hatte. In diesem Umstande jedoch, daß ein zwar eifriger und kluger, aber zu Geschäften nicht streng eingeübter Diener den Willen des Königs in Worte faßte, liegt der erste Keim aller Verwirrung und alles Mißgeschicks, das sich aus diesem scheinbar einfachen Handel so unselig und verdrießlich für beide Theile entwickelte, und welches dann freilich der thörichte Wahn, die verkehrte Verschmitztheit und der blinde Ungestüm Voltaire's zur äußersten Spitze trieben. Die Mängel des Ausdrucks und die Nachlässigkeit der Ausfertigung fielen auch den Empfängern sogleich auf, denen die eigentliche Meinung der Sache um so weniger klar sein konnte, als sie von den näheren Verhältnissen nicht unterrichtet waren, und wegen der Briefschaften und Skripturen eben so leicht zu wenig als zu viel thun konnten. Beide Beauftragte fühlten indeß, fürerst sei die Hauptsache, solche Vorkehrungen

zu treffen, daß ihnen der Reisende nicht entschlüpfen könne. Und auf diesen Zweck wandten sie ihren besten Eifer mit genugsamer Klugheit. Sie empfingen den Königlichen Befehl am 19. April, brauchten den nächsten Tag zu Erkundigungen und Anstalten, und antworteten am 21. April dem Könige wie folgt:

„Ew. Königlichen Majestät allergnädigste Handschreiben vom 11. d. die von Voltairische Affairen betreffend sind uns vorgestern behändigt worden. Wir haben bei jetzigen Meßzeiten, da alle Moment Fremde ankommen, solche mesures genommen, daß wir hoffen können, Ihn nicht zu verfehlen. Unterdessen kommen wir hierdurch allerunterthänigst anzufragen, ob, wenn er vorgeben sollte, daß seine Emballagen bereits voraufgeschicket wären, man Ihn, bis Er sie zurück kommandirt, allhier in Verwahrung behalten möchte, — und wie die Worte „ingleichen ein Buch, welches Einlage besaget" zu verstehen, gestalten keine Einlagen bei Ew. Königlichen Majestät allergnädigsten Handschreiben befunden worden.

Man spricht hier, daß Er wirklich bettlägerig seie und vor Ausgang der Leipziger Messe nicht hier passiren werde. Wir verharren in devotester und treuester Devotion ꝛc."

Freytag hatte indeß die nöthigen Anstalten erdacht, die in nachfolgendem Promemoria aufgezeichnet sind, und solche dem Hofrath Schmid zur Genehmigung vorgelegt:

„Promemoria."

1. Wird Herr Hofrath Schmid von der Güte sein, sowohl an dem Allerheiligen- als Friedberger Thor die Thorschreiber, welche von denen Einundfünziger dependiren, und welche Respekt und Furcht vor ihnen haben müssen,

dahin und zwar persönlich zu instruiren, daß sie auf die Ankunft des von Voltaire genaue Acht haben; dessen Quartier nicht allein zu befragen, sondern auch der Kutsche sogleich einen Gefreiten nachzuschicken, um zu sehen, ob Er auch in dem angegebenen Wirthshause abgetreten. Hiernächst muß besagtem Hrn. Hofrath von der Ankunft sogleich durch einen besondern Gefreiten Nachricht gegeben werden, welchem der Thorschreiber 20 Kreuzer vor den Gang zu versprechen hat; dem Thorschreiber wäre auch ein Dukat pro discretione zu versprechen. Dem Thorschreiber muß zwar verboten werden, daß Er dem Voltaire nicht eröffne, man habe seinetwegen Bestellungen gethan; doch muß man dem Thorschreiber einen Prätext machen, warum man diese Bestellung thue, nämlich man habe ein Packet Ihme einzuhändigen. Sollte sich der Voltaire einen andern Namen geben, so wäre gut, wenn der Thorschreiber kommittirt würde, alle Franzosen, die mit einer reputirlichen Equipage ankommen, bei dem Hrn. Hofrath anmelden sollen. Er kann auch allenfalls nach seiner Statur und Gesichtsbildung Ihnen beschrieben werden.

2. Bei dem Postmeister Kleeß durch seinen Oberknecht aufpassen lasse, unter dem Prätext, daß Er Ihn weiter führen solle.

3. Wäre gut, wenn Hr. Hofrath einen vertrauten und verständigen Menschen auf Friedberg schickte, welcher allda im Posthaus, bis auf dessen Ankunft, liegen bleiben müßte, und dem man täglich einen Thaler reichen könnte.

4. Wie ich dann eben dergleichen noch heute nach Hanau bewerkstelligen werde.

5. Wäre sich beiderseits zu erkundigen, wo sonsten Hr. von Voltaire bei seiner Durchreis logirt habe.

6. Wäre beiderseits etliche Spionen auszuschicken, welche täglich in die vornehmste Wirthshäuser gingen, und nach einem gewissen französischen Kavalier Namens Maynvillar fragten, sie werden ohne Zweifel die Antwort mit Nein erhalten, hingegen werden sie antworten: Es ist zwar ein Franzose da, aber er schreibt sich Voltaire; und auf diese Art werden wir es erfahren ohne nach ihm zu fragen.

7. Werd ich meinen Briefträger, der mir sehr vertraut ist, ingeheim instruiren, genau Acht zu haben, ob bereits Briefe an denselben angekommen, und an wen sie addressiret worden ꝛc.

Hr. Hofrath belieben Ihre Gedanken darzu zu setzen, und mir dieses zu remittiren. Mein Mann auf Hanau gehet heute noch ab." —

Schmid, dem eigentlich nur die zweite Rolle beschieden war, der aber heftiger und dreister war, als Freytag, und auf dessen Urtheil dieser daher den größten Werth legte, billigte die gemachten Vorschläge und schritt sogleich zur Ausführung; besonders den siebenten Punkt hielt er für „sehr vorträglich". Da nun Freytag noch aus den Zeitungen ersehen hatte, daß für Voltaire im goldnen Löwen bereits Wohnung bestellt sei, und man ihn allda in einiger Zeit erwarte, so schien es unmöglich, daß er ihnen entgehen könnte, und sie glaubten deshalb auch, die auf den nächsten Stationen aufgestellten Leute mit aller Sicherheit wieder abrufen zu können.

Mittlerweile wurde von Potsdam den 29. April abermals eine Kabinetsordre und wieder von Fredersdorff aus-

gefertigt, worin die frühere bestätigt und in Betreff der ausgelaſſenen Angabe erläutert wurde. Sie lautet:

„Seine Königliche Majeſtät geben den von Freytag und Dero Hofrath Schmid hierdurch zur gnädigſten Antwort, daß wann der Voltaire Frankfurt paſſiren ſollte, es bei dem erſten Schreiben bleiben ſoll. Sollten ſeine Emballagen ſchon durch ſein, ſo ſoll Er ſo lange arretirt ſein, bis Er alle Königlichen Manuſkripte richtig ausgeliefert, und muß Er ſeine Emballagen laſſen zurückkommen, damit Sie es beide ſehn. Das Buch, welches hauptſächlich mit retour kommen ſoll, iſt benannt Oeuvres de Poesie.

Frch.

Potsdam, den 29. April 1753.

Ordre an den von Freytag und Schmid dem Voltaire ſeine Emballagen durchzuſuchen und die verlangte Manuſkripte rauszunehmen."

Auch hier fällt wieder die ungenaue Bezeichnung auf, da es nicht mehr „Briefe und Skripturen" ſondern „alle Königlichen Manuſkripte" heißt, wobei ſelbſt litterariſche Männer zweifelhaft ſein konnten, was alles für Papiere und beſonders auch bis zu welchem Belange gemeint ſein möchten.

Inzwiſchen vernahm Schmid, daß Voltaire noch in Leipzig mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt und wohl ſo bald noch nicht in Frankfurt zu erwarten ſei. Durch Unwohlſein verhindert auszugehen, ſchrieb er dies unverzüglich an Freytag, durch ein Billet vom 6. Mai, und meldete zugleich: „Das quäſtionirte Buch, wovon Seine Königliche Majeſtät Anregung in deren Befehl gethan,

besteht in einem Band Poesie in Manuskript zur beliebigen Nachricht"; — welche Voraussetzung doch, wie wir schon wissen, irrig war, und nur dazu beitragen mußte, die Verwirrung zu vermehren, da sich schwer begreifen ließ, daß der König auf ein gedrucktes Buch einen so hohen Werth legen sollte.

Eine neue Schwierigkeit erhob sich für Freytag, als ihm Schmid ankündigte, er müsse zu der auf den 28. Mai ausgeschriebenen Generalversammlung der Königlich preußischen asiatischen Handelsgesellschaft nothwendig an jenem Tage in Emden eintreffen, und fordere ihn daher auf, falls Voltaire in der Zwischenzeit ankäme, die Königlichen Befehle nach dem Buchstaben auszuführen, jedoch in Beisein des frankfurtischen Senators Dr. Rücker, der den Abwesenden hiebei zu ersetzen ganz geeignet sei. Freytag aber, wegen dieses neuen Umstandes beunruhigt, wollte diese Stellvertretung nicht sogleich gutheißen, sondern fragte unter dem 22. Mai bei dem Könige an, wen er nach Schmid's Abreise zum Beistand nehmen solle, und ob nicht sein Sekretair Dorn, als schon in Dienstverpflichtung stehend, dazu tauglich erachtet werde? Hierauf erwiederte Fredersdorff am 29. Mai Folgendes:

Hochwohlgeborner Herr
Insonders hochgeehrter Herr Geheimder Kriegesrath.

Auf Euer Hochwohlgeboren abgelassenes an des Königs Majestät unter dem 22. Mai lassen Höchstdieselben allergnädigst wissen, daß, da der von Voltaire sich in Gotha einige Monate aufhalten wird, die aufgetragene Kommission ganz ruhig sein soll, bis der von Voltaire nach verflossener Zeit Frankfurt passiren wird, und da hoffent-

lich der Herr Hofrath Schmid gegen der Zeit wohl wieder zu Hause sein dürfte, so würde es nicht rathsam einen andern Assistenten anzunehmen. Sobald aber der von Voltaire dort passiren werde, bleibe es bei der einmaligen Königlichen Ordre. Es ist mir angenehm bei dieser Gelegenheit zu versichern, wie ich mit der vollkommensten Hochachtung bin

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 29. Mai
1753.

Ergebenster Diener
Fredersdorff.

Die Vorsicht Freytag's war hiedurch gerechtfertigt, der König wollte den Kreis des Geheimnisses nicht erweitert sehen. Jedoch war die Voraussetzung irrig, Voltaire würde noch längere Zeit in Gotha verweilen, und bei seiner Ankunft in Frankfurt dennoch Schmid von Emden schon zurückgekehrt sein. Die Sachen kamen zur Entscheidung, noch bevor Freytag diese Antwort Fredersdorff's empfangen konnte.

Voltaire hatte seine Reise von Leipzig fortgesetzt, war nach der Mitte des April in Gotha eingetroffen, und erfuhr abseiten des dortigen Hofes die beeifertste und schmeichelhafteste Aufnahme. Nachdem er über einen Monat hier verweilt, nahm er seinen Weg über Kassel, wo er den Landgrafen besuchen wollte. Hier fand er unvermuthet den Kammerherrn von Pöllnitz, den bekannten Schriftsteller und Höfling, der zu Friedrichs naher Umgebung in Potsdam gehörte. Voltaire sprach nur flüchtig mit ihm, doch fiel ihm die Anwesenheit des Mannes auf, und er verwunderte sich, was doch Pöllnitz in Kassel vor-

Papieren gesprochen, und da er sich rekolligiret, so ließe Er seinen bei sich habenden ami Collini [Freytag schreibt Coligni], den ich heißen einen Abtritt zu nehmen, in das Zimmer kommen, und eröffnete mir zwei Koffers, eine große Chatulle und zwei Portefeuilles. Er machte tausend contestationes von seiner fidélité gegen Ew. Königliche Majestät, wurde wieder ziemlich schwach, wie Er denn wie ein Skelett aussiehet. Bei dem ersten Koffer fande ich gleich beigehendes sub a also eingewickeltes und überschriebenes Packet, welches ich ohne es zu eröffnen dem Offizier zur Verwahrung einhändigte; die übrige Visitation hat von 9 Uhr Morgens bis 5 Nachmittags gedauert, und habe weiter nichts als ein poème, welches er mir nicht gerne lassen wollte, und welches ich mit in das Paket gethan, gefunden. Hierauf ließe das Paket sub a von dem Senatore pitschiren, und ich druckte ebenfalls mein Signet drauf. Ich fragte Ihn auf seine Ehre, ob Er sonsten nichts hätte; so konteßirte er heilig quod non. Nun kamen wir auf das Buch oeuvres de poésies, das, sagte Er, hätte Er in einem großen Verschlag, Er wüßte nicht, ob er in Leipzig oder Hamburg wäre. Hierauf deklarirte Ihme, daß ich Ihn, ohne diesen Verschlag zu haben, von hier nicht weglassen könnte. Er thate hundert Vorschläge um Ihn fort zu lassen. Er müßte die Bäder brauchen, sonst wäre der Tod vor Ihn gewiß. Da ich die Sache nicht gerne vor den Rath kommen lassen wollte, absonderlich weil Er sich noch wirklich, und auch bei mir, vor einen gentilhomme de chambre von Frankreich ausgiebt, bei welchen Umständen der Magistrat bei Arrestirungen viele Difficultäten macht; so bin endlich dahin mit Ihme konveniret, daß Er, bis zu An-

kunft oben ermeldten Ballots von Hamburg oder Leipzig, an dem Hauſe wo er jetzo ſich befindet, im Hausarreſt verbleiben, und mir zu meiner Sicherheit zwei Paketer von ſeinen Papieren, ſo wie ſie auf dem Tiſch lagen, verpitſchirter einhändigen ſollte, auch mir den sub A B angeſchloſſenen Revers ausſtellte. Bei dem Hauswirth, welcher einen Bruder in Ew. Königlichen Majeſtät Dienſten hat, und unter Rochau als Lieutenant ſtehet, Namens Hoppe, habe ſolche Vorkehrungen getroffen, daß Er mit ſeinen Habſchaften nicht wird wegkommen können; und falls ich Ihme auch etliche Grenadiers zur Wache geben laſſen wollte, ſo ſind doch die hieſigen Militairanſtalten ſo beſchaffen, daß ich mehr auf deſſen Parole, welche er mit einem Eid bekräftiget, als auf die Wache reflektire. Weil Er ſich in der That ſchwach und elend befindet, ſo habe Ihn dem hieſigen erſten Stadtphyſikus zur Pflege übergeben, Ihme auch offeriret mit Ihme in Gärten ſpaziren zu fahren; auch ſonſten meinen Keller und was in meinem Haus iſt zu ſeinen Dienſten dargeboten. Worauf ich ihn ziemlich tranquil und getröſtet hinterlaſſen, nachdem er mir zuvor den Schlüſſel und den Orden nebſt dem Band überliefert.

Noch den nämlichen Abend um 7 Uhr ſchickte Er mir das Kammerherrndekret — sub C —, und dieſen Morgen noch ein Königliches Schreiben — sub D —, welches er unter dem Tiſch gefunden zu haben vorgiebet. Ich kann nicht wiſſen, wie viel Koffres er noch habe, und da ich gar nicht weiß was ich ſuchen ſolle, ob es viel oder wenig, ſo wäre wohl am füglichſten, wenn ein Königlicher Sekretaire hierher käme, der eine genauere Unterſuchung anſtellen könnte; zumalen da ich Ew.

Königlichen Majestät allerhöchste eigene Hand gar nicht kenne.

Zuletzt hat er an seinen Kommissionaire in meinem Beisein nach Leipzig geschrieben, daß Eingangs erwähnter Ballot an mich spediret werden sollte; und bate mich, an Ew. Königlichen Majestät Geheimden Kämmerier von Fredersdorff zu schreiben, damit Er hier nicht länger aufgehalten würde; Er wollte auch, daß ich dieses per Estafett fortschicken möchte; da nun aber bereits schon drei Louisd'or an Unkosten drauf gegangen, so habe mich der ordinairen Post bedienet. In devotestem Respekt beharrt Ew. Königlichen Majestät ꝛc.

Ich habe Ihme ein reçu wegen dessen mir behändigten zwei Paketer Skripturen ausgestellet, auch auf sein inständiges Anhalten ein Billet an ihn gefertiget, welches Er zur Konsolation an seine Niece schicken wollte, worinnen ich Ihme versprochen, daß Er nach Anlangung des Leipziger Ballots nicht länger aufgehalten werden sollte."

Nach dieser Darlegung ging alles noch glimpflich genug her; Freytag wollte zwar durch die Art seiner Erscheinung einschüchtern, aber zugleich mit Höflichkeit verfahren, wozu das Bewußtsein, mit einem bisherigen Günstling des Königs zu thun zu haben, der vielleicht die Gunst nicht für immer verscherzt hatte, ihn allerdings auffordern mußte, auch sagte ihm wohl die ganze Erscheinung, daß ein Mann von Bedeutung und auch von äußerem Ansehen und Rang ihm vor Augen war. Voltaire's Ueberraschung, nachdem er vernommen was ihm angesonnen werde, war gewiß unverstellt; das Zurücklehnen mit verschlossenen Augen ist bezeichnend, er scheint in dieser Verfassung eiligst überlegt zu haben, was unter den vor-

habenen Umſtänden zu thun am gerathenſten ſei, und ſein Verſtand mußte ihm ſagen, daß hier kein Ausweg bleibe als Nachgiebigkeit. Die mühſame Unterſuchung des Gepäcks und die Auslieferung der Königlichen Papiere ging denn auch glücklich von Statten. Als aber nun auf das Buch die Rede kam, welches der König verlangte, war es für beide Theile der verdrießlichſte Umſtand, daß dieſes nicht zur Hand, ſondern in einer Kiſte lag, die erſt erwartet wurde, vielleicht auch gar nicht dieſes Weges kommen ſollte. Voltaire mochte ſich anfangs freuen, daß dieſer Umſtand die Abſicht des Königs denn doch zum Theil zu vereiteln ſchien, wenigſtens gab er die Sache ſchwieriger an, als ſie wirklich war, indem er ſagte, er ſelber wiſſe nicht, ob die Kiſte, in welche das Buch mit verpackt worden, in Leipzig oder in Hamburg ſei, denn es iſt mindeſtens zweifelhaft, ob er überhaupt Gepäck nach Hamburg geſandt habe, und als er die unausweichliche Nothwendigkeit erkannte, die Kiſte kommen zu laſſen, wußte er recht gut, daß ſie noch in Leipzig war, und die rechte kam auch in kürzeſter Zeit richtig an. Freytag mochte wohl betroffener ſein als Voltaire, konnte aber nicht umhin, das ganze Gewicht ſeiner eigenen Verlegenheit auf dieſen zu werfen, indem er ihm erklärte, ihn nicht fortlaſſen zu können, bis das Buch abgeliefert worden. Nun ſah Voltaire, daß nur er im Nachtheil war, den er durch ſeine Beredſamkeit vergebens noch abzuwenden ſuchte; er ging auch wirklich die Bedingung ein, bis zur Ankunft der Kiſte unter Ehrenwort in Haft zu bleiben, und das Haus nicht zu verlaſſen. Allein er ſann ſogleich auf Liſten und Vorwände, wie er ſich ohne offenbaren Bruch ſeinem Verſprechen entziehen könnte. Wenigſtens

wenn man ſieht, welchen Gebrauch er ſpäter von den Ausfertigungen machen wollte, die ſein inſtändiges Bitten von Freytag erlangte, und bei denen die Tröſtung ſeiner Nichte als Zweck angegeben war, ſo darf man zweifeln, ob nicht gleich anfangs ſeinen Bitten eine argliſtige Abſicht zum Grunde lag; er mochte fürchten, da man ſchon die Sachen ſo ſtreng nahm, ſo könnten ſich in der nächſten Zeit neue Gründe finden ſie noch ſtrenger zu nehmen, er war ſich gewiß noch vieler Dinge bewußt, welche den Unwillen des Königs verſchärfen konnten, deßhalb wünſchte er, auf die bloße Ankunft der Kiſte ſich als frei betrachten zu dürfen; ja die Verpfändung der beiden Pakete von ſeinen eignen Papieren, — vielleicht grade ſolche, die er leicht verſchmerzen konnte, — hatte vielleicht den Nebenzweck, ſobald es ihm beliebte ſeine Haft als eine nicht durch ſein Wort, ſondern durch ſein Pfand bedingte zu deuten. Das eine dieſer Billette findet ſich in den Akten und lautet in ſehr beeilten Schriftzügen wörtlich:

„J'ai reçu de Monsieur de Voltaire deux paquets d'écritures, cachetés de ses armes, et que je lui rendrai, après avoir reçu la grande malle de Leipzig ou d'Hambourg, où se trouve l'oeuvre des poésies que le roi demande.

Francfort, le 1. juin 1753.

Freytag.
Résident.“

Voltaire ſelbſt aber ſchrieb auf das Rückblatt mit großer ſorgfältiger Schrift: „Promesses de Mr. de Freytag.“

Die widrige Verhandlung und Nachforſchung hatte den ganzen Tag gedauert, und den kränklichen und reizbaren Alten gewiß nicht wenig erſchöpft; doch am Abend

war ſein Gemüth ſchon wieder genugſam beruhigt, um ſowohl ſeiner Nichte den Vorfall mitzutheilen, der ſeine Ankunft in Straßburg auf einige Zeit verzögern werde, als auch andre Briefe von ganz freiem Inhalte zu ſchreiben, in welchen er des eignen Mißgeſchicks nicht erwähnte. Collini verſichert, daß er auch ganz unbefangen, als wenn nichts geſchehen wäre, an den in Gotha von ihm begonnenen Annales de l'Empire fortgearbeitet habe. Dieſe ausgezeichnete Fähigkeit und immerwährende Bereitſchaft, ſich in Fleiß und Forſchung zu vertiefen und in ſchaffender Thätigkeit zu erfriſchen, iſt unſtreitig als ein herrliches Zeugniß der Stärke und Freiheit des Voltaire'ſchen Geiſtes auch hier gebührend anzuerkennen.

Ein paar Tage vergingen in dieſem ruhigen Abwarten ganz friedlich. Allein Voltaire, deſſen Anweſenheit bekannt geworden war, empfing nun viele Beſuche, die ihn zum Theil aufregten; das Gefühl nicht frei zu ſein, erbitterte ihn mit jedem Tage heftiger. Seine Reizbarkeit war auf's Höchſte geſtiegen. Collini erzählt, er ſei Nachmittags mit Voltaire im Garten des Wirthshauſes auf- und abgegangen, als der Buchhändler van Duren ſich habe melden laſſen, der eben eine große Frechheit gegen Voltaire verübt hatte; kaum habe Voltaire den Buchhändler erblickt, ſo ſei er blitzesſchnell auf ihn losgeſtürzt, habe ihm eine Ohrfeige gegeben, und ſich dann entfernt; worauf Collini dem Betroffenen keinen andern Troſt zu geben wußte, als die Bemerkung, daß dieſe Ohrfeige doch von einem großen Manne käme! Voltaire's Stimmung wurde auch bald durch mancherlei Winke und Warnungen erhitzt, die ihn zum Trotz aufforderten, ihm ſein Recht gegen die Gewaltthat des preußiſchen Reſidenten vorſtellten, ihn

sogar noch schlimmere Gewaltsamkeit fürchten ließen. Als der Herzog von Meiningen zufällig in Frankfurt eintraf, wollte Voltaire demselben aufwarten, und war höchst unwillig, als Freytag dies nicht gestattete. Hierüber berichtet dieser, dem inzwischen auch das Schreiben Fredersdorff's vom 29. Mai zugegangen war, in Antwort auf dasselbe unter dem 5. Juni folgendermaßen:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr Geheimder Kämmerier.

Das mit der letzteren Post an Seine Königliche Majestät allerunterthänigst erlassene wird unter Kouvert Ew. Hochwohlgeboren richtig überkommen und vermuthlich eröffnet worden sein. Es ware bei Ankunft des von Voltaire kein ander moyen, als den von Hrn. Schmid vorgeschlagenen Assistenten zu nehmen. Den Offizier, welcher kein Wort französisch spricht, habe sowohl zu meiner Sicherheit, als auch mir bei dem Voltaire Respekt zu machen, damit ich zu keiner publiken Arrestirung schreiten dorfte, mit darzu genommen. Wie ich mir nun ganz wohl einbilden kann, daß Er noch Skripturen genug hinter sich habe, so weiß ich doch kein Mittel ausfindig zu machen, solche zu überkommen, er müßte denn in die Königlichen Lande zurückgeführet werden, welches aber ohne besonderes Requisitionsschreiben nicht geschehen kann. Er fängt schon an, sich gute Freunde zu machen, die ihme vielleicht Hoffnung bei dem Magistrat Assistenz zu erhalten. Er ware, da ich bei Ihme ware, ziemlich insolent; er verlangte in ein ander Quartier zu ziehen; er wollte dem Herzog von Meiningen aufwarten; ich mußte es ihme, doch mit aller

Politesse, abſchlagen; da fuhre Er heraus: „Comment, votre roi me veut arrêter ici, dans une ville impériale? pourquoi ne l'a-t-il pas fait dans ses états? Vous êtes un homme sans miséricorde, vous me donnez la mort, et vous tous serez sûrement dans la disgrace du roi.“ Nachdeme ich ihm ziemlich trucken geantwortet, ſo habe mich retiriret.

Er ſcheinet elend und ſchwach zu ſein; ob Er ſich aber verſtellet, und ob Er vielleicht allezeit wie ein Skelett ausſiehet, kann ich nicht wiſſen.

Wo Er ſeine andern Ballots, die Er in der Welt herum hat, noch hierher kommen laſſen ſollte, ſo wird mir eine oſtenſible Ordre oder auch eine Requiſition an hieſigen Magiſtrat, Ihn in aller Form zu arreſtiren, nöthig ſein.

Das Kreuz und den Schlüſſel werde mit dem Buch einſenden.

Ich halte dieſe Gelegenheit vor einen längſt gewünſchten glücklichen Moment, der mir die Ehre und Gnade verſchafft, mit Ew. Hochwohlgeboren einmal in Korreſpondenz zu kommen, und verſichern zu können, daß ich mit beſonderem Attachement und mit wahrer Hochachtung ſeie ꝛc.“

Von dieſem Tage an nahm Voltaire eine ganz andre Wendung, aller Gleichmuth verließ ihn, er ſah das ihm Widerfahrne nicht mehr als ein verdrießliches Abentheuer an, in das man ſich gutes Muthes fügen müſſe, ſondern als einen unerhörten Mißbrauch der Gewalt, als eine ſchmachvolle Beleidigung, die noch viele andre im Hintergrunde habe; der Triumph ſeines Feindes Maupertuis, der Hohn ſeiner Landsleute, denen er bisher im Glanz

sogar noch schlimmere Gewaltsamkeit fürchten ließen. Als der Herzog von Meiningen zufällig in Frankfurt eintraf, wollte Voltaire demselben aufwarten, und war höchst unwillig, als Freytag dies nicht gestattete. Hierüber berichtet dieser, dem inzwischen auch das Schreiben Fredersdorff's vom 29. Mai zugegangen war, in Antwort auf daſſelbe unter dem 5. Juni folgendermaßen:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr Geheimder Kämmerier.

Das mit der letzteren Post an Seine Königliche Majestät allerunterthänigst erlassene wird unter Kouvert Ew. Hochwohlgeboren richtig überkommen und vermuthlich eröffnet worden sein. Es ware bei Ankunft des von Voltaire kein ander moyen, als den von Hrn. Schmid vorgeschlagenen Assistenten zu nehmen. Den Offizier, welcher kein Wort französisch spricht, habe sowohl zu meiner Sicherheit, als auch mir bei dem Voltaire Respekt zu machen, damit ich zu keiner publiken Arrestirung schreiten dorfte, mit darzu genommen. Wie ich mir nun ganz wohl einbilden kann, daß Er noch Skripturen genug hinter sich habe, so weiß ich doch kein Mittel ausfindig zu machen, solche zu überkommen, er müßte denn in die Königlichen Lande zurückgeführet werden, welches aber ohne besonderes Requisitionsschreiben nicht geschehen kann. Er fängt schon an, sich gute Freunde zu machen, die ihme vielleicht Hoffnung bei dem Magistrat Assistenz zu erhalten. Er ware, da ich bei Ihme ware, ziemlich insolent; er verlangte in ein ander Quartier zu ziehen; er wollte dem Herzog von Meiningen aufwarten; ich mußte es ihme doch mit aller

Politeſſe, abſchlagen; da fuhre Er heraus: „Comment, votre roi me veut arrêter ici, dans une ville impériale? pourquoi ne l'a-t-il pas fait dans ses états? Vous êtes un homme sans miséricorde, vous me donnez la mort, et vous tous serez sûrement dans la disgrace du roi.“ Nachdeme ich ihm ziemlich trucken geantwortet, ſo habe mich retiriret.

Er ſcheinet elend und ſchwach zu ſein; ob Er ſich aber verſtellet, und ob Er vielleicht allezeit wie ein Skelett ausſiehet, kann ich nicht wiſſen.

Wo Er ſeine andern Ballots, die Er in der Welt herum hat, noch hierher kommen laſſen ſollte, ſo wird mir eine oſtenſible Ordre oder auch eine Requiſition an hieſigen Magiſtrat, Ihn in aller Form zu arreſtiren, nöthig ſein.

Das Kreuz und den Schlüſſel werde mit dem Buch einſenden.

Ich halte dieſe Gelegenheit vor einen längſt gewünſchten glücklichen Moment, der mir die Ehre und Gnade verſchafft, mit Ew. Hochwohlgeboren einmal in Korreſpondenz zu kommen, und verſichern zu können, daß ich mit beſonderem Attachement und mit wahrer Hochachtung ſeie ꝛc.“

Von dieſem Tage an nahm Voltaire eine ganz andre Wendung, aller Gleichmuth verließ ihn, er ſah das ihm Widerfahrne nicht mehr als ein verdrießliches Abentheuer an, in das man ſich gutes Muthes fügen müſſe, ſondern als einen unerhörten Mißbrauch der Gewalt, als eine ſchmachvolle Beleidigung, die noch viele andre im Hintergrunde habe; der Triumph ſeines Feindes Maupertuis, der Hohn ſeiner Landsleute, denen er bisher im Glanz

und Schutze des ruhmvollen Königs getrotzt hatte, welcher ihn jetzt in den Staub zu treten schien, die wirklich grausame Verläugnung, welche dieser König gegen ihn ausübte, alles dies erbitterte ihn auf's Aeußerste, und er fühlte sich Muth und Geistesmacht genug, um für seine Freiheit und seine Rache jetzt alle Mittel aufzubieten. Unverzüglich wandte er den ganzen Eifer seines Zorns, die volle Gluth seiner Thätigkeit auf diesen Zweck. Aus der Schlinge, in die er gerathen war, sich herauszuziehen, war nun sein heftigstes Bestreben. Gelang ihm nur, aus Frankfurt wegzukommen, so hatte er gewonnen Spiel; eine günstige Viertelstunde war hiebei entscheidend, war diese erlangt und benutzt, so lachte er nachher die Andern aus. Gleich zuerst hatte er versucht, das Ansehn des Königs selber gegen den Residenten aufzuwenden, Mißverstand und Uebereilung vorauszusetzen, mit dem Zorn und der strengen Ahndung des Königs zu drohen, wenn die Sache zu dessen Kenntniß gekommen sein würde, und allerdings mochte Freytag hiebei sich nicht allzu wohl fühlen und mancher ängstlichen Betrachtung Raum geben; indeß waren die empfangenen Befehle zu entschieden, als daß er sich hätte erlauben dürfen von ihnen abzuweichen, er mußte sie erfüllen, selbst auf die Gefahr, dafür nachher Tadel und Vorwürfe einzuärnten. Da Voltaire durch diesen Versuch, den König gegen Freytag zu gebrauchen, nichts ausrichtete, so mußte er nun den König selbst bekämpfen. Ihm den vermeintlich schon gewissen Sieg zu entreißen, den dienenden Werkzeugen eine Nase zu drehen, sich selbst im Vortheile nicht nur des Rechtes sondern auch des Erfolges darzustellen, das machte er sich zur dringendsten Aufgabe. Allerdings hatte Voltaire hiezu

große Hülfsmittel, seine Bewunderer und Anhänger waren zahllos, er selbst hatte eine Art von Machtansehn, seine Verbindungen reichten überall zu den höchsten Personen; doch verrechnete er sich diesmal in der Bedeutung und Anwendbarkeit der Kräfte, die einem Privatmann gegen politische Macht zustehen. Voltaire fühlte wohl, daß er seine Sache gleich in den höchsten Regionen anknüpfen müsse. Könnte er dem Könige von Preußen mit dem Kaiser Trotz bieten und entrinnen, so war ihm dies unstreitig die süßeste Rache, dem Könige der empfindlichste Streich. Geblendet von dieser Vorstellung ging er rasch an's Werk, und entwarf ein Schreiben an den Kaiser Franz den Ersten, welches wir nach dem Abdruck in Beuchot's trefflicher Ausgabe der Werke Voltaire's hier mittheilen:

„Sire,

C'est moins à l'empereur qu'au plus honnête homme de l'Europe que j'ose recourir dans une circonstance qui l'étonnera peut-être, et qui me fait espérer en secret sa protection.

Sa Sacrée Majesté me permettra d'abord de lui faire voir comment le roi de Prusse me fit quitter ma patrie, ma famille, mes emplois, dans un âge avancé. La copie ci-jointe, (de la lettre du roi de Prusse, du 23 août 1750) que je prends la liberté de confier à la honté compatissante de Sa Sacrée Majesté, l'en instruira.

Après la lecture de cette lettre du roi de Prusse, on pourrait être étonné de ce qui vient de se passer secrètement dans Francfort.

J'arrive à peine dans cette ville, le 1er juin, que le sieur Freytag, résident de Brandebourg, vient dans ma chambre, escorté d'un officier prussien, et d'un avocat, qui est du sénat, nommé Rücker. Il me demande un livre imprimé, contenant les poésies du roi son maître, en vers français.

C'est un livre où j'avais quelques droits, et que le roi de Prusse m'avait donné, quand il fit les présents de ses ouvrages.

J'ai dit au résident de Brandebourg que je suis prêt de remettre au roi son maître les faveurs dont il m'a honoré, mais que ce volume est peut-être encore à Hambourg, dans une caisse de livres prête à être embarquée; que je vais aux bains de Plombières, presque mourant, et que je le prie de me laisser la vie en me laissant continuer ma route.

Il me répond qu'il va faire mettre une garde à ma porte; il me force à signer un écrit par lequel je promets de ne point sortir jusqu'à ce que les poésies du roi son maître soient revenues; et il me donne un billet de sa main conçu en ces termes:

„Aussitôt le grand ballot que vous dites d'être à Leipsick ou à Hambourg sera arrivé, et que vous aurez rendu l'oeuvre de poëshie à moi, que le roi redemande, vous pourrez partir où bon vous semblera."

J'écris sur-le-champ à Hambourg pour faire revenir l'oeuvre de poëshie pour le quel je me trouve prisonnier dans une ville impériale, sans aucune formalité, sans le moindre ordre du magistrat, sans la moindre apparence de justice. Je n'importunerais pas Sa Sacrée Majesté s'il ne s'agissait que de rester

prisonnier jusqu'à ce que l'oeuvre de poëshie; que M. Freytag redemande, fût arrivé à Francfort, mais on me fait craindre que M. Freytag n'ait des desseins plus violents, en croyant faire sa cour à son maître, d'autant plus que toute cette avanture reste encore dans le plus profond secret.

Je suis très loin de soupçonner un grand roi de se porter, pour un pareil sujet, à des extrémités que son rang et sa dignité désavoueraient, aussi bien que sa justice, contre un vieillard moribond qui lui avait tout sacrifié, qui ne lui a jamais manqué, qui n'est point son sujet, qui n'est plus son chambellan, et qui est libre. Je me croirais criminel de le respecter assez peu pour craindre de lui une action odieuse. Mais il n'ést que trop vraisemblable que son résident se portera à des violences funestes, dans l'ignorance où il est des sentiments nobles et généreux de son maître.

C'est dans ce cruel état qu'un malade mourant se jette aux pieds de Votre Sacrée Majesté, pour la conjurer de daigner ordonner, avec la bonté et le secret qu'une telle situation me force d'implorer, qu'on ne fasse rien contre les lois, à mon égard, dans sa ville impériale de Francfort.

Elle peut ordonner à son ministre dans cette ville de me prendre sous sa protection; elle peut me faire recommander à quelque magistrat attaché à son auguste personne.

Sa Sacrée Majesté a mille moyens de protéger les lois de l'Empire et de Francfort; et je ne pense pas que nous vivions dans un temps si malheureux que M. Freytag puisse impunément se rendre maître de

la personne et de la vie d'un étranger, dans la ville où Sa Sacrée Majesté a été couronnée.

Je voudrais, avant ma mort, pouvoir être assez heureux pour me mettre un moment à ses pieds. Son Altesse Royale madame la duchesse de Lorraine, sa mère, m'honorait de ses bontés. Peut-être d'ailleurs Sa Sacrée Majesté pousserait l'indulgence jusqu'a n'être pas mécontente, si j'avais l'honneur de me présenter devant elle, et de lui parler.

Je supplie Sa Majesté Impériale de me pardonner la liberté que je prends de lui écrire, et, surtout, de la fatiguer d'une si longue lettre; mais sa bonté et sa justice sont mon excuse.

Je la supplie aussi de faire grace à mon ignorance, si j'ai manqué à quelque devoir dans cette lettre, qui n'est qu'une requête secrète et soumise. Elle m'a déjà daigné donner une marque de ses bontés, et j'en espère une de sa justice. Je suis avec le plus profond respect etc. Voltaire, gentilhomme ordinaire de Sa Majesté très-chrétienne.

à Francfort, le 5. juin."

Um dieſes Schreiben an ſeine Beſtimmung gelangen zu laſſen, wandte er ſich an einen hohen Staatsmann, mit welchem er in günſtigſtem Verhältniſſe zu ſtehen ſich ſchmeicheln durfte, und der ihm vollkommen geeignet ſchien, ſein Anliegen bei dem Kaiſer zu vermitteln. Der Name iſt ungenannt geblieben, allein es wird vermuthet, daß der Graf Friedrich von Stadion gemeint ſei, Wirklicher Geheimer Rath des Kaiſers und Großhofmeiſter und Staatsminiſter des Kurfürſten von Mainz. Voltaire ſandte ihm die Bittſchrift an den Kaiſer mit nach-

ſtehendem Begleitbriefe, den wir ebenfalls aus Beuchot entlehnen:

„A qui puis-je mieux m'adresser qu'à Votre Excellence? Elle m'a comblé de ses bontés, elle m'a procuré des marques de la bienveillance de Leurs Majestés Impériales, et je regarde aujourd'hui comme un de mes devoirs de n'implorer que sa protection. Je suis sûr du secret avec Votre Excellence; elle verra de quelle nature est l'affaire dont il s'agit par la lettre à cachet volant que je prends la liberté de mettre aux pieds de Sa Sacrée Majesté l'empereur. Elle verra que ce qui se passe à Francfort est d'un genre bien nouveau; elle sentira assez quel est mon danger de recourir à Sa Sacrée Majesté, dans des conjonctures où tout est à craindre, avant qu'un étranger, qui ne connait personne dans Francfort, puisse se soustraire à la violence.

J'espère que ma lettre et les ordres de Sa Majesté Impériale pourront arriver à temps. Mais si vous avez la bonté, Monsieur, de me protéger dans cette circonstance étonnante, je vous supplie que tout cela soit dans le plus grand secret. Celui que mon persécuteur, le sieur Freytag, ministre du roi de Prusse, garde soigneusement, prouve assez son tort et ses mauvais desseins. Je ne puis me défendre qu'avec le secours d'un ordre aussi secret adressé à Francfort à quelque magistrat attaché à Sa Majesté Impériale; c'est ce que j'attends de l'équité et de la compassion de Votre Excellence.

Mon hôte, chez qui je suis en prison par un attentat inouï, m'a dit aujourd'hui que le ministre du

roi de Prusse; le sieur Freytag, est en horreur à toute la ville, mais qu'on n'ose lui résister.

Votre Excellence est bien persuadée que je ne demande pas que Sa Majesté Impériale se compromette: je demande simplement qu'un magistrat à qui je serai recommandé, empêche qu'il ne se fasse rien contre les lois.

Je supplie Votre Excellence de vouloir bien m'adresser sa réponse par quelque homme affidé; sinon je la prie de daigner m'écrire par la poste, d'une manière générale. Elle peut assurer l'empereur, ou Sa Sacrée Majesté l'impératrice, que, si je pouvais avoir l'honneur de leur parler, je leur dirai des choses qui les concernent; mais il serait fort difficile que j'allasse à Vienne incognito; et ce voyage ne pourrait se faire qu'en cas qu'il fût inconnu à tout le monde. J'appartiens au roi de France, je suis très incapable de dire jamais un seul mot qui puisse déplaire au roi mon maître, ni de faire aucune démarche qu'il pût désapprouver. Mais, ayant la permission de voyager, je puis aller partout sans avoir de reproches à me faire; et peut-être mon voyage ne serait pas absolument inutile. Je pourrais donner des marques de ma respectueuse reconnaissance à Leurs Majestés Impériales, sans blesser aucun de mes devoirs. Et si, dans quelque temps, quand ma santé sera raffermie, on voulait seulement m'indiquer une maison à Vienne où je pusse être inconnu quelques jours, je ne balancerais pas. J'attends vos ordres, Monsieur, et vos bontés.

Je suis avec la reconnaissance la plus respec-

meuse, etc. Voltaire, gentilhomme ordinaire de la chambre du roi très-chrétien.

à Francfort-sur-le-Mein, au Lion d'Or, le 5 juin."

Wir wollen uns bei den sichtlichen Täuschungen, der falschen Beurtheilung aller Verhältnisse, den thörichten Hoffnungen, welche diesen beiden Schreiben zum Grunde liegen, nicht weiter aufhalten; doch so klug war Voltaire auch in seiner Verblendung, nicht ein offenbares Auftreten des Kaiserlichen Ansehns für seine Sache zu erwarten, sondern nur die Vergünstigung zu erbitten, daß im Stillen die Wirksamkeit jenes Ansehns für ihn gebraucht, der Magistrat von Frankfurt durch andringliches Vorhalten des Kaiserlichen Namens eingeschüchtert und zu dem Beschlusse bewogen würde, dem preußischen Residenten fernere Machthülfe zu versagen, Voltaire's Abreise zu beschützen, oder auch als Flucht heimlich geschehen zu lassen; daß sein Schreiben erst nach Wien gehen, dort Entschließungen hervorrufen und diese dann in Frankfurt zur Anwendung kommen sollten, war schwerlich seine Meinung; so große Frist, als hiezu erforderlich war, wollte er seiner jetzigen Haft wohl nicht voraussetzen; die Wirkung seines Anrufs an den Kaiser sollte in der Nähe Statt finden, sollte den hohen Gönner, und allenfalls den Kurfürsten von Mainz, veranlassen, in Frankfurt unter der Hand aufmerksam zu machen, daß das Reichsoberhaupt die bewiesene Gefälligkeit für Preußen mißbilligen dürfte. Beide Schreiben machen übrigens der Besonnenheit und richtigen Erwägung des Abfassers wenig Ehre, und sie konnten unmöglich einen guten Eindruck hervorbringen. Die bittende Schmeichelei wird durch ihre Aufdringlichkeit widrig, und verräth sogleich, daß sie nur

dem augenblicklichen Zwecke dienen soll. Das Hindeuten auf Mittheilungen, welche Voltaire dem Kaiserlichen Hofe zu machen im Stande wäre, und welche nur als ein Verrath an dem Könige, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, gemeint sein können, ist die größte Selbstvergessenheit, in welche sich Voltaire je hat sinken lassen; der Kaiserliche Hof selber mußte dies Anerbieten verächtlich finden, und begehrte die Staatsgeheimnisse Preußens wohl nicht durch Voltaire zu erfahren! Die Darlegung der Vorgänge selbst hat einiges Ungenaue, das wir aber dem verzweifelten Gefangenen, der sein eigner Sachwalter sein muß, verzeihen können. Die beharrliche Wiederholung der lächerlichen Schreibart poëshie, die er dem Residenten Freytag aufmutzt, wäre wenigstens unschicklich, aber sie ist wohl noch schlimmeres! Fast überall, wo Voltaire dieser Vorgänge gedenkt, ist er beflissen, diese Lächerlichkeit mit anzubringen, die als unauslöschlicher Fleck dem armen Freytag ewig zu Spott und Verachtung anhaften soll. Die Sache ist höchst unbedeutend, besonders in Betracht jener Zeit, in welcher die besten Schriftsteller selten fehlerfrei schrieben; auch Voltaire selbst machte dergleichen Schnitzer, und seine Nichte Mad. Denis läßt es daran nicht fehlen, sie waren einem preußischen Beamten wenigstens nicht höher anzurechnen. Was aber unsern Fall besonders merkwürdig macht, ist der Umstand, daß der gerügte Fehler in Freytag's Handschriften sich gar nicht findet, sondern von Voltaire ihm geradezu angedichtet ist! Freytag schreibt in den zahlreichen Fällen, wo er das Wort gebraucht, immer poesie oder poesies, und nicht ein einzigesmal poëshie. Eben so wenig kommt die Entstellung von monsieur in monsir, welche Voltaire

gleicherweise dem Gegner beiher andichtet, in dessen Handschrift vor. Ueberhaupt erscheint derselbe des Französischen kundig genug, um als Geschäftsmann völlig damit auszureichen, und wenn ihm auch in seinem schweren Kanzleideutsch behaglicher ist, so verschmäht er doch sogar in diesem nicht eine Berufung auf Molière, was mehr ist als man verlangen durfte!

Wie sehr Voltaire's Eifer und Blindheit mit jedem Tage stiegen, sehen wir aus einem zweiten von Beuchot mitgetheilten Schreiben an den hohen Staatsmann, dem er diesmal zumuthete, gradezu ein Falsum für ihn zu verüben oder verüben zu lassen, ihm einen falschen Titel und mit diesem den Schein einer Eigenschaft beizulegen, die er nicht besaß, und nie besitzen konnte. Dieser Anschlag war so unwürdig, als verzweifelt und thöricht, und wäre sogleich als eine schlechte List erkannt worden. Die Rathgeber, denen er hierin folgte, dienten ihm schlecht, und erhitzten ihn mit grundlosen Vorstellungen. Auf diese Weise konnte er nichts gewinnen, im Gegentheil mußte er den Personen selbst, an die er sich wandte, nur gering und widrig erscheinen. Der Brief lautet folgendermaßen:

„Monsieur,

Ce matin, le résident de Mayence m'est venu avertir que la plus grande violence était à craindre, et qu'il n'y a qu'un seul moyen de la prévenir; c'est de paraître appartenir à Sa Sacrée Majesté Impériale. Ce moyen serait efficace, et ne compromettrait personne; il ne s'agirait que d'avoir la bonté de m'écrire une lettre par laquelle il fût dit que j'appartiens à Sa Majesté; et que le dessus de la lettre portât

le titre qui serait ma sauvegarde. Par exemple, à M. de . . . chambellan de Sa Sacrée Majesté; et on me manderait dans le corps de la lettre que je dois aller à Vienne sitôt que ma santé le permettra.

Votre Excellence peut être persuadée que si on avait la bonté de m'écrire une telle lettre, je n'en abuserais pas, et que je ne la montrerais qu'à la dernière extrémité.

Je n'ose prendre la liberté de demander cette grace; mais si la compassion de Votre Excellence, si celle de Leurs Majestés Impériales daignait condescendre à cet expédient, ce serait le seul moyen de prévenir un coup bien cruel. Ce serait me mettre en état de marquer ma sincère reconnaissance, et encore une fois, on ne serait pas mécontent de m'entendre.

Mais, Monsieur, s'il y a le moindre inconvénient aux partis que je propose avec la plus profonde soumission, et avec toute la défiance que je dois avoir de mes idées, s'il n'y a pas moyen de prévenir la violence, je suis sûr au moins que Votre Excellence me gardera un secret dont dépend ma vie; je suis sûr que Leurs Sacrées Majestés ne me perdront pas si elles ne sont pas dans le cas de me protéger.

En un mot, Monsieur, j'ai une confiance entière dans l'humanité et dans les vertus de Votre Excellence, et, quelque chose qui arrive, je serai toute ma vie, avec le plus profond respect, Monsieur, de Votre Excellence le très humble et très-obéissant serviteur Voltaire.

à Francfort, au Lion d'Or, 7 juin 1753."

Während Voltaire mit der erdichteten Eigenschaft eines Kaiserlichen Kammerherrn etwas auszurichten hoffte, ließ er auch seine wirkliche Eigenschaft als Kammerjunker des Königs von Frankreich, wie wir gesehen, nicht ungenutzt. Allein er fühlte wohl, daß er mit der Berufung auf seine Heimathverhältnisse sehr vorsichtig zu sein Ursache hatte. Der König war ihm abgeneigt, die Hauptstadt ihm verboten, durch sein Verhältniß in Preußen sein Anspruch auf das Vaterland zweifelhaft geworden. Er konnte gegen Freytag und bei der Stadt Frankfurt wohl darauf pochen, ein Franzose zu sein, wußte aber sehr gut, daß die französische Regierung nicht den geringsten Schritt für ihn thun würde. Indeß durfte er hoffen, durch seine zahlreichen Freunde und Gönner in Frankreich doch große Wirkungen hervorzubringen, und er unterließ gewiß nichts, was den Eifer der Seinen befeuern, die Meinung zu seinem Vortheil stimmen, die Gegner schrecken und hemmen konnte. Mad. Denis, welche von Paris zu seinem Empfange nach Straßburg gekommen war und ihn dort erwartete, war die Mittelsperson dieses Betriebes, und that ihrerseits alles Mögliche, denselben zu verstärken. Von den Briefen, welche Voltaire in dieser Zeit an seine näheren Freunde muß geschrieben haben, ist bei Beuchot nur einer an den Grafen d'Argental aufbewahrt, und er lautet wie folgt:

„Ma nièce me mande de Strasbourg que j'ai fait un beau quipropro; pardonnez, mon cher ange. Vous avez dû être un peu étonné des nouvelles dont vous aurez deviné la moitié en lisant l'autre. Je ne doute pas que ma nièce ne vous ait mis au fait, et ne vous ait renvoyé la lettre qui était pour vous.

Vous verrez ci-joint un petit échantillon des calculs de Maupertuis. Est-ce là sa moindre action?

Il n'est pas moins surprenant que, pour se faire rendre un livre qu'on a donné, on arrête, à deux cents lieues, un homme mourant qui va aux eaux. Tout cela est singulier. Maupertuis est un plaisant philosophe.

Mon cher ange, il faut savoir souffrir; l'homme est né en partie pour cela. Je ne crois pas que toute cette belle avanture soit bien publique; il y a des gens qu'elle couvre de honte; elle n'en fera pas à ma mémoire.

Adieu, mon cher ange; adieu, tous les anges. La poste presse. Et le pauvre petit abbé, où diable fait-il pénitence de sa passion effrénée pour le bien public? Portez-vous bien.

à Francfort-sur-le-Mein, sous l'enveloppe de M. James de Lacour; ou, si vous voulez, à moi chétif, au Lion d'Or."

Mad. Denis, als sie den unfreiwilligen Aufenthalt ihres Onkels in Frankfurt sich verlängern sah, wollte ihm wenigstens mit Trost und Pflege zur Seite stehen, und traf am 9. Juni in Frankfurt ein, wo sie in demselben Gasthof, wo Voltaire seine Gefangenschaft abwartete, ihre Wohnung nahm. Diese Nichte, welche ein böses Weib zu nennen uns Voltaire selbst das Recht giebt, war die Wittwe eines französischen Offiziers, welche bei dem Mangel eignen Vermögens auf die große Erbschaft ihres Onkels hoffte, und sich demselben aus diesem Grunde anschloß, übrigens aber wenig Liebe zu ihm hatte, im Gegentheil ihn durch Härte und Selbstsucht kränkte. Der

in ſolch nahen Verhältniſſen überaus liebenswürdige Greis kannte die Nichte recht gut, wie ein rührender Klagebrief uns klar genug beweiſt, aber mit Willen drückte er die Augen zu, und ſuchte die Nichte nur immer zu begütigen, auch ſie vor der Welt ſtets im günſtigſten Licht erſcheinen zu laſſen. Den König von Preußen haßte ſie, weil er ſeine Bewunderung und Liebe für Voltaire nie auf die ihm wenig zuſagende Nichte hatte überſtrömen laſſen; ſie hatte nie aufgehört, ſo lange Voltaire in Preußen war, ſein Mißtrauen gegen den König zu erregen, ſeine Unzufriedenheit zu nähren. Der Frankfurter Vorgang ſchien ihren Vorherſagungen volles Recht zu geben, und ihre Empörung ſtimmte leidenſchaftlich in die des Onkels ein, deſſen Thätigkeit ſie nun aus allen Kräften unterſtützte. Nun hatte Voltaire den Vortheil, eine Frauenhand ſchreiben zu laſſen, die er leiten konnte, ohne daß ſie ihn verantwortlich machte, und gleich in den nächſten Tagen liefen neue Bitten, Anforderungen und Beſchwerden nach allen Richtungen aus. Wir finden bei Beuchot den Schluß eines Briefes vom 11. April, den Voltaire ſeiner Nichte an den Grafen d'Argenſon diktirt zu haben ſcheint: „Voilà — heißt es darin — la cruelle situation où je me trouve. Je n'ai pas la force de vous écrire de ma main. Je vous conjure de lire la lettre du roi de Prusse, ci-jointe. Quelque connaissance que vous ayez du coeur humain, vous serez peut-être surpris. Mais vous le serez peut-être encore davantage des choses que j'aurai à vous dire à mon retour.“ Der hier erwähnte Brief des Königs iſt wieder derſelbe, den auch der Kaiſer leſen ſollte, nämlich der Einladungsbrief nach Sansſouci, aus dem ſich Voltaire eine Waffe

machte, und den er in Abschriften möglichst vervielfältigte.

An dem genannten Tage schrieb Mad. Denis auch an den preußischen Gesandten in Paris, Lord Marischal, der schon früher, auf eigne Hand oder im Auftrag, mit Mad. Denis über des Königs handschriftliche Papiere, welche derselbe nicht in jetzt unvertrauten Händen lassen wollte, verhandelt und deren Ablieferung empfohlen hatte. Nachstehender Brief von ihm an Mad. Denis, aus Paris vom 1. Juni, scheint erst in Frankfurt an sie gelangt zu sein. Lord Marischal schrieb:

„J'espère, Madame, que vous aurez vu votre oncle pour votre satisfaction et son profit. Votre bon sens et douceur le calmeront et le remettront, je me flatte, à la raison. N'oubliez pas surtout le contrat. J'ai répondu au roi mon maître de votre honnêteté, je ne m'en repents pas, mais je suis embarrassé du retardement. et si je ne l'ai pas bientôt, je ne saurais que dire. Il y a aussi certains écrits ou poésies qu'il me faut, je compte sur votre bon esprit, et permettez moi de vous représenter encore que votre oncle, s'il se conduit sagement, non seulement évitera le blame de tout le monde, mais qu'en homme sensé il le doit par intérêt, les rois ont les bras longs.

" Voyons les pays (et ceci sans vous offenser) où M. de Voltaire ne s'est pas fait quelque affaire ou beaucoup d'ennemis. Tout pays d'inquisition lui doit être suspect; il y entrerait tôt ou tard. Les Musulmans doivent être aussi peu contents de son Mahomet que l'ont été les bons chrétiens. Il est trop vieux pour aller à la Chine et devenir mandarin, en

un mot s'il est sage, il n'y a que la France qui lui convienne. Il y a des amis, vous l'aurez avec vous pour le reste de ses jours, ne permettez pas qu'il s'exclue de la douceur d'y revenir, et vous sentez bien, s'il lâchait des discours ou des épigrammes offensantes envers le roi mon maître, un mot qu'il m'ordonnerait de dire à la cour de France suffirait pour empêcher M. de Voltaire de revenir, et il s'en repentirait quand il serait trop tard. Genus irritabile vatum, votre oncle ne dément pas le proverbe; modérez-le, ce n'est pas assez de lui faire entendre raison, forcez-le de la suivre. Horace, me semble, dit quelque part que les vieillards sont babillards, sur son autorité je vais vous faire un conte. Quand la discorde se mit parmi les Espagnols conquérants du Pérou, il y avait à Cusco une dame (je voudrais que ce fut plutôt un poète pour mon histoire) qui se déchainait contre Pizarro. Un certain Caravajal, partisan de Pizarro et ami de la dame, vint lui conseiller de se modérer dans ses discours, elle se déchaina encore plus; Caravajal, après avoir taché inutilement de l'appaiser, lui dit: „Comadre, vio que para hazer callar una muger es menester apretar la garganta" (ma commère, je vois que pour faire taire une femme il faut lui serrer le gosier) et il la fit dans le même moment pendre au balcon. Le roi mon maître n'a jamais fait de mechancetés, je défie ses ennemis d'en dire une seule; mais si quelque grand et fort Prussien, offensé des discours de votre oncle lui donnait un coup de poing sur la tête, il l'écraserait. Je me flatte

que quand vous aurez pensé à ce que je vous écris, vous serez convaincue que le meilleur ami de votre oncle lui conseillerait comme je fais, et que c'est par vraie amitié et sincère attachement pour vous que je vous parle si franchement; je voudrais vous servir, je voudrais adoucir le roi. Empêchez votre oncle de faire des folies, il les fait aussi bien que des vers, et qu'il ne détruise pas ce que je pourrais faire pour vous à qui je suis fidèlement dévoué. Bon soir; ne montrez pas ma lettre à votre oncle, brûlez-la, mais dites lui en bien la substance comme de vous même! —"

Mad. Denis antwortete hierauf:

„J'ai à peine la force de vous écrire, Milord; j'arrive ici très-malade, et j'y trouve mon oncle mourant et en prison dans une auberge abominable. Il est affligé de la colère d'un prince qu'il a adoré et qu'il voudrait aimer encor; mais son innocence lui donne un courage dont je suis étonnée moi-même au milieu de tous les maux qui l'environnent. Il est très-vrai qu'il n'a point le contrat dont il est question, il est très-vrai qu'il a crû me l'avoir envoyé et que peut-être il me l'a envoyé en effet, il se peut faire qu'il se soit perdu dans une lettre qui ne me sera point parvenue comme bien d'autres; peutêtre aussi sera-t-il dans cette caisse qui est en chemin pour revenir, ou dans ses papiers à Paris. Pour obvier à tous ces inconvéniens, n'ayant pas la force d'écrire, il vient de dicter à un homme sûr, un écrit qui non seulement le justifie, mais annule à jamais ce contrat, et qui doit assurément désarmer Sa Majesté. Je crois, Milord,

que vous serez content, d'autant que si jamais ce contrat se retrouve notre premier soin sera de le rendre, malgré l'écrit que nous vous envoyons.

Je suis si malade, et mon oncle me donne pour sa vie des inquiétudes si réelles, qu'il ne me reste que la force de vous demander pour lui et pour moi votre amitié. Ne doutez jamais des sentiments de reconnaissance et d'attachement avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 11 juin.

Mignot Denis."

Die uns vorliegende Urschrift ist von Voltaire's Hand an ein paar Stellen nachgebessert, und daher ganz als in seinem Sinne verfaßt anzunehmen.

Das wichtigste Schreiben aber, welches Mad. Denis an demselben 11. Juni absandte, war an den König selbst gerichtet, und ohne Zweifel von Voltaire eingegeben. Dies war der richtige und einzige Weg; hätte Voltaire seinen Stolz überwinden können, und gleich den ersten Tag an den König geschrieben, wie viele grausame Qualen hätte er sich erspart! Seine Handschrift würde den alten Zauber geübt, das Mißtrauen des Königs beruhigt, eine milde Freundlichkeit wieder hergestellt haben. Denn selbst jetzt, da er sich trotzig verhielt, wollte der König ihn keineswegs hart behandeln, noch weniger ihn einige Schmach empfinden lassen, wie die späteren Erlasse darthun. Die Ungeduld Voltaire's, welche freilich durch des Königs mittlerweile eingetretene Reise nach Preußen, durch die Langsamkeit der Posten und Nachrichten, auf eine harte Probe gestellt wurde, verdarb alles, und

entfernte durch klägliche Verwirrung den schon nahen guten Ausgang. Wir geben den Brief der Mad. Denis getreu nach ihrer eigenhändigen Schrift:

„Sire,

Je n'aurais jamais osé prendre la liberté d'écrire à Votre Majesté sans la situation cruelle où je suis. Mais à qui puis-je avoir recours si non à un monarque qui met la gloire à être juste et à ne point faire de malheureux.

J'arrive ici pour conduire mon oncle aux eaux de Plombières. Je le trouve mourant, et pour comble de maux il est arrêté par les ordres de Votre Majesté dans une auberge sans pouvoir respirer l'air. Daignez avoir compassion, Sire, de son âge, de son danger, de mes larmes, de celles de sa famille, et de ses amis. Nous nous jettons tous à vos pieds, pour vous en supplier.

Mon oncle a sans doute eu des torts bien grands, puisque Votre Majesté, à laquelle il a toujours été attaché avec tant d'enthousiasme, le traite avec tant de dûreté. Mais, Sire, daignez-vous souvenir de quinze ans de bontés, dont vous l'avez honoré; et qui l'ont enfin arraché des bras de sa famille à qui il a toujours servi de père.

Votre Majesté lui redemande votre livre imprimé de poésie dont elle l'avait gratifié; Sire, il est assurément prêt de le rendre, il me l'a juré. Il ne l'emportait qu'avec votre permission, il le fait revenir avec ses papiers dans une caisse à l'adresse de votre ministre; il a demandé lui-même qu'on visite tout, qu'on prenne tout ce qui peut concerner Votre Majesté.

Tant de bonne foi la désarmera sans doute. Vos lettres sont des bienfaits, notre famille rendra tout ce que nous trouverons à Paris.

Votre Majesté m'a fait redemander par son ministre le contrat d'engagement. Je lui jure que nous le rendrons dès qu'il sera retrouvé. Mon oncle croit qu'il est à Paris, peutêtre est-il dans la caisse de Hambourg. Mais pour satisfaire Votre Majesté plus promptement, mon oncle vient de dicter un écrit (car il n'est pas en état d'écrire) que nous avons signé tous deux; il vient d'être envoyé à milord Maréchal qui doit en rendre compte à Votre Majesté. Sire, ayez pitié de mon état et de ma douleur. Je n'ai de consolation que dans vos promesses sacrées et dans ces paroles si dignes de vous: Je serais au désespoir d'être cause du malheur de mon ennemi, comment pourrais-je l'être du malheur de mon ami. Ces mots, Sire, tracés de votre main, qui a écrit tant de belles choses, font ma plus chère espérance. Rendez à mon oncle une vie qu'il vous avait dévouée, et dont vous rendez la fin si infortunée; et soutenez la mienne; je la passerai comme lui à vous bénir.

Je suis avec un très-profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et très-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Mein, ce 11 juin.

Denis."

Inzwiſchen war der Hofrath Schmid von Emden zurückgekehrt und als Freytag's Beiſtand wieder in Thätigkeit getreten. Mehrere Tage vergingen in geſpanntem Abwarten, das für Freytag und Schmid kaum weniger

als für Voltaire und Mad. Denis peinlich war. Beide Theile beobachteten ein höfliches Benehmen, und Voltaire, den einige Verstellung wenig kostete, verschwendete sogar schmeichlerische Artigkeiten. Als er vom Postwagen ein Paket empfangen hatte, und Schmid bescheiden anfragte, ob darin vielleicht etwas enthalten sei, was auf ihr Geschäft Bezug habe, schrieb er zur Antwort auf einen bei den Akten vorfindlichen Zettel mit eigner Hand: „Ce ballot est un paquet de mes oeuvres, que je voulais faire corriger et relier pour en faire un présent à M. Schmid et M. de Freytag.“ (Voltaire schrieb anstatt Schmid immer Smith, welches ihm vom Englischen her geläufig war.) Mit dieser Angabe narrte er gewiß beide nur, und dachte ihnen eher ganz andre Geschenke zu; daß es aber klein ist und sich selbst wegwerfen heißt, solche Heuchelei zu treiben, fühlte er nicht. Endlich traf am 18. Juni frühmorgens bei Freytag die von Leipzig her verschriebene Kiste richtig ein; sie war zur Fracht ungewöhnlich schnell befördert worden, und kam im gegebenen Augenblicke sogar ungelegen, denn die Antwort auf den letzten Bericht Freytag's war aus Potsdam noch nicht eingetroffen. Da Voltaire die Ankunft sogleich erfuhr, und die Eröffnung mit Ungestüm begehren ließ, um das Buch herauszunehmen und abzuliefern, dann aber in Freiheit seiner Straße zu ziehen, so wußte Freytag nur durch allerlei Ausflüchte ihn bis gegen 11 Uhr hinzuhalten, als um welche Zeit die erwartete Briefpost ankam, und richtig ein Schreiben von Fredersdorff mitbrachte. Aber wie groß war Freytag's Schreck, als er anstatt der gehofften Entscheidung nur neues Hinhalten darin fand! Fredersdorff schrieb nämlich:

„Ew. Hochwohlgeboren geehrtestes vom 5. dieses ist gleich dem vorhergehenden an Seine Königliche Majestät richtig eingelanget und sofort besorget worden. Da aber Allerhöchstdieselben noch nicht de retour, wohl aber in einigen Tagen hier erwartet werden: so werden Ew. Hochwohlgeboren die anderweitigen Ordres Seiner Majestät erst mit künftiger Post zu erwarten haben. Indessen haben Sie sich an alles das, was die Ungeduld des Hrn. Voltaire Ihnen sagen kann, nichts zu kehren, sondern den erhaltenen höchsten Ordres gemäß, so zu kontinuiren wie Sie angefangen haben.

Uebrigens bin Ew. Hochwohlgeboren für die geneigte Gesinnung, die Sie mir mit so vieler Politesse zu bezeugen belieben, ergebenst verbunden, unter der Versicherung, daß mir jederzeit ein wahres Vergnügen machen werde, bei allen Vorfallenheiten zu zeigen, wie ich in der That sei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster Diener Fredersdorff.

Berlin, den 11. Juni 1753."

Die nächste Post, auf welche Freytag vertröstet wurde, kam erst nach dreien Tagen an, und ihm schien nicht möglich, die Ungeduld Voltaire's bis dahin zu beschwichtigen; auch war dieser mit seinem Begehren im vollen Rechte, und es fehlte jeder Vorwand, ihm dasselbe zu versagen. Schmid fühlte dies lebhaft, und da er den Muth hatte zu handeln, so war er dafür, die Kiste zu öffnen; Freytag hingegen, dem die Angst, allerhöchsten Ortes getadelt zu werden, den Muth gab lieber nichts zu thun, widersetzte sich diesem Ansinnen, und versuchte durch ein freundliches Billet Voltaire'n zu besänftigen. Er schrieb:

„Monsieur.

Par un ordre précis que je viens de recevoir à ce moment, j'ai l'honneur de vous dire, Monsieur, que l'intention du roi est, que tout reste dans l'état où est l'affaire aprésent; sans fouiller et sans depaqueter le ballot en question, sans renvoyer la croix et la clef, et sans innover la moindre chose, jusqu'à la première poste qui arrivera jeudi qui vient. J'espère que les ordres de cette nature sont les suites de mon rapport du 5 de ce mois, dans lequel je ne pouvais pas assez louer et admirer votre résignation dans la volonté du roi, votre obéissance de rester dans la maison où vous êtes, malgré votre infirmité, — et vos contestations sincères de votre fidélité envers Sa Majesté. Si je mérite avec tout cela, Monsieur, votre amitié et votre bienveillance, je serai charmé de me pouvoir nommer votre très-humble etc.“

Diese Angaben waren freilich aus der Luft gegriffen, und die falsche Vorspiegelung, daß auch die Zurückfendung des Ordens und Schlüssels noch anstehen sollte, konnte nur den arglistigen Zweck haben, die Eitelkeit Voltaire's trügerisch aufzuregen.

Doch mehr als die Eitelkeit, wurde das Mißtrauen Voltaire's durch dieses Billet und das ganze Verfahren aufgeregt. Warum waren die Befehle des Königs nur angekündigt, weßhalb nicht sogleich ausgefertigt? Wozu bedurfte es der Zwischenzeit? Was sollte während der neuen Frist zu Stande kommen? Diese Fragen konnte Voltaire sehr natürlich aufwerfen, und die Unmöglichkeit, sie genügend zu beantworten, mußte ihn beunruhigen, und neue Verwicklungen fürchten lassen. Seine Reizbar-

keit brach in heftigen Unwillen aus, er verweigerte entschieden, sich noch ferner als gebunden anzusehen, wobei er auch seinerseits mit dreister Unredlichkeit sich auf die beiden Zettel berief, welche Freytag ihm auf sein inständiges Bitten, doch gewiß nicht in solchem Sinne, gegeben hatte. Zwar willigte er, als er sich bedroht glaubte, nochmals ein, die nächste Post ruhig in seiner Wohnung abzuwarten, allein er machte neue Versuche auszugehen, und fertigte einen Boten Freytag's mit ungestümer Heftigkeit ab, so daß letzterer sich veranlaßt sah, Voltaire'n an seine Verpflichtung ernstlich zu erinnern, und auch an Mad. Denis warnende Worte zu richten. Als Entgegnung hierauf liegen uns ein paar eigenhändige Blätter vor, in denen sowohl Voltaire als Mad. Denis sich in aller Artigkeit äußern, und den guten Willen Freytag's ansprechen. Voltaire schrieb an ihn:

„Monsieur, j'ai demeuré constamment dans ma chambre jusqu'au jour où vous avez eu la malle entre vos mains. Je suis sorti ce matin suivant votre permission, j'ai été chez Mr. Smith comptant que nous irions ensemble chez vous, et ne sachant pas que c'était grand jour de poste. Je me suis trouvé mal chez Mr. Smith, je viendrai recevoir vos ordres, à l'heure que vous voudrez, ou je les attendrai chez moi, comptant entièrement sur les bontés dont vous m'avez donné des assurances et étant parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéiss. serviteur Voltaire."

Von Mad. Denis findet sich ein ausführlicher Brief vom 18. Juni, offenbar zur Mittheilung an den König

geſchrieben, und wahrſcheinlich an den Abbé de Prades gerichtet, den ſie in des Königs Nähe und für Voltaire nicht ungünſtig geſtimmt wußte. Sie legt darin ihres Onkels Sache ſo ausführlich als beweglich dar:

„Vous savez sans doute, Monsieur, qu'au seul nom du roi votre maître, mon oncle a montré toute la résignation, toute la soumission possible, vous savez qu'il a fait plus que l'on exigeait de lui, et qu'il a fait adresser à M. Freytag, résident de Prusse, une grande caisse contenant des hardes, des papiers et des livres, voulant que M. Freytag l'ouvrit lui-même quand elle arriverait. Il a montré avec la même bonne foi à M. Freytag tout ce qui était dans les malles et les cassettes qu'il transportait avec son équipage et dans un grand portefeuille qui ferme. Il s'est soumis à rester en prison jusqu'au moment où le livre des poésies de Sa Majesté fut revenu. Le livre est arrivé, Monsieur, il est dans la caisse que M. Freytag a entre les mains, on ne veut pas l'ouvrir, et on l'empêche de partir. Mon oncle est prisonnier dans sa chambre avec les jambes et les mains enflées, et il a encor donné pour sûreté de ce livre de poésie qui est arrivé deux liasses de ses propres papiers cachetées que M. Freytag a reçues en dépot, et M. Freytag lui a fait deux billets conçus en ces termes:

„Mr, aussitôt le grand ballot que vous dites d'être à Hambourg ou Leipsik sera arrivé et l'oeuvre de poésies rendu à moi que le roi redemande, vous pourrez partir où bon vous semblera. Freytag.“

„J'ai reçu de M. de Voltaire deux paquets d'écritures cachetés de ses armes et que je lui rendrai après avoir reçu la grande caisse où se trouve l'oeuvre de poésies que le roi demande. Freytag."

M. de Voltaire a satisfait à tous ses engagements, et cependant on le retient encor prisonnier. On ne lui rend ni sa caisse ni ces deux paquets ni sa liberté, que M. de Freytag lui avait promise au nom du roi en présence de M. Rücker, avocat. Je ne sais, Monsieur, si Sa Majesté redemande à présent le contrat annullé dont milord Marichal m'a parlé à Paris, il est encor malheureusement égaré, s'il ne se trouve pas dans la caisse qui est entre les mains de M. Freytag. Nous le cherchons, mon oncle et moi, sans cesse depuis deux mois. Je donnerais quatre pintes de mon sang pour qu'il fut retrouvé. Mais que le roi daigne se ressouvenir que ce contrat était sur un petit chiffon de papier fort facile à perdre; que mon oncle a beaucoup de papiers, qu'il brûle souvent des brouillons; qu'il daigne penser que cet écrit ne contenait rien qu'un remerciment de la part de mon oncle de la pension que Sa Majesté lui donnait lorsqu'il était auprès d'elle, et que l'acte de renonciation que nous lui envoyons prouve par sa force notre entière soumission. Mon oncle l'a adressé à milord Marichal, mais comme nous craignons qu'il n'ait pu encor arriver jusqu'au roi, j'ai l'honneur de vous en envoyer un pareil que nous avons signé et que nous vous prions de remettre à Sa Majesté prussienne; malgré cet acte nous ferons l'impossible pour le retrouver

s'il existe encor, et nous le rendrons dans la minute qu'il sera retrouvé.

Je vous rends un compte fidèle de tout pour vous marquer à quel point je compte sur la justice et sur la bonté de vous; j'attends de vous quelque consolation dans mon état déplorable, car pour mon oncle il n'est plus en état d'en recevoir, et vous apprendrez bientôt peutêtre sa fin déplorable. Il a sans doute des torts, mais jamais il n'a cessé d'adorer le roi, et jamais il n'en a parlé que pour publier ses talents et sa gloire. Je ne m'attendais pas, il y a trois ans, que ce serait le roi de Prusse qui lui causerait la mort. Pardonnez à ma douleur!

J'ai l'honneur d'être très-parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Mein, ce 18 juin.

Denis."

Die Vermuthung lag ihr nahe, daß der König noch insbesondre die Rückgabe des Blattes verlange, von dem Lord Marischal ihr gesprochen hatte, und das noch nicht herbeigeschafft war, dessen Abschriften aber Voltaire eifrigst mittheilte, um den Gegensatz der früheren Gunst und jetzigen Behandlung recht schneidend fühlbar zu machen. Der König indeß, wie wir schon wissen, hatte hauptsächlich das gedruckte Buch im Sinne, dessen Mißbrauch ihm wirklich schaden konnte, und das er daher aus solcher Hand, die ihm keine Bürgschaft mehr gab, zurückziehen mußte. Wir bemerken, daß dieser, ohne Zweifel von Voltaire eingegebene und durchgesehene Brief keine Be-

ſchwerde gegen Freytag enthält, und daß hier, bei Anführung der Freytag'ſchen Zettel, weder possible noch monsir geſchrieben ſteht, wie Voltaire dies in ſpöttiſchem Truge dem Schreiber beimeſſen wollte, und den Leſern leicht glaublich machte.

Dem Ausgange dieſer Verdrießlichkeiten ſchon ganz nah, aber von ängſtlicher Unruhe getrieben, und durch die reizende Vorſtellung ergriffen, ſeinen Verfolgern kurz vor dem Ziele doch noch einen Streich zu ſpielen und die Lacher auf ſeiner Seite zu haben, beſchloß Voltaire, nach gehöriger Berathung mit Mad. Denis und Collini, aus Frankfurt heimlich zu entweichen; durch die Ankunft der Kiſte wollte er ſich des gegebenen Wortes entbunden halten, ohne zu bedenken, daß er daſſelbe ſeitdem erneuert hatte. Collini berichtet hierüber: „Voici quel était son plan: il devait laisser la caisse entre les mains de Freytag. Madame Denis serait restée avec nos malles, pour attendre l'issue de cette odieuse et singulière aventure: Voltaire et moi devions partir, emportant seulement quelques valises, les manuscrits et l'argent renfermé dans la cassette. J'arrêtai en conséquence une voiture de louage, et préparai tout pour notre départ, qui ressemblait assez à la fuite de deux coupables. A l'heure convenue, nous trouvâmes le moyen de sortir de l'auberge sans être remarqués. Nous arrivâmes heureusement jusqu'au carrosse de louage; un domestique nous suivait, chargé de deux portefeuilles et de la cassette; nous partîmes avec l'espoir d'être enfin délivrés de Freytag et de ses agens.“ Donnerstag der 21. Juni war der Tag, der durch Ankunft der preußiſchen Poſt das Loos Voltaire's entſcheiden,

und ihm die Freiheit bringen ſollte, Mittwoch den 20. wurde die Flucht unternommen.

Doch wir wollen dieſe Ereigniſſe zuvörderſt im Zuſammenhange vorführen, wie Freytag ſolche durch ſeinen Bericht an Fredersdorff vom 23. Juni umſtändlich mittheilt. Derſelbe hebt alſo an:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Geheimder Kämmerier.

Ew. Hochwohlgeboren venerirliche vom 11. und 16. d. ſind richtig eingegangen; in dem erſteren war die Geſinnung wie angefangen alſo fortzufahren, in dem letztern aber, daß ich den von Voltaire unter gewiſſen Bedingungen eines Reverſes in Höflichkeit erlaſſen ſollte; welches wir auch gar zu gerne exequiret hätten, um von dieſer übergroßen Laſt, welche uns dieſer Mann machet, los zu ſein. Allein da er aus nichtswürdigen erfundenen und falſch erdachten Urſachen, ſeiner gegebenen Parole zuwider, ſich mit ſeinen beſten Sachen den Tag vor Ankunft Ew. Hochwohlgeboren letzterem, vor welchem Schreiben er ſich gefürchtet, auf flüchtigen Fuß geſetzet, ſo hat die Sache dadurch eine ganz andere face bekommen.

Es war gegen 3 Uhr Nachmittag Mittwoch den 20. dieſes, da mir der im Löwen, als dem Quartier des von Voltaire, von mir beſtellte Spion in vollem Athem die Nachricht überbrachte, der Voltaire ſeie eſchappiret. Zu allem Unglück war weder mein Sekretair noch ein Bedienter im Hauſe; ich bediente mich in dieſer Noth der ganzen Nachbarſchaft, ſchickte per posto nach denen drei Hauptſtraßen Hanau, Friedberg und Mainz Boten aus, warfe mich eilends in die Kleidung, und liefe wie ein Laufer an den

Löwen, allwo ich erfuhre, daß der von Voltaire in einem ſchwarzen ſammtenen Kleid nach dem Gaſthofe zur Reichskrone gegangen, und allda eine Retourchaiſe aus Mainz arretiret, ſich auch wirklich embarkiret hätte. Der kurtrieriſche Kanzler zu Worms Baron Münch war ſo freundſchaftlich mir ſeinen vor dem Löwen ſtehenden Staatswagen mit ſechs Fenſtern zu meinem Behuf in hoc flagranti vorzulehnen. Ich ſchickte einen Laufer zum voraus nach dem Thor wo man auf Mainz fähret, den von Voltaire bis zu meiner Ankunft anzuhalten; fuhre aber erſt zu meinem Aſſiſtenten Hrn. Hofrath Schmid, den ich zu noch größerem Unglück auch nicht zu Hauſe antrafe, ſondern er war eine halbe Stunde von der Stadt in ſeinem maison de campagne; einer ſeiner Handlungsbedienten gallopirte in 10 Minuten hinaus, worauf er ſich gleich in aller Geſchwindigkeit zu dem regirenden Bürgermeiſter begabe, und von deſſen Verrichtungen ich unten weitläuftiger ſein werde.

Ich der Kriegesrath trafe den Voltaire mit ſeinem italiäniſchen Sekretaire in einer Dreihellerchaiſe juſt unter dem Schlagbaume an, — er hatte unterwegs in der Stadt eine Schreibtafel verloren, da hat er ſich etwa 4 Minuten aufgehalten ſolche zu ſuchen, ſonſten hätte ihn im Frankfurter Territorio nicht mehr angetroffen; der Unteroffizier hatte ſo viel Reſpekt vor einem Königlichen Miniſter, ihn den von Voltaire gleich zu arretiren, und hier habe ich erſt geſehen, was dieſes vor zwei Leute ſeind; die ärgſte Banditen hätten nicht ſolche mouvements machen können, um allda los zu kommen. Er ſagte mir unter andern ins Geſicht, ich hätte ihm 1000 Thaler abfordern laſſen mit dem Verſprechen ihn los zu laſſen; er läugnete mir

alles was er verſprochen hatte; ja er ſagte gar, daß er mehrmals in meinem Haus geweſen wäre; und der junge Sekretaire, der ſonſt viel esprit zu haben ſcheinet, bekräftigte alles dieſes mit ſolcher Effronterie, die mir in der Welt noch nicht vorgekommen iſt. Unterdeſſen mußte ich ihn dem Schickſal bei einem Unteroffizier mit 6 Mann überlaſſen, und ich eilte auf die Hauptwache und von da zu dem Bürgermeiſter.

Ehe ich weiter fortfahre, ſo muß Ew. Hochwohlgeboren ich noch von einem Vorgang informiren, worauf alle Voltairiſche Grimacen gegründet waren. Als ich den 1. Juni mit ihme die erſte Operation vornahme, allwo er sub juramento verſprache, bis zu Anlangung Königlicher allergnädigſter Ordre, — geſtalten der gefundenen Königlichen Papiere ſo wenig waren, hingegen in dem Königlichen allergnädigſten Handſchreiben von vielen Handſchreiben und Skripturen Erwähnung gethan worden — und aller Ballots, in Hausarreſt zu verbleiben; ſo ware ich von 9 Morgens bis 5 Abends ohne einen Biſſen zu mir zu nehmen ſolchergeſtalt fatigiret, daß ich zuletzt halb krank und troſtlos großes Mitleid mit ihme hatte, alle ſeine contorsiones und Tartüfferien vor wahr, und ihn in der That vor einen honnête homme hielte; ich achtete dahero nicht viel auf ſeinen Revers, und glaubte ſeinen Worten, zumalen ich zwei Zeugen bei mir hatte. Da nun die Unterſuchung zu Ende war, und ich ihn getröſtet und verlaſſen wollte, ſo bate er ſich noch eine Gnade aus, nämlich ich möchte ihm in Form eines Billets pro forma zuſchreiben, daß wenn das Ballot mit dem Buch anlangte, er hinreiſen könnte wo er wollte, um ſolches ſeiner Niece (ſeiner einſtigen Erbin) nacher Straß-

burg zu ihrer Konsolation zu senden, welche sonsten, wo sie von diesem Vorgang Nachricht erhalten sollte, gewiß Todes verfahren oder in eine schwere Krankheit verfallen würde; ich ware so barmherzig, und gabe ihme beigehendes Originalbillet sub a, welches er mir bei der letzten Arretirung, unter tausend Lügen und Vorwänden daß es verloren seie, bon gré mal gré restituiren mußte. Dieses thate ich um ihn bei Gutem zu erhalten und zu keiner publiken Arretirung zu schreiten, glaubte auch nicht daß dieser Ballot von Hamburg eher als die Königliche allerhöchste Resolution ankommen würde. Dieser Ballot kame wider Vermuthen Montags den 18. schon bei mir an, welches er Voltaire in dem Moment erfuhre, und in einer Stunde zu unterschiedenen malen solches zu eröffnen seinen Sekretaire fast mit importunité zu mir schickte; ich verwiese ihn zur Gedult, gestalten den Montag die Berliner Brief ankommen. Gegen 11 Uhr erhielte Ew. Hochwohlgeboren hochhaltendes vom 11. dieses, worauf ich ihme angeschlossenes Billet sub B, ihn zu abouciren und bis den Donnerstag zu warten, zuschickte. Er ware damit nicht zufrieden, sondern ginge den nämlichen Tag noch aus, den Dienstag Vormittag thäte er dergleichen, und mein Spion rapportirte mir, daß er seine große Chatulle in des Herzogs von Meiningen Quartier bringen lassen. Ich ignorirte diese Demarchen, und ließe ihn wissen daß ich andere mesures ergreifen würde; da brache er endlich heraus, und beriefe sich ehrvergessenerweise auf das ihme pro forma gegebene oben allegirte Billet, und verfügte sich zu Hrn Hofrath Schmid, deme er die nämliche Deklaration thate. Da er aber doch den Ballot, so ich im Hause hatte, gerne eröffnet und, bis auf das Büch, aus-

geliefert haben wollte, auch noch nicht gewiß wußte, ob das Buch in dem Ballot wäre, so kame er in Gesellschaft besagten Hrn Hofraths, der ihme zuvor theuer angeloben mußte daß ich ihn nicht arretiren würde, und des Sekretairs zu mir in mein Haus, exkusirte sich daß er wäre ausgegangen, und wollte daß ich den Ballot eröffnen sollte; ich sollte ihm nur seine oeuvres herausgeben; dabei machte er wieder den malade, noch stärker als der Moliere, und schnitte solche Grimacen, daß Hr Hofrath Schmid selbsten der Meinung ware, ich sollte das Ballot eröffnen. Ich hingegen wollte ihn in meinem Haus in Arrest behalten, bis die Königliche Ordre den Donnerstag einlaufen würde. Er hatte bis dahin meinen Sekretaire noch nicht zu Gesichte bekommen, und als er diesen in der Antichambre mit einem grünen Kleid erblickte, so merkte ich an dem Voltaire, daß er ihn vor einen archer ansähe; er zoge ganz andere Seiten auf, bekennete nebst seinem Sekretaire daß das Billet pro forma gegeben worden, man sollte doch alles seiner Schwachheit zuschreiben, er wüßte nicht was er thäte; versprache sous serment mit einem Handschlag, daß er in seinem Conventional-Hausarrest bis den Donnerstag verbleiben wollte, worauf man ihn wieder in sein Quartier fahren ließe. Diesen abermaligen theuern Eid hat er, wie Eingangs gemeldet, Mittwochs gebrochen, und unterm Prätext des pro forma gegebenen Billets sich auf flüchtigen Fuß gesetzet.

Nun wende mich wieder zu dem Bürgermeister. Dieser machte mir anfangs viele Difficultäten, theils weil er keine Königliche Requisition hatte, theils weil der Voltaire in Königlich französischen Diensten stünde; doch meine présence und das sub C angebogene Requisitionsschreiben,

welches aber erſt des andern Morgens expediret und von uns beiden unterſchrieben worden, machte, daß aller von ihm Voltaire gemachten Kabale ohngeachtet, die Arreſtirung von dem Bürgermeiſter beliebet, auch die Auslieferung gegen die gewöhnlichen reversales verſprochen worden; und dieſe des Bürgermeiſters Proviſional-Verordnung wurde Donnerstag früh durch einen Rathsſchluß in pleno konfirmiret, und durch einen Stadtſekretaire, mit der Verſicherung der unveränderlichen allerunterthänigſten Devotion vor Seine Königliche Majeſtät, mir intimiret.

Wenn Ew. Hochwohlgeboren alle menées, die doch in der That remarkable ſind, ſo der Voltaire bei der Arreſtirung geſpielt, melden ſollte, ſo müßte noch etliche Bogen haben. Das muß ich doch noch melden; nachdem ich mit der bürgermeiſterlichen Ordre am Thor bei dem angehaltenen Voltaire ankame, ſo vernahme von dem Unteroffizier, daß er eine Parthie Skripturen zerriſſen hatte. Ich offerirte ihm, ihn in mein Haus zu nehmen, und den Privatarreſt bis morgen zu kontinuiren; er ſetzte ſich auch in meinen ſechsgläſerigen Staatswagen, mit dem ich immer hin und hergerennet, und überlieferte mir alle ſeinen Reichthum wie er ſagte, es war in der That eine kleine Chatulle dabei, welche mein Kerl kaum heben konnte; doch wie wir abfahren wollten, ſo deklarirte er, er wollte lieber in offnem Arreſt als in mein Haus ſein; ich ließe alſo etliche Mann mit dem Wagen gehen, und fuhre als ein Mitarreſtant quasi in einem offenen Wagen durch die Stadt, da denn der Zulauf ungemein groß wurde. Deſſen voriger Wirth im Löwen wollte ihn wegen ſeiner unglaublichen Kargheit nicht wieder in's Haus haben, ich ſetzte ihn alſo bei Hrn. Hofrath Schmid ab, weilen ich

ohne deſſen guten Rath und Vorwiſſen wegen der Art und Weiſe des weitern Arreſts nichts vornehmen wollte. Beſagter Hr. Hofrath aber hatte ſich bei ſeiner Ankunft in der Stadt ſogleich bei den Bürgermeiſter verfüget, um ihn nicht allein in gutem Willen zu erhalten, ſondern ihn auch ratione der Königlichen Requiſition ſeiner Kaution zu verſichern; er trafe allda die Voltairiſche ſogenannte Niece an, die ich aber vor ein ander Perſonage halte, denn geſtern kame ein Brief an ſie mit der Adreſſe Mad. de Voltaire; weil dann dieſes freche Weibsmenſch in der Stadt herum liefe die Rathsherren irre zu machen, ſo ließe der Bürgermeiſter ihr nebſt dem Sekretaire auch Arreſt geben, und da der Voltaire in der Schmidiſchen Behauſung zum andernmal eſchappiren wollte, ſo ließe man ihn in das Gaſthaus zum Bockhorn bringen, und gabe jedem Arreſtanten eine Schildwache zu, die wir aber auf Anlangung Ew. Hochwohlgeboren letzterem bis auf zwei Mann zurückgezogen haben.

Beigepacktes sub D hat der Voltaire den zweiten Tag in ſeinem Hausarreſt abdrucken laſſen, und er hat ſchon wieder was unter der Preſſe. Er wird uns gewiß keinen Heller Ehre übrig laſſen, und über Ew. Hochwohlgeboren iſt er auch ſehr ungnädig wegen des Rekommandationsſchreiben. Unterdeſſen iſt uns eine formelle Königliche Requiſition, die wir in unſerem Promemoria sub C verſprochen, und wo er etwa zurückgebracht werden ſollte, reversales höchſt nöthig, eine Königliche oſtenſible Ordre ihn gnädig zu erlaſſen, mit allergnädigſter Approbation unſeren in dieſer Sache bis dahin gethanes Betragens.

Sollten Ew. Hochwohlgeboren dieſe Affaire nicht gerne unter die Lateiner kommen laſſen wollen, ſo ſenden mir

nur eine carta bianca mit Königlich allerhöchster Unterschrift, eben mit der Anschrift „Requisition an den Magistrat zu Frankfurt, den von Voltaire betreffend", so wollen wir sie schon nach Ordre ausfüllen.

Hätte dieser Mann den einen Tag abgewartet, so hätten wir ihn erlassen können; jetzo aber müssen wir die Requisition und weitere allergnädigste Königliche Verfügungen allerdevotest erwarten.

Schlüssel, Kreuz und Buch senden wir mit dem Postwagen.

Die wir in wahrer Hochachtung allstets beharren ꝛc."

Das von Freytag und Schmid an den Bürgermeister von Fichard gerichtete Ansuchen lautet in Freytag's Handschrift also:

„Promemoria."

„Nachdeme beide unterzeichnete Königliche Räthe von dem König Ihrem Herrn, in einem allergnädigsten Handschreiben d. d. Potsdam den 11. April, und in einem fernerweitigen allerhöchsten Schreiben d. d. Potsdam den 22. ejusdem, welche bei allerhöchste Ordres man des ältern Herrn Bürgermeisters Hochwohlgeboren originaliter vorgezeiget, gemessenst befehliget worden: dem von Voltaire den hohen Orden pour le mérite und den Kammerherrnschlüssel, nebst allen Königlichen Handschreiben und Skripturen, vornehmlich auch ein gewisses Buch oeuvres des posies genannt, in der Güte abzunehmen; und wenn diese nicht verfangen wollte, Ihn von Voltaire mit Arrest zu bedrohen, im Widersetzungsfall aber Ihn wirklich arrestiren zu lassen.

Bei Exequirung höchstbesagter Königlicher Ordre hat besagter von Voltaire bald die Güte Statt finden lassen,

bald ſich widerſetzet, bis wir endlich dahin konveniret, daß die wenige vorgefundene Briefſchaften nacher Hof geſandt, die Königliche allergnädigſte Reſolution darüber abgewartet, die Ballots, worinnen etwa die noch fehlenden Briefſchaften und beſonders das Eingangs erwähnte Buch oeuvres des poésies ſich befinden könnten, hierher kommittiret, und Er von Voltaire bis dahin im Konventional-Arreſt in ſeinem Zimmer verbleiben ſollte.

Gleichwie Er Voltaire aber dieſe Verbindung parolebrüchigerweiſe nicht abgewartet, ſondern ſich auf flüchtigen Fuß geſetzet, durch gut genommene Präkaution aber in der Barriere des Bockenheimer Thors ad interim angehalten worden; als haben unterzeichnete Räthe durch dieſe eilfertige Requiſition des ältern Hrn Bürgermeiſters Hochwohlgeboren dienſtgefliſſentlich und gehorſamſt erſuchen wollen, oftbemerkten flüchtig gewordenen von Voltaire nunmehro wirklich arreſtiren, und Ihn im Gaſthauſe zum Bockhorn bis zu Anlangung der weiteren Königlichen allergnädigſten Verfügungen, welche vermuthlich morgen einlaufen wird, wohlverwahrter auf, halten zu laſſen.

Bei einem ſolchen unvermutheten Vorfall, wo es um die Königlichen Papiere zu thun iſt, welche öfters höher als Land und Sand Geld und Gut geachtet werden, und wo man auch einem privato Haft würde angedeihen laſſen, verſichert man ſich geneigter Willfahrung, und ſetzen dagegen beide Unterzeichnete das Ihrige quantum satis, ſo wohlen wegen aller Unkoſten, als was auch ſonſten occasione dieſer Arreſtirung entſtehen möchte, zur wahren Sicherheit hiermit und in Kraft dieſes, ſolchergeſtalten ein, daß ſie die Königlichen Requiſitorialien, und wenn

es nöthig sein wird respective Reversalien ohnfehlbar einzureichen ohnermangeln werden.

Frankfurt, den 20. Juni 1753."

Wir müssen nun einen Augenblick zurückkehren, und nun auch Collini's Angaben vernehmen, die aus seinem Standpunkte gefaßt aufrichtig genug sind: „Arrivés à la porte de la ville, qui conduit à Mayence, — sagt er, — on arrête le carrosse et l'on court instruire le résident de notre tentative d'évasion. En attendant qu'il arrivât, Voltaire expédie son domestique à madame Denis." Wie besonnen und schlau Voltaire während dieser Ueberraschung die Augenblicke benutzte, geht auch aus dem Zuge hervor, daß er eiligst viele Papiere zerriß, und die Handschrift der Pucelle, um die er besonders besorgt war und deren Verlust nicht zu ersetzen gewesen wäre, Collini'n zum Verbergen zusteckte. Dieser fährt nun fort: „Freytag paraît bientôt dans une voiture escortée par des soldats et nous y fait monter en accompagnant cet ordre d'imprécations et d'injures. Oubliant qu'il représente le roi son maître, il monte avec nous, et comme un exempt de police, nous conduit ainsi à travers la ville et au milieu de la populace attroupée. On nous conduisit de la sorte chez un marchand, nommé Schmid, qui avait le titre de conseiller du roi de Prusse et était le suppléant de Freytag. La porte est barricadée et des factionnaires apostés pour contenir le peuple assemblé. Nous sommes conduits dans un comptoir; des commis, des valets et des servantes nous entourent; madame Schmid passe devant Voltaire d'un air dédaigneux et vient écouter le récit de Freytag qui raconte de l'air d'un

matamore, comment il est parvenu à faire cette importante capture, et vante avec emphase son adresse et son courage.“ Man ſieht hier den Einfluß darſtellenden Talents, es gilt vor allem ein ergötzliches Bild zu liefern, und die handelnden Perſonen wenn auch eben nicht getreu doch lebendig hinzuzeichnen! Nach einiger Betrachtung, in welcher Lage und unter welchen Leuten hier der Dichter der Henriade und Merope, der Freund Friedrichs des Großen, der in Paris Vergötterte, ſich hier befunden, heißt es weiter: „On s'empare de nos effets et de la cassette, on nous fait remettre tout l'argent que nous avions dans nos poches, on enlève à Voltaire sa montre, sa tabatière et quelques bijoux qu'il portait sur lui; il demande une reconnaissance, on la refuse. „Comptez cet argent, dit Schmid à ses commis, ce sont des drôles capables de soutenir qu'il y en avait une fois autant.“ Je demande de quel droit on m'arrête et j'insiste fortement pour qu'il soit dressé un procès-verbal. Je suis menacé d'être jeté dans un corps-de-garde. Voltaire réclame sa tabatière, parcequ'il ne peut se passer de tabac; on lui répond que l'usage est de s'emparer de tout.“ Nun folgen einige Stückchen, die uns Voltaire's Ungebärdigkeit und Poſſenſpielerei noch weit greller zeigen, als Freytag dies gethan: „Ses yeux étincelaient de fureur et se levaient de temps en temps vers les miens, comme pour les interroger. Tout-à-coup, appercevant une porte entr'ouverte il s'y précipite et sort. Madame Schmid compose une escouade de courtauts de boutique et de trois servantes, se met à leur tête et court après le fugitif. „Ne puis-je donc,

s'écria-t-il, pourvoir aux besoins de la nature?" On le lui permet; on se range en cercle autour de lui, on le ramène après cette opération." Weiterhin bringt Collini noch folgenden Umstand nach: „Tandis qu'il était dans la cour de Schmid, occupé à satisfaire aux besoins de la nature, on vint m'appeler et me dire d'aller le secourir. Je sors, je le trouve dans un coin de la cour, entouré de personnes qui l'observaient de crainte qu'il ne prît la fuite, et je le vois courbé, se mettant les doigts dans la bouche et faisant des efforts pour vomir. Je m'écrie, affrayé; vous trouvez-vous donc mal? Il me regarde, des larmes sortaient de ses yeux; il me dit à voix basse: fingo .. fingo .. (je fais semblant). Ces mots me rassurèrent; je fis semblant de croire qu'il n'était pas bien et je lui donnai le bras pour rentrer dans le comptoir." Dann heißt es weiter: „En rentrant dans le comptoir, Schmid, qui se croit offensé personnellement, lui crie: „Malheureux! vous serez traité sans pitié et sans ménagement", et la valetaille recommence ses criailleries. Voltaire, hors de lui, s'élance une seconde fois dans la cour; on le ramène une seconde fois." Wir müssen die Spannkraft und Behendigkeit des beinahe sechzigjährigen, kränklichen, abgemagerten, von heftigen Gemüthsbewegungen seit vielen Tagen bestürmten Greises bewundern; bei den eben geschilderten Schalkheiten und Possen dürften wir aber wohl Collini'n auffordern, auch hier auszurufen: „Der Dichter der Henriade und Merope, der Freund Friedrichs des Großen, der in Paris Vergötterte!"

Doch wir müssen Collini weiter hören: „Cette scène avait altéré le résident et toute sa séquelle: Schmid

fit apporter du vin et l'on se mit à trinquer à la santé de son excellence monseigneur Freytag. Sur ces entrefaites arriva un nommé Dorn, espèce de fanfaron que l'on avait envoyé sur une charrette à notre poursuite. Apprenant aux portes de la ville que Voltaire venait d'être arrêté, il rebrousse chemin, arrive au comptoir et s'écrie: „Si je l'avais attrapé en route, je lui aurais brûlé la cervelle!“ On verra bientôt qu'il craignait plus pour la sienne qu'il n'était redoutable pour celles des autres.“ Die Unſicherheit ſolcher Aeußerungen, im Drange des Augenblicks, unter mehreren Perſonen, bei Verſchiedenheit der Sprache, zeigt ſich auch hier, indem Voltaire jenen Ausruf von Schmid gehört haben will. „Après deux heures d'attente, — heißt es weiter, — il fut question d'emmener les prisonniers. Les portefeuilles et la cassette furent jetés dans une malle vide qui fut fermée avec un cadenas, et scellée d'un papier cacheté des armes de Voltaire et du chiffre de Schmid. Dorn fut chargé de nous conduire. Il nous fit entrer dans une mauvaise gargotte à l'enseigne du Bouc, où douze soldats, commandés par un bas-officier, nous attendaient. Là, Voltaire fut enfermé dans une chambre avec trois soldats portant la bayonnette au bout du fusil; je fus séparé de lui et gardé de même.“ Selbſt nach dieſer Ausſage ſcheint die Verſiegelung der Sachen, wie früher die Beſchlagnahme des Geldes, mit gehöriger Vorſicht und Ordnung geſchehen zu ſein. Weßhalb Voltaire nicht in den Löwen, ſondern in den Gaſthof zum Bockhorn gebracht wurde, haben wir aus Freytag's Angabe erſehen; die Zahl der Soldaten aber hat der Eifer des Erzählers vergrößert.

Wir kommen jetzt zur Verhaftung der Mad. Denis. Collini erzählt den Hergang folgendermaßen: „Madame Denis n'avait point abandonné son oncle. À peine avait elle appris que Voltaire venait d'être arrêté, qu'elle se hâta d'aller porter ses réclamations au bourguemaître. Celui-ci, homme faible et borné, avait été séduit par Schmid. Non-seulement il refusa d'être juste et d'écouter madame Denis, mais encore il lui ordonna de garder les arrêts dans son auberge. Ceci explique pourquoi Voltaire fut privé des secours de sa nièce pendant la scène scandaleuse du comptoir." Nach einigen Zwischenbetrachtungen fährt er fort: „Le redoutable Dorn, après nous avoir déposés à l'auberge du Bouc, se transporta avec des soldats à celle du Lion d'Or, où madame Denis gardait les arrêts par l'ordre du bourguemaître. Il laissa son escouade dans l'escalier et se présenta à cette dame, en lui disant que son oncle la voulait voir, et qu'il venait pour la conduire auprès de lui. Ignorant ce qui venait de se passer chez Schmid, elle s'empressa de sortir. Dorn lui donna le bras; à peine fut-elle sortie de l'auberge que les trois soldats l'entourèrent et la conduisirent, non pas auprès de son oncle, mais à l'auberge du Bouc, où on la logea dans un galetas meublé d'un petit lit, n'ayant, pour me servir des expressions de Voltaire, que des soldats pour femmes de chambre, et leurs bayonnettes pour rideaux. Dorn eût l'insolence de se faire apporter à souper, et sans s'inquiéter des convulsions horribles dans lesquelles une pareille aventure avait jeté madame Denis, il se mit à manger et à vider bouteille sur bouteille." Der,

Leser kennt schon aus dem Berichte von Freytag die wahren Umstände, welche hier sichtlich entstellt sind; die Angabe Freytag's, daß Dorn auf die Bitte der Mad. Denis bei ihr geblieben sei und von ihr einen Louisd'or für diese Gefälligkeit empfangen habe, liegt in der Sache so nah, daß wohl niemand die andre Lesart vorziehen mag. „Pour me servir des expressions de Voltaire", sagt auch Collini selber wohl nicht umsonst. „Cependant Freytag et Schmid — heißt es ferner; — firent des réflexions: ils s'apperçurent que des irrégularités monstrueuses pouvaient rendre cette affaire très-mauvaise pour eux. Une lettre arrivée de Potsdam indiquait clairement que le roi de Prusse ignorait les vexations commises en son nom. Le lendemain de cette scène on vint annoncer à madame Denis et à moi que nous avions la liberté de nous promener dans la maison, mais non d'en sortir. L'oeuvre de poëshie fut remis, et les billets que Voltaire et Freytag s'étaient faits furent échangés."

Ehe wir weiter gehen, haben wir noch einige diesem Abschnitt der Erzählung angehörige Aktenstücke nachzuholen, welche den Zusammenhang der Sachen beleuchten helfen. Das Schreiben von Fredersdorff an Freytag, welches am Tage nach Voltaire's vereitelter Flucht einlief, war aus Potsdam vom 16. Juni datirt, und dieses Inhalts:

„Hochwohlgeborner Herr
Insonders hochgeehrtester Herr Geheimer Kriegsrath.

Nach Seiner Königlichen Majestät glücklicher Retour aus Preußen haben Höchstdieselben gnädigst approbiret, was Ew. Hochwohlgeboren, auf Höchstdero Ordre, wegen

des Hrn. von Voltaire veranstaltet haben. Um aber jedoch ihn nicht länger von seiner vorhabenden Reise nach Plombières abzuhalten, so gestatten Seine Majestät gnädigst, daß er dieselbe fortsetze, wenn er zuvor einen förmlichen Revers an Ihnen dahin eingeliefert haben wird, daß er das Seiner Königlichen Majestät zuständige Buch, in einer zu bestimmenden kurzen Frist, fidèlement, in originali, und ohne davon Kopei zu nehmen oder nehmen zu lassen, einschicken wolle, und solches bei Reputation eines ehrlichen Mannes, und der angehängten Klausul, daß er sich, im widrigen Falle, selbste des Arrestes unterwerfen wolle, in welchem Lande er auch anzutreffen sei.

Ew. Hochwohlgeboren belieben demnach ihm diesen Revers vorzulegen, und wenn er solchen vollzogen und unterschrieben haben wird, ihn in Frieden und mit Höflichkeit zu dimittiren; auch von dem Erfolg mir mit erster Post Nachricht zu geben.

Ich habe die Ehre mit aller Konsideration zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 16. Juni
1753.

ganz ergebenster Diener
Fredersdorff.

P. S. Es ist nöthig, daß Mr. de Voltaire das Formular des Reverses, so Sie ihm vorlegen werden, ganz mit seiner eignen Hand abschreibe, unterzeichne und besiegele.

P. S. Alle die Sachen, so Sie von ihm ausgeliefert bekommen, belieben Sie an den König zu addressiren, aber unter meinem Kouvert abzuschicken."

Hier sehen wir nun freilich von Seiten des Königs

die anfängliche Forderung bedeutend herabgestimmt; Voltaire soll nicht länger aufgehalten werden, sondern seine Reise nach Plombières fortsetzen dürfen, statt der wirklichen Ablieferung des Buches soll das ausdrückliche Versprechen der Rückgabe genügen! Da nun aber diese selbst unterdessen Statt gehabt, so war also bereits mehr geschehen, als der König jetzt für den Augenblick verlangte. Demnach wäre den Beauftragten des Königs gewiß kein Vorwurf zu machen gewesen, wenn sie Voltaire'n sogleich für frei erklärt hätten, und wir glauben, daß Männer von Geistesfreiheit und Umsicht dies ohne Zögern würden gethan haben. Die Gründe der entgegengesetzten Ansicht von Freytag und Schmid lesen wir in deren Bericht, und ihre Meinung mag für unselbstständige Beamte vielen Anschein haben. Sie urtheilten jedoch darin falsch, daß durch die beabsichtigte Flucht die ganze Sache eine neue Wendung erhalten habe; für ihr eignes Verhältniß freilich wohl, aber für die Sache des Königs nicht. Der Entweichungsversuch war für diesen, nachdem er die Sache schon in andrer Weise vollkommen erledigt hatte, wie von keinen Folgen so auch von keiner Bedeutung, und am wenigsten war ihm die Absicht zuzutrauen, daß er wegen des gemachten Versuches, der ihn höchstens belustigen konnte, würde Rache nehmen oder Strafe verhängen wollen. Die scharfen Auftritte mußten ihm äußerst unangenehm sein, weit mehr noch aber die Verhaftung der Mad. Denis und Collini's, eine Sache, deren Möglichkeit ihm nie hatte einfallen können. Der König büßte das Unglück, zur Ausführung seines Befehls unselbstständige und in ihrem Eifer blinde Beamte gebraucht zu haben. Andrerseits dürfen wir diese wieder mit der Schwierigkeit ihrer Lage

einigermaßen entſchuldigen; ſie ſchwebten in ſteter Ungewißheit und Sorge, den Sprüngen und Einfällen Voltaire's wußten ſie nur trockne Dienſtlichkeit entgegenzuſtellen, ſeine Flucht erſchien ihnen als ein Verbrechen, deſſen Größe ſie nach der Angſt und Verlegenheit, die ihnen daraus erwuchs, als eine ungeheure anſchlugen, und zum Unglück hatten ſie auch ſchon den Magiſtrat der Stadt in die Sache verflochten, und meinten für ſich allein nicht mehr zurück zu können. Sie litten ſelber dabei nicht wenig, und warteten in peinigender Spannung die weiteren Entſcheidungen ab, von denen ſie wenig Gutes ahndeten, während der Kampf mit Voltaire ununterbrochen fortdauerte, und Aerger und Erbitterung auf beiden Seiten immer höher ſtiegen.

Voltaire, den die Anſtrengung des Körpers und des Gemüths keineswegs erſchöpfte, ſondern auf's neue zur eifrigſten Thätigkeit erregte, ſetzte noch am Abend des ſtürmiſchen Tages ſich hin, und ſchrieb nachſtehenden Brief an die Markgräfin von Baireuth, die Lieblingsſchweſter des Königs, um deren Fürſprache bei dem Bruder anzurufen:

„Madame!

Que la compassion de Votre Altesse Royale s'emeuve, et que votre bonté nous protège; Mad. Denis ma nièce qui avait fait le voyage de Francfort pour venir me consoler; qui comptait venir se jetter à vos pieds avec moi pour implorer votre médiation; une femme respectée et honorée dans Paris, vient d'être conduite en prison par le commis de M. Freytag résident de Sa Majesté le roi votre frère. Cet homme vient de

la traîner au nom du roi au milieu de la populace dans la même maison où l'on m'a fait transferer, on lui a ôté sa femme de chambre et ses laquais, quatre soldats sont à sa porte, le commis passe la nuit dans sa chambre — en voici la raison.

Lorsque M. Freytag m'arrêta au nom du roi le premier juin, je lui remis toutes les lettres que j'avais pu conserver de Sa Majesté. Il me demanda le volume des poésies du roi; il était dans une caisse qui devait partir de Leipzik pour Hambourg. Monsieur Freytag me signa deux billets conçus en ces termes

> Sitôt le grand ballot sera revenu et l'oeuvre de poésie que le roi redemande rendu à moi, vous pourrez partir où bon vous semblera.

Le livre en question, arriva le 17 au soir, j'ai voulu partir aujourd'hui 20, ayant satisfait à tous mes engagements. On a arrêté mon secrétaire, ma nièce et moi. Nous avons douze soldats aux portes de nos chambres. Ma nièce à l'heure que j'écris est dans les convulsions. Nous sommes persuadés que le roi n'approuvera pas cette horrible violence.

Daignez, Madame, lui envoyer cette lettre. Daignez l'assurer qu'au milieu d'un malheur si inoui je mourrai plein de la même vénération et du même attachement pour sa personne. Je lui demande encor très-humblement pardon de mes fautes. J'avais toujours pensé qu'il daignerait permettre que je tachasse de me défendre contre Maupertius. Mais si cela lui déplait il n'en sera plus jamais question. Encor une fois, Madame, jamais mon coeur n'a manqué, ni ne manquera au roi. Et il sera toujours rempli pour Votre

Altesse Royale du respect le plus profond et le plus tendre.

Hélas c'était autrefois frère Voltaire.

a Francfort, 20. juin, à dix heures du soir."

An den König zu ſchreiben, was das Nächſte und Wirkſamſte geweſen wäre, überwand er ſich nicht; hingegen mußte Mad. Denis an denſelben einen Klagebrief richten, deſſen Miſchung von Schmeichelei und Schärfe, ſo wie die Luſt wahrheitwidrige Umſtände vorzuſchieben, nur zu ſehr Voltaire's eigne Feder erkennen laſſen. Dieſes Schreiben ſteht auch bei Beuchot abgedruckt, allein mit ſpäteren Zuſätzen, die ſich in der Urſchrift nicht finden, namentlich fehlt nach dem Namen der Schreiberin die dort angehängte Aufzählung ihrer perſönlichen Standesverhältniſſe, deren Angabe auch in der That bei dem Könige ganz nutzlos und kaum ſchicklich geweſen wäre. Der Brief lautet wie folgt:

„Sire!

Je ne devais pas m'attendre à implorer pour moi-même la justice et la gloire de Votre Majesté. Je suis enlevée de mon auberge au nom de Votre Majesté, conduite à pied par le commis du sieur Freytag, votre résident, au milieu de la populace, et enfermée, avec quatre soldats à la porte de ma chambre; on me refuse jusqu'à ma femme de chambre, et mes laquais, et le commis passe toute la nuit dans ma chambre.

Voici le prétexte, Sire, de cette violence inouie, qui excitera sans doute la pitié et l'indignation de Votre Majesté aussi bien que celle de toute l'Europe. Le sieur Freytag ayant demandé à mon oncle le 1. juin

le livre imprimé des poésies de Votre Majesté, dont elle avait daigné le gratifier, le constitua prisonnier jusqu'au jour où le livre serait rendu, et lui fit deux billets conçus en ces termes:

„Monsieur, sitôt le gros ballot que vous dites d'être à Leipsik ou à Hambourg sera ici, qui contient l'oeuvre de poésies que le roi demande, vous pourrez partir où bon vous semblera."

Mon oncle, sur cette assurance de votre ministre, fit revenir la caisse avec la plus grande diligence à l'adresse même du sieur Freytag, et le livre en question lui fut rendu le 17 au soir.

Mon oncle a crû avec raison être en droit de partir le 20, laissant à votre ministre la caisse et d'autres effets que je comptais reprendre le 21; et c'est le 20 que nous sommes arrêtés de la manière la plus violente. On me traite, moi, qui ne suis ici que pour soulager mon oncle mourant, comme une femme coupable des plus grands crimes; on met douze soldats à nos portes.

Aujourd'hui 21 le sieur Freytag vient nous signifier que notre emprisonnement doit nous coûter 122 écus et quarante creuzers par jour, et il apporte à mon oncle un écrit à signer, par lequel mon oncle doit se taire sur tout ce qui est arrivé, ce sont ses propres mots, et avouer que les billets du sieur Freytag n'étaient que des billets de consolation et d'amitié qui ne tiraient point à conséquence.

Il nous fait espérer qu'il nous ôtera notre garde. Voilà l'état où nous sommes le 21 juin à deux heures après midi.

Je n'ai pas la force d'en dire davantage. Il me suffit d'avoir instruit Votre Majesté. Je suis avec le plus profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 21 au matin.

Denis."

Wir haben hier vor allem die Unredlichkeit zu rügen, daß Mad. Denis den Sekretair Dorn anklagt, die Nacht hindurch ihr Zimmer nicht verlassen zu haben, was doch nur auf ihr eignes Bitten und mit ihrem Danke geschehen war; ferner den wohl kaum unabsichtlichen Irrthum, daß der Betrag der Kosten als ein täglicher angegeben wird, was auch späterhin Voltaire beharrlich so behauptet, obgleich es außer Zweifel steht, daß damit alle durch Voltaire's Haft veranlaßten Ausgaben gemeint sind, deren Summe indeß, nachdem Schmid's Rechnung hinzugekommen, nicht so viele Thaler wie Voltaire sagt, sondern 190 Gulden 11 Kreuzer betrug.

Es klingt seltsam, wenn Voltaire, bei so schmachvollen Anklagen und so heftigem Trotze, wie er bisher aufgeboten, und nach so vielen, von ihm angeblich erlittenen Rohheiten und Beschimpfungen, plötzlich wieder die höflichsten Bitten an dieselben Männer verschwendet, denen er doch einzig alle Schuld des Vorgefallenen beimißt. Aber wir haben seine eigne Handschrift vor Augen, und geben zwei seiner Blätter hier als ein Zeugniß, wie leicht der reizbare und zornmüthige Mann sich beherrschen und verstellen konnte, wenn er es für nöthig hielt. Gleich am 21. Juni früh schrieb er an Freytag diese Worte, deren Fassung nur Mitleid erwecken will:

„Je vous conjure, Monsieur, d'avoir pitié d'une

femme qui a fait deux cent lieues pour essuyer de si horribles malheurs.

Nous sommes ici très-mal à notre aise, sans domestiques, sans secours, entourés de soldats. Nous vous conjurons de vouloir bien adoucir notre sort, vous avez eu la bonté de nous promettre de nous ôter cette nombreuse garde. Souffrez que nous retournions au Lion d'Or, sous notre serment de n'en partir que quand Sa Majesté le roi de Prusse le permettra. Il y a là un petit jardin nécessaire pour ma santé où je prenais des eaux de Schwalbach. Tous nos meubles y sont encore, nous payons à la fois deux hôtelleries, nous espérons que vous daignerez entrer dans ces considérations. Au reste, Monsieur, j'avais toujours cru que tout serait fini quand le volume de Sa Majesté serait revenu, et je le croyais avec d'autant plus de raison que Mr. Rücker avait proposé de me faire laisser caution pour sûreté du retour de la caisse. Voilà ce que j'avais eu l'honneur de vous dire hier. Enfin, Monsieur, je vous prie d'excuser les fausses terreurs qu'on m'avait données. Soyez très-persuadé que ni ma nièce ni monsieur Collini ni moi nous ne sortirons que quand il plaira à Sa Majesté. Nous n'avons ici aucun secours, même pour écrire une lettre. Pardonnez, je vous en prie, et ne nous accablez pas.

Madame Denis a vomi toute la nuit, elle se meurt. Nous vous demandons la vie."

Und noch am nämlichen Tage richtete er an Freytag und Schmid zusammen in gleichem Sinne diese Zuschrift:

„A M. le baron de Freytag ministre de Sa Majesté Prussienne et M. Schmid son conseiller.

Messieurs!

J'ai exécuté les ordres que vous m'avez donnés de la part du roi votre maître.

Vous nous laissez encore deux soldats. Nous vous supplions ma nièce et moi de nous en délivrer. Ayez pitié de ma maladie qui demande que je respire l'air. Je promets éncor sous serment que si je retrouve jamais quelques lettres de Sa Majesté, je les renverrai à Sa Majesté elle même. Et jamais je ne manquerai à la vénération que je lui dois.

Je vous supplie, Messieurs, de m'accorder ma très-humble requête.

Fait à Francfort, 21 juin.

Voltaire."

Als in den nächſten Tagen ein Diener Freytag's, der eine Beſtellung zu machen hatte, von Voltaire und Mad. Denis ſchnöde abgefertigt worden, und Freytag hierüber erzürnt war, fürchteten bald jene gar ſehr die Folgen, und gaben ſogleich die beſten Worte. Voltaire ſchrieb:

„J'apprends, Monsieur, que vous êtes en colère contre moi, sur ce que votre laquais vous a rapporté. Je vous supplie de considérer que je n'entends point l'allemand, que je lui ai dit dans les termes qu'on m'a fournis que madame Denis était dans des convulsions qui me font craindre pour sa vie. Je vous conjure, Monsieur, de représenter à Sa Majesté notre état déplorable et notre soumission. J'ai fait tout ce que vous m'avez prescrit, que voulez vous de plus?

Vous êtes trop honnête homme pour ne pas adoucir le sort d'une femme respectable et infortunée. Nous comptons sur un peu de pitié, et nous sommes prêts à tout faire pour la mériter, etc. V."

Mad. Denis ſuchte den Feind durch folgendes Billet zu begütigen:

„Je suis désespérée, Monsieur, de ce que vous me faites dire par le petit garçon. Au nom de Dieu n'envenimez pas une affaire lorsque mon oncle est prêt de faire tout ce que vous voudrez. Songez qu'il est attaché au roi plus que jamais. Si le mémoire vous déplait, mon oncle en fera un autre, il se soumet à tout ce qu'on veut, que lui demandez vous. J'implore votre justice et votre bonté, et je suis très-malade." Welchem Billet Voltaire auf der Rückſeite noch die Worte hinzufügte: „Ma nièce est au lit mourante, au nom de Dieu ayez pitié de nous, et surtout d'une femme respectable et desespérée."

Hiemit noch nicht zufrieden, und die Einwirkung auf den König ſelbſt in's Auge faſſend, erließ Voltaire unter dem 23. Juni an Freytag folgenden ausführlichen Brief, von welchem uns eine Abſchrift vorliegt, deren erſte Zeile und die acht letzten von Voltaire's eigner Hand geſchrieben ſind:

„Copie de ma lettre à M. Freytag.

A Francfort 23 juin.

Je ne conçois pas, Monsieur, votre colère dans notre malheur. Je ne peux avoir rien dit de désagréable à votre laquais; puisque je ne sais pas l'allemand. Je lui ai dit dans les termes qu'on m'a four-

nis, que ma nièce était ce matin dans des convulsions mortelles, et que le docteur Müller était avec elle. Vous aurez sans doute compassion de la veuve d'un gentilhomme, officier d'un grand roi, qui fait deux cent lieues pour conduire son oncle aux eaux, et qui se voit trainée à pied en prison, au milieu de la populace, à qui on refuse sa femme de chambre, et auprès de laquelle on fait rester votre commis pendant la nuit, avec quatre soldats à sa porte; et que vous retenez encore prisonnière, sans qu'elle ait fait autre chose que d'implorer pour moi la miséricorde du roi, et de répandre devant vous et devant Mr. Schmid des larmes inutiles.

Je vous réitère, Monsieur, que j'ai obéi avec la plus profonde soumission aux ordres du roi que vous m'avez donnés de bouche. J'ai fait revenir le 17 la caisse où était le livre de poésies du roi, que Sa Majesté redemande. J'ai juré que je n'avais pas transcrit une seule page de ce livre, j'ai rendu toutes les lettres que j'avais de Sa Majesté, je me suis soumis à lui rendre toutes celles, dont il m'a honoré pendant quinze ans, et qu'on pourra retrouver à Paris; je vous ai signé le 1 juin que je ne sortirai pas, jusqu'au retour de la caisse, et du livre du roi. La caisse et le livre sont revenus le 17, j'avais crû sur vos promesses par écrit, être en droit de partir le 20, d'autant plus que je vous laissais ma caisse, et tous mes effets. Je me flatte que le roi écoutera sa clémence en ma faveur, et qu'il aura surtout pitié de l'état horrible où ma nièce est réduite, et dont il ne sait pas la moitié. Il sait seulement que ma nièce

n'est et ne peut pas être coupable de rien. Je connais la bonté du coeur du roi, je lui ai demandé pardon des fautes que j'ai pu commettre en soutenant avec trop de vivacité une querelle littéraire. Je lui serai toujours attaché. Je ne dirai jamais assurément un seul mot qui puisse lui déplaire. J'attendrai ses ordres avec résignation. Je ne suis inquiet àprésent que pour la vie d'une femme respectable, qui mérite l'estime et la compassion de l'Europe. J'assure encore une fois le roi de ma résignation respectueuse, de mon obéissance à ses ordres. Il peut compter que n'étant plus à lui, je me regarderai le reste de ma vie comme un homme qui lui a appartenu, que je ne lui manquerai jamais. Je vous supplie de vous joindre à moi pour implorer sa clémence, et de lui envoyer cette lettre."

Der Brief zeigt hinlänglich, daß er ganz für den König berechnet ist, und aus diesem Grunde scheut er auch nicht, die falschen Angaben, welche schon auf andern Wegen ausgesprengt waren, auch hier unter den Augen Freytag's zu wiederholen, wohl wissend, daß dieser wußte, sie seien falsch. In hartnäckiger Behauptung eigenwilliger Annahmen, die er einmal für Wahrheit ausgegeben, hat Voltaire auch auf dem litterarischen Felde es nicht an Proben seiner Dreistigkeit fehlen lassen!

Am 25. Juni empfing Freytag ein von Fredersdorff's Hand geschriebenes, von dem König unterzeichnetes Kabinetsschreiben, ohne Datum, dieses Inhalts:

„Seine Königliche Majestät unser allergnädigster Herr lassen Dero Residenten dem Baron von Freytag auf dessen Bericht wegen des Voltaire's Arretirung zur gnädigsten Resolution ertheilen, daß sobald der Voltaire seinen Re-

vers hat von ſich gegeben, ſelbiger abreiſen kann, und habt Ihr nicht Urſache ihn länger aufzuhalten; die Sachen, ſo er abgegeben, will ich mit erſter Poſt eingeſandt haben. Ich bin Ew. wohlaffektionirter

Frdch."

„Ordre an den Baron von Freytag,
daß er den Voltaire ſoll abreiſen laſſen."

Obſchon dieſes nur eine Beſtätigung des frühern Befehls, nicht die Entſcheidung auf den ſpäteren Bericht war, ſo glaubte Freytag doch, die Freilaſſung verfügen zu müſſen. Allein jeder Tag brachte neue Unruhe und Beſorgniß. Voltaire verſuchte allerlei Bewegungen, und ſeine Geſchäftigkeit war außerordentlich. In ſeiner Angſt ſchrieb Freytag am 26. Juni hierüber an Schmid:

„Geſtern ware der Voltaire den ganzen Nachmittag mit Fremden, denen Kavaliers des Herzogs von Meiningen, einigen Goldmachern, Buchdruckern und Buchführern environniret, daß ich abgeredetermaßen nicht zu Ihme fahren konte. Unterdeſſen muß heut der Bericht an den König abgehen, und eine ferme Reſolution gefaſſet ſein, ob wir die Königliche Reſolution auf unſer letzteres abwarten, oder ob wir es wagen wollen, bei dem Magiſtrat anzuhalten Ihn zu elargiſiren. Weilen wir aber die Requiſitorialien unter Verpfändung des Unſrigen verſprachen, ſo iſt zu befürchten, daß ſich der Magiſtrat auf dieſe Requiſitorialien ſteifen wird; die Sache iſt épineuse, ich bitte mir Dero Meinung positive aus."

Worauf Schmid aber entſchloſſen antwortet:

„Dieſer nimmet ſich ſchon mehr aus als Ihme er-

laubt worden. Billig sollte der große Zulauf untersagt werden, denn jeder blaset das Feuer an, so uns Verdruß verursachen wird.

Weil der größte bruit vom Voltaire durch seine selbsteigne schlechte Aufführung geschehen, davon Seiner Königlichen Majestät keinen Unterricht noch hatten, der Magistrat auf den Requisitorialien beharren wird, so sehe dieses Mannes hier Verbleiben für höchst nöthig an. Die Wacht könnten wir ohnmaßgeblich abziehen lassen, dagegen seine Unterschrift begehren, daß Er nicht aus seiner Kammer weicht."

Voltaire aber wandte sich am 26. Juni auf heimlichem Wege neuerdings mit einem Schreiben an den hohen Gönner, in welchem der Graf von Stadion vermuthet wird. Er wiederholt hier die ihm schon ganz geläufigen unwahren Angaben, in welche er die Vorgänge verarbeitet hat, und ergeht sich in zum Theil nutzlosen Verläumdungen; er schreibt:

„La même personne qui a eu l'honneur d'écrire de Francfort à Son Excellence, et d'implorer la protection de Leurs Majestés Impériales, supplie très-humblement Son Excellence de continuer à lui garder le secret. Si Leurs Majestés Impériales ne sont pas dans le cas d'accorder leur protection dans cette affaire, elles seront du moins indignées de ce qui vient de se passer dans Francfort. Un notaire, nommé Dorn, commis du sieur Freytag, résident de Prusse, enlève une dame de condition, qui vient à Francfort auprès de son oncle malade. Il la conduit à travers la populace, à pied, dans une auberge, lui ôte ses domestiques, met des soldats à sa porte, passe la nuit

seul dans la chambre de cette dame mourante d'effroi. On supprime ici, par respect pour Sa Majesté Impériale la reine, les excès atroces où le nommé Dorn, commis de Freytag, et cependant notaire impérial, a poussé son insolence.

Son Excellence peut aisément s'instruire de ce que c'est que Freytag, aujourd'hui résident de Prusse. Il est connu à Vienne et à Dresde, ayant été châtié dans ces deux villes.

La personne qui a pris la liberté de s'adresser à Son Excellence, avait bien raison de prévoir les extrémités les plus violentes. Elle est bien loin de vouloir compromettre personne, elle ne demande que la continuation du secret.

On doit trouver étrange que tant d'horreurs arrivent dans Francfort, uniquement au sujet du livre de poésies françaises de Sa Majesté prussienne. Sa Majesté prussienne est trop juste, trop généreuse, pour avoir ordonné ces violences au sujet de ses poésies qu'on lui a rendues. Personne ne peut imputer de pareilles horreurs envers une dame à un si grand roi.

On se borne à remercier Son Excellence du secret, et à l'assurer du plus profond respect.

à Francfort, 26 juin."

Hier finden wir auch die Andeutung, die ſich ſpäterhin unumwunden ausſpricht, daß der unglückliche Dorn in der Nacht, die er bei Mad. Denis auf ihr Begehren zugebracht, verſucht habe ihr Gewalt anzuthun! Bei dieſem Vorgeben iſt an keine Spur von Wahrheit zu denken, dergleichen liegt außer der Möglichkeit des ganzen Zuſammenhanges dieſer Dinge, welche von Seiten der

preußischen Beamten nur mit Ernst und Furcht behandelt worden, ja außer der Möglichkeit des Karakters, den die Gegenseite einstimmig dem armen, mit Frau und Kind beladenen Manne beimißt. Unsres Erachtens hat Voltaire, gleich andern Zügen, auch diesen erfunden, um den Gegnern noch eine Schuld mehr vorzuwerfen, und nebenher mochte der Schalk heimlich auch an der Verlegenheit seiner Nichte sich ergötzen, die natürlich bei solcher Angabe nur schweigen konnte.

Freytag unterdessen hatte ihm den Revers vorlegen lassen, den er ausfertigen sollte und auch schon willens war zu schreiben; da jedoch der Aktuarius Dieffenbach, von dem Bürgermeister abgeschickt, sich anmelden ließ, so wollte Voltaire diesen erst sprechen, und nach der Unterredung hatte er seinen Sinn geändert, und wollte seine Sache nun allein mit dem Magistrat abmachen, als in dessen Haft er sich befände. Freytag entwarf über diesen neuen, für ihn sehr verdrießlichen Zustand am 26. Juni folgenden Bericht an den König:

„Ob wir schon in der größten Irresolution waren, ob wir den von Voltaire erlassen sollten oder nicht; allermaßen ein Diener pro re nata einen wohl arrestiren kann, so stehet Ihme doch nicht frei einen solchen ohne eingeholte allerhöchste Ordre wieder loszulassen, zumalen wenn einer wider gegebene Treu und Wort echappiret; ein solches zeuget entweder einer bösen That, die man begangen, oder die man noch begehen will, und wenn auch beides nicht wäre, so kann doch kein größeres Verbrechen gegen seinen Herrn begangen werden, als aus dem anbefohlenen Arrest zu entweichen, — dennoch aber, und weil Ew. Königlichen Majestät gestern eingelaufene allerhöchst eigen-

händige Ordre, obzwar ohne Dato, klar besaget den von Voltaire abreisen zu lassen, so haben wir Ihme heute über vier folgende Punkte einen Revers auszustellen angedeutet:

1. Alle noch vorfindende Königliche Skripturen an Ew. Königliche Majestät immediate einzusenden;

2. Daß Er von dem Buch oeuvres de poésies weder überhaupt noch per pièces eine Abschrift genommen;

3. Falls Er darwider gehandelt, sich selbst, in welchem Lande Er auch anzutreffen seie; dem Arrest unterwerfe;

4. Alle wegen dessen Flucht und Arrest aufgegangene Unkosten wie billig bezahlen wolle.

Es hatte der Sekretarius Dorn Ihme diese Punkte gegen 10 Uhr proponiret, und er stunde in procinctu solche auszufertigen; gleichwie aber unter dieser Zeit der Aktuarius des Bürgermeisters zu Ihme kame, so erließe Er ermeldten Dorn mit dem Bedeuten, in einer halben Stunde wieder bei Ihme Voltaire einzutreffen. Bei seiner Retour ware seine Antwort: es hätte der Bürgermeister zu Ihme geschicket, und er wollte seine Sachen anjetzo schon selbsten ausmachen, er ließe sich in nichts mehr ein. Bei so bestalten Umständen sind wir nicht im Stande, Ihn den Voltaire in Freiheit zu setzen, und müssen erwarten, was vor Komödien er mit dem Bürgermeister spielen wird, die wir aber, wenn man sie uns eröffnet, zu eludiren wissen, ingleichen ob Ew. Königliche Majestät Ihme seine genommene Flucht allergnädigst pardoniren werden. Unterdessen sind die meiningische Kavaliers den ganzen Tag bei Ihm, die Ihn verhetzen, gewisse hier renommirte Goldlaboranten umgeben Ihn, Drucker und Buchführer laufen

aus und ein, wie Er denn wöchentlich zwei Pièces ediret, wovon ich etliche hier allerunterthänigst beilege. Er hat dem Vernehmen nach ein Quartier auf ein halbes Jahr gemiethet, und denkt nichts weniger als nach Plombieres zu gehen.

Mit dem gestrigen Postwagen haben wir den Schlüssel, den Orden und das Buch, welches wir in seinem des Voltaire's Beisein sogleich bei dem Empfang besiegelt, und ebenfalls dessen Petschaft drauf drucken lassen, unter Addresse Ew. Königlichen Majestät Geheimden Kämmeriers von Fredersdorff wohleingepackt abgeschickt."

Wir haben nun zu sehen, wie Collini diese Vorgänge schildert. In seiner Erzählung fortfahrend sagt er: „Freytag fit transporter à la gargotte, où nous étions logés, la malle qui contenait les papiers, l'argent et les bijoux. Avant d'en faire l'ouverture, il donna à signer à Voltaire un billet par lequel celui-ci s'obligeait à payer les frais de capture et d'emprisonnement. Une clause de ce singulier écrit était que les deux parties ne parleraient jamais de ce qui venait de se passer. Les frais avaient été fixés à cent vingt-huit écus d'Allemagne. J'étais occupé à faire un double de l'acte lorsque Schmid arriva. Il lut le papier, et prévoyant sans doute, par la facilité avec laquelle Voltaire avait consenti à le signer, l'usage terrible qu'il en pouvait faire quelque jour, il déchira le brouillon et la copie en disant: Ces précautions sont inutiles entre gens comme nous." Stoßen uns bei diesen Angaben einige Zweifel auf, die doch füglich unerörtert bleiben können, so müssen wir das Nachfolgende, welches Collini seinem Herrn und Meister nachspricht, gradezu für Lüge und

Verläumdung halten: „Freytag et Schmid partirent avec cent vingt-huit écus d'Allemagne. Voltaire visita la malle dont on s'était emparé la veille sans remplir aucunes formalités. Il reconnut que ces messieurs l'avaient ouverte, et s'étaient approprié une partie de son argent. Il se plaignit hautement de cette escroquerie; mais messieurs les représentans du roi de Prusse avaient à Francfort une réputation si bien établie, qu'il fut impossible d'obtenir aucune restitution." Collini selbst, der hier sagt „sans remplir aucunes formalités", hat uns oben das Gegentheil berichtet; „il reconnut" ist hier unbestimmt und schwach, warum sagt er nicht, daß das Schloß erbrochen, die Siegel verletzt gefunden worden? Die angebliche Entwendung des Geldes nur als eine escroquerie zu bezeichnen, ist auch ganz ungehörig, doch zur Verunglimpfung genügte das Wort; die Sache beim rechten Namen genannt, hätte die Leichtgläubigkeit stutzen gemacht, und die ernste Frage geweckt, wieso ein so schweres Verbrechen nicht vor Gericht gebracht worden? „Cependant — heißt es weiter — nous étions encore détenus dans la plus détestable gargotte de l'Allemagne, et nous ne concevions pas pourquoi on nous retenait, puisque tout était fini. Le lendemain, Dorn parut et dit qu'il fallait présenter une supplique à Son Excellence monseigneur de Freytag et l'adresser en même temps à M. de Schmid. „Je suis persuadé qu'ils feront tout ce que vous désirez, ajouta-t-il; croyez-moi, M. Freytag est un gracieux seigneur." Madame Denis n'en voulut rien faire. Ce misérable faisait l'officieux pour qu'on lui donnât quelque argent. Un louis le rendit le plus humble des

hommes, et l'excès de ses remercîments nous prouva que dans d'autres occasions il ne vendait pas fort cher ses services.“ Und dieſer erbärmliche, demüthige Menſch ſoll des nächtlichen Anfalls auf Mad. Denis ſchuldig geweſen ſein? und nach ſolchem Vergehen machte man ihm doch noch ein Geſchenk? Die Lüge wird in dieſen Unvereinbarkeiten offenbar! Hierauf erzählt Collini den Beſuch des Aktuarius: „Le secrétaire de la ville vint nous visiter. Après avoir pris des informations, il s'apperçut que le bourguemaître avait été trompé, Il fit donner à madame Denis et à moi la liberté de sortir; Voltaire eut la maison pour prison jusqu'à ce qu'on eût reçu de Potsdam des ordres positifs. Mais craignant de garder longtemps les arrêts s'il s'en reposait sur ces messieurs, il écrivit une lettre à l'abbé de Prades, lecteur de Frédéric.“

Dieſer Brief Voltaire's an den Abbé de Prades iſt nicht bekannt geworden. Wir theilen hier aber einen andern zu Voltaire's Gunſten geſchriebenen Brief mit, welchen auf deſſen Anregung die Markgräfin von Baireuth an den König richtete; die geiſtvolle Fürſtin ſchrieb unter dem 29. Juni an ihren Bruder:

„Mon très-cher frère!“

„Je compte ce jour parmi les heureux puisque j'ai la satisfaction de vous assurer des sentiments de mon coeur. J'ai fait une petite trêve avec les eaux, mes crampes et maux ayant rompu celle que j'avais faite avec eux. Ma cure me paraitrait insupportable me privant si souvent du plaisir de vous écrire, si je n'espérais qu'en la continuant elle me misse en état

de jouir encore une fois du seul bonheur après lequel je soupire, qui est de me retrouver auprès de ce que j'ai de plus cher au monde. Vous verrez, mon très-cher frère, une vieille squelette qui ne vit que pour vous, dont vous êtes le mobile, et qui peut-être ne serait plus si vous ne preniez soin de l'animer par l'amitié que vous lui témoignez. Je bénirai les eaux si elles contribuent à vous garantir, mon cher frère, des mauvaises attaques que vous avez eues l'hiver passé. Il me semble que je renais lorsque j'apprends de bonnes nouvelles de votre santé. Nos principautés sont encore ici. Tandis qu'on tâche de les amuser, je suis enfermée dans mon antre comme la Sibylle, et tâche d'y gouter des plaisirs dont ma misérable santé me permet encore de jouir.

Je viens de recevoir tout un paquet de Voltaire et de Mde Denis, que je prends la liberté de vous envoyer. Je suis fachée qu'ils s'adressent à moi, mais de crainte d'être compromise dans cette mauvaise affaire, je vous envoie, mon très-cher frère, ce que je reçois de leur part. La lettre de Mde Denis montre de la conduite et de l'esprit, il parait qu'elle n'est pas instruite des raisons qui vous ont porté à faire arrêter son oncle. S'il avait suivi ses conseils, il aurait agi plus sagement. Je le considère comme le plus indigne et misérable des hommes s'il a manqué de respect envers vous dans ses écrits ou dans ses paroles, une telle conduite ne peut que lui attirer le mépris des honnêtes gens. Un homme vif et bilieux comme lui, entasse sottise sur sottise lorsqu'il a une fois commencé à en faire. Son âge, ses infirmités

et sa réputation qui est flétrie par cette catastrophe, m'inspirent cependant quelque compassion pour lui. Un homme réduit au désespoir est capable de tout. Vous trouverez peutêtre, mon très-cher frère, que j'ai encore trop de support pour luî en faveur de son esprit, mais vous ne désapprouverez pas que j'aie pour lui la pitié qu'on doit même aux coupables dès qu'ils sont malheureux et lors même qu'on est obligé de les punir. Son sort est pareil à celui du Tasse, et de Milton. Ils finirent leurs jours dans l'obscurité; il pourrait bien finir de même. Si l'effort que font les poètes à composer les poèmes épiques leur fait tourner la tête, nous pourrions bien être privé de ce genre de poésie à l'avenir, puisqu'il semble qu'il porte guignon à ceux qui s'y appliquent. Je vous demande mille pardons, mon très-cher frère du griffonnage de cette lettre, ma tête toujours revêche et vraiment femelle en ce point m'empêche de la transcrire. Je suis avec toute la tendresse et le respect imaginable, mon très-cher frère,

votre très-humble

Le 29 de juin 1753.

et obéissante soeur et servante

Wilhelmine."

Doch bedurfte es längſt keiner ſolchen Bitten und Vorſtellungen mehr. Der König hatte ſchon am 19. Juni auf den erſten Brief der Mad. Denis eine Antwort erlaſſen, und der Abbé de Prades ſie mit folgenden Zeilen an Freytag abgeſandt: „Le roi m'a ordonné, Monsieur, de vous adresser une lettre pour madame Denis, nièce de monsieur de Voltaire, afin que vous la lui fassiez

remettre si elle est à Francfort, ou que vous la lui fassiez tenir où elle sera. Je suis charmé en m'acquittant de mon devoir de trouver une occasion où je puisse vous témoigner la considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissant serviteur l'abbé de Prades.“ Auf ihren zweiten Brief aber hatte der König sogleich nachstehendes, von de Prades unter dem 26. Juni ausgefertigtes Kabinetsschreiben an Freytag unterzeichnet: „J'ai reçu une lettre de la nièce de Voltaire que je n'ai pas trop comprise, elle se plaint que vous l'avez fait enlever à son auberge et conduire à pied avec des soldats qui l'escortaient. Je ne vous avais rien ordonné de tout cela; il ne faut jamais faire plus de bruit qu'une ne le mérite. Je voulais que Voltaire vous remit la clef, la croix et le volume de poésies que je lui avais confiés, dès que tout cela vous a été remis, je ne vois pas de raison qui ait pu vous engager à faire ce coup d'éclat. Rendez leur donc la liberté dès ma lettre reçue. Je veux que cette affaire en reste là, qu'ils puissent aller où ils voudront, et que je n'en entende plus parler. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte garde. A ma maison de Sanssouci ce 26 juin 1753.

Frederic.“

Und am 2. Juli mußte Fredersdorff auch noch den letzten Bericht von Freytag und Schmid in gleichem Sinne beantworten:

„Seine Königliche Majestät lassen denselben auf Dero Eingelaufenes vom 26. pass. zur gnädigsten Resolution ertheilen, da der Voltaire seine Sachen abgegeben, daß Ihm sowohl als seiner Niece ohne den geringsten Anstand

sollten die Wache abnehmen und gehen lassen, Ihm auch nicht über seine Echappade die geringste Quästion machen. Der ich mit wahrer Hochachtung die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 2. Juli 1753.

ganz ergebener Diener
Fredersdorff."

Das Schreiben des Königs vom 19. Juni an Mad. Denis war ungemein verspätet worden, und Mad. Denis erfuhr erst durch einen abermaligen Brief vom 30. Juni, den der König ihr hatte schreiben lassen, daß eine frühere Antwort für sie an Freytag gelangt sein müsse: sie säumte nicht, sich dieselbe durch folgendes Billet auszubitten:

„Mad. Denis prie M. de Freytag de vouloir bien lui envoyer la lettre qu'il a reçue pour elle de la part du roi son maître.

Sa Majesté Prussienne vient de faire écrire à Mad. Denis en date du 30 juin que cette lettre qu'elle demande doit être parvenue à M. Freytag il y a quelques jours; elle ne doute pas, que M. de Freytag ne lui remette cette lettre selon les intentions de Sa Majesté.

Mad. Denis et M. de Voltaire font leurs compliments à M. de Freytag.

ce 5 juillet."

Wenn uns nach allem Vorgefallenen die artige Ausdrucksweise dieses Billets wundern kann, so müssen wir noch mehr über den Schluß eines Billets erstaunen, welches Voltaire desselben Tages an Freytag richtet, und worin er sagt: „Au reste si M. de Freytag à la bonté de venir aujourd'hui, il est supplié de vouloir avoir bien la bonté d'apporter les papiers cachetés qu'on

lui a remis en depôt. On lui fait beaucoup de compliments sur son esprit de conciliation, sur sa justice et sur la bonté de son coeur.“ Ein solches Zeugniß, welches wenigstens jetzt nicht mehr durch Furcht hervorgerufen sein und als trügerische Schmeichelei keinen Zweck haben konnte, steht in seltsamem Widerspruche mit den schnöden Beschuldigungen, die er kurz vorher gegen ihn geschleudert hatte, und auch nachher noch wiederholte. Wir sehen die reizbare Lebhaftigkeit des unruhigen Greises nach wechselnden Eindrücken des Augenblickes alles Urtheil und alle Stimmung wechseln, wobei er sich jedesmal den überschwänglichsten Wendungen hingab, die wir auch deßhalb weder im Bösen noch im Guten zum vollen Werth annehmen dürfen.

Wie sehr auch eben jetzt Voltaire bei seinen schönen Worten verstellt war, und in welcher Weise er die Sachen zu behandeln fortfuhr, ersehen wir aus dem folgenden Bericht, in welchem Freytag seinen Verdruß von diesen unseligen Händeln und seinen Schmerz über die Mißbilligung, welche der König zu äußern scheint, gegen Fredersdorff ausschüttet. Was er zu seiner Rechtfertigung sagt, läßt sich von seinem Standpunkt aus freilich nicht ganz verwerfen. Sein Bericht vom 6. Juli lautet:

„Was vor Chagrin, Unkosten und Noth uns beiden Krankseienden der von Voltaire mit seinen Erdichtungen und sowohl bei Gott als dem König unverantwortlichen Betragen erwecket, ein solches ist mit der Feder nicht zu beschreiben, ja was er gegen mich, den Hofrath Schmid, selbsten gegen Seiner Königlichen Majestät allerhöchste Person herausgestoßen, ist besser zu vergessen, als daran zu denken. Ob uns nun zwar auf unsere beide letztere,

eines an Ew. Hochwohlgeboren unterm 23. Juni, das andere an Seine Königliche Majestät unterm 26. ejusdem allerunterthänigst gestellet, keine Antwort zugekommen, so läuft unterdessen eine Königliche allerhöchste Ordre hier ein, welche unsere in dieser Sache geführte Konduite, zu unserem größten Schmerz, gar nicht zu approbiren scheinet, da wir doch an unserem allerdevotesten Eifer, nöthiger Behutsamkeit, und ordremäßige Exaktitüde, in keine Wege es haben ermangeln lassen. In der ersten Königlichen Ordre vom 11. April wird von vielen Briefen und Skripturen gemeldet, und die vorgefundenen machten nur ein mäßiges Paketel aus; in der zweiten allerhöchsten Ordre vom 29. April ward allergnädigst befohlen, daß der von Voltaire alle seine Emballagen zurückkommen lassen sollte; daß wir ihn also nicht eher abreisen lassen konnten, als bis wir vernommen, ob dieses kleine Paket alle Königlichen vielen Briefe und Skripturen seien; auf Schlüssel und Kreuz ware unser Augenmerk nicht so sehr als die Briefschaften gerichtet, die öfters mehr als Geld und Gut geschätzet werden, absonderlich da sie von Seiner Königlichen Majestät allerhöchstschätzbarsten Hand sein sollten, und eben deßwegen wollten wir das Leipziger Ballot nicht eröffnen, um zu ignoriren, ob das Buch darinnen seie oder nicht. Damit der von Voltaire aber den Konventional-Arrest desto ruhiger aushalten sollte, so habe von Zurückkunft der Hamburger und Pariser Ballots noch gar nicht gesprochen, und wann Seine Königliche Majestät nicht eben in Preußen gewesen wären, so wäre die allerhöchste Antwort auch vor Ankunft des Leipziger Ballots angelanget, so daß er mein ihme pro forma gegebenes Billet, (und daß es pro forma gegeben worden, mit zwei

Zeugen beweisen kann) nicht hätte mißbrauchen und zum Fundament seiner Flucht nehmen können. Allein wann dieses ihme nicht gedienet hätte, so hätte er was anderes inventiret, denn er hat sich solchergestalten vor der Königlichen Antwort von Berlin gefürchtet, daß man nicht anderß glauben kann, denn er muß was ganz Enormes begangen oder in Zukunft zu begehen im Kopfe haben; er ginge also parol- und eidbrüchigerweise heimlich durch, nachdem er sich etliche Tage zuvor in den hiesigen Johanniter-Freihof aber umsonst zu retiriren getrachtet, und als er seine große Schatulle auch beste Sachen weg praktiziren lassen. Hiezu kame, daß Ew. Hochwohlgeboren unterm 11. Juni meldeten, uns an die Ungeduld des von Voltaire nicht zu kehren, sondern bis zu Ankunft Seiner Königlichen Majestät, welche nach etlichen Tägen ankommen würde, der erhaltenen Ordre gemäß so zu kontinuiren wie angefangen. Wie war es also möglich ihn loszulassen? Wer hat also nun den coup d'éclat gemacht? Wir hätten Leib und Leben dran gemaget, ehe wir ihn fortgelassen hätten; und wenn ich der Kriegesrath ihn nicht noch in der Barriere sondern im freien Felde angetroffen, und er zu retourniren sich geweigert, so wüßte ich nicht, ob ich ihme nicht eine Kugel durch den Kopf gejaget hätte; so lagen mir die Königlichen Briefe und Skripturen am Herzen.

Doch da nun Seine Königliche Majestät in der letzten allergnädigsten Ordre ausdrücklich melden, ihn zu dimittiren, so haben wir sogleich nach deren Empfang die zwei Mann Wache abgehen, und ihme seine beide bei mir in Deposito gewesene Paketer einhändigen lassen; mit dem Vermelden, daß wir beide selbsten zu ihme kommen und

das Fernere besorgen wollten. Sur ces entrefaits hat er bei dem Magistrat Himmel und Erde beweget, die Wache fortzuschaffen, über uns beide geklaget, Ein Memorial über das andere eingegeben; vornehmlich hat die Denis frecherweise vorgegeben, mein Sekretair wäre die Nacht über bei ihr im Zimmer geblieben, da sie ihn doch ersuchen lassen ein solches zu thun, auch vor diese Nachtwache ihme einen Louisd'or zum Präsent gemacht, — und hundert andere Dinge mehr; ja er hat mit Zuziehung eines meiningischen sogenannten Kavaliers und eines hiesigen Rathsherrn Namens Senckenberg — ein verruchter Mensch welcher alle preußischen Affairen kontrekarrirt, der an Bosheit und Gottlosigkeit in hiesigen Landen offenbarlich seines gleichen nicht hat, und damit man ihn erkennen möge, ein gegen ihn bis diese Stunde unbeantwortet gebliebenes impressum beilege, kraft wessen er überführet ist und gestehet, in Kriminalsachen ein falsches Protokoll gemacht zu haben, — mit diesem Senckenberg hat er den hiesigen Magistrat, deme eben in dieser Zeit eine scharfe Königliche Deklaration übergeben müssen und dahero gerne Revange nehmen wollen, dahin induziret, daß, wenn er seinem Vorgeben nach von seinen um den König seienden Feinden verhindert würde, seine Klagen vor Allerhöchstdenselben zu bringen, der Magistrat dessen gegen uns verfertigte Memoriale an Seine Königliche Majestät einzuschicken; welches wie ich vernehme hierauf unerhörterweise auch geschehen wird. Doch leben wir der Hoffnung, Seine Königliche Majestät werde diese magistratische Kühnheit auf das nachdrücklichste ressentiren und uns ungehört nicht lassen.

Eben nun, als wir uns zu ihme verfügen wollten, so

ſchickte der Bürgermeiſter und ließ uns wiſſen, der Voltaire hätte ein neues Memorial übergeben, und begehrte gegen uns eine Kommiſſion, ingleichen daß bei ſeiner Demiſſions-Deklaration ein magiſtratiſches Mitglied dabei ſein ſollte, erſteres wäre vom Magiſtrat ſelbſten verworfen worden, wegen des andern fragte er an, was wir geſonnen wären; bald darauf ſchickte der Voltaire beiliegendes Billet an mich, wir ließen uns dahero bei ihm melden, weil er ſchon etlichemal in das gegenüberliegende Wirthshaus im Löwen mit ſeiner Denis gegangen war, über welchen Gang, der kaum zwanzig Schritt ausmacht, dieſe Denis ſich bei Seiner Königlichen Majeſtät ſehr beſchweret, daß man ſie zu Fuß geführet; die Antwort aber war, er wäre unpaß, er könnte uns nicht ſprechen. Bei ſo beſtalten Unhöflichkeiten erſuchten wir hierauf den Bürgermeiſter, ihme den Degen zu ſchicken und zu ſagen, daß er ſeine bei dem Hofrath Schmid deponirte wenige Gelder, nach Abzug der Unkoſten, welche ſich zuſammen auf 190 Gl. 11 Kr. beliefen, abholen könnte, und wovon die Spezifikation auf allerhöchſten Befehl eingeſchickt werden ſolle.

Wir müſſen noch mit zwei Worten die Erfindungen, womit die Denis Seine Königliche Majeſtät beſchweret, berühren. Aus unſerem bereits eingeſchickten Promemoria iſt zu erſehen, daß wir nur den Voltaire zu arretiren angehalten; da aber ich der Hofrath Schmid beſagte Denis in voller Klage bei dem Bürgermeiſter antraf und ſie zu allen Rathsherren zu laufen in procinctu war, ſo habe ſie, um unſern Handel nicht zu verderben, anzuhalten gebeten. Sobalde aber des andern Tags der bürgermeiſterliche Arreſtirungsſpruch in pleno senatu gut-

geheißen worden, so hat man sie sogleich entlassen, und sie ist in aller Stille ohne Eskorte bei der Nacht von dem Sekretair zu ihrem Onkel, so wie sie es verlanget, gebracht worden. Die Unkosten giebt sie täglich 122 Rtl. an, da doch alles, wie schon gemeldet, nur 190 Gl. kostet; enfin der ganze Brief ist falsch.

Seine Königliche Majestät befehlen in Dero allerhöchsten letzten Ordre, daß man Allerhöchstihnen nichts mehr von dieser Sache reden sollte, daher haben wir uns die Freiheit genommen Ew. Hochwohlgeboren von dieser Sache in aller Eil zu informiren, damit Ew. Hochwohlgeboren bei Gelegenheit gegen alle Kalumnien uns das Wort reden mögen. Vornämlich bitten wir um die von uns dem Magistrat versprochenen Requisitorialien, gestalten er heute deklariren lassen, er würde bis dahin mit uns weiter in nichts entriren.

Wir legen hier einen Extrakt aus der Baseler Zeitung bei, welchen der Voltaire ohne Zweifel selbsten also hat einrücken lassen, denn es ist alles falsch, daß er mir ein einziges Wort von allen diesen Sachen deklariret hätte, und falls an den Kanton Basel geschrieben würde, so würde sich ergeben, daß dieses von einem gewissen James de Lacour eingeschickt worden.

Wir beharren mit der vollkommensten Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.“

Schon am nächsten Tage, den 7. Juli, ließ Freytag einen abermaligen Bericht an Fredersdorff abgehen, worin der Schluß der ganzen Sache mitgetheilt wird:

„Unser weitläuftiger Rapport vom gestrigen Dato wird zweifelsohne richtig überkommen und ein guter Gebrauch davon gemacht worden sein.

Gleichwie nun der von Voltaire seine Gelder nicht selbsten abholen wollte, sondern dieserwegen einen Notarium schickte, so gaben wir dem Sekretario Dorn Ordre, Ihme solche gegen Quittung zu überbringen; anstatt aber sie zu empfangen, kame Er mit einer Pistol, spannte solche auf, und wollte den Sekretarium darnieder schießen, der Voltairische Sekretarius aber fiele Ihm in die Arme, rufend: „Mais, mon Dieu, Monsieur!“ und nöthigte ihn in ein ander Zimmer; welchen mördrischen Vorgang ermeldter Dorn sogleich dem Magistrat hinterbracht und das Nöthige zu verfügen gebeten. Enfin dieser vor Witz und Klugheit verrückte Mensch wird noch große Verdrießlichkeiten anrichten.

Bei dieser der Sachen Bewandtniß ist man bei Erquitrung der Königlichen Befehle weder seiner Ehre, seines Hab, noch auch gar seines Lebens nicht mehr versichert. Seine Königliche Majestät geruhten in allerhöchstdero ersten Ordre zu erwähnen, dieser Voltaire seye ein Intrigant, wir erfahren es jetzo allzu viel. In eben diesem Schreiben hieße es auch, ohne Komplimente ihn zu arrestiren; hätten wir dieses zu Anfang gethan, wie die Ballots nicht bei Handen waren, so wären wir aller dieser Noth überhoben gewesen; doch man wollte allergnädigst anbefohlenermaßen gradatim gehen; und es ist unsere allerdevoteste Schuldigkeit, zum Dienst des Königs alles zu ertragen; hoffen aber auch nun, daß da die Abnehmung dieses Ordens und Schlüssels uns so viele Noth verursachet, wir auch einmal etwas zu überbringen werden beehret werden.

In ausnehmender Estime beharren ꝛc.

P. S. In dem Augenblick als wir dieſes ſchließen, läſſet der Bürgermeiſter wiſſen, der Voltaire wäre fort. Ob Er ſich nun vor der enormen attentirten Mordthat, oder ob Er ſich vor den Berliner Briefen gefürchtet, können wir nicht wiſſen. Der Magiſtrat ware eben im Begriff die Sache zu unterſuchen. Unterdeſſen hat Er ſeine wenige Gelder bei mir dem Hofrath Schmid zurückgelaſſen, welche dem Sekretario Dorn zu ſeiner Satisfaktion dienen können; geſtalten dieſe Grauſamkeit mit allerlei Zuſätzen ſogleich durch die Stadt erſchollen, daß deſſen Frau und Kind in den äußerſten Schrecken geſetzt worden und jetzo krank und elend darnieder liegen."

Der letzte Abſatz dieſes Berichts, wo geſagt wird, daß die zurückgelaſſenen wenigen Gelder dem Sekretario Dorn zu ſeiner Satisfaktion dienen können, iſt allerdings von auffallender Unanſtändigkeit; wir müſſen aber bemerklich machen, daß derſelbe nicht mehr von Freytag's Hand, ſondern von Dorn's geſchrieben iſt, und daß dieſem eigennützigen Antrage nie Billigung oder gar Folge gegeben worden.

Collini dagegen erzählt die Sachen wie folgt, „Le lendemain 6, nous rentrâmes à l'auberge du Lion d'Or. Voltaire fit aussitôt venir un notaire, devant lequel il protesta solennellement de toutes les vexations et injustices commises à son égard. Je fis aussi ma protestation, et nous préparâmes notre départ pour le lendemain. Peu s'en fallut qu'un moment de vivacité de Voltaire ne nous retînt encore à Francfort et ne nous replongeât dans de nouveaux malheurs. Le matin, avant de partir, je chargeai deux pistolets que nous avions ordinairement dans la voi-

ture. En ce moment, Dorn passa doucement dans le corridor et dans la chambre, dont la porte était ouverte. Voltaire l'apperçoit dans l'attitude d'un homme qui espionne. Le souvenir du passé allume sa colère; il se saisit d'un pistolet et se précipite vers Dorn. Je n'eus que le temps de m'écrier et de l'arrêter. Le brave, effrayé, prit la fuite, et peu s'en fallut qu'il ne se précipitât du haut en bas de l'escalier. Il courut chez un commissaire qui se mit aussitôt en devoir de verbaliser. Le secrétaire de la ville, le seul homme qui, dans toute l'affaire, se montra impartial, arrangea tout, et le même jour nous quittâmes Francfort. Madame Denis y resta encore un jour pour quelques arrangements, et partit ensuite pour Paris."

Voltaire selbſt erzählt den Vorfall mit Dorn in ſeinem „Journal de ce qui s'est passé à Francfort-sur Mein" in dieſer Weiſe: „Le 7 au matin, le nommé Dorn ose revenir chez la dame Denis et le sieur de Voltaire, feignant de rapporter une partie de l'argent que le sieur Schmid avait volé dans les poches du sieur de Voltaire et du sieur Collini; puis il va au conseil de la ville faire rapport, qu'il a vu passer le sieur de Voltaire avec un pistolet, et prendre ce prétexte, pour que Schmid et lui gardent l'argent. Deux notaires jurés, qui étaient présents, ont beau déposer sous serment que ce pistolet n'avait ni poudre, ni plomb, ni pierre, qu'on le portait pour le faire racommoder; en vain trois témoins déposent la même chose. Le sieur de Voltaire est forcé de sortir de Francfort avec sa nièce et le sieur Collini, tous trois volés et accablés de frais, obligés d'emprunter de l'argent

pour continuer leur route. On a volé au sieur de Voltaire papiers, bagues, un sac de carolins, un sac de louis d'or, et jusqu'à une paire de ciseaux d'or et de boucles de souliers." Die Wahrheit stellt sich aus diesen Widersprüchen der verschiedenen Erzähler unschwer heraus. Voltaire war bei seinem großen Reichthum allerdings oft unbegreiflich geizig und gewinnsüchtig, aber eben so oft achtete er der größten Summen nicht, wenn er einen edeln oder ihn reizenden Zweck vor Augen hatte. Diesmal verweigerte er die Zurücknahme des Geldes und der Sachen, die ihm in seiner Hand nie so viel werth sein konnten, als wenn sie in der fremden blieben, da er hiemit das ihm unschätzbare Recht gewann, mit einem Schein von Wahrheit auszuschreien, er sei bestohlen und beraubt worden, was er denn auch lebenslang mit bittern Klagen zu wiederholen sich nicht versagte.

Nachträglich empfing Freytag noch ein Kabinetsschreiben des Königs vom 9. Juli, welches in Folge des Briefes von Voltaire an den Abbé des Prades diesem von dem Könige scheint diktirt worden zu sein, und die früheren Befehle wiederholt:

„J'ai reçu une lettre de Voltaire qui me parle encore de sa liberté. Vous devez avoir reçu les ordres que je vous ai donnés de le laisser aller où bon lui semblera, ainsi que sa nièce. Je n'avais d'autres prétentions sur lui que de le dépouiller de la croix, de la clef de chambellan et de retirer le livre que je lui avais confié. Vous m'avez écrit qu'il avait satisfait à tout ce que je demandais de lui. Ne différez donc point de mettre fin à tout cela, parceque sans doute, que s'il était survenu quelque incident

nouveau, vous m'en aurez averti. Sur ce je prie Dieu etc.

à Potsdam, ce 9. juillet 1753.

Federic."

Fredersdorff aber fertigte am 14. Juli dem von den stürmischen Auftritten und vielen Sorgen abgehetzten und durch die Unzufriedenheit des Königs tief gebeugten Freytag zu dessen Beruhigung und Trost folgendes Schreiben zu:

„Ich habe sowohl Dero jüngstes vom 6. hujus mit den Beilagen, als auch das von Herrn Hofrath Schmid unterm 29. pass. seiner Zeit richtig erhalten; aber meine Unpäßlichkeit hat verhindert, letzteres ehender zu beantworten. Indessen wird die Königliche Ordre schon eingelaufen sein, den von Voltaire (den alle Welt für einen Fujon erkennet,) laufen zu lassen. Die in Dero letztem bezeugte inquiétude können Sie gänzlich fahren lassen. Sie haben nichts gethan, als auf Königliche Ordre, und diese haben Sie dergestalt wohl exekutirt, daß Seine Königliche Majestät darüber gnädigst zufrieden sein. Dem dasigen Magistrat sind Sie beide, als Königliche karakterisirte Personen, die nach Ordre ihres Souverains handeln, keine Verantwortung schuldig, und dieses können Sie ihm hautement bezeugen. Von dem Voltaire aber, der ein Mensch ohne Ehre ist, wollen Seine Königliche Majestät nichts mehr wissen, und mag er, nach nunmehro abgelieferten Sachen, gehen wohin er will. Wäre er noch dorten, so lassen Sie ihn schreien soviel er will, und geben ihm so wenig als dem Magistrat über Ihr Verfahren Rede und Antwort. Ersterem aber können

Sie ins Gesicht sagen, er habe sich mit seinem vorgeblichen Königlich französischen Kammerjunker-Karakter nicht breit zu machen; wenn er solches in Paris thäte, so wäre die Bastille sein Lohn. Im Uebrigen versichere Ihnen nochmals, daß Sie völlig beruhigt sein können. Sie haben als treuer Diener des Königs, nach Höchstdero Ordre gehandelt, und die Lügen und Kalumnien des Voltaire finden hier und in aller Welt keinen Ingreß.

Ich bezeuge Ihnen insbesondere meine Hochachtung und bin jederzeit

Ew. Hochwohl- und Hochedelgeboren

Potsdam, den 14. Juli 1753.

ergebenster Diener
Fredersdorff."

Daß inzwischen Voltaire nicht ruhte, sondern den König wegen der ihm angeblich vorenthaltenen Gelder und Sachen in Anspruch nahm, ersehen wir aus dem Kabinetsschreiben des Königs, das am 31. Juli wiederum durch die Hand des Abbé des Prades an Freytag erging:

„J'ai encore reçu une lettre de Voltaire dans laquelle il me demande que je lui fasse rendre les effets qu'on lui retint lorsqu'on l'arrêta. Je vous ai déja donné mes ordres là-dessus. Ne manquez pas, dès ma lettre reçue, de le satisfaire là-dessus, et quant aux frais qu'il ne veut peutêtre pas payer, il n'est pas nécessaire pour cela de lui retenir le tout; ne gardez que ce qu'il faudra pour le payer et rendez lui le reste. Sur ce, je prie etc.

à Potsdam ce 31 juillet 1753.

Federic."

Voltaire hatte sich zunächst nach Schwetzingen begeben, wohin der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor ihn eifrigst eingeladen hatte. Auch hier, in dem Glanze des Hofes und in den anmuthigsten Zerstreuungen setzte er seine Klagen heftig fort, und suchte die preußischen Beamten, mit denen er in Frankfurt zu thun gehabt, in das gehässigste Licht zu stellen. An wen nachstehender Brief gerichtet ist, finden wir nicht angegeben, aber vollständig von Voltaire's eigner Hand geschrieben liegt er bei den von uns benutzten Akten:

„à Schwetzingen près de Mannheim,
5 août 1753.

Monsieur!

Monsieur le chevalier de La Touche me mande que vous l'avez assuré que la malheureux affaire de Francfort était finie. Je ne doute pas qu'en effet Votre Excellence n'ait fait ce qui dépendait d'elle pour faire rendre justice. Sa Majesté le roi votre maître ayant désavoué l'abus que les sieurs Freytag et Smith ont fait de son nom, nous ne pouvons douter qu'ils ne rendent au moins l'argent qu'ils ont pris dans les poches du sieur Collini et dans les miennes. L'Europe serait trop étonnée si après de tels excès il n'y avait aucune réparation. Un nommé Dorn qui n'a d'autre fonction que de servir quelquefois aux expéditions du sieur Freytag a trainé dans les rues de Francfort au milieu de la populace une femme respectable qui voyageait avec les passeports du roi de France; on lui a ôté sa femme de chambre, ses domestiques. Le nommé Dorn a eu l'insolence de passer la nuit

ret, und diesen Vorgang dem Magistrat angezeiget, ist Voltaire eschappiret, und habe ich zu dato von ihme weiter nichts mehr gehöret, und es liegen ihme seine Gelder, die ja nur überhaupt fünfhundert und zwanzig Thaler ausmachen, nach Abzug der Unkosten, die sich über hundert und neunzig Gulden nicht belaufen (weilen jederman bei dieser Gelegenheit zu wenig bekommen zu haben klaget) parat; wie ich denn sowohl als der Hr. Hofrath Schmid noch wohl zwanzig Gulden aus unsere Säcke ohne solche zu berechnen aparte Kosten gehabt. Unterdessen sind mir anliegende Schreiben ohne Namen von Paris aus zugekommen, woraus Ew. Hochwohlgeboren die infame Schreibart des Voltaire's ersehen werden.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich dahero weiter gehorsamst ersuchen wollen, Seiner Königlichen Majestät von diesem allen allerunterthänigst zu referiren; und keine Schreiben von diesem infamen Menschen mehr anzunehmen, maßen ihme sein Geld, wann er sich selbsten melden wird, ohne Anstand nach Abzug der Kosten ausbezahlet werden wird. Womit ich mich zu Dero hochschätzbaren Wohlgewogenheit anempfehle und mit der vollkommensten Hochachtung beharren wollen,

Ew. Hochwohlgeboren ꝛc."

Die anonymen Briefe, deren Freytag erwähnt, und die er seinem Schreiben beilegte, waren von Voltaire's Freunden, ohne Zweifel auf seinen Betrieb, und vielleicht aus seiner eignen Feder, von Paris in der Absicht ausgegangen, den preußischen Residenten einzuschüchtern. Sie mußten ihren Zweck verfehlen, und kamen überdies viel zu spät. Der erste vom 12. Juli lautet:

„Il s'est répandu ici, Monsieur, des bruits si étranges au sujet de l'arrêt de Madame Denis et de la manière dont elle a été traitée, le tout fondé sur la copie qui court d'une lettre de cette dame, que vous ne pouvez désabuser trop tôt le public pour l'honneur du roi votre maître et pour le vôtre. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et vous connaissez le ministre de Sa Majesté Prussienne. Vous avez aussi M. Darget sécretaire du cabinet de Sa Majesté qui demeure Rue Française, près la comédie italienne. Ils ne sont pas mieux instruits que le reste de Paris, et le bruit général est que le droit des gens a été ouvertement violé à l'égard de Mad. Denis; quant à son oncle les bruits sont partagés. C'est l'intérêt que je prends à la gloire de Sa Majesté Prussienne qui m'engage à vous inviter de faire cesser des bruits injurieux pour ce monarque.

Paris, 12 juillet 1753."

Der zweite, von derſelben Hand geſchrieben, ohne Datum, wiederholt denſelben Inhalt:

„Vous verrez, Monsieur, par la lettre et l'écrit ci-joint ce qu'on peut dire de vous à Paris. Il importe à votre honneur et à celui du monarque que vous représentez comme son ministre de faire cesser des bruits injurieux. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et Sa Majesté Prussienne y a des ministres et des agents que vous pouvez informer de la manière dont les choses se sont passées. Et les gazettes sont encore une voie plus prompte."

Schließlich theilt Fredersdorff durch ein Schreiben vom 18. Auguſt des Königs letzte Befehle in Betreff der

Voltaire'schen Gelder und seine eignen Versicherungen mit, daß die ganze Sache nun als abgethan zu betrachten sei und Freytag für sich keinerlei Nachtheil zu befürchten habe; er schreibt:

„Aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 7. hujus sowohl, als auch aus denen zwei beigefügten Briefen habe hinlänglich ersehen, was Dieselben wegen der Voltairischen Sachen bereits für Verdrießlichkeiten ausgestanden, und auch noch ausstehen müssen. Ich habe aber die Ehre darauf in ergebenster Antwort zu vermelden, daß Ew. Hochwohlgeboren gar nicht Ursache haben, darüber fernerhin in Sorge zu stehen, weil ich es durch meine Vorstellung bei des Königs Majestät dahin gebracht, daß dem Voltaire durchaus kein Gehör mehr gegeben werden soll.

Was seine Gelder anbetrifft, so sollen Ew. Hochwohlgeboren befugt sein, sie ihm verabfolgen zu lassen, doch würde nöthig sein dabei alle mögliche Präkaution zu nehmen, daß ihm ohne vorher ausgestellten Schein nicht das Geringste extradiret würde.

Seine beiden Briefe erfolgen wieder zurück, und Ew. Hochwohlgeboren dürfen sich um so viel weniger daran kehren, da sie Denenselben auf keinerlei Weise nachtheilig sein können. Ich empfehle mich hiermit Dero werthen Gegengewogenheit, und verbleibe mit einer beständigen Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 18. August
1753.

gehorsamster Diener
Fredersdorff."

Während ſeines noch langen Lebens, und trotz der ſpäteren Ausſöhnung und erneuerten Zärtlichkeit hat Voltaire dem Könige dieſe Frankfurter Geſchichte doch nie ganz verziehen, vielmehr bei jeder Gelegenheit ſeine Klagen und Stacheireden darüber ausgelaſſen, und in den Fällen, wo er nicht wagte den König ſelber deßhalb anzuſchuldigen, wenigſtens an deſſen Werkzeugen ſeine Rache zu nehmen und alles aufzubieten ſuchte, um ſie dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Freytag ſpricht einmal gegen Fredersdorff aus, man trage vielleicht Bedenken, dieſe Sache unter die Bateiner kommen zu laſſen; allein ſie nahm einen weit ſchlimmeren Verlauf, ſie kam unter die Franzoſen, — und iſt bisher faſt ausſchließlich in deren Händen geblieben; auch den Deutſchen war ſie faſt nur in der Geſtalt bekannt, die es Voltaire'n beliebt hatte ihr zu geben, und die ſeine Freunde und Nachſprecher um ſo leichter gültig erhielten, als man preußiſcherſeits darüber ſchwieg. In der Kunſt des Uebertreibens und Entſtellens, in der Dreiſtigkeit des Vorgebens, ſehen wir aber Voltaire und ſein Gefolge als nicht unwürdige Vorfahren der ſpäteren Bulletinſchreiber, die denn freilich das Höchſte leiſten! —

Was Friedrich den Großen betrifft, ſo gewährt die gegebene Darlegung wohl jedem die klare Ueberzeugung, daß der König den widrigen Vorgängen, die ſich an ſeinen erlaſſenen Befehl anreihten, völlig fremd iſt, daß er ſie weder befohlen noch gewollt, noch irgend hat vorausſehen können. Die Verwicklung, einmal begonnen, ſetzte ſich aus ihren eignen Kräften von ſelbſt fort, und zog jeden neuen Zufall in ſich hinein. Voltaire hat einen großen Theil des von ihm Erlittenen ſelbſt hervor-

gerufen, durch seine Versuche zu überlisten, durch sein unzuverlässiges, wechselvolles Betragen, durch seine Ungebärde. Anderes fällt den Umständen zur Last, der räumlichen Entfernung, durch die Reise des Königs zufällig noch vergrößert, den sparsamen und trägen Verbindungsmitteln, mit denen damals die Welt sich noch behalf. Daß des Königs Werkzeuge dem ihnen gewordenen Auftrage und seinen Folgen nicht völlig gewachsen waren, ist richtig, ihm aber nur als ein Unglück anzurechnen, dem die Herrscher leider zu allen Zeiten ausgesetzt sind, und das sie nur allzu oft erfahren. —

August Ferdinand Bernhardi.

Schreiben an seinen Sohn Wilhelm Bernhardi.

Das schöne Vorhaben, welches Sie mir ankündigen, begegnet einem meiner längst gehegten Wünsche, und trifft grade jetzt in eine Zeitstimmung, die für dasselbe als eine günstige gelten darf. Mehr als sonst wenden sich Neigung und Fleiß der Deutschen den Schriftstellern zu, welche unsrer heutigen Litteratur vorangingen und ihr die Wege bahnten. Allzuraſcher Jugendmuth meinte bisweilen, diese Vorfahren unbeachtet vorübergehen, ja wohl gar sie wegstoßen und zertreten zu dürfen, im Wahn dadurch für sich selber mehr Boden und leichteren Ruhm zu erlangen, aber solche Thorheit konnte nicht lange gedeihen; reifer Sinn und vaterländisches Gewissen rufen das Andenken jener Väter lebhaft hervor, nicht um bei ihren Bildern stehen zu bleiben und ihr Ansehen starr zu verehren, nein, sondern um aus ihnen neue Antriebe sichern Fortschrittes, aus ihren Leistungen Muth und Maß für neue Aufgaben zu nehmen. Mit inniger Freude haben wir in diesem Sinne die neue Erscheinung der Schriften von Kant, Winckelmann, Lessing, Möser,

Lichtenberg, Fichte, ja von Gellert und Engel begrüßt, so wie die umfassenden Arbeiten von Gervinus und Hillebrand nebst der Folge litterargeschichtlicher Darstellungen von Prutz, Bock und Anderen, — aber Mannigfaches und Großes ist in diesem Gebiete immer noch zu thun.

Besonders ist die Zeit der sogenannten romantischen Schule, deren Häupter schon zum Theil dahingeschwunden, und deren Schriften meist zur Seite gedrängt sind, noch keineswegs nach Gebühr aufgehellt, ihr Verdienst ermessen, ihre Bedeutung anerkannt. Wo findet sich, nach so vielen Jahren seit seinem Tode, eine würdige Darstellung des Lebens und der Schriften Friedrichs von Schlegel, eines Mannes, der zu den Zierden der Nation gehört und zu den merkwürdigsten Erscheinungen aller Litteratur? Wo eine Schilderung dessen, was Schleiermacher als Mensch und Schriftsteller gewirkt? denn die sonst ausgezeichnete Prüfung des Schleiermacher'schen Geistes durch Schaller hat nicht solchen Zweck, sondern beschränkt sich auf das engere Gebiet des Gedankens. Sehr erwünscht, und doch schon sehr verspätet, kündet sich uns endlich eine erste Ausgabe der Werke August Wilhelms von Schlegel an, und gleichzeitig verlautet aus Wien, daß auch an eine Ausgabe der Schriften Friedrichs von Schlegel neuerdings gedacht werde.

Viel aber bleibt hier noch zu wünschen. Nicht die ersten Häupter allein haben für die Geschichte Geltung; auch ihre Genossen und Gehülfen, das ganze Leben, in welchem sie einherschritten, müssen in das Bild aufgenommen werden, wenn dasselbe den wahren Eindruck geben soll. Bis jetzt hat aus jenem Kreise nur Hardenberg-

Novalis durch Ludwig Tieck's liebevolle Sorgfalt ein schönes Lebensdenkmal empfangen. Für Wackenroder, dessen Gefühls- und Sinnesart so einflußreich wurde, ist noch nichts geschehen, für Fouqué nichts, für Achim von Arnim und Brentano wenig. Aber am unbilligsten verabsäumt wurde bisher Bernhardi! Seit einem Vierteljahrhundert uns entrissen, entbehrt er noch immer sein Ehrengedächtniß, und das jüngere Geschlecht weiß kaum, wer er gewesen. Doch war er ein rüstiger Kämpfer seiner Zeit, ein nicht nur in die Litteratur und das Theaterwesen, sondern auch in die strenge Wissenschaft und in die Jugendbildung stark eingreifender Mann. Mit Ludwig Tieck, mit Schleiermacher und beiden Schlegel verbündet, trug er zuerst und nachhaltigst in dem begonnenen Kriege gegen das wuchernde Unkraut gemeiner und geistloser Strebungen, in Berlin den örtlichen Angriff und das schreiende Getümmel der aufgeweckten und täglich gereizten Feinde, warf seine kritischen Schwärmer auf die Bühne, neckte und traf deren Verwaltung, geißelte gelehrte Schwächen und Anmaßungen, und machte durch seinen derben Humor, in welchem der Kenner Jean Paul Richter eine neue ursprüngliche Gattung erblickte, die Widersacher zum Gegenstande der Belustigung. Daneben jedoch pflegte er mit Treue des Lehrberufs, der Philosophie, zunächst auf dem Geisteswegen Fichte's, gründete das Gedankengebäude einer allgemeinen Sprachwissenschaft. Was er im letztern Fache geleistet, ist von Friedrich August Wolf und August Wilhelm von Schlegel nach Verdienst gepriesen, spät noch durch Wilhelm von Humboldt mit großen Ehren anerkannt worden.

Werden Sie ein vollständiges Bild dieses eigenthüm-

lichen Mannes geben können? Sie waren, als er starb, noch zu jung, um Alles festzuhalten und zu sammeln, was Ihnen jetzt dienen könnte. Ich zweifle, daß Sie Alles auffinden und ausscheiden, was von ihm in Zeitschriften und Sammlungen vorhanden sein mag. Die gelehrten Arbeiten ohnehin, die philosophische Sprachwissenschaft, die philologischen Abhandlungen und Kritiken, müssen von Ihrem Zweck ausgeschlossen bleiben, wiewohl solche bei der Schätzung des Mannes schwer in's Gewicht fallen, und auch der Humor und Scherz dadurch, daß sie in solcher Begleitung gehen, einen ganz andern Halt bekommen.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung oder ein Gemählde vorhanden ist, das die Züge Ihres Vaters getreu wiedergiebt. Die Aehnlichkeit seines Profils mit dem Profil Bonaparte's war auffallend. Aus der dunkeln, südlichen Gesichtsbildung sprachen Scharfsinn und Laune, Derbheit und Wohlwollen. Seine Lust am Zerlegen und Verknüpfen nahm gern ihren Auslauf in's Komische, und Spott, Neckerei, Wortspiele und Possen lagen bei seinen ernsten Verhandlungen stets im Hinterhalt. In der Kunst, Witzworte und lustige Geschichten vorzutragen, hatte er die größte Meisterschaft; die zu seiner Zeit hierin Berühmtesten, einen Markus Herz, Engel, Zöllner, Cuchel, übertraf er weit; im dem Roman: „die Versuche und Hindernisse" (von Neumann und Varnhagen) ist das dreizehnte Kapitel mit seinen Anekdoten aus Bernhardi's Feder, allein die geschriebene Erzählung kann nicht wiedergeben, was die gesprochene leistet. Neben jenen gefährlichen Waffen besaß er, wie zur Ausgleichung, die außerordentlichste Gutmüthigkeit, und die Weichheit seines

Herzens ging oft bis zur größten Verläugnung seiner selbst.

Ich würde Ihnen zu Ihrem Buch einen schönen Beitrag anbieten können, hätte ich in frühern Jahren den Vorgängen des Tages gleiche Aufzeichnung gewidmet, wie ich es wohl in spätern gethan. Wie vielmals haben wir, wenn unser Freund Chamisso dem Wachtdienst oblag, die Stunden der nächtlichen Stille mit ihm zusammen verlebt, in heitern Gesprächen und strengen Studien, in frischer Lust und tiefer Selbstprüfung! Uns in Wissenschaft wie an Alter und Erfahrung überlegen, war dann Bernhardi unser freudiger Vormann, Lehrer zugleich und Gefährte, sprudelnd von Witz und Laune, Kenntnisse mittheilend und Gesinnung anregend; die wichtigsten allgemeinen Fragen und die engsten persönlichen Verhältnisse wurden hier ohne Scheu besprochen, in rückhaltlosem Vertrauen machte jede Wahrnehmung sich Luft, und Lust und Begeisterung der Jugend ließen hier im engen Raume der Wachtstube sich frei und sicher Vieles entfalten, was nachher am nüchternen Tage weder das Schulamt, noch der Kriegsdienst so ganz hätte vertreten mögen. Von allem diesen ist mir ein tiefer und lebhafter Eindruck, aber leider nur im Allgemeinen verblieben, das Einzelne ist aus der verdüsternden Nebelhülle, mit welcher sich die unbewachte Vergangenheit so schnell bedeckt, nicht mehr genügend heraufzubeschwören.

Verschieden von diesen Unterhaltungen, schärfer und gemessener, jedoch gleichfalls von Witz und Laune durchflochten, waren diejenigen, welche Bernhardi mit Fichte zu haben pflegte; auch bei diesen war ich oft gegenwärtig, meist nur als stiller Zuhörer, wenn die tiefsten Fragen

der Philosophie dialektisch behandelt wurden, die Sprachwissenschaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und Staatswesen sich gleicherweise der Prüfung des Gedankens, wie der Geschichte, unterwerfen mußte. War in solchen Erörterungen Fichte der unerschütterlich Feste und Einfache, so glänzte Bernhardi durch reicheren Stoff, den er stets mit Anmuth und oft in überraschenden Schlagworten zu entfalten oder zusammenzufassen verstand, so daß Fichte nicht selten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte.

Von solcher lebendigen Geistesmunterkeit geben freilich die Schriften nur einen schwachen Abglanz; einen Abglanz aber doch, und dieser wird hoffentlich manchem Sinn erfreuen und vielleicht neue Thätigkeit anregen. Ich glaube versichern zu können, die deutsche Lesewelt wird das von Ihnen Dargebotene mit Dank empfangen und durch frische Theilnahme gern dazu mitwirken, daß künftig eine bereicherte Sammlung und ein vervollständigtes Bild erscheinen könne! —

Berlin, den 10. November 1845.

Karl Müller.

Die Helden unsrer Befreiungskriege gehen einer nach dem andern dahin, bald wird keiner mehr übrig sein, der sagen kann: Ich habe des Vaterlandes Noth und Schmach mitgetragen, zu seiner Rettung nach Kräften mitgestrebt! — Als Helden aber rechnen wir nicht die des Kriegerstandes allein; es gab andre und größere Gefahren als die des Schlachtfeldes, und härtere Prüfungen und Schicksale als der Tod und die Wunden des Waffenkampfes. Die vorliegenden Blätter sollen das Andenken eines der würdigsten und tüchtigsten jener Vaterlandseifrigen bewahren, die sich in allen Ständen erhoben, eines Mannes, der ohne die äußern Zeichen oder entsprechenden Rangstufen seines kriegerischen Berufes in bescheidener Stille unermüdlich und fruchtbar gewirkt hat, und bei dessen Bilde die Geschichte, welche Tausende im Leben Hochgestellte spurlosem Vergessen überläßt, in liebevoller Anerkennung verweilen mag. —

Karl Christian Müller wurde zu Klebitz, einem Dorf unfern Wittenberg, am 13. April 1775 geboren. Sein Vater war daselbst Landprediger, und leitete den Knaben,

den älteſten von vier Brüdern, durch Beiſpiel und Lehre zum Fleiß und Eifer in allem Guten, beſonders auch zu rechtſchaffener Frömmigkeit an, in welcher ein geläuterter Glaube mit hellem Denken und ächter Menſchenliebe ſich einträchtig vereinigte. Der Knabe wuchs in blühender Geſundheit groß und kräftig heran, und zeigte körperlich wie geiſtig eine frühe Reife. Seine Wißbegier und beſondre Liebe zum Leſen erregten in ihm ſelbſt wie in ſeinen Angehörigen den Wunſch, daß der Weg gelehrter Bildung ihm eröffnet würde; jedoch die Amtsgeſchäfte des Vaters ließen demſelben nur wenige Zeit zur Ertheilung eines täglich anſpruchsvolleren Unterrichts, noch geſtatteten die ſpärlichen Einkünfte einen Hauslehrer anzunehmen. Da kam von einem Freunde, dem Prediger Wagner in Kropſtädt, das erwünſchte Anerbieten, für ſeine Söhne und den jungen Müller auf gemeinſchaftliche Koſten einen Hofmeiſter zu halten, der auch in einem der grundgelehrten Kandidaten, an denen die trefflichen Schulen Kurſachſens es nie mangeln ließen, für geringe Koſten bald gefunden war. In Kropſtädt blieb Müller viertehalb Jahre, und lernte hier Griechiſch und Lateiniſch mit ſolchem Fleiß und Erfolg, daß er zum Herbſt 1787 in die Fürſtenſchule zu Meißen in ſeinem zwölften Jahre als kurfürſtlicher Alumnus ohne Schwierigkeit eintreten konnte. Nun waren ſeine fernern Studien geſichert, denn dem Fürſtenſchüler konnten auch für die Univerſität künftig die erforderlichen Stipendien nicht fehlen; er fühlte ſich hier in den Schooß des Glückes verſetzt, ſein heißeſter Wunſch, dem bisher noch viele Sorgen und Zweifel entgegenſtanden, war in herrlichſter Weiſe gewährt. Frei konnte er ſich ſeinem Hang und Eifer hingeben, und in dem ganzen

Gebiete der Wissenschaften alles ergreifen und genießen, was seinen freudig-regen Geist anzog und befriedigte. Der strengen Schulzucht unterwarf er sich leichter als Andre, da er bei seinem Fleiß und Wandel sich weniger von ihr berührt, und für den Zwang, den sie auferlegte, durch den Gewinn der höchsten Güter sich so reich entschädigt fühlte. Die ältern Schüler legten in jener Zeit den jüngern herkömmlich Bedrückungen auf, gegen welche selbst bei den Lehrern kein ausreichender Schutz zu finden war. Müller aber wehrte dergleichen theils durch seine sittliche und geistige Ueberlegenheit ab, theils, wo es nöthig wurde, durch seine Körperstärke, die für seine Jahre sich als eine außerordentliche zeigte, keinen einzelnen Gegner scheute, oft aber auch mehreren gewachsen war. Diese Eigenschaften, verbunden mit früh entwickeltem Sinn und Eifer für Gerechtigkeit, gaben ihm solches Ansehn und Vertrauen bei seinen Schulgenossen, daß er bei vorkommenden Streitigkeiten gern zum Schiedsmann erwählt und seinen Aussprüchen ohne Widerrede gehorcht wurde.

Die Kenntniß der alten Sprachen galt auf der Fürstenschule als Hauptsache, Müller bemächtigte sich derselben in seltnem Grade. Mit voller Neigung wandte er sich besonders den Dichtern zu, und versuchte bald, außer den vorgeschriebenen Uebungen in lateinischer Verskunst, auch deutsche Verse, Oden und Elegieen in antiken Maßen, nicht minder gereimte Lieder, bisweilen schalkhaften Inhalts. Er unternahm sogar eine Uebersetzung der Aeneis in deutsche Hexameter und fügte einen deutschen Kommentar des Textes hinzu. Doch blieb sein Fleiß nicht innerhalb dieses Sprachgebietes stehen, sondern zeigte zugleich eine große Liebe zur Mathematik, Physik, Geschichte

und Geographie, wobei eine entschiedene Neigung hervortrat, diese Kenntnisse in praktischer Anwendung zu verfolgen. Sechs Jahre blieb Müller in der Fürstenschule zu Meißen, unter den Rektoren Matthäi und Müller, und bezog dann im Oktober 1793, mit den rühmlichsten Zeugnissen versehen, die Universität Wittenberg, wo er sich zum Studium der Theologie einschreiben ließ. —

Er hätte vorgezogen in Leipzig zu studiren, wo sein gewähltes Fach damals ihm günstiger besetzt schien, allein der Vater wollte ihn durchaus in seiner Nähe und gleichsam unter seinen Augen haben, und bestand auf Wittenberg. Müller fand auch hier treffliche Lehrer, unter welchen besonders Weber, Nitzsch, Schleusner und Schröckh seinem dankbaren Herzen theuer blieben, und persönliche Verhältnisse machten ihm den Aufenthalt bald angenehm. Unter den Mitstudirenden erwarb er bald Freunde, namentlich den Wittenberger August Zeune, mit dem später gleiche Gesinnungen und Arbeiten ihn noch näher verbanden. Durch Leibesgestalt und Stärke ragte er sichtbar über alle Mitstudirenden hervor, sein erprobter Muth und seine feste Haltung durften jedem Bedrängten eine sichre Stütze dünken. Als vorzüglicher Fechter hatte er sich bald in Ansehn gesetzt, als Reiter und Pferdebändiger leistete er Außerordentliches; aber wie seiner Hand vertraute man auch seinem Urtheil, und er übte in seinem Kreise eine Art richterliche Macht. Seine Stärke, von der wunderbare Proben erzählt wurden, verleitete ihn nie zur Gewaltsamkeit, sondern ordnete sich willig unter, sobald von Recht oder Sittlichkeit die Rede war. Ergriffen von den Ideen der Zeit, nahm er nicht nur selbst einen höheren Aufschwung, um für allgemeines Men-

ſchenwohl zu wirken, ſondern wollte auch Andre für ſolchen Zweck vereinigen. Er entwarf den Plan einer Verbrüderung, eines Ordens der freien Männer, die zunächſt die Univerſitätsfreunde umfaſſen, ſpäter aber auch in das bürgerliche Leben übergehen ſollte. Die Grundlagen waren einfach und harmlos, in dem engen Geſichtskreiſe der Theilnehmer konnte der Zweck kaum über die Selbſtveredlung der Einzelnen hinausgehen, und wenn je der Staat in Betracht kam, ſo war es, um ſeine Geſetze zu ehren, ſein Anſehn zu befördern. Auch die Ausrottung des Zweikampfes, als eines unſittlichen, unvernünftigen Hülfsmittels falſcher Ehre, ließ man ſich angelegen ſein, und Müller konnte um ſo ſichrer dem Vorurtheil abſagen, als er ſchon genug bewieſen hatte, daß weder Muth noch Gewandtheit im Waffenſpiel ihm fehlten.

In Wittenberg blieb Müller vier Jahre. Nach Vollendung ſeiner Studien, wohlbegründet in der Theologie, ausgezeichnet auch in andern Wiſſenſchaften, zu denen freie Neigung ihn getrieben, empfing er im Oktober 1797 den nach damaligen Umſtänden vortheilhaften Ruf als Hauslehrer der drei Söhne der Baronin von Flemming auf Falkenhain. In dieſem Verhältniſſe blieb er fünftehalb Jahre, und gewann auch hier durch ſein ehrenfeſtes Benehmen, durch ſeinen Fleiß und ſeine Treue in Erfüllung der übernommenen Pflichten, die Achtung und Zuneigung nicht nur des Hauſes, ſondern auch aller Freunde und Beſucher deſſelben. Als eifriger Kandidat verſäumte er nicht, auch auf ſeinen künftigen Predigerberuf ſich vorzubereiten, und beſtieg oft die Kanzel, und ſolchen Beifall erwarb ſeine kraftvolle und würdig-ernſte Rede, daß ihm beim Austritt aus dem Flemming'ſchen

Hause, im Frühjahr 1802, das Amt eines Oberpredigers in Goltzen angetragen wurde. Seine bescheidenen Wünsche waren hiermit erfüllt, und freudig wollte er die Stelle antreten, welche wahrscheinlich seinen Lebensgang in diesem Kreise für immer festgehalten hätte, als ihm unvermuthet eine Eröffnung gemacht wurde, die ihn zu ganz andern Laufbahnen führen sollte.

Der kursächsische General von Christiani hatte Müller'n kennen gelernt, und ihn dem Oberkammerherrn Graf Bose in Dresden so nachdrücklich empfohlen, daß dieser von ihm die günstigste Meinung faßte, und den lebhaften Wunsch hegte, seinem ältesten Sohne, der eben die Universität beziehen sollte, einen so trefflichen Mann als Führer mitzugeben. Gewohnt, seine Vorsätze nicht leicht aufzugeben und kein Mittel zu sparen, um seine Zwecke zu erreichen, ließ er sich auch jetzt durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken, und unternahm es sogleich, die für Müller schon in Aussicht gestellte bedeutende Versorgung durch glänzende Anerbietungen aufzuwägen. Müller wollte den ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nicht ausschlagen, verzichtete auf die Oberpredigerstelle, und ging mit seinem neuen Zögling auf die Universität nach Leipzig. Graf Bose — die Familie hat ursprünglich vor ihrem Namen kein „von" — greift in Müller's Leben so bedeutend ein, daß es wohl nicht ungehörig erscheint, wenn wir von ihm eine kurze Schilderung nach Angaben, die wir von Müller's Hand vorgefunden, hier einfügen. Er war in Baireuth geboren, wohin sein Vater sich aus Sachsen an den Hof des letzten Markgrafen begeben hatte, kam aber im zwölften Jahre nach Leipzig, wo er von guten Lehrern Unterricht empfing, später die Vorlesungen

an der Universität besuchte, und hier besonders von Gellert ausgezeichnet wurde. Hierauf ging er mehrere Jahre auf Reisen, hielt sich geraume Zeit in Paris, dann lange Zeit in Wien auf, wo er die Gunst und Vorliebe des Fürsten von Kaunitz auf sich zog, und auch dem Orden der Freimaurer mit forschendem Eifer beitrat, welche beiden Verhältnisse auf sein ferneres Leben von großem Einfluß blieben. Nach Sachsen zurückgekehrt und hier standesgemäß verheirathet, trat er in die Dienste des Kurfürsten, wurde Gesandter in Stockholm, dann in Dresden Hofmarschall und später Oberkammerherr. In letzterer Eigenschaft war ihm auch die Oberleitung der großen Bibliothek übertragen, die er in Ordnung bringen ließ und durch neue Vorschriften, so wie durch erhöhte Besoldung und Thätigkeit der Beamten, zuerst der freieren Benutzung öffnete; gleiches Verdienst erwarb er sich bei andern ihm zugewiesenen Anstalten der Wissenschaft und Kunst. Nach den Kriegsunfällen des Jahres 1806 wurde er nach Berlin zum Kaiser Napoleon gesandt, und erlangte hier die für Sachsen unerwartet günstigen Bedingungen des Friedens und eines Bündnisses, das dem Lande damals vortheilhaft schien, aber den Gesinnungen vielfach widersprach. Zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, suchte er bei der Fremdherrschaft vor allem das Wohl des Landes zu wahren, während er deutschgesinnt blieb. Er war ein bildschöner Mann, in dessen lebhaften Bewegungen männliche Würde und höchster Anstand sich vereinigten. Sein durchdringender Scharfsinn erkannte schnell den Zusammenhang der Dinge, und ersetzte leicht, was ihm an bestimmten Kenntnissen bisweilen mangeln mochte; seine natürliche Wohlredenheit gab allem, was

er sagte, Kraft und Anmuth. In Gesellschaft unterhaltend, witzig, munter, in Geschäften ernst, bündig, rasch, stand er als Hof- und Staatsmann in gleicher Auszeichnung. Die Anhänglichkeit an seinen Fürsten ging bei ihm bis zur Leidenschaft. Von unbestechlicher Ehrenhaftigkeit, reinen Sinnen, gottesfürchtig ohne Frömmelei, war er auch im Privatleben musterhaft, ein guter Hausvater, fürsorglich für seine Nächsten, wohlthätig und freigebig in weitem Kreise. Er liebte das Landleben, freute sich der schönen Natur, und war vollkommen beglückt, wenn er mit seinen Hausgenossen bei Musik und Gesang, in deren Ausübung er selber Vorzügliches leistete, oder in traulichem Gespräch aller Reizungen der großen Welt vergessen konnte.

Die eigenthümliche Geistesart des Grafen näher einzusehen, dient am besten ein von ihm geschriebenes Blatt, welches er Müller'n beim Beginn des neuen Verhältnisses übergab. Dasselbe ist vom April 1802 und lautet wie folgt: „Mein lieber Sohn tritt nun nächstens in eine andre Welt; aber, immer noch nicht in die wirkliche. Er wird jetzt das Bild zweier Inseln! Noch bleibt er auf dem Ideen-Eilande, und wird allmählig mit der Brücke bekannt gemacht, die zu der wirkenden Welt-Insel führt. Dieses schlecht gewählte Gleichniß enthält doch Wahrheit, und meines Sohnes ganze Instruktion. — Immer habe er die wirkliche, handelnde, wirkende Welt vor Augen, und im Andenken (er weiß schon manches davon!), und finde weder sich, noch irgend Einen aller derer, von jedem Alter und Stande, mit welchen er als Studirender zu thun haben wird, noch darinnen angestellt. Daher gewöhne er sich durchaus an keine dort

vorkommenden Syſteme, Meinungen, Sitten, Gebräuche und Moden noch Lebensart, daß ihm etwas zur zweiten Natur werde, was die wirkende Welt modifizirt, widerſpricht, tadelt oder wohl gar verwirft. Stets begleite ihn der Gedanke jener Brücke, welche etwas ſo ganz Verſchiedenes von dem Lande iſt, wohin man, durch ſie zwar, nothwendig und ausſchließlich, zu gelangen gedenkt. — Ein raſtlos aufmerkſamer Beobachter, mit angeſpannter Beurtheilungskraft und Gedächtniß, in mancherlei Wiſſenſchaften, unter ſteter Hinſicht auf unſre ernſtliche, moraliſch-religiöſe Beſtimmung, zu werden: dieſes ſind nun alſo die Uebungen, welche die Vervollkommnung des Geiſtes und die Zukunft von meinem Sohn fordert, und ihm zur Pflicht macht, ſo lange derſelbe auf dieſer Brücke verweilen wird. — So viel kürzlich zum baldigen Abſchiede, mit väterlichem Herzen, aus dem großen Buch der Erfahrung, mit ſchuldiger Warnung, und den ſeligſten Hoffnungen; im Vertrauen auf den Vater und Führer unſer Aller! — Wenn mein Sohn nun, bei jeder ſeiner Handlungen, ſeinen ihn begleitenden Freund zu Rathe ziehen, und mit ihm aufrichtigſt über die Gegenſtände derſelben jederzeit Rückſprache halten wird, ſo kann derſelbe auch, nach dem Zutrauen, das ich in jenen ſetze, alsdann mit Zuverſicht hoffen, daß, wenn er dem Reſultat dieſer Verabredungen zutraulich folget, es eben ſo gut iſt, als hätte er, in Dingen wo meine Meinung nicht erlangt werden mag, nach meinem wirklichen Geheiß gehandelt; und wie wichtig ihm dieſes ſtets ſein und bleiben müſſe, erſpare ich mir, getroſt, weitläufig zu bemerken. Graf von Boſe."

Mit dem Vater und bald auch mit dem Sohne ſtellte

sich das Verhältniß Müller's in würdiger, ehrenvoller Weise fest. Nicht nur hatte er an der überaus reichen, für das tägliche Leben angewiesenen Ausstattung seinen vollen Antheil, sondern er verfügte auch über solche nach eigner Einsicht. Die Leitung der Studien war ohnehin seinem Ermessen größtentheils anheim gegeben. Der lebhafte Briefwechsel, den er mit dem sorgsamen, überall wenigstens mitrathenden Vater unterhielt, bezeugt auf allen Seiten das Zutrauen, dessen er genoß, den freundschaftlichen Ton und Sinn des ganzen Verhältnisses. Gewissenhaft erfüllte er jede seiner Pflichten treulichst, behielt aber dabei noch viele Stunden täglich frei, die er mit Eifer den Wissenschaften widmete, besonders solchen, welche er bisher um der Theologie willen minder hatte betreiben können. Er hörte Vorlesungen über die Rechtswissenschaft, die Mathematik und die Geographie, und legte so den festen Grund zu den Staats- und Kriegswissenschaften, welche später ihn ganz erfüllen sollten. Oeftere Besuche mit seinem Zögling in Dresden und kleine Reisen unterbrachen die Einförmigkeit des Studirlebens, und brachten manche für die Folge nützliche Anschauung und Erfahrung.

Müller's Führung des jungen Grafen erreichte ihr natürliches Ende, und er stand im Begriff einen neuen Lebensberuf zu wählen, als er durch den Antrag überrascht wurde, auch den jüngern Bruder seines Zöglings in Obhut und Leitung zu nehmen, der inzwischen zur Universität herangereift war. Müller bequemte sich nur ungern diesem Ansinnen, denn sein Geist hatte sich bereits andern Richtungen und Thätigkeiten zugewandt, und die Sache des deutschen Vaterlandes ihn mächtig angezogen.

Schon die Siege der Franzosen im Jahre 1805 und die Auflösung des deutschen Reiches, noch mehr die im Jahre 1806 erfolgte Stiftung des Rheinbundes und das Kriegsunglück Preußens, hatten Müller's Gemüth mit Schmerz und Zorn erfüllt, die Schmach und der Druck der Fremdherrschaft entflammten ihn zu Haß und Rache. Graf Bose hatte mit den Franzosen die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten, und obschon Müller wußte, wie keineswegs hiebei die Gesinnung, sondern vielmehr der Zwang der Umstände wirkte, so standen doch diese Verhältnisse mit seinen innersten Gefühlen so sehr in Widerspruch, daß auch der gebotene Schein guten Vernehmens mit den Franzosen ihm unerträglich dünkte. Jedoch der dringende Wunsch des Grafen, verbunden mit neuen großen Versprechungen, die Ehre und das Zutrauen, welche in dem Anerbieten lagen, endlich Dankbarkeit und Zuneigung, bestimmten ihn, das bisherige Verhältniß auch mit dem neuen Zögling fortzusetzen.

Mit den Franzosen hatte Müller schon in Leipzig allerlei Verdrießlichkeiten; ihm war es unmöglich, dem Uebermuthe der Einzelnen in Gesellschaften oder an öffentlichen Orten nicht bisweilen entgegen zu treten; schon seine mächtige Gestalt und sein kraftvolles Aussehen mußten ihm auferlegen, manche Begegnisse scharf zu behandeln, bei denen eine minder auffallende Persönlichkeit allenfalls gelassen bleiben konnte. Mißlichere Händel aber standen ihm in Dresden bevor. Mit seinem Zöglinge öfters dorthin zu Hoffesten berufen, wo die Franzosen nun die höchste Geltung hatten, kam es mehrmals zu herben Erklärungen, und gerade die Entschiedenheit des Trotzes und Muthes, mit der sie gegeben wurden, mag wesentlich

dazu beigetragen haben, daß nicht üble Folgen daraus entstanden. Das Schlimmste jedoch war ein Vorfall, bei welchem Müller mit dem Marschall Davouſt selber zufällig in Hader gerieth, und der sehr bedenklich werden konnte, hätte nicht Graf Bose seine vermittelnde Gewandtheit zur Beschwichtigung des erzürnten Feldherrn aufgeboten.

In Leipzig setzte Müller seine höheren Studien fort, besonders aber legte sich sein Fleiß auf die Kriegsgeschichte und Kriegskunst, welche ihm für die Deutschen jetzt das Nöthigste dünkte, weil ihrer Sache kein andres Heil als die Waffen verblieben sei. Er lebte hier in einem ausgezeichneten Kreise strebender edler Jünglinge, die sich nach dem Maß ihrer deutschen Gesinnung nur enger ihm anschlossen. Außer dem jungen Grafen Bose studirten in Leipzig dessen sächsische Landsleute Graf von Friesen und Graf von Schönfeld, beide nebst dem Führer des letztern, dem damaligen Magister August Wagner, waren lebhaft entbrannt für die deutsche Sache. Graf Friedrich von Pückler aus Tannhausen in Schlesien, und ebendaher Fürst Eduard Lichnowsky, gaben den muthigsten Eifer kund. Nach dem Schlage, der die Universität Halle durch die Franzosen getroffen, hatte sich der Mecklenburger Johannes Schulze von dort nach Leipzig gezogen, und war nebst dem wackern tüchtigen Seume und unsrem Müller die Seele der sich bald fester schließenden deutschen Verbindung, zu welcher Franz von Elsholtz aus Berlin, die Leipziger Buchhändler Heinrich Gräff und Reclam, ein ehmaliger Husarenrittmeister von Stockmeier und noch viele Andre gehörten; auch sogar der Kriegsrath von Cölln bot seine Theilnahme an. In nahem Bezuge zu diesen

Personen sowohl als zu deren politischen Zwecken standen zwei Grafen von Pahlen aus Liefland und ein Baron von Krüdener aus Kurland, der in Folge eines Zweikampfes den einen Arm verloren hatte, dessen Kampflust aber dadurch nicht geschwächt war. Man fand sich häufig in den sonntäglichen Abendgesellschaften des Professors Erhard, und suchte hier politisch zu wirken, erkannte aber bald diesen Boden nicht tauglich. Sichrer fühlte man sich in der Freimaurerei, der die meisten der genannten Männer angehörten, und in der Loge Minerva zu den drei Palmen hielten Müller und Seume, besonders aber mit hinreißendem Feuer Johannes Schulze, begeisternde Vorträge. Müller war unermüdet in allen Richtungen, nah und fern, durch Rede und Schrift, das Vaterlandsgefühl zu beleben, die Zahl der zuverlässigen Verbündeten zu mehren. Von seinem ansehnlichen Einkommen unterstützte er mehrere wackere, treugesinnte Offiziere, welche durch die Ereignisse der Jahre 1805 bis 1807 dienst- und hülflos geworden waren. Die Universitätsferien pflegte er mit der Familie Bose in Dresden und auf dem Landsitze Gamig zuzubringen.

Diese Lebensart und Betriebsamkeit dauerte bis zum April des Jahres 1809, wo auch der jüngere Graf Bose die Universität verließ, und Müller's bisherige Verhältnisse von selbst aufhörten. Der alte Graf wollte seine Dankbarkeit dem trefflichen Manne, der seine ganze Achtung besaß, in glänzender Weise bezeigen, und da er wußte, daß die Theologie von Müller schon längst aufgegeben war, so dachte er ihm auf andrem Gebiete die vortheilhafteste Versorgung zu. Er ließ ihm das Postdirektoramt in Leipzig, oder, falls er sie vorzöge, die

Generalpacht der dortigen sechs Tageblätter anbieten; allein Müller hatte keine Lust, sich in dieser bewegten Zeit bürgerlich festzusetzen, und schlug beiderlei Anerbietung aus. Der Graf, um ihn zu entschädigen, machte ihm hierauf, unter Bezeigung seines herzlichsten Dankes, die ansehnliche Summe von sechstausend Thalern zum Geschenk.

Müller fand sich unerwartet so reich, wie er nie zu werden gehofft, und zweifelte keinen Augenblick, welchen Gebrauch er von seinem Schatze zu machen habe. Er wandte sich zuerst in seine Heimath, wo er die Seinigen beschenkte, und in Wittenberg unter dem Dekanate Grohmann's die philosophische Doktorwürde erwarb. Hierauf kehrte er nach Leipzig zurück, das noch für einige Zeit der Mittelpunkt seiner vaterländischen Thätigkeit blieb. Reichlicher flossen seine Unterstützungen den verarmten Offizieren zu, welche mit Kummer und Noth rangen, um nur nicht ein verhaßtes Unterkommen anzunehmen. Die Schaaren dieser dienstlos gewordenen Kriegsmänner wurden, besonders nach dem Frieden von Tilsit, der alle noch schwebenden Hoffnungen zerstörte und die schlechte Lage der Dinge entschieden feststellte, im ganzen nördlichen Deutschland ein schmerzlicher Augenschein des allgemeinen Unglücks. Jeder suchte sich zu helfen wie er konnte, durch neue Anstellung, Wanderung in die Fremde, Eingehen in andere Berufe, Zurückgezogenheit in dürftige Enge, Zuflucht bei Freunden. Den schlechtesten Theil dieser Verunglückten zogen die vom Fürsten von Isenburg in Napoleon's Auftrag errichteten Regimenter an sich; Andre fanden bei den süddeutschen Regierungen, deren Kriegsstand sich vergrößern mußte, gute Aufnahme; noch Andre, und darunter sehr Edle und Tüchtige, die sich von Hei-

math und Landsleuten nicht trennen konnten oder mochten, gingen ſogar in den Dienſt des neuen Königreichs Weſtphalen. Ein Häuflein der Treuſten und Ergrimmteſten, welche durch zwingende oder zufällige Umſtände nicht in dem nun ſehr verringerten preußiſchen Heere ſein konnten, widmete ſich auf eigne Hand und Gefahr dem Dienſte des Vaterlandes, ſuchte aus allen Kräften den Haß gegen den Feind zu entflammen, die deutſche Geſinnung zu ſtärken und für künftige Ereigniſſe zu bereiten. Mit ſolchen Männern trat Müller in engſte Gemeinſchaft, unterſtützte die Bedürftigſten, half ihre augenblicklichen Zwecke ausführen, und ſuchte ihren Betreibungen Zuſammenhang und Ausdehnung zu geben. In ähnlichem Sinne war ſchon in Königsberg der ſogenannte Tugendbund entſtanden, der die mannigfachſten Mitglieder zählte, arme und reiche, vornehme und geringe, von denen eine kleinere Zahl beſonders Eifriger ſich ganz und ausſchließlich den Zwecken des Vereins hingab. Müller kam leicht mit dieſen Männern in Berührung, führte ihnen ſeine Gleichgeſinnten zu, und trat mit ihnen dem Tugendbunde bei.

Die Entſtehung des Tugendbundes iſt bekannt, die Geſchichte ſeines Wirkens liegt größtentheils im Dunkeln. Man darf behaupten, ſeine wahre Thätigkeit habe erſt recht begonnen, als er ſein erkennbares Beſtehen hatte aufgeben und ſich in's Verborgne zurückziehen müſſen. Konnte man auch mit Wahrheit ſagen, daß viele der angeſehenſten und ruhmvollſten Männer, die früher als Mitglieder genannt worden, dies nie geweſen, ſo waren ſie es doch nur deshalb nicht, weil ſie es dem Buchſtaben nach wollten verneinen können, im Geiſte jedoch dem

Bunde innigſt angehörten, und mit ihm gemeinſam wirkten. Mag immerhin manche der Unternehmungen und Abſichten ſich in Nichts aufgelöſt haben, mancher unausführbare Plan ausgearbeitet worden ſein, das Zuſammenhalten des Eifers und das Vorbereiten der Mittel hat ſicher unberechenbar genützt, und die Vorſtellung ſchon von dem Daſein ſolcher Genoſſen war überall in Deutſchland den Gleichgeſinnten ermuthigend, dem Feinde eine ſtete Beſorgniß und Unruhe. Der Auszug Schill's, das Unternehmen Katte's, und mancher andre kühne Verſuch, gingen aus dem Tugendbunde hervor oder wurden von ihm unterſtützt; das Mißlingen ſchadete kaum, weil die Beiſpiele zeigten, was für Möglichkeit offen lag, und doch Sinn und Muth dieſelben blieben. Jahn hat uns dankenswerthe Bilder damaliger Vorgänge in ſeinen wunderlich-trefflichen „Denkniſſen eines Deutſchen" aufbewahrt. Wie vielfache und wichtige Züge vaterländiſcher Gefahren und Abentheuer würden uns vorliegen, wenn Schleiermacher, Reimer, Varnekow, Hirſchfeld, Rumohr und beſonders unſer Müller, ähnliche Aufzeichnungen hinterlaſſen hätten! Manche Aufhellung ſteht vielleicht in der Folge noch zu erwarten, denn allerdings ſind ſogar unſre Tage jenen Zeiten noch nicht fern genug, um alles ohne Scheu ſagen zu dürfen. Wir müſſen uns begnügen, in Betreff Müller's die ſpärlichen Angaben mitzutheilen, welche uns aus vertrauter früheren Kunde in der Erinnerung geblieben oder nachträglich aus guter Bewahrung ſich eröffnet haben.

Hier iſt ſogleich mit Nachdruck hervorzuheben, daß in jener Zeit alle deutſchen Hoffnungen ſich innigſt mit den preußiſchen verbanden, und die Wohlgeſinnten aller Volks-

ſtämme das Heil der deutſchen Zukunft vorzugsweiſe von Preußen erwarteten, von dem gedemüthigten, zerſchmetterten Preußen, das aber ſelbſt in ſeinem kaum geretteten Ueberbleibſel noch immer der umfangreichſte, geiſtkräftigſte und kriegsfähigſte deutſche Staat blieb, mit dem kein andrer, wenn auch durch die neuſten Ereigniſſe noch ſo gehobener und begünſtigter, an Macht und Gehalt ſich meſſen konnte. In Preußen allein war auch die zwiſchen Regierung und Volk ſo nöthige Gemeinſchaft und in beiden die lebendige Geſinnung, gegen die Fremdherrſchaft aufzuſtehen und das Befreiungswerk muthig auszuführen. Wer an der Donau und am Rhein, an der Elbe und Weſer ſolche Geſinnung und Gedanken hegte, der war eben dadurch gut preußiſch, und den mit Frankreich verbündeten Regierungen abgeneigt, ja feindlich. Wie ſtark dieſe Sympathie wirkte, ſehen wir in Müller's Beiſpiel auffallend ausgeſprochen. Sohn eines ſächſiſchen Predigers, Zögling der Fürſtenſchule zu Meißen, Student in Wittenberg mit dem Blick auf erwünſchte Verſorgung in der Heimath, Hausgenoſſe und Freund des angeſehenſten ſächſiſchen Miniſters, dabei von Gefühlen der Zuneigung und des Dankes, der Liebe und Treue für Land und Fürſten durchdrungen, — wer hatte wohl mehr Urſache, ein Sachſe zu ſein, als Müller? Und eben dieſer Sachſe, weil er höheren Vaterlandsſinn hegte, wurde in jener Zeit ein Preuße, wurde es für immer! Der äußerlich begünſtigten, zum Königreich erhobenen, in Glanz und Wohlfahrt ſtehenden Heimath und den eignen vielverſprechenden Ausſichten freiwillig entſagend, ſchließt er ſich dem geſchmähten, unter dem Drucke faſt erliegenden, ihm keine Gunſt, keinen Vortheil, ja kaum ſichern

Anhalt bietenden Lande zuversichtlich an, einzig darum, weil er in ihm allein den Kern erkennt, aus dem die Herstellung eines freien Vaterlandes, eines ächten Deutschlandes ihm möglich dünkt!

Müller kam im Mai 1809 zuerst nach Berlin, wo er die persönliche Bekanntschaft vieler Mitverbundenen machte, und sofort mit Aufträgen bedacht wurde, die sowohl Muth als Gewandtheit voraussetzten. Müller saß ganze Nächte hindurch bei der Arbeit. Der mit allen Volkskräften erhobene Krieg Oesterreichs gegen die Franzosen setzte alle Hoffnungen in Bewegung, eröffnete hundert Möglichkeiten, für die man vorbereitet sein mußte. Müller entwarf strategische Pläne und kriegerische Anordnungen, welche fast allen Wechselfällen entsprachen, die als die nächstwahrscheinlichen vorherzusehen waren. Diese Entwürfe wurden durch Gruner einem Ausschusse vertrauter Kriegskundigen vorgelegt, unter denen auch der Prinz August Ferdinand von Preußen sich befand. Ohne die Unfälle der Oesterreicher in Baiern würden die Preußen unfehlbar in Norddeutschland losgebrochen sein, alle Anstalten waren dazu getroffen, der General von Blücher harrte mit Ungeduld des entscheidenden Befehls. Müller lieferte die genauesten Nachrichten über die Stellung und Zahl der französischen Truppen, gab mit Sicherheit die Punkte an, wohin der erste Stoß zu leiten, wo die kräftigste Volkserhebung zu gewärtigen war. Gleichzeitig richtete sich seine Aufmerksamkeit nach Polen, wo die Preußen den unter dem Erzherzoge Ferdinand vorrückenden Oesterreichern die Hand bieten sollten. Die Siege des Kaisers Napoleon vereitelten alle diese Anschläge, deren nur vereinzelt und voreilig versuchte Ausführung

von Schill und ſeinen Gefährten nutzlos mit dem Leben bezahlt wurde!

Müller's und ſeiner Gleichgeſinnten Muth und Vertrauen zur vaterländiſchen Sache wurde durch kein Mißgeſchick gebrochen. Sie waren raſtlos in neuer Betriebſamkeit, in neuen Anknüpfungen. Die Leitung der preußiſchen Angelegenheiten hatte nach dem Ausſcheiden des Miniſters vom Stein in verſchiedenen Händen geſchwankt, bis der im Jahre 1810 zum Staatskanzler ernannte Freiherr von Hardenberg ſie in traurigſtem Zuſtand übernahm, und die äußere Erhebung durch innere Stärkung vorzubereiten ſtrebte. Mit Hardenberg ſtand Müller bald in naher Verbindung, und genoß das volle Vertrauen deſſelben. Solches Vertrauen forderte ſeinen eignen Schein zum Opfer, man mußte ſich das Anſehn geben, einander nicht zu kennen, man trennte ſich in der That, und ging abgeſonderte Wege zu demſelben Ziel. Der Staatsmann hatte Rückſichten zu beobachten, auch er beſtand Gefahren genug, wie das Beiſpiel Stein's und ſpäter Juſtus Gruner's zeigte; es wäre nutzlos geweſen, ihn auch die Wagniſſe mittragen zu laſſen, die der Freithätige perſönlich und täglich auf ſich nahm. Müller war bereit und willig, in letzterer Weiſe die halsbrechendſten Aufgaben zu übernehmen und auszuführen. Er bereiſte große Strecken von Deutſchland, um den Zuſtand der Dinge überall örtlich zu erkunden, die Stärke der Franzoſen und ihre Hülfsmittel und Vorräthe auszuſpähen, brachte den Eingeweihten die nöthigen Weiſungen, kaufte heimlich Pulver und Waffen an, warb neue Theilnehmer für Geſinnung und That, unterhielt die Verbindung mit dem Auslande, mit den Engländern, trotz der darauf geſetzten

Todesstrafe, mit den Geächteten in Schweden, Rußland und Oesterreich. Im Frühjahr 1811 wurde Müller nach Prag an den Kurfürsten von Hessen und an den Minister vom Stein in geheimer Sendung abgefertigt, dann weiter nach Wien, wo viele franzosenfeindliche Betreibungen zusammenflossen und besonders englischer Einfluß wirksam war, und da es wünschenswerth erschien, auch über die Stärke und die Verhältnisse der Franzosen in Italien zuverlässige Nachrichten einzuziehen, so dehnte er seine Reise ohne Bedenken dorthin aus, und blickte überall mit geübtem Auge dreist umher.

Als nach seiner Rückkehr die Ereignisse sich immer drohender anließen, und der Ausbruch neuer Kriegsflammen unvermeidlich schien, drängte die Stimmung in Preußen heftig zum Entschlusse. Mit außerordentlicher Kühnheit legte Justus Gruner, damals Leiter der preußischen Polizei und Müller's besonderer Freund, die umfassendsten Pläne zum Verderben des Feindes an, vollführte gegen französische Auflaurer und deutsche Verräther die verwegensten Handstreiche, und wußte die mächtige Betriebsamkeit der abgefeimten, schonungslos thätigen, über die reichsten Mittel der Gewalt und Bestechung verfügenden französischen Polizei so glücklich zu lähmen oder zu irren, daß die deutschen Anschläge selten von ihr entdeckt oder gehindert wurden. Da die Franzosen vertragsmäßig die drei Oderfestungen auch im Frieden besetzt hielten, so war es ein besonderes Augenmerk, diese Haltpunkte, im Falle des Krieges, ihnen schleunigst aus den Händen zu reißen. Es wurden Einverständnisse mit erprobten Bürgern geknüpft, mit verabschiedeten Offizieren; der Lieutenant von Fehrentheil hatte einen Plan entworfen, mit einigen alten

Soldaten die Besatzung von Küstrin von innen zu überrumpeln, für Stettin sollte eine preußische Truppenschaar in der Nähe bereit stehen. Bei allen diesen Dingen war Müller tief betheiligt; er bereiste die Oberfestungen, die in Mecklenburg gegen die preußische Gränze herangerückten französischen Truppen, durchstrich Sachsen, und besuchte wiederum in Prag den Kurfürsten von Hessen, um dessen Ansehen und reiche Geldmittel sich zahlreiche Franzosenfeinde geschaart hielten. Auch nach Schlesien zu dem General von Blücher wurde er geschickt, um mit dem entschlossenen Feldherrn für gewisse Fälle feste Verabredung zu nehmen. Alle diese Reisen und Geschäfte führten mitten durch den Feind, an seinen wachsamsten Spähern vorüber; auf jedem Schritte war Gefahr, entdeckt, ergriffen und erschossen zu werden.

So vielfacher Ortswechsel und geschäftiger Betrieb konnte in der That nicht lange unbemerkt bleiben; Müller war bald verdächtig, wurde streng beobachtet und in böse Fallen gelockt, die er jedoch stets glücklich vermied. Sorgfältigere Heimlichkeit, weite Umwege und sogar Verkleidungen halfen nur kurze Zeit aus; die große Gestalt und bedeutende Gesichtsbildung Müller's ließen ihn unter Hunderten sogleich erkennen, ihm war es unmöglich, in der Menge sich unbeachtet zu verlieren. Bald hatten die Franzosen thatsächliche Beweisstücke wider ihn, er wurde als ein Feind Napoleon's und als Aufwiegler des Volks bezeichnet, und die ganze Meute der französischen Polizei, die ihren leitenden Mittelpunkt zu Hamburg in dem Grafen d'Aubignosc hatte, war verfolgend auf seiner Spur. Der französische Gesandte in Berlin, Graf von Saint-Marsan, hielt sich von dergleichen Verfolgungen fern,

und wenn er dennoch bisweilen mit eingriff, so war es nur, um sie zu schwächen oder die Opfer zu bewahren. Aber was der französische Gesandte als seiner hohen diplomatischen Stellung unwürdig von sich wies, das übte der westphälische mit niedriger Beiferung. Ein deutscher Edelmann, Herr von Linden, hatte diese schlechte Sendung übernommen, und übte sie mit schamloser Gehässigkeit. Er war weniger des Königs von Westphalen Beamter, als der des Kaisers Napoleon, seine Berichte gingen eben so nach Paris wie nach Kassel, und der Marschall Davoust, der Graf d'Aubignosc, und überhaupt jeder französische Polizeischerge, konnte auf seine Dienstbeflissenheit rechnen. Ihm als Deutschen war es allerdings leicht, deutsche Verhältnisse zu durchspähen, und bedeutende Hülfsmittel waren ihm zu Gebote gestellt, sowohl an Leuten als an Geld; denn außer einem Gehalt von hundertsiebzigtausend Franken bezog er in Berlin jährlich vierzigtausend Franken zu geheimen Ausgaben. Dieser Mann hatte Müller'n mehrmals gesehen, und mit seinen spürenden Augen ihn bald auf's Korn genommen. Er stellte ihm mit böser Heftigkeit nach und versprach den Franzosen einen guten Fang. Doch Müller war ihm bisher noch glücklich entgangen. Auf einem Durchfluge durch Sachsen, im Oktober 1811, wollte er in Leipzig nur eilig bei einem Freunde einsprechen und dann nach Berlin weiter reisen. Er ahndete nicht, daß Linden in Leipzig sein könne, und als er ihm auf der Straße unerwartet begegnete, wollte er seitwärts ausbiegen; allein dieser hatte ihn schon erkannt, schrie den Leuten zu, sie sollten ihn festhalten, und zwang ihn, auf das Polizeiamt mitzugehen, wo die Verhaftung des Angeklagten dem

westphälischen Gesandten unter den herrschenden Umständen nicht versagt werden konnte. Doch während Linden bei höheren Behörden seine Maßregeln anerkennen und bestätigen ließ, half ein deutschgesinnter Beamter der Polizei dem Verhafteten zur Flucht, und rettete ihn aus einem Hause zum andern, bis er vor dem Thore seine Postpferde fand, die ihn rasch nach Berlin brachten. Aber Linden war ihm gleich wieder auf der Spur, folgte ihm nach Berlin, hatte hier seinen Aufenthalt bald entdeckt, und forderte die preußische Behörde auf, sich des gefährlichen Mannes zu versichern. Der Staatskanzler, durch Gruner im voraus benachrichtigt, erwiederte dem westphälischen Gesandten, was er beantrage, sei schon geschehen, Müller sei bereits in Haft; allein bevor davon die Rede sein könne, seine Vergehen wider Frankreich zu bestrafen, habe Preußen Anspruch an ihn, er sei wegen einer schändlichen Lästerschrift gegen Hardenberg in Haft, und man habe die Absicht, wider ihn mit aller Schärfe zu verfahren. Müller war des Scheines wegen wirklich als gemeiner Verbrecher in's Gefängniß gebracht; und Linden war vorläufig zufrieden, daß seine Beute ihm nicht entschlüpfen könne. Der Gefangene bekam jedoch auf seinem abgelegenen Zimmer alles, was ihm den Aufenthalt erleichtern konnte, besonders Licht, Schreibsachen und Bücher, und empfing durch Gruner's Veranstaltung die Besuche seiner mitverschwornen Freunde, des Prinzen von Hessen-Philippsthal, des Fürsten Eduard Lichnowsky, des Grafen Friedrich von Pückler, und vieler andern bedeutenden Männer, die mit ihm den Stand der Sachen, die möglichen Wendungen derselben, die Besorgnisse und Hoffnungen der nächsten Zukunft, aus-

führlich besprachen und beriethen. Ungeschwächten Muthes brütete Müller während seiner Gefangenschaft Tag und Nacht über Plänen und Berechnungen zum Kriege gegen die Franzosen, zur Erregung und Bewaffnung des Volks; für den Augenblick, daß der König von Preußen, wie man angstvoll erwartete, sich als Rußlands Verbündeter und Feind Frankreichs aussprache, sollten aller Orten die vorbereiteten Anschläge und Kräfte zugleich losbrechen, die Hülfsmittel des Feindes zerstören, seine durch das Land zerstreuten Mannschaften überfallen, die Massen der Bevölkerung wider ihn aufbieten. Doch diese großen Entwürfe mußten fürerst wieder zurücktreten, weil der König, in reifer Ueberlegung des Standes der Verhältnisse, der nahen Uebermacht der Franzosen und der fernen Hülfe Rußlands, den rechten Zeitpunkt für solchen Entscheidungskampf noch nicht gekommen glaubte, und dem Zwange der Umstände nachgebend sogar eine nähere Verbindung mit Frankreich einging. Daß in diesem Entschlusse, der viele heftige Gesinnungen tief schmerzte, ja mit Grimm erfüllte, kein Aufgeben der vaterländischen Sache lag, sondern die Zuversicht ihrer festen Bewahrung auf bessre Zeit, beweisen die Denkschriften Hardenberg's und die von ihm schon damals im vertrautesten Kreise ausgesprochenen Vertröstungen.

Für die offenkundigen oder schwerverdächtigen Franzosenfeinde war aber jetzt kein längeres Bleiben in Berlin. Gruner legte sein Amt nieder und begab sich nach Prag. Im Februar 1812, zwei Tage bevor der Marschall Oudinot mit seinen gegen Rußland ziehenden Truppen in Berlin einrückte, wurde Müller in der Stille entlassen, empfing von Hardenberg das nöthige Reisegeld, und flüchtete nach

Schlesien, wo er sich auf den Gütern des Grafen Sandreczky von Sandraschütz, dem Schwager des Grafen Friedrich von Pückler, verborgen hielt, und hier unablässig seine mannigfachen Arbeiten und Betreibungen fortsetzte.

Gruner, der mit den Russen in geheimer Verbindung stand und großartige Anschläge für die deutschen Verschwornen im Sinne trug, war in seinem Briefwechsel nicht genug vorsichtig gewesen, und die österreichische Behörde eilte den Auslieferungsansprüchen zuvorzukommen, welche von Seiten der Franzosen erfolgen mußten, ließ Gruner in Prag verhaften und als österreichischen Staatsgefangenen nach Peterwardein in Ungarn abführen. Mit ihm wurde dasselbe Spiel wiederholt, das in Berlin mit Müller war gespielt worden; nur klagte Gruner späterhin, daß in seinem Falle der Schein doch dem Ernste zu sehr geglichen, und daß man die beruhigende Versicherung, wie es mit seiner Haft gemeint sei, ihm selber vorenthalten habe. Gruner's Wegführung war seinen Mitverschwornen ein harter Schlag; es galt, ihn schleunig zu ersetzen, und die mancherlei Fäden, welche ihm aus der Hand gefallen, mit Geschicklichkeit aufzunehmen und weiter zu spinnen. Müller wurde beauftragt, an Gruner's Stelle zu treten, und seine Thätigkeit umfaßte die wichtigsten Einverständnisse und bedeutendsten Hülfsmittel; es wurden kühne Männer im feindlichen Gebiet angeworben, Waffenvorräthe zusammengebracht, Aufrufe vorbereitet. Ein furchtbarer Plan, die französischen Magazine durch ganz Deutschland niederzubrennen, war durch Gruner's Unfall vereitelt; die Wachsamkeit der gewarnten Franzosen verdoppelte sich, und die zu solcher Arbeit gedungenen Leute

mußten flüchtig werden. Der Feldzug des Jahres 1812 war inzwischen eröffnet, die Franzosen drangen bis Moskau vor, und die Sache der Deutschen schien abermals auf weit hinaus hülflos.

Von welchen Empfindungen und Hoffnungen Müller durch die Wendung des Glücks erfüllt wurde, die den französischen Kaiser und seine Heerschaaren in Rußland traf, läßt sich nach allem, was er bisher gesonnen, gestrebt und gelitten, ausreichend abnehmen. Im Frühjahr 1813 sah er in Folge des ungeheuren Umschwunges den König von Preußen, Hardenberg, Blücher, Gneisenau, und andre Staatsmänner und Generale in Breslau anlangen, aus Oesterreich erschienen der Graf von Wallmoden, Karl von Nostitz, aus den preußischen Ländern strömten Schaaren von Freiwilligen herbei. Müller hatte mit Hardenberg eine geheime Unterredung, und ging mit dessen Aufträgen zu dem Oberfeldherrn der Russen, Fürsten Kutusoff-Smolenskoi, der sein Hauptquartier in Kalisch hatte. Hier fand er Stein, der ihn als alten Bekannten freudig begrüßte, Nesselrode, Anstett, Cancrin, und hatte über das gegen Frankreich zu schließende Bündniß und den gemeinschaftlich fortzusetzenden Krieg mehrere Vorfragen zu erörtern, vielfache Auskunft zu ertheilen und sogar manche Schwierigkeiten wegzuräumen. Ihm kam dabei sehr zu statten, daß er nicht nur im Namen Preußens und Hardenberg's, welche den Russen noch einiges Mißtrauen ließen, sondern auch als Vertreter und Genosse der Volksgesinnung und freier Verbündeter sprechen konnte, die dem Sinne Stein's näher standen, und als deren Haupt er sich gewissermaßen betrachten durfte. Müller entwickelte seine eignen Ansichten und Entwürfe

mit eindringendem Feuer, drang entschieden darauf, daß die Sache der Fürsten zugleich als eine der Völker gefaßt und dargestellt würde, und verlangte, daß die Russen beim weitern Vorrücken dies durch öffentliche Ansprache laut verkündigten. So wurde Kutusoff's berühmter Aufruf von Kalisch zu Stande gebracht, der erste dieser Art, welcher die Auflösung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands aussprach, und auf dessen Verheißungen in der Folge noch oft genug zurückgeblickt wurde. Ueber Inhalt und Form wurde von Müller mit Stein, Kutusoff, Nesselrode und Anstett lebhaft verhandelt, endlich die Abfassung ihm übertragen und von ihm auf der Stelle ausgeführt. Ein Blatt großes Papier, wie es eben zur Hand war, stellenweise bedruckt für polnischen Postamtsgebrauch, wurde eilig beschrieben, nach geringen Aenderungen in's Reine gebracht, von Kutusoff unterzeichnet, und dann in alle Welt gesandt.

Nachdem dieses Geschäft abgethan war, eilte Müller zu dem längstersehnten Waffendienst, und schloß sich zunächst dem Obersten Füger an, der mit einer Streifschaar in Schlesien gegen Sachsen vordrang. Doch in der Gegend von Glogau bekam er eine Botschaft, die ihn zu Stein zurückrief, der sich jetzt in Breslau befand, und für Müller geheime Aufträge hatte, zum Theil von so wichtiger und zarter Beschaffenheit, daß er sie nur solch erprobter Besorgung vertrauen mochte. Es galt unter andern, gewisse Anknüpfungen in Westphalen für den Feldzug nutzbar zu machen, so wie auch den Kurfürsten von Hessen in Prag zu nachdrücklichem Handeln zu bewegen. In Breslau hatte Müller noch die Freude, verbunden mit Arndt, Jahn und Friesen, die Lützower Frei-

ſchaar errichten zu helfen, nicht ohne Widerſpruch und Hinderung von manchen Seiten; denn die Eiferſucht der Behörden wollte den freien Schwung einer ſelbſtſtändigen Deutſchheit, auf die es unverkennbar abgeſehen war, nicht zu ſehr aufkommen laſſen, und ſchon damals wirkten viele Kräfte dahin, alle Bewegung möglichſt in den Schranken des Herkömmlichen zu halten und überall den Zügel vorſchriftlicher Befehlsordnung anzulegen.

Als die ruſſiſch-preußiſchen Truppen in Sachſen vorrückten, nahm Stein Müller'n mit nach Dresden, um bei der Verwaltung des Landes mitzuwirken. Der Verwaltungsrath der verbündeten Truppen für das nördliche Deutſchland, beſtehend ruſſiſcherſeits aus Stein, preußiſcherſeits aus den Geheimen Räthen Schön und Rehdiger, hatte den Grafen von Reiſach als Generalgouverneur in die ſächſiſchen Herzogthümer, in die ſchwarzburgiſchen und reußiſchen Beſitzungen geſandt, und ihm Müller zum Gehülfen beigeordnet. Der Graf von Reiſach war aus Baiern geflüchtet, hatte als Deutſchgeſinnter und als Feind des baieriſchen Miniſters Grafen von Montgelas bei Stein die wärmſte Aufnahme gefunden, und deſſen Gunſt und Vertrauen in höchſtem Grad erworben. Es war daher auch eine Gunſt für Müller, dieſem Manne zugeſellt zu ſein, und das ganze Benehmen deſſelben war ſo wacker, eifrig und geſchickt, daß Müller ſich ihm gern und herzlich anſchloß. Mit der bezweckten Sendung jedoch hatte es keinen guten Fortgang. Einige Streifſchaaren der Verbündeten waren wohl in die bezeichneten Länder vorgedrungen, wurden aber eben ſo ſchnell zurückgedrückt, denn ſchon zogen ſtarke franzöſiſche Truppenmaſſen heran, dem verbündeten Heere weiteres Vorrücken zu hemmen.

Als diesem ein Zusammenstoß mit dem Feinde nahe schien, wollte Müller nicht zurückbleiben, und nachdem er vorläufig als Hauptmann dem Generalstabe der Legion, welche man in Sachsen errichten wollte, zugetheilt worden, ging er nach Altenburg in das Hauptquartier des Generals von Blücher, wo er mit alten Freunden zusammentraf, und seinem Auftrage gemäß für die deutsche Sache Freiwillige aufrief und den Landsturm einzurichten anfing.

Blücher brach am 1. Mai von Altenburg auf, dem schon wieder von Napoleon geführten französischen Heere entgegen zu rücken, und ließ Müller'n mit dem Auftrage zurück, in Altenburg einige Sicherheitsmaßregeln anzuordnen, was ihn verhindern mußte, die bevorstehende Schlacht mitzumachen. Schmerzlich hiervon betroffen, klagte Müller sein Mißgeschick dem Prinzen Karl von Mecklenburg, der eben durch die Stadt kam, und ihn gütig anhörte, ihm darauf aus dem eigenen Gefolge einen Stellvertreter gab und hierdurch die Freiheit verschaffte, dem Hauptquartier nachzueilen. Es war schon spät geworden, als er am 2. Mai nach Zeitz kam, wo die russischen Truppen des Generals Miloradowitsch aufgestellt waren, während bei Groß-Görschen der heftige Kampf in glühender Entscheidung schwebte. Müller besichtigte mit dem russischen General von Korff, den er schon aus früherer Zeit kannte, die vorliegende Gegend, und da Miloradowitsch auf keine Weise ohne nähern Befehl in's Gefecht gehen wollte, so ließ er ihn durch Korff beschwören, wenigstens die Anhöhen von Mölsen zu besetzen, als welche beim Gewinne wie beim Verluste der Schlacht von äußerster Wichtigkeit seien. Doch Miloradowitsch wollte davon nichts hören, und berief sich auf seine empfangenen Befehle. Die Schlacht

wurde verloren, und als die Verbündeten den Rückzug antraten, erhielt Miloradowitsch nun um 11 Uhr Abends den Befehl, sich bei Mölsen aufzustellen; jetzt wünschte er, der landeskundige Rathgeber möchte ihn begleiten, allein Müller lehnte dies mit den Worten ab, er würde den fremden Truppen zum Angriffe sich gern gesellt haben, den Rückzug mitzumachen wolle er die aufsuchen, zu denen er gehöre. So ritt er in der Nacht über Altenburg zurück, und schloß sich an Blücher's Truppen glücklich wieder an.

Stein ließ Müller'n nicht lange bei den Truppen, sondern rief ihn wieder zu den Geschäften seiner Verwaltung, die freilich auch kriegerischer Gehülfen und Leistungen bedurfte. Als nach der Schlacht von Bautzen die Verbündeten aus Sachsen zurückgingen, und bald darauf der Waffenstillstand erfolgte, hörte Stein's Verwaltung von selbst auf, und Müller konnte sich frei zu andrer Thätigkeit wenden, wie solche seinem Sinn und Eifer sich darbot. Er sammelte viele der bei Kitzen von den Franzosen trotz des Waffenstillstandes überfallenen und versprengten Lützower Reiter, und schaffte sie auf weitem Umwege nach Mecklenburg, wohin die Lützower Hauptschaar gezogen war. Sodann weilte er einige Zeit in Polen, um für die Lützower und andre Freischaaren zu werben, denen er auch wirklich viele wackre Leute, zum Theil aus rheinbündnischen Gefangenen, gewann.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes wollte Müller sich wieder den preußischen Truppen anschließen, doch Stein nahm ihn auf's neue für die Verwaltung von Sachsen in Anspruch, und als die Verbündeten wieder den grö-

ten Theil des Landes in Beſitz genommen hatten, wurde der Graf von Reiſach als Generalgouverneur der Ober- und Niederlauſitz, Müller aber für die Niederlauſitz insbeſondre als Gouvernements-Kommiſſair eingeſetzt. Dieſer nahm nun ſeinen Wohnſitz in Lübben, und führte ſein Amt während ſechs Monaten mit größter Redlichkeit; uneigennützig, partheilos, mild, nur da ſtreng und ſcharf, wo es die deutſche Sache galt, hart und verfolgend nur, wenn undeutſche Geſinnung oder gar verrätheriſche ſich zu zeigen wagte. Seine Thätigkeit beſchränkte ſich aber keineswegs auf örtliche Verwaltung, ſondern griff mannigfach in die Kriegsbewegungen ein. So wurde er zum Beiſpiel am 5. September in Aufträgen Blücher's zu dem Nordheere geſandt, traf am 6. früh bei dem General Grafen von Tauentzien ein, und that bei demſelben während der Schlacht von Dennewitz Adjutantendienſte. Nach errungenem Siege ritt Müller auf dem Wahlplatze umher, und forſchte, ob er unter den verwundeten und gefangenen Sachſen alte Bekannte fände. Da traf ihn ein Streifſchuß aus nahem Gebüſch. Der Thäter wurde bald ergriffen, und Müller erkannte in ihm den Hauptmann Friedrich von Flemming, ſeinen ehemaligen Zögling, der das Gewehr eines gefallenen Soldaten aufgenommen und ohne ſein Ziel zu erkennen abgedrückt hatte. Als nach der Schlacht der Kronprinz von Schweden eintraf, richtete Müller ihm ſeinen Auftrag aus, und kam bald in ein großes Geſpräch mit ihm, wobei er die Errichtung einer ſächſiſchen Legion wieder zur Sprache brachte und bereitwilliges Gehör fand. Er ſchrieb an ſeine Landsleute dieſerhalb einen beredten Aufruf; allein die Sache kam nicht zu Stande, weil die Sachſen preußiſche Offiziere

bekommen sollten, und dieser Beaufsichtigung widerstrebten. — So bedeutend und ehrenvoll die Wirksamkeit auch war, welche Müller in dieser ereignißvollen Zeit ausübte, so konnte sie doch weder seinem Kriegsmuthe noch seinen sonstigen Ansprüchen ganz genügen. Wir finden hierüber in einem seiner Briefe eine Herzensergießung, die uns seine Ansichten der persönlichen und allgemeinen Dinge klar darlegt. Er schrieb aus Lübben am 27. September 1813 an seinen Bruder August Müller nach Berlin: „Ach mit welcher Wonne nahm ich das lang berechnete, lang ersehnte Schwert zur Hand, und welche Opfer habe ich gebracht, um es zu können und frei zu können! Aber es ist nicht alles, wie es sein sollte und könnte. Der kommt nicht durch, den nicht Fortuna besonders anlächelt. Der Krieg entwickelt die Kräfte des Menschengeschlechtes, aber den Einzelnen stellt Zufall und Glück auf seinen Platz. Mancher Name wird bereits rühmlich genannt; ich möchte ihn beneiden. Ich muß Gouvernements-Adjutant sein; und man bemüdet mich. Wie soll ich von der friedlichen Kriegsstelle loskommen? Ich habe meine Dienste angeboten vor Wittenberg, vor Dresden. Umsonst, ich bekomme keine andre Ordre. Freilich, ich kenne jene Gegenden zu genau: und wenn ich so glücklich gewesen wäre, ein paar tausend Menschen vielleicht weniger umkommen zu lassen, so könnte ich dabei auch vielleicht diesem oder jenem ein Lorbeerblättchen weggenommen haben. Siehst Du, man kommt nicht durch; und alle Wünsche, Pläne und Entwürfe, die über den zufälligen Standpunkt des Angebers hinausgehen, sind ganz verloren, oder es führt sie ein Anderer aus, der sie kaum halb faßt. Tröstet mich hier in meinem ruhigen Gouvernement irgend

etwas, so ist es die Möglichkeit, als Sachse meinen Landsleuten vielleicht nützlich werden zu können."

Müller blieb in seiner zuletzt ganz selbstständig gewordenen Amtsführung in der Niederlausitz bis zum Januar 1814, und begab sich dann nach Dresden, wo er in theils aufgetragenen, theils freien Arbeiten für die deutsche Sache thätig fortwirkte. Nach beendigtem Kriege nahm die Hauptverwaltung der eroberten Länder eine neue Gestalt an, und das ganze Königreich Sachsen erhielt einen russischen Generalgouverneur in dem Fürsten Repnin, der ebenfalls von Müller's Eifer und Kenntnissen in besondern Anlässen manchen Nutzen zog.

Im Laufe der Waffenereignisse hatte Müller vielfach Aergerniß an den Kriegsberichten genommen, die ihre bezeichnendsten Ausdrücke vorzugsweise dem Französischen abborgten, und durch ihr Kauderwelsch den Sinn wie das Ohr solcher Deutschen verletzten, denen alle Ausländerei verhaßt und besonders im Sprachgebiete längst geächtet war. Die Bezeichnungen der Kriegssachen in reinem Deutsch zu geben, gehörte gewiß zu den schwierigsten Aufgaben; der Vorrath alter Worte konnte für neueres Bedürfniß nicht ausreichen, es mußten gewaltsame Schöpfungen versucht werden, denen schwerlich allgemeiner Beifall und noch weniger Eingang in den Gebrauch zu versprechen war. Müller unternahm die Sache, und gab siebzehn Kriegsberichte des Kronprinzen von Schweden „in teutschem Gewande". Das Büchlein wurde zu Ende Oktobers 1813 in Berlin gedruckt und zum Besten der Lützow'schen Freischaar verkauft. Im folgenden Jahre widmete er demselben Zwecke ein „Verteutschungswörterbuch der Kriegssprache", wo die Sache mehr im Ganzen über-

schaubar wurde. Doch mußten diese Bemühungen, in welchen schon Campe, Wolke, und für die Kriegssprache besonders der General von Schlieffen sich hervorgethan, größtentheils fruchtlos bleiben, so lange von Staatswegen die fremden und verdorbenen Bezeichnungen beibehalten blieben. Müller war übrigens in jener Zeit noch nicht mit den Tiefen vertraut, in welche die deutsche Sprachforschung bereits gedrungen war, ohne noch die reichen Ergebnisse zum Gemeingut verarbeitet zu haben. So war auch sein Eigensinn, „Teutsch" zu schreiben anstatt Deutsch, wenn auch gut vaterländisch gemeint, nicht auf richtige Ableitung gegründet, und mußte daher späterer Einsicht weichen.

Neben diesen Aeußerlichkeiten der Kriegssachen gab der Kern derselben, die Leitung der Heerbewegungen, dem Geiste Müller's unausgesetzt Beschäftigung. Sein prüfendes Urtheil folgte den Anordnungen und Ereignissen mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Kenntniß des Landes und Bodens kam ihm hiebei trefflich zu statten. Seine Betrachtungsweise erlangte die größte Höhe und Bestärkung durch die Schlacht von Leipzig, deren strategischen Gehalt und Zusammenhang er in einer kleinen Schrift darlegte, die unter dem Titel: „Auch eine Ansicht von der Völkerschlacht bei Leipzig" im November 1813 gedruckt erschien. Sie machte durch die Eigenheit und Kraft der darin ausgesprochenen Urtheile, durch die unzweifelhafte Fachkenntniß und die Schärfe des Ueberblicks ein allgemeines Aufsehn, und man suchte den Verfasser unter den höchsten und begabtesten Militairpersonen. Auf Müller verfiel man um so weniger, als auch seine Freunde, welche seine Einsichten kannten, ihm doch nicht die Gerechtigkeit

zutrauten, welche dieſe Schrift in auffallender Weiſe dem Kaiſer Napoleon angedeihen ließ, deſſen Kriegs- und Schlachtführung hier vertheidigt wurde, entgegen dem gemeinen Geſchrei, das dem Beſiegten ſofort auch alle Tüchtigkeit abſprechen wollte. Nachdem der wirkliche Verfaſſer allmählig bekannt geworden, empfing er von allen Seiten die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche; die höchſten Generale und kenntnißreichſten Offiziere bezeigten ihm die ehrenvollſte Anerkennung, ja Gneiſenau that den Ausſpruch, Müller ſei zum Kriegsführer geboren. Angeſpornt durch dieſen Erfolg, und noch beſonders aufgefordert durch Stimmen aus dem großen Hauptquartier, zog Müller auch den weitern Kriegsgang in kritiſche Betrachtung, und während alles noch in Ungewißheit ſchwankte, ob der Krieg fortzuſetzen, wo und wie Frankreich anzugreifen ſei, zeigte er den Weg, auf dem die Verbündeten nach Paris vordringen müßten. Dies geſchah durch die kleine Schrift: „Ueber Dijon nach Paris“, welche im Januar 1814 zu Dresden erſchien, und, wenn auch nicht auf die Leitung des Feldzuges, der unter ganz andern Bedingniſſen als denen richtiger Strategie ſich durchquälen mußte, doch ſtark und heilſam auf die Geſinnung wirkte.

Im Sommer rief ein ſehr peinlicher Gegenſtand Müller's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf. Der Graf von Reiſach, früher von Stein höchlich gefördert und geehrt, war durch böſen Leumund, der ihm aus Baiern gefolgt, plötzlich in ſeines Gönners Ungnade gerathen, und dieſer, der ſeinen früheren Irrthum glaubte rächen zu müſſen, verfolgte jetzt den geweſenen Günſtling eben ſo leidenſchaftlich, als er ihn früher ausgezeichnet hatte. Der Graf war ſeines Verwaltungsamtes ſchon enthoben, nun aber

ſollte dem baieriſchen Anforderungen auch ſeine Verhaftung zugeſtanden werden, und es hieß, ſeine Auslieferung nach Baiern ſei beſchloſſen. Müller konnte die früheren Verhältniſſe Reiſach's nicht beurtheilen; aber ſeit er ihn kannte, hatte er nur Gutes und Wackeres an ihm geſehen, war von ſeiner Redlichkeit im Amte, von ſeiner ehrenhaften und deutſchen Geſinnung überzeugt. Er ſah in ihm das ſchuldloſe Opfer der mächtigen Feindſchaft, die er in der Heimath zurückgelaſſen, einer Macht, mit welcher freilich deren bisherige Gegner, denen der Flüchtige ſich in die Arme geworfen hatte, jetzt Frieden und Bündniß eingegangen waren! Müller wollte den Verfolgten, Mißkannten und Hartbedrohten nicht fallen laſſen, ſondern ihn gegen die Unbill, die ihm bloß als das Werk fremder Ränke galt, nach Kräften vertheidigen. Er that dies durch eine Flugſchrift, die unter dem Titel: „Graf Reiſach in Verhaft!“ im Juli zu Dresden gedruckt wurde. Sie gereicht dem Verfaſſer jedenfalls zur Ehre, um ſo mehr, als er wiſſen konnte, daß ihm Stein dieſes Auftreten übel anrechnen, und ihm davon auch an andern Orten mancher Nachtheil entſtehen würde. Sein edler Muth aber zeigte ſich noch beſonders darin, daß er dieſer Schrift ſeinen vollen Namen beiſetzte, den er in andern Erzeugniſſen, wo nur Lob und Ruhm zu erwarten ſtand, beſcheiden verſchwiegen hatte. — Reiſach wurde auf Hardenberg's Befehl zwar der Haft entlaſſen und gegen Auslieferung geſchützt, auch ſpäter bei dem weſtphäliſchen und rheiniſchen Archiv wieder angeſtellt; allein das Erlittene laſtete ſchwer und dauernd auf dem Gebeugten, der, auch gerechtfertigt, nie wieder ſich völlig aufrichtete. —

Als die Zeit der Eröffnung des Wiener Kongreſſes

herannahte, wurde Müller von Dresden nach Berlin berufen, und von Hardenberg als einer derjenigen bezeichnet, die ihn nach Wien begleiten sollten. Man erwartete damals mit Zuversicht, daß Sachsen mit Preußen würde vereinigt werden, und Müller durfte diesem Geschicke seiner Heimath getrost folgen, da seine Gesinnung auf diesem Wege schon vorangegangen war. Seit ihrem Erwachen hatte die neue Deutschheit immer entschiedner preußische Richtung angenommen und durch die gemeinsamen Kriegsthaten sich unwiderruflich in ihr befestigt. So war Müller längst ein Preuße, und fühlte klar, daß er nichts andres sein konnte und wollte; die Versprechungen Hardenberg's, die Freundschaft und das Vertrauen der angesehensten Männer, sicherten ihm günstige Aufnahme. Glänzende Anerbietungen, welche ihm von andern Seiten gemacht wurden, durch russische Staatsmänner, durch österreichische Generale, hatte er unbedenklich abgelehnt, ohne nur erst anzufragen oder viel davon zu reden.

In Wien wurde Müller mit wichtigen Arbeiten beauftragt, theils von Hardenberg selbst, theils von dessen Räthen Stägemann und Jordan. Für die Vereinigung Sachsens mit Preußen schrieb er einen bedeutenden Aufsatz, dessen Handschrift unglücklicherweise vor dem Druck verloren ging. Hardenberg und Wilhelm von Humboldt befragten ihn öfters über die sächsische Sache, und gaben seinen Rathschlägen mehrmals Folge. Er verfocht in Zeitschriften und Tagesblättern überall mit Lebhaftigkeit die Sache Preußens, und führte seine Streiche besonders gegen die Schreiber aus Baiern, die damals sehr laut waren und sich von dem Verdachte, noch gewisse ausländische Neigungen zu tragen, nicht ganz befreien konnten. Als

die Theilung Sachsens durch den Kongreß bestimmt wurde, welche Müller als ein großes, auch der sächsischen Sache zugefügtes Unrecht tief beklagte, bekam er den Auftrag, den vorgeschlagenen Lauf der Gränzen zu prüfen, und ihm wurde das Verdienst anerkannt, darin ein paar wichtige Verbesserungen, sowohl strategische als finanzielle, angedeutet zu haben, die dann auch noch glücklich durchgesetzt wurden. Gleicherweise lieferte er Arbeiten, welche für die Gränzbestimmung gegen Polen hin wichtige Angaben enthielten. Die Richtung und der Umfang seiner Kenntnisse war einigen österreichischen Generalen schon bekannt, seine gründliche Beurtheilung der Kriegsereignisse des Jahres 1809 auf dem Marchfelde, in einer Denkschrift niedergelegt, erregte die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl, und das Verlangen, den Autor, der ihn keineswegs geschont hatte, kennen zu lernen. Als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war und neue Feldzüge und Kämpfe zu erwarten standen, legte Müller seine strategischen Ansichten in raschen Entwürfen vor, die auch andern als preußischen Lesern mitgetheilt wurden. Der österreichische General Bianchi, bestimmt, den Krieg in Italien gegen den König Murat zu führen, wollte den Verfasser seinem Generalstabe zutheilen, und machte ihm die ehrenvollsten Anerbietungen, die er jedoch bescheiden ablehnte.

Der Kongreß ging aus einander, die Heere standen abermals im Felde, und Hardenberg mit seinem ganzen Gefolge eilte nach kurzem Aufenthalt in Berlin dem Kriegsschauplatze zu, um in der Nähe der Ereignisse zu sein. Die Schlacht von Bellealliance öffnete schnell den Weg nach Paris, und hier entwickelte sich auf's neue die man-

nigfachste politische Thätigkeit. Müller empfing wie bisher Aufträge von Hardenberg und Humboldt, dazu von Altenstein und Gruner, und ärntete von allen Seiten Lob und Zufriedenheit. Sein Eifer bedurfte keines Sporns, er führte in seinen Geschäftsarbeiten, welche hauptsächlich deutschen Verhältnissen und Ansprüchen gewidmet waren, gleichsam seine eigne Sache, das Höchste Anliegen seines Herzens. Elsaß und Lothringen für Deutschland wieder zu gewinnen, die deutschen Gränzen gegen Frankreich auf Thatsachen der Natur und Geschichte zurückzuführen, das war der Gegenstand, welchen unter Preußens Obhut die Deutscheiferer heftig anstrebten, und kaum dann aufgeben wollten, als Preußen, im Rathe der Verbündeten überstimmt, nur mit Mühe einige Nebenvortheile noch zu retten suchte. Müller's Denkschriften über diese Sachen wurden den bedeutendsten Staatsmännern vorgelegt, ja zur Kenntniß der verbündeten Herrscher gebracht; allein die Kraft ihrer Beweisführung mußte an schon früher gefaßten Vorsätzen scheitern. Nicht weniger thätig war Müller im Gebiete der Oeffentlichkeit. Er schrieb Aufsätze für den Rheinischen Merkur, für den Deutschen Beobachter in Hamburg, die Allgemeine Zeitung in Augsburg. Sein Franzosenhaß, durch die Lauigkeit, die er überhand nehmen sah, gesteigert, wurde zu wahrem Grimm. Er reizte laut zu dem Antrage, die französischen Kunstsammlungen ihrer Kriegsbeute zu entledigen, er wollte sogar die Zerstörung aller französischen Siegsdenkmale. Und neben diesen heftigen Absichten und Reden war er mit den Einzelnen des verhaßten Volkes, die er zufällig kennen lernte, auf dem freundlichsten Fuß, erwarb die Zuneigung und den Dank der Leute, bei denen er wohnte, die ihn um Gefällig-

keiten anſprachen! Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, und andre Deutſche, welche Paris und die Franzoſen ſchon länger kannten, waren überzeugt, Müller würde die Franzoſen, bei näherem Verkehr, ſeinen Napoleonshaß nicht lange mehr mittragen laſſen.

Gegen das Ende der Pariſer Verhandlungen mußte Müller in beſondern Aufträgen noch einige Reiſen machen, nach der Normandie und Bretagne, nach Lothringen und nach Landau. Als er von letzterm Orte nach Paris zurückkehrte, vernahm er unerwartet, daß in ſeinem Dienſtverhältniß ſeit langer Zeit, ohne daß er es gewußt, eine wichtige Veränderung vorgegangen war. Die Kriegsbehörde hatte nach dem erſten Pariſer Frieden, in Folge erhaltener Vorſchriften, die Lützower Freiſchaar aufgelöſt, aus dem Fußvolk das fünfundzwanzigſte Feldregiment gebildet, und Müller'n, den bisherigen Hauptmann, in dieſes als Lieutenant verſetzt. Das Regiment berief ihn durch ein nach Wien gerichtetes Schreiben ein; dieſes Schreiben aber war an Hardenberg gelangt; der, weil er Müller'n bei ſich behalten wollte, daſſelbe unbeantwortet bei Seite legte, ohne weiter von der Sache zu reden. Jetzt, nach ſo langer Zwiſchenzeit, empfing Müller eine zweite Mahnung, und hatte den Verdruß, nicht nur das nachtheiligſte Unrecht über ſich verhängt zu ſehen, ſondern auch vor einem Kriegsgerichte ſich wegen ſeines Ausbleibens rechtfertigen zu müſſen. Unter dieſen Umſtänden erbat er ſeinen Abſchied aus dem Kriegsdienſte, den er mit den ehrenvollſten Zeugniſſen erhielt. Hardenberg's Verſicherungen hatten ihm ohnehin ſchon andre Bahnen des Staatsdienſtes, die ſeinen ausgezeichneten Fähigkeiten im Frieden günſtiger entſprechen würden, angedeutet und verheißen.

Bevor noch die Pariser Verhandlungen zum völligen Abschlusse gekommen waren, machte Müller eine Reise nach London, wo er von Deutschen und Engländern wohl aufgenommen wurde, aber gleichwohl zu beklagen fand, auch hier die deutschen Angelegenheiten vielfach mißkannt und durchaus vernachlässigt zu sehen. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt kehrte er aus England über Holland nach Berlin zurück, wo inzwischen auch Hardenberg mit seinem ganzen Gefolge wieder eingetroffen war.

Seine wirkliche Anstellung im Staatsdienst erfolgte nicht sogleich; mehrere Posten, die seinen Fähigkeiten und Ansprüchen gemäß und ihm halb zugesagt waren, fanden sich durch Andre besetzt. Hardenberg hatte die mißliche, für das Loos vieler Menschen gefährliche Art, die indeß auch bei andern Männern vielfachen und weiten Wirkens nicht selten ist, daß er alle Menschen von Talent und Geist, die sich ihm näherten, gern in seiner Umgebung festhielt, überzeugt, sie irgendwie gebrauchen und auch fördern zu können; denn wie er im Allgemeinen das größte Wohlwollen hegte, so gönnte er auch jedem persönlich alles Gute. Seine Versprechungen waren daher aufrichtig und glänzend, und mochten auch den Ungeduldigsten eine Weile hinhalten. Sollte doch endlich die Erfüllung folgen; so zeigte sich diese durch außer Acht gelassene Schwierigkeiten, durch anderweitigen Einspruch oder Mangel an offnen Stellen, gehemmt. War dann die Zeit der unmittelbaren Nutzbarkeit, der frischen und wichtigen Leistungen vorüber, so sanken Werth und Lohn derselben leicht auf ein geringes Bruchtheil des hohen Betrages herab, zu welchem sie früher angeschlagen worden. Dies war auch der Fall Müller's. Hardenberg gestand ihm

seine Verlegenheit, eine selbstständige, seinen Verdiensten und Fähigkeite angemessene Stellung für ihn zu ermitteln, und bestimmte ihn, unter Vertröstungen auf die Zukunft, einstweilen in beschränktem Verhältnisse sich zu gedulden; er wurde den Räthen Stägemann und Rother als Hülfsarbeiter zugewiesen, und leitete unter des Erstern Namen eine Zeitlang die Herausgabe der neugegründeten Staatszeitung.

Müller verhehlte sich nicht, daß mit dem Frieden ein großer Wechsel der Richtungen vorgegangen sei, daß auch ihn persönlich dieser Wechsel sehr betreffe. Doch sah er so große allgemeine Hoffnungen getäuscht, daß er seine eignen Verhältnisse minder schwer nahm. Wenn sein Stolz einen Augenblick zürnte, und er an die Schätzung der Menschen und Dinge erinnerte, die noch vor kurzem gegolten hatte, so war seine Gutmüthigkeit durch ein freundliches Wort bald wieder beschwichtigt, und sein bescheidner Sinn sagte wohl gar, daß er noch ganz gut bedacht worden sei. Er drängte sich nicht auf, er schmeichelte nicht, er suchte keine Nebenwege und Ränke. Wenn er stets die wärmste Verehrung für Hardenberg aussprach, so war das der reine Ausdruck seiner Einsicht und seines Gefühls; auch wußte er, daß ihm der gute Wille des vielgeplagten Greises nicht fehle; den Leuten aber, welche diesen guten Willen für ihn zur That machen konnten, gab er kein gutes Wort, sondern drehte ihnen wohl gar den Rücken zu.

Erst im Jahre 1817 wurde ihm die feste Anstellung als Hofrath, später Geheimer Hofrath, im statistischen Amt, wo seine Beschäftigung von der Art war, daß sie doch mit seinen Wünschen und Neigungen einigermaßen über-

einstimmte. Leider traf er es in Betreff des Vorstandes dieser Behörde nicht glücklich. Der Staatsrath Hoffmann, ein enger Kopf, und dabei eingebildet und störrig, förderte keinen seiner ihm untergebenen Gehülfen, alles Verdienst und alle Ehre der geleisteten Arbeiten legte er nur sich selber bei. Am wenigsten war er Müller'n geneigt, dessen deutscher Eifer ihm, dem früheren Napoleonsbewunderer und Franzosenfreund, durchaus zuwider war; überdies hatte Müller auch in früherer Zeit eine Arbeit von Hoffmann über westliche Gränzlinien prüfen müssen, und bedeutende Mängel darin aufgezeigt, wobei sein Name dem Getadelten nicht verschwiegen geblieben war. Durch Müller's standhafte Gradheit und Bescheidenheit behielt das Verhältniß dennoch ein gutes Ansehn, aber an Weiterkommen war unter diesem Obern nicht zu denken. Die Pedanterei kleinlicher Berechnungen, die sich meist um unsichre Zahlen drehen, berührte ihn zwar wenig; er hatte die Bibliothek und die sämmtlichen öffentlichen Blätter in Aufsicht, seiner Theilnahme an gelehrten und politischen Dingen sehr erwünscht. Doch fand sich bisweilen Anlaß, auch aus dem statistischen Gebiete den höchsten Behörden solche Arbeiten zu liefern, welche diese mit Dank benutzten, wie zum Beispiel für die Gränzberichtigung mit Polen, für das Konkordat mit dem römischen Hofe, für die Rheinschifffahrt.

Müller war ein gewissenhafter Arbeiter, der sein Tagewerk mit unverdrossener Sorgsamkeit vollbrachte, nach strengen Pflichtbegriffen, die ihn von Jugend auf geleitet. Aber ihm blieben Mußestunden genug, die er nach Lust und Neigung ausfüllen konnte. Er sollte Vorlesungen an der Kriegsschule über Militair-Sta-

tistik halten, was aber durch Nebendinge sich wieder zerschlug.

Die Sache des Vaterlandes war jetzt so gestellt, daß sie nach außen keiner Kämpfe mehr bedurfte, nach innen ihre fernere Entwickelung nur aus den bestehenden Staatsordnungen erwarten sollte, und sich gegen das selbstständige Mitwirken nicht unmittelbar dazu Berufener täglich mehr abschloß. Zwar setzten sich zahlreiche Eiferer diesem Gang entgegen, und suchten durch die Presse, durch Turnübungen und sonstige Mittel einen Einfluß zu behaupten und auszudehnen, an welchen die Kriegszustände sie gewöhnt hatten, allein der Uebermuth der Jugend wußte kein Maß zu halten, und es erfolgten herbe Rückwirkungen. Müller's meiste Freunde waren in diese Sachen verflochten, er theilte im Allgemeinen die Gesinnung, mißbilligte aber die Handlungsweise. Er, der alte und verwegene Tugendbündler, verwarf jetzt alles Geheimwesen und hielt sich von demselben fern. Die politischen Maßregeln, welche bald über ganz Deutschland verhängt wurden, und statt gehoffter mehreren Freiheit auch die schon gewährte wieder verkümmerten, durften seine Seele tief betrüben, aber ihn persönlich berührten sie nicht. Unmuthig wandte sich der edle Geist von den traurigen Verwirrungen ab, wo Wahn gegen Wahn sich austobte, und stählte den Muth in treuer Arbeit, in stiller Pflege der Wissenschaft und Kunst.

Zwölf Jahre hindurch stand Müller als Ordner der deutschen Sprachgesellschaft vor, die er in Berlin hatte stiften helfen, und suchte den mannigfachen Bestrebungen dieser Art in Deutschland einen festen Zusammenhang zu geben. Seine eignen Studien gingen nun tiefer ein, und

er kam von manchen Abwegen zurück. Indeß blieb in seinen Versuchen, die deutsche Sprache von fremden Wörtern zu reinigen, neben Ausgezeichnetem und Vortrefflichem, auch viel Gewaltsames und Willkürliches, und seine Vorschläge fanden, gleich den frühern von Campe, Wolke und Schlabrendorf, wenig Eingang. Auch sein Bemühen um unsre Rechtschreibung, gleich dem so vieler Andern, deren irrende Ritterschaft sich auf diesen nächsten harmlosen Stoff warf, drang nicht durch. Das lange ſ, welches in Frankreich durch die Buchdrucker Didot abgeschafft worden — was ihnen der Buchdrucker und Schriftsteller Retif de la Bretonne zum strafbarsten Verbrechen macht — wünschte er im deutschen Druck ebenfalls zu verbannen, und benutzte dazu die Staatszeitung, wo dann Worte wie besser, müssen und dergleichen seltsam auffielen, sogar dem Könige, der die Neuerung abstellen ließ.

Als erneuerte Schulerinnerung und Jugendlust erwachte in ihm auch wieder der Trieb, lateinische Verse zu machen, und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Ausdruck heutigen Lebens in der todten Sprache findet. Mag man über diese gelehrte Poesie denken wie man wolle, immer wird man zugestehen, daß auch wahre Dichter und ächtes frisches Leben sich in dieser Dichtungsweise kund gegeben, und wir fügen hinzu, daß, auch wo der höhere Genius fehlt, schon die bloß technische Meisterschaft in Verskunst und Sprache eine Gediegenheit und Kraft der Studien voraussetzt, wie schwerlich durch andre Leistungen so unmittelbar sich darlegen kann. Die Reformationsfeier im Jahre 1817 war ein Gegenstand, den lateinisch zu besingen für Müller mehrfachen Reiz haben mußte; die Feier führte nach Wittenberg, wo er

studirt hatte und in dessen Nähe er geboren war, und rief die Theilnahme für Kirche und Theologie neu hervor, die in seinem Herzen noch stets ein treues Andenken hatten. Er widmete dem Anlaß ein Carmen saeculare, welches Aufsehn erregte und großen Beifall erwarb. Nach drei Jahren ließ er ein Heft andrer lateinischer Oden folgen, die meistens schon vorher in den Berliner Zeitungen einzeln erschienen waren. Ueber den Kunstwerth dieser Gedichte mögen die großen Meister des Faches, ein Eichstädt, ein Kirchner, das Urtheil sprechen; wir haben sie hier als Zeugnisse einer edlen und würdigen Erholungsmuße anzuführen. Die während einiger Jahre beliebten Festmahle akademischer Zeitgenossen gaben Müller'n ebenfalls Gelegenheit, ein frisches Studentenlied in der Weise des „Gaudeamus igitur" zu dichten, welches nebst der von ihm selbst gemachten deutschen Uebersetzung in der kleinen Sammlung nicht fehlen darf.

Eine schwere Prüfung wurde ihm durch häusliches Mißgeschick auferlegt. Er hatte sich bald nach seiner Niederlassung in Berlin mit einer Frau verheirathet, die bei zuerst günstigem Anschein doch in kurzem weder den geistigen noch selbst den sittlichen Forderungen einer solchen Verbindung entsprach. Alle Stärke des guten Willens, aller Edelmuth und Hochsinn, durch welche Müller das Verhältniß zu stützen und zu heben trachtete, blieben unwirksam gegen die sich stets erneuenden Störungen. Nach hartem Kampfe wurde die Verbindung endlich gelöst, und für Müller kehrte mit der äußern Ruhe auch schnell der innere Frieden, das Gleichgewicht einer heitern Seele zurück, welche dem Guten und Schönen zugewandt von Unwürdigem nicht lange befangen bleibt.

Aufmerksam für alles, was im Staatswesen und in der Litteratur vorging, innig theilnehmend an den wechselnden Zeitgeschicken, aber dabei gedeihlich mitzuwirken in den nächsten Verhältnissen weder Beruf noch Zulaß ersehend, lebte Müller fortan in Geschäfts- und Studienfleiß, und im Genusse biedrer Freundschaft seine Tage ruhig dahin, und würde sich in ihnen befriedigt gefühlt haben, wäre nicht aus den allgemeinen Zuständen düstrer Schatten in sie gefallen. Er kannte der Hohen und Vornehmen viele, und manche derselben hätten seine Näherung und Anschließung gern gesehen, nahmen ihm die Vernachlässigung, deren er sich schuldig machte, sogar übel; aber seine Neigung war anders gerichtet, sie wandte sich dem harmlosen Behagen eines sichern Umgangs mit Näher- und Gleichstehenden zu. Seine Gutmüthigkeit überwand sogar den früheren Partheihaß, und Friedrich Buchholz, der einstige Bewunderer und Lobredner Napoleon's, gehörte mit zu dem trauten Freundeskreise. Das Schicksal aber gönnte ihm spät noch ein schönes Lebensglück in der Verbindung mit einer liebevollen Gattin, der verwittweten Majorin von Gottberg, gebornen Elßholtz, mit der er seit dem Jahre 1828 bis an seinen Tod in zufriedner Ehe lebte. Sein Haus, das er außerhalb der Stadtmauer im Freien gründete und mit anmuthigen, von ihm selbst gepflegten Gartenanlagen umgab, wurde nun der Sammelplatz bewährter Freunde und mancher Fremden, denen die gastliche Häuslichkeit dankbar in Erinnerung blieb.

Wunderbar hatte sich dieses bewegte Leben aus den weiten Kriegs- und Staatsbahnen, in die es gerissen worden, im Alter allmählig wieder zu dem engeren Kreise

zuſammengezogen, auf den es zuerſt angelegt war. Der Weg der Theologie, wenn er ihn verfolgt hätte, würde in dem Geſchick eines wackern Landpredigers ihm leicht ein ganz ähnliches Ziel und Ergebniß dargeboten haben. Dieſem Bild eines Landpredigers konnte auch ſeine liebreiche Milde, ſein offner Sinn, ſeine würdige Haltung, ſeine Neigung zum Wohlthun und ſeine freundliche Bereitwilligkeit, ſtets nach beſtem Vermögen Rath und Hülfe zu gewähren, vollkommen zuſtimmen. Und wir dürfen ſagen, der Himmel hat es gut mit ihm gemeint! Müller hatte ſeine Zeit gehabt, und er grollte nicht, daß ſie vorüber war; auf Sturm und Gefahr und Glanz war friedliche Stille gefolgt. Seine Beſcheidenheit ließ ihn der Anſprüche des Ehrgeizes gern vergeſſen. Allerdings war mancher Augenblick ſeines Lebens ſo geſtellt, daß die höchſten Aemter und Würden ihm erreichbar ſcheinen konnten, falls er unbedingt nur ſie hätte erſtreben mögen; auch war es nicht aus Unkunde ihres Werthes, daß er ſolche Vortheile ruhig ſchwinden ſah. Zugleich erkannte er, daß, was ihm wohl ein Gewinn hätte ſein können, nicht immer denen, die es erlangt, ein ſolcher war, und ohne Neid ſah er ſie danach ringen und es haben. In mäßigen Verhältniſſen, mit reinem Bewußtſein und freiem Sinn, war er reicher und glücklicher und achtungswerther, als wenn er durch anmaßliches oder ſchmeichleriſches Vordringen, durch Selbſtverläugnung und Heuchelei zu den höchſten Ehrenſtellen aufgeklommen wäre. Sei dies denen zum Troſte geſagt, die ſich in gleichem Fall befinden! —

Er genoß lange einer kräftigen Geſundheit; erſt an der Schwelle des Alters befiel ihn ein Nervenzuſtand,

von dem er doch völlig genas. In seinen letzten Lebensjahren unternahm er öfters kleine Reisen. Auf einer derselben hatte er das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden; dieser Vorfall erschütterte seinen bisher noch rüstigen Körper, andre schlimme Einflüsse traten hinzu, er fing an zu kränkeln, und starb beinahe zweiundsiebzig Jahre alt, liebevoll und ergeben, am 3. Februar 1847 in seinem Gartenhause. — Ihn überlebten seine treue Gattin und zwei Brüder, der ältere ein hochgeachteter Arzt in Leipzig, der jüngere ein ehrenwerther Kaufmann in Berlin; ein dritter Bruder, von den dreien der älteste, früher Senator in Wittenberg und darauf Land- und Stadtgerichts-Direktor in Delitzsch, war um wenige Tage ihm in die Ewigkeit vorangegangen. — Was von Karl Müller's Schriften aufzufinden war, haben wir treu gesammelt, vieles aber von ihm, der nie Schriftsteller zu sein bezweckte, ist verloren oder zerstreut, theilweise in Akten vergraben. Das Beste blieb wohl ungeschrieben, und mit seinem Tode ist der Welt ein Schatz gediegener Kenntnisse und reicher Lebenserfahrungen verloren worden!

Juni 1847.

Karl Gustav Freiherr von Brinckmann.

Es ist ein Zeugniß der Höhe und Reife, zu welcher die Geistes- und Sprachbildung eines Volkes gediehen ist, wenn diese auch in fremden nationalen Boden übergreift, und von dorther Kräfte anzieht, die ihr ursprünglich nicht eigneten. Dergleichen Anziehung übten unter allen Neuern zumeist die Franzosen, und ihrer Bildung schmiegten aus allen Völkern vorzügliche Geister sich dienend an. Die Deutschen waren nicht die letzten, sich zu diesem Dienst einzufinden, und die gekrönten Häupter zuerst. Während wir diese Einwirkung von Seiten Frankreichs erfuhren, gelangten wir aber, mit dem Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts, zu eigner mächtiger Geistesentwicklung, und diese öffnete nun auch für uns den Anlaß und Erfolg, aus andern Nationen einzelne Wandelsterne in unser Gebiet hereinzuziehen. Die Dänen Baggesen und Oehlenschläger dichteten großentheils deutsch, der Franzose Chamisso wurde ein deutscher Dichter. Besonders aber ist der Schwede Brinckmann ein glänzendes Beispiel solcher Anziehung; stammverwandt allerdings, aber doch abgetrennt, und der Zeit noch nah, wo

schwedischen und deutschen Strebungen der Hang zu französischer Bildung noch gemeinsam war, fand er früh in deutschem Leben das Element, und was mehr ist, das Organ seines eigensten Wesens und Wirkens.

Er wurde am 24. Februar 1764 in Schweden geboren, auf einem Gute seines Vaters, der in Stockholm als Sachwalter in Ansehn und Wohlstand lebte. Die religiöse Denkart der Eltern neigte sich zu der Brüdergemeinde, und dies bestimmte sie, den unter sorgfältiger Aufsicht herangewachsenen Jüngling, der die Stockholmer Lehranstalten benutzt und auch schon die Universität Upsala besucht hatte, nach Deutschland auf die herrnhuttische Schule zu Barby zu schicken, welche damals in großem Rufe stand. Hier war Schleiermacher sein Mitschüler, und beide schlossen bald enge Freundschaft, die sich auf der Universität Halle, wohin sie von dort abgingen, noch mehr befestigte.

Hierauf lebte Brinckmann einige Zeit in Berlin, wo er in einem weiten Gesellschaftskreis verkehrte, mit Markus Herz, Ancillon, Wilhelm von Humboldt, Zöllner, Engel, Gentz. Der letztere berichtet in einem Brief an Garve von einer besondern Gesellschaft, die der Damen-Thee hieß, und die sich alle Dienstage versammelte, einmal bei der Demoiselle Hainchelin, einmal bei Madame Herz, einmal bei der Kriegsräthin Eichmann und einmal bei Demoiselle Dietrich; zu diesem Thee waren Brinckmann, Spalding, Humboldt, Graf Dohna, Gentz und Ancillon ein- für allemal geladen, außerdem hat jede Dame, die grade die Wirthin war, noch wen sie wollte. „Dieses Institut, schreibt Gentz, hat der jetzt nach Schweden zurückgekehrte Brinckmann kurz vor seiner Abreise zu

Karl Gustav Freiherr von Brinckmann.

Es ist ein Zeugniß der Höhe und Reife, zu welcher die Geistes- und Sprachbildung eines Volkes gediehen ist, wenn diese auch in fremden nationalen Boden übergreift, und von dorther Kräfte anzieht, die ihr ursprünglich nicht eigneten. Dergleichen Anziehung übten unter allen Neuern zumeist die Franzosen, und ihrer Bildung schmiegten aus allen Völkern vorzügliche Geister sich dienend an. Die Deutschen waren nicht die letzten, sich zu diesem Dienst einzufinden, und die gekrönten Häupter zuerst. Während wir diese Einwirkung von Seiten Frankreichs erfuhren, gelangten wir aber, mit dem Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts, zu eigner mächtiger Geistesentwicklung, und diese öffnete nun auch für uns den Anlaß und Erfolg, aus andern Nationen einzelne Wandelsterne in unser Gebiet hereinzuziehen. Die Dänen Baggesen und Oehlenschläger dichteten großentheils deutsch, der Franzose Chamisso wurde ein deutscher Dichter. Besonders aber ist der Schwede Brinckmann ein glänzendes Beispiel solcher Anziehung; stammverwandt allerdings, aber doch abgetrennt, und der Zeit noch nah, wo

schwedischen und deutschen Strebungen der Hang zu französischer Bildung noch gemeinsam war, fand er früh in deutschem Leben das Element, und was mehr ist, das Organ seines eigensten Wesens und Wirkens.

Er wurde am 24. Februar 1764 in Schweden geboren, auf einem Gute seines Vaters, der in Stockholm als Sachwalter in Ansehn und Wohlstand lebte. Die religiöse Denkart der Eltern neigte sich zu der Brüdergemeinde, und dies bestimmte sie, den unter sorgfältiger Aufsicht herangewachsenen Jüngling, der die Stockholmer Lehranstalten benutzt und auch schon die Universität Upsala besucht hatte, nach Deutschland auf die herrnhutische Schule zu Barby zu schicken, welche damals in großem Rufe stand. Hier war Schleiermacher sein Mitschüler, und beide schlossen bald enge Freundschaft, die sich auf der Universität Halle, wohin sie von dort abgingen, noch mehr befestigte.

Hierauf lebte Brinckmann einige Zeit in Berlin, wo er in einem weiten Gesellschaftskreis verkehrte, mit Markus Herz, Ancillon, Wilhelm von Humboldt, Zöllner, Engel, Gentz. Der letztere berichtet in einem Brief an Garve von einer besondern Gesellschaft, die der Damen-Thee hieß, und die sich alle Dienstage versammelte, einmal bei der Demoiselle Hainchelin, einmal bei Madame Herz, einmal bei der Kriegsräthin Eichmann und einmal bei Demoiselle Dietrich; zu diesem Thee waren Brinckmann, Spalding, Humboldt, Graf Dohna, Gentz und Ancillon ein- für allemal geladen, außerdem hat jede Dame, die grade die Wirthin war, noch wen sie wollte. „Dieses Institut, schreibt Gentz, hat der jetzt nach Schweden zurückgekehrte Brinckmann kurz vor seiner Abreise zu

Stande gebracht, und es ist wirklich ein recht schätzbares Vermächtniß, was er seinen Freunden hinterlassen hat.“ Auffallend ist es, daß von diesen Damen, mit Ausnahme der Henriette Herz, nur diese schwache Spur ihres Daseins und Wirkens uns erhalten ist! —

Im Herbst 1790 kam Brinckmann nach Schweden zurück, und wählte das diplomatische Fach, zu welchem er sich besonders vorbereitet hatte. Nachdem er einige Zeit in der Kanzlei gearbeitet, erhielt er seine erste auswärtige Anstellung als Legationssekretair, in welcher Eigenschaft wir ihn 1792 zu Berlin finden.

Brinckmann war klein und schwächlich, eine große Nase gab seinem Gesicht, eine ungemeine Beweglichkeit seinem ganzen Wesen etwas Seltsames; aber er war jung, lebhaft, voll begeisterter Huldigung, seine rege Theilnahme und dichterische Gabe widmete er in allen Richtungen eifrig der Geselligkeit, wo sein Stand und Verhältniß ohnehin manchen Vorzug sicherten, und so war er im Ganzen doch eine angenehme, willkommene Erscheinung. Die damalige Geselligkeit von Berlin war etwas ganz anderes, als sich aus späterer Gestaltung desselben Stoffes nur ahnden läßt. Die Sitten waren schon durch das von oben gegebene Beispiel äußerst frei, große Lebenslust in allen Klassen, und bei der Mäßigkeit der Ansprüche die beschränkten Hülfsmittel doch zureichend. Die französische Revolution fluthete in vollen Wogen, und während sie den Staat nach außen beschäftigte, wirkte sie auf das innre Leben mächtig ein. Denkart, Bildungsweise, Richtungen des Geistes, der Neigung, des Geschmackes, waren gesellig vollkommen freigegeben, auf diesen Bahnen traf man weder Gunst noch Verketzerung.

In der Gesellschaft galten wohl, wie dies immer sein wird, Stand und Rang und Reichthum, aber sie gaben keineswegs die Vorschrift, nach der die Geselligkeit sich gestaltete, sondern diese ging aus dem Sinn, dem Talent, dem Geist und der Thätigkeit hervor, die sich wie von selbst für diese Sphäre darboten, welche zwar einigen äußern Zwang recht gut verträgt, unter ihm allein aber bald vernichtet wird. War Berlin damals reicher an geselligen Talenten und Kräften als jetzt? Wir dürften auch dies bejahen; aber als ganz unbestreitbar können wir behaupten, daß damals die vorhandenen Anlagen vollständiger und reicher an den Tag kamen, nicht so leicht von rohen Aeußerlichkeiten unterdrückt wurden.

Für Brinckmann konnte kein erwünschteres Element gefunden werden. Er mochte in die Tiefen der Erkenntniß tauchen, oder auf der Oberfläche leichthin schwimmen, — und beides war ihm Bedürfniß, — niemals fehlte die Befriedigung. Er fand sich glücklich, nach Gelegenheit mit Männern, wie Markus Herz, Maimon, Schleiermacher, Gentz, Wilhelm von Humboldt, Tieck, später auch mit Fichte, wissenschaftlich zu verkehren, mit Rahel, Gualtieri, Friedrich Schlegel Lebensansichten zu erörtern, und daneben allen Schönheiten und geistigen Würden der ihn umgebenden Frauenwelt als huldigender Anbeter den Hof zu machen. In letzterem scheute er keinen Nebenbuhler und wurde keinem gefährlich; ihm genügte wohlwollendes Vertrauen und leidenschaftliche Mittheilung, für die sein unerschöpflicher Redefluß und seine noch staunenswürdigere Schreibseligkeit überreich sorgten. In letzterer hat ihn vielleicht kaum Böttiger übertroffen. Er schrieb eine leichte, angenehme, flüchtige Hand; eben so leicht und

rasch, wie die Schriftzüge, flossen ihm Gedanken und Bilder, denen er nebst ungemeiner Glätte doch immer auch eine gewisse Lebenswärme zu geben wußte; in den herrnhutischen Kreisen, wo von jeher viel geschrieben wird, wurde dieser Hang bestärkt, und endlich durch Amt und Geschäft sogar mit der Pflicht verknüpft. Rasch, zahllos, endlos, flogen nach allen Seiten seine Billette und Briefe, voll Anklängen des Tages, voll Scherz und Vertrauen und persönlicher Beeiferung. Mit oder statt der Prosa stellten sich auch Verse ein, in gleichen Vorzügen der Leichtigkeit und Glätte, französisch oder deutsch, lateinisch und englisch, in späterer Zeit auch schwedisch. Vermißte man in seinen Briefen wohl meist einen hervorstechenden Inhalt, so mußte man doch die Rundung und Fülle des Vortrags anerkennen, der auch einen anspruchsvollen Leser meist bis zum Ende festhielt, das doch oft erst nach weitem Weg erreicht wurde. Zwanzig, vierzig und mehr Blätter in einen Brief zu verschreiben, war für Brinckmann eine Kleinigkeit; und mit freudigem Stolze sah er die Nummern, welche eine Reihefolge von solchen Briefen an ein und dieselbe Person bezeichneten, in die Hunderte übergehen — ja sogar an die Tausend hinanstreben!

Aber nicht minder, als durch seine Feder, war er auch durch persönliche Gegenwart thätig und ergiebig. Rasch und unermüdet, zu jedem Gange, zu jedem Besuch bereit, griff er überall anregend, vermittlend, benachrichtigend ein, und obgleich er hiebei in den meisten Fällen, seinem wohlmeinenden Sinn und edlen Geiste gemäß, nur Gutes und Erwünschtes bewirkte, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß auch bisweilen, gegen seinen Willen, seine Thätigkeit in Verdruß und Nachtheil ausschlug; ihm selbst

war hievon ſpäterhin die bitterſte Erfahrung zugedacht! Wem Brinckmann nicht näher befreundet war, und alſo nicht ſeine innern unendlich ſchätzbaren Eigenſchaften, ſondern nur dieſe behende, vielthätige, meiſt ſcherzende, witzelnde, und nicht ſelten über die Gebühr neckende Außenſeite zeigte, dem ließ er oft ſehr ungünſtige Eindrücke, und es fehlte nicht an ſpöttiſchen Urtheilen, indem die Einen ihn für einen Phantaſten, die Andern für einen Schwätzer erklärten, der ſprachwitzelnde Bernhardi aber ihm ſeinen Namen in's Franzöſiſche durch Colporteur überſetzte.

Welchen Eindruck ſein vielſeitiges Weſen bei einem Beſuch in Weimar und Jena machte, wohin er im Februar 1798 aus Berlin kam, erſehen wir aus Goethe's und Schiller's Briefwechſel. Goethe, dem er ſchon bekannt war, und dem er auch ſpäter (1804) ſeine Gedichte widmen durfte, gab ihm einige Empfehlungsworte für Schiller nach Jena mit, und berichtete dieſem bald nachher: „Brinckmann war ſehr erfreut mit Ihnen einige Stunden vertraulich zugebracht zu haben. Seine lebhafte Theilnahme an ſo vielem verdient wirklich eine gute Aufnahme; geſtern aß er mit mir, und ich hatte ihn zwiſchen unſere zwei liebenswürdigen Schriftſtellerinnen placirt, — [ohne Zweifel Amalia von Imhoff und Sophie Mereau] — wo er ſich außerordentlich gut befand. Eigentlich aber ſcheint er mir eine rechte Natur für ein ſo großes Element wie Berlin zu ſein.“ Schiller ſchreibt einige Tage ſpäter: „Nach dem was meine Frau mir ſagte, hat Brinckmann in Weimar gar großes Glück gemacht, und beſonders am verwittweten Hofe. Er iſt ein ſehr unterhaltender Menſch in Geſellſchaft, und ſchlau

genug, das Geistreiche und das Triviale an beiden Enden zusammen zu knüpfen.“ Worauf dann Goethe schließlich erwiedert: „Unsern Brinckmann, den Sie trefflich geschildert haben, habe ich noch morgen zu bleiben beredet. Unsere Frauen in Weimar bedürfen gar sehr solcher fremder Erscheinungen, und ich mag ihnen, da sie sonst so wenig Vergnügen haben, dergleichen gerne gönnen. Gewiß sind diese Naturen sehr wünschenswerth, weil sie zur affirmativen Seite gehören und doch immer Talente in der Welt supponiren müssen, wenn ihr Talent gelten soll.“ Bei den Frauen in Weimar, die sonst so wenig Vergnügen haben, und denen daher eine solche fremde Erscheinung wie Brinckmann gern gegönnt wird, könnten einem muthwilligen Leser die vornehmen Türken einfallen, die den Frauen ihres Harems wohl gelegentlich einen schönen Christensklaven schenkten, der aber, nach kurzer Frist verbraucht, unwiderruflich sterben mußte. —

Nicht alle jedoch waren so nachsichtig wie Goethe. Brinckmann reizte sowohl durch seine dichterischen Ansprüche, als besonders auch durch seine — übrigens ganz harmlose — Bewerbung bei Frauen, besonders die jüngern Gesellen wenn auch nicht zu Eifersucht, doch zu Mißvergnügen und Widerwillen. Ludwig Robert schonte den Freund seiner Schwester keineswegs; unter den Anbetern der liebenswürdigen Friederike Unzelmann, den Verehrern der schönen Mad. Sander fand er keine freundliche Gesinnung; beleidigende Epigramme von Chamisso gegen ihn und seine Verse gelangten, wider alle dem fremden Diplomaten gebührende Rücksicht, sogar in die Berliner Zeitung, wo der Name Selmar den darunter verhüllten sogleich erkennen ließ. Bisweilen auch ergrimmten die

Frauen ſelber, und ließen ihre Unzufriedenheit aus, wenn Brinckmann im Gedränge der Pflichten und Beiferungen einen Verſtoß oder eine unzeitige Mittheilung gemacht, einen Scherz zu weit getrieben hatte. Dann war ihm nicht Ruhe noch Raſt, bis die Verſöhnung erfolgt, das Geſchehene ausgeglichen war.

Einen Fall der letztern Art, wo Brinckmann die geiſtreiche Doktorin Flies, nachherige Baronin Boye und ſpätere Gräfin Sparre, zum Zorn gereizt hatte, gab den Anlaß zu einem beißenden Scherze Ludwig Robert's, der in Brinckmann's Namen folgendes elegiſche Gedicht umlaufen ließ, das in der damaligen Geſellſchaft außerordentliches Glück machte, und hier wohl ſeine Stelle verdient.

Brinckmann's Jammer und Flehen.

Sie, die ein Glied iſt, ein großes, aus jener unendlichen Kette,
Die ich, dem Amor zum Trotz, liſtig aus Freunden mir ſchuf. —
Ach! ich habe verkannt ſie, die Frau hochſtrebenden Geiſtes, —
Lieget das Glück uns zu nah, ſtolpern wir drüber hinweg.
Doktorin war ſie mir einſt, und jetzt ach! fühl' ich den Werth erſt
Ihrer gewaltigen Kur, die mir die Schmerzen geſtillt;
Doch nun bluten ſie wieder, die Wunden des kränklichen Buſens,
Seit ſie mit trockenem Ton grauſam das Haus mir verbot!
Ach! was hab' ich verbrochen, um ſolche Qual zu erleiden?
Hab' ich nicht Tugend von je, Tugend wie keiner geübt?
Nie ein Laſter begangen, und alles geduldig ertragen?
Ewig geh' ich zu Fuß; Thee iſt mein einziger Trank;
Nimmer auch ſpiel' ich, es ſei denn mit Muſch, dem Moyſe der Freundin,
Daß ein gütiger Blick falle auf mich wie auf ihn!
Dann, was Liebe betrifft, ſo ſchwör' ich bei Feder und Tinte,
Schwör' es, o Theure, bei Dir, und bei dem heiligen Strauch,

Der mir in China erblüht, und bei dem Moose von Island,
Daß ich des Heiligthums Inneres nimmer betrat!
Viel wohl hab' ich geschrieben, und hier und da mich gebärdet,
Daß ich vermuthe, man traut Liebesgefühle mir zu:
Aber das ist auch alles, und glaub' es mir, Freundin, von Liebe
Kenn' ich die Briefe ja nur, die ich als Dichter verfaßt!
Sage, was hab' ich verübt, um solcherlei Schmach zu erleiden?
Willst Du die einzige sein, die mich Unschädlichen bannt?
Sieh, ich will dir den Thee, den köstlichsten, wirthlich bereiten,
Und verspreche, du sollst Göttin des Festes mir sein.
Weder Luise von Berg, noch ihre reitende Mutter,
Noch Henrietten, die ich Nymphe der Donau genannt,
Nicht die kleine, von Göttern und mehr noch von Menschen beschenkte
Tochter Thalia's, und noch minder die riesige Herz,
Nicht die bescheidene Sander, und nicht die gewaltige Engström, —
Keine von allen, ich schwör's, lad' ich zum herrlichen Thee;
Lauter Männer, die besten, die gerngesehensten, Lippe,
Löwenhjelm, Gentz, Schack, Brockes der kühne Gesell,
Humboldt, Darbes, und wen du noch sonst dir wählest, sie sollen
Alle sich drängen um dich, eifrig vor allen ich selbst!
Götter! ich sehe sie schon, die Kuchen, die Tassen, den Kessel,
Sehe dein frohes Gesicht, wie du mir Armen vergiebst,
Wie — nun, Musen genug! vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in reizbarer Brust;
Lösen könnet den Bann nicht ihr, den jene gesprochen, —
Lösung hoff' ich und Heil, Doktorin, einzig von dir!

Zur Erklärung fügen wir folgende Angaben bei. Luise von Berg, nachherige Gräfin von Voß; Henriette, Frln. von Arnstein aus Wien, spätere Baronin Pereira; Tochter Thalia's, Friederike Unzelmann; Herz, die Hofräthin Henriette; Sander, die schöne Gattin des Buchhändlers; Engström, schwedische Gesandtin; Lippe,

Alexander Graf zur Lippe; Löwenhjelm, schwedischer Diplomat; Schack, der glänzende Rittmeister vom Regiment Gendarmen; Brockes, Freund Heinrich's von Kleist, Edelmann von sehr einnehmendem Wesen; Humboldt, der ältere, Wilhelm; Darbes, damals berühmter Portraitmahler.

In Folge solcher widrigen Erfahrungen entwickelte sich noch eine Eigenheit, die doch kaum eine solche zu nennen ist, da sie in ähnlichen Fällen sich öfters zu zeigen pflegt. Je weniger Brinckmann selber vorsichtig und verschwiegen war, je leichtsinniger seine Mittheilungen geschahen, sowohl des Geschriebenen als des Gesprochenen, um so heftiger drang er bei seinen Freunden auf Verschwiegenheit, um so stärker forderte er die Angelöbnisse und mehrte er die Bedingungen des Schweigens, wo er etwas von dem Seinen zu vertrauen meinte, und über eine von ihm bekannt gewordene Briefstelle, oder einen Vers, der zu früh veruntreut wurde, konnte er den größten Lärm und die bitterste Wehklage erheben. Dann fiel ihm ein, daß er ein Diplomat sei, daß er außer dem eignen Namen einen höheren zu vertreten habe. Daher auch seine gesammelten Gedichte anfangs nur unter dem Namen Selmar und spät erst in sorgfältiger Auswahl unter seinem Namen erscheinen durften, den darauf auch ein Band philosophischer Ansichten auf dem Titel führte. Den eigentlichen Geschäften und politischen Beziehungen kam auch jene ängstliche Vorsicht lange zu statten, doch leider nicht immer.

Von seiner Redseligkeit und harmlosen Selbsttäuschung darin können wir ein artiges Beispiel erzählen. Brinckmann drang einst zu Rahel in die Dachstube, wohin sie

sich zurückgezogen hatte, weil sie wegen unleidlicher Zahnschmerzen niemand sehen wollte. Mit verbundenem Kopf lag sie in einer Ecke des Sopha's, und mochte und konnte nicht sprechen. Brinckmann aber setzt sich vor sie hin, erzählt, erörtert, spricht sich in's Feuer, ist überzufrieden, kramt alle seine Reden aus, Rahel antwortet gar nicht, hört kaum zu, und nachdem das wohl eine Stunde gedauert, fühlt sich Brinckmann so wonnig, daß er mit Entzücken Rahel's Hand faßt und ausruft: „Sie sind göttlich heute!" Das war für Rahel zu stark, sie mußte trotz der Schmerzen laut lachen, und Brinckmann wurde nun erst inne, und gestand es beschämt, daß sie in der That bis dahin kein Wort gesprochen hatte!

Ueber solche Schwächen sah gern hinweg wer ihn genauer kennen gelernt. Sein Geist erfaßte das Höchste, sein vielseitiger Sinn war dem Edelsten zugewandt, ein aufrichtiger Bekenner der Wahrheit verläugnete er diese auch im Scherze nicht, sein Gemüth empfand und gewährte die treuste Freundschaft. Rahel, die ihn früh erkannte, und wie seine Mängel auch seinen innern Werth einsah, hielt lebenslang an diesem fest, ebenso Schleiermacher, der ihm die zweite Auflage der Reden über die Religion zueignete, aber freilich gar oft seinen Freund, wenn derselbe von Andern scharf angeschuldigt wurde, nur mit Lächeln oder Achselzucken vertheidigen konnte. Klopstock, Jacobi, Graf Christian Bernstorff und viele andre ausgezeichnete Personen, besonders aber edle und liebenswürdige Frauen, Frau von Berg, Madame Sieveking, Frau von Staël, Frau von Woltmann, Frau von Stägemann, blieben ihm vertraut und gewogen, und

selbst im Alter noch hatte er das Glück, neue Verbindungen dieser Art zu knüpfen und dauernd zu erhalten.

Seinen Schriften muß man das Verdienst einer maßvollen, klaren, durchaus korrekten Darstellung zugestehen; die philosophischen Ansichten, Jacobi'n zugeeignet, gaben einen edlen Geist zu erkennen und enthalten viel Feines und Treffendes, das aber wenig akzentuirt ist, und daher nicht immer sogleich auffällt; dieselbe Bemerkung gilt von seinen Gedichten, die er durch schöne Stanzen Goethe'n zugeeignet hat, die Reinheit und der Wohlklang des Verses in den antikgemessenen Elegieen und Epigrammen so wie die Behandlung der Sprache stehen noch heute als musterhaft zu preisen.

Wir können hier den äußern Wechsel seines Lebens nur flüchtig berühren. Nachdem er in Berlin eine Zeit lang Geschäftsträger gewesen, wurde er nach Paris versetzt, von wo er über Hamburg nach Schweden zurückkehrte, wieder nach Berlin kam, und endlich als Gesandter dem preußischen Hofe nach Königsberg und Memel folgte. Später war er Gesandter in London, von wo er für immer nach Stockholm zurückkehrte.

Brinckmann war bisher unter schwierigen Umständen in seiner Laufbahn günstig genug vorgeschritten, seine Brauchbarkeit war anerkannt, seine persönliche Mäßigung, sein ränkeloser Diensteifer, gereichten ihm zur Empfehlung. Er hatte sich der neuen Ordnung der Dinge in Schweden gefügt, und durfte hoffen, von dem Kronprinzen in bedeutende Wirksamkeit gesetzt zu werden. Allein wie sehr die Eigenschaften des Menschen sein Schicksal sind, sollte Brinckmann, wie bisher im Guten, nun auch im

Schlimmen erfahren. Der Kronprinz hatte ihm Einiges von den Absichten und Maßregeln anvertraut, durch die er in der Meinung der Schweden sich recht befestigen wollte; darunter war auch eine sehr weislich vorbereitete Anordnung in Betreff des Handels, die auf die Kaufleute sehr vortheilhaft wirken sollte, aber bis zum bestimmten Tage das strengste Geheimniß bleiben mußte. Brinckmann verhieß die größte Verschwiegenheit. In seiner Freude aber konnt' er sich nicht enthalten, das Geheimniß in einer kleinen vertrauten Gesellschaft mitzutheilen. Fräulein von E. war zugegen, die Tochter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, mit Brinckmann altbekannt, aber nicht immer befreundet, er pflegte sie grausam zu necken, zu peinigen, aufzureizen, und über ihren Zorn und Unwillen dann zu scherzen. So machte er es auch jenen Abend, und so scharf und maßlos verfuhr er in seinem Uebermuthe, daß das Fräulein vor Unwillen außer sich nun auch alles Maß wegwarf, und dem ungeschickten Peiniger rund heraus erklärte, sie würde sich rächen, und da er keine Schonung übe, verdiene er auch keine; — damit er aber sehe, daß man ihm auch etwas thun könne, so solle er nur wissen, sie würde seine frühere Ausplauderei weitererzählen. Brinckmann wurde plötzlich ernst, und meinte, so etwas würde sie doch nicht thun, er würde ja für immer dadurch verloren sein. „Ganz gewiß, versetzte sie, würde sie das thun, und gerade um dieses Erfolgs willen." In solcher Gesinnung verließ sie die Gesellschaft. Brinckmann sah die Gefahr mit Entsetzen, man rieth ihm, alles zu versuchen um das Fräulein zu versöhnen, er hoffte es. Allein das Fräulein war eilig und unerbittlich, sie sagte was sie erfahren hatte, und

als man nach der Quelle fragte, nannte sie Brinckmann, der es vom Kronprinzen selbst habe. Dieser letztere erfuhr es ohne Verzug, die Sache war nun vereitelt, die beabsichtigte Wirkung unmöglich. Von der Zeit war alle Gunst und Hoffnung Brinckmann's erloschen, der Kronprinz hielt ihn für einen unbrauchbaren Plauderer, grollte ihm, und stellte ihn niemals an.

In seiner unfreiwilligen Muße nahm Brinckmann mehr als je seine Zuflucht zu litterarischer Beschäftigung und zum Briefwechsel. In letzterem leistete er Unglaubliches, doch widmete er denselben weniger seinen alten Verbindungen, obgleich er seinen langen wiederholten Aufenthalt in Berlin und die dort gewonnenen Verhältnisse als die Höhe seines Lebens ansah, sondern mehr neuen Anknüpfungen, die seinem beweglichen Eifer nicht fehlen konnten. Die deutsche Litteratur hatte eine Wendung genommen, der er sich fremd fühlte und nicht folgen konnte, die Fortsetzung seiner Schriften wurde nicht begehrt, und er wagte kaum sie anzubieten; mißvergnügt gab er diesen Boden auf, richtete aber nun um so stärker seinen Eifer auf die schwedische Litteratur und Sprache, wo seine Arbeiten nicht ohne Erfolg blieben. Er wurde Mitglied der schwedischen Akademie, und gewann Preise der Dichtkunst und Beredsamkeit. Auch gab er nun zwei Bändchen seiner schwedischen Gedichte heraus, nebst einem Anhange lateinischer. Im Alter noch stets lebhaften Geistes und Eifers wie in der Jugend, doch kränklich und durch Kränklichkeit reizbar, zog er sich aus der Geselligkeit sehr zurück, und lebte daheim behaglich unter Büchern und Gegenständen der Erinnerung, die er reich um sich versammelt hatte. Im Jahre 1833 hatte er die

Freude, Schleiermacher zum Beſuch in Stockholm zu ſehen, der ſeinerſeits nicht wenig über den muntern, ja faſt noch leichtfertigen Greis verwundert war, den, wie vor vierzig Jahren, jede hübſche Frau noch in raſchere Bewegung ſetzte. Wie friſch ſein Geiſt und wie warm ſein Herz ſich erhalten hatten, zeigt ſich am ſchönſten in dem Denkmale, worin er nach dem Ableben Rahel's, dieſer von ihm treu verehrten und ſtets mit höchſtem Lobpreis anerkannten Freundin, ſeinen Schmerz über dieſen Verluſt niederlegte.

Er lebte noch viele Jahre in wechſelnden Geſundheitsumſtänden, beſchränkte ſich immer mehr auf die behagliche und äſthetiſche Häuslichkeit, die er ſich geſchaffen hatte, und dachte — zu ſpät — an die Abfaſſung von Denkſchriften ſeines Lebens. Die neueſten Erſcheinungen der deutſchen Litteratur, beſonders alles was auf Goethe Bezug hatte, ließ er ſich regelmäßig aus Deutſchland zuſenden. Auch erfreuten ihn von daher fortwährend Beſuche und ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeiten. Dem Tode ſah er getroſt entgegen, nicht nur mit Muth, ſondern auch mit Scherz, er meinte zum Sterben habe er noch lange Zeit, er ſehe noch gar kein Ziel ab, ja vielleicht werde er gar nicht ſterben, wenigſtens ſolle kein Freund es glauben daß er geſtorben, bis er ſelbſt es ſchriftlich gemeldet habe.

Allmählich aber nahm ſeine Schwäche zu, ſein Lebensfeuer ab. Er hörte aus der Nähe und Ferne nur immer neue Todesnachrichten, die Genoſſen ſeiner früheren Zeit waren alle dahin, er ſchien nun auch endlich lebensmüde zu werden, und ſehnte ſich nach Ruhe. Sanft entſchlief er am 25. Dezember 1847 zu

Stockholm im vierundachtzigsten Lebensjahre. Sein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, theuer bleiben. Er hatte ein edles Herz, einen regen aufstrebenden Geist, die treuste Gesinnung; seine Schwächen selbst waren liebenswürdig.

Ludwig Tieck.

Der am 28. April 1853 zu Berlin erfolgte Tod des beinahe achtzigjährigen Dichters Ludwig Tieck ist ein Ereigniß, an dem alle gebildeten Kreise dieser Stadt sich lebhaft betheiligen. Er war schon viele Jahre krank, die letzten anderthalb Jahre bettlägerig, und bei hellem Geist und frischem Sinn doch keiner Anstrengung mehr fähig, so daß litterarisch nichts mehr von ihm zu erwarten stand, allein er war doch da, man sah seine edlen, auch im Alter noch schönen Züge, man hörte sein sinniges Gespräch, die reichen Erinnerungen seines treuen Gedächtnisses! Seinen Freunden und Bekannten ist durch seinen Tod ein Gegenstand der belohnendsten Theilnahme, der vielseitigsten Anregung geraubt. Kurz vorher, ehe die Verschlimmerung seiner Krankheit eintrat, vor wenigen Wochen, sprach er noch zu Besuchenden, die an seinem Bette saßen, ausführlich und mit Sachkenntniß und Scharfsinn über die in England von Collier aufgefundenen bisher unbekannten Shakspeare'schen Lesarten. Vier Bände seines Briefwechsels hatte er seit Jahren zur Herausgabe vorbereitet, er wünschte sehr, diese noch selbst

zu bewerkſtelligen, allein er vermißte ſchmerzlich die ſonſt in ſolchen Fällen ihm hülfreiche Hand ſeines Freundes Eduard von Bülow, und glaubte daher das Vorhaben nicht mehr ausführen zu können. Seine Memoiren zu ſchreiben, wozu der König ihn aufgefordert und ihm deßhalb eigends einen Schreiber zum Diktiren gehalten hatte, würde er ſelbſt bei beſſerer Geſundheit ſich ſchwerlich entſchloſſen haben. Sein Leben, wiewohl er nie ein öffentliches Amt bekleidet — wenn man nicht ſein Theaterwirken ſo nennen will — noch ſonſt eine andre als litterariſche Thätigkeit ausgeübt hat, war ein ſehr bewegtes, reich an Verhältniſſen und Schickungen, die zum Behuf der Darſtellung nochmals im Gemüthe durchzuleben ihm nicht zugemuthet werden konnte. Der wahre Gehalt ſeines Lebens ſind ſeine Dichtungen; in dieſe höhere Sphäre verklärte ſich die bisweilen trübe Wirklichkeit. Den Verfaſſer der Genoveva, des Prinzen Zerbino, des Kaiſers Oktavianus — dies ſind die Kern- und Glanzwerke ſeiner Dichterkraft — lernt man aus dieſen hinreichend und am beſten kennen.

Tieck war ein geborner Berliner; ſein Vater, ein ehrlicher Seilermeiſter, hatte einen Laden in der Roßſtraße, wo die gleichfalls dichteriſch begabte Tochter Sophie, nachher Gattin des Profeſſors Bernhardi und darauf eines Herrn von Knorring, das Verkaufsgeſchäft beſorgte. Der Bruder ſtudirte, erſt auf dem Friedrichswerderſchen Gymnaſium, dann in Halle, Göttingen und Erlangen doch ohne ein beſtimmtes Fach zu wählen. Der jüngere Bruder Friedrich wurde Bildhauer. Des Dichters Fruchtbarkeit war anfangs ſehr groß, und ſeine Schriften gewährten ihm reichlich die Mittel ſeines Lebensunterhaltes.

Dabei hatte er angesehene Jugendfreunde, wie Wackenroder und Wilhelm von Burgsdorf. Durch die Bekanntschaft mit den Brüdern Schlegel und Friedrich von Hardenberg nahm seine Poesie einen höheren Schwung, und er wurde mit ihnen Stifter der sogenannten romantischen Schule, die mit schweren Kämpfen unter Verachtung und Hohn, sich zur glänzenden Herrschaft in fast ganz Europa emporarbeitete, und deren Erlöschen er allein von den Stiftern noch erlebte! Später ging Tieck nach Italien. Daß er in Rom katholisch geworden sei, ist vielfach behauptet worden, doch seine letzten Schriften wie seine mündlichen Aeußerungen und seine Lebensweise begründen die Annahme, daß er den protestantischen Glauben nicht verlassen habe, oder doch bald zu ihm zurückgekehrt sei. Sein vieljähriger Aufenthalt in Dresden, wo die Meisterschaft seines Vorlesens ihn zu einem der ersten Mittelpunkte der Gesellschaft machte, seine nachherige Berufung nach Berlin und sein Wirken daselbst sind allgemein bekannt und vielfältig besprochen worden. Er bezog durch die Gnade des Königs ein Jahrgeld von viertausend Thalern. Ludwig der Vierzehnte ernannte, nachdem er den Marschall Turenne verloren, an dessen Statt acht Marschälle, die man la monnaie de Turenne nannte; so könnten jetzt, als die kleine Münze Tieck's, acht gute Dichter mit schönen und noch immer ansehnlichen Gnadensolden bedacht werden! —

In seiner Jugend war Tieck ein glühender Anhänger der französischen Freiheit, worüber merkwürdige Briefzeugnisse noch vorhanden sind; später hegte er bittern Haß gegen die Unterdrückungsherrschaft Napoleons, und dehnte diesen Haß auf alles Französische aus. Dem

Altdeutſchen mit Liebe zugewendet, blieb er doch ſtets ein Mann ſeines Zeitalters, und ſprach in kirchlichen wie politiſchen Dingen ſtets einen löblichen, oft ſehr kräftigen Freiſinn aus, dem die Hofluft nichts anhaben konnte. Die Ereigniſſe des Jahres 1848 waren dem alten, kranken Manne zu ſtark, ſie erſchreckten ihn mit Beſorgniſſen, die für ihn zugleich perſönliche waren; die Wendung, welche ſie im Herbſte deſſelben Jahres nahmen, war ihm daher willkommen; aber die weitere Entwicklung dieſer Wendung erſchreckte ihn ebenfalls, und er verdammte auch jetzt wieder, was ihm alles Maß zu überſchreiten ſchien. Als Dichter war er überhaupt der eigentlichen Politik fremd. — Wir wünſchen, daß eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften dieſe auf's neue in die Leſewelt bringen möge. Seine von Rudolf Köpke mit Sorgſamkeit und Liebe reich und anmuthig verfaßte Biographie darf uns als ſein ſchönſtes litterariſches Denkmal gelten, neben dem auch einſt ein marmornes ohne Zweifel würdig ſich erheben wird.

Goethe beim tollen Hagen.

Goethe hat uns in seinen Tag- und Jahresheften eine höchst anmuthige Schilderung des Besuches gegeben, den er in Begleitung Friedrich August Wolf's und Henke's im Sommer 1805 dem Herrn von Hagen auf dessen Gute Nienburg abgestattet hat. Dieser letztere, welcher bei nicht geringer Weltbildung durch absonderliche Sinnesart und Handlungsweise, durch ungewöhnliche Derbheit und unsaubere Natürlichkeit in der ganzen Umgegend sich den Beinamen des „tollen" erworben hatte, ist von Goethe hinreichend als solcher bezeichnet, jedoch mit derjenigen Mäßigung, welche der eigne Sinn ihm hiebei gebot; er begnügte sich, die wunderlichen Launen, deren Ungebühr und Zuchtlosigkeit, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, in's Unglaubliche ging, und deren vollen Ausdruck unsere Schriftsprache zu verweigern pflegt, in bloßen Umrissen anzudeuten, ohne die Sache selbst rohstofflich vorzutragen. Diese Mäßigung hat aber vielleicht auch die andere Seite des Mannes, seine Geistesbildung und redliche Gemüthsart, nicht ganz in das hellste Licht gestellt, sondern uns zwischen zweien widerstreitenden

Aeußerſten nur in ſchicklichem Helldunkel durchgeführt. Nachdem jedoch, neben Goethe's beſcheidenen Angaben, auch in den unverhülleſten jene tolle Richtung im Uebermaß bekannt geworden, erſcheint es billig, auch die guten Eigenſchaften, ſo vortheilhaft als ſie es vertragen, hervortreten zu laſſen, und ſo das einſeitige Bild zu ergänzen. Die Auffaſſung Goethe's wird damit nicht angetaſtet, ſondern eher beſtätigt; ſie bleibt als ein richtiger Mittelweg in ihrer Geltung.

Wir finden dieſe günſtige Schilderung des Herrn von Hagen in der ſehr ſchätzbaren und leſenswerthen Autobiographie des Predigers Waitz, die ſchon im Jahr 1841 zu Halberſtadt im Druck erſchienen, aber nur wenig bekannt geworden iſt. Der Verfaſſer ſchreibt, was wir freilich nicht dürfen unbeachtet laſſen, als dankbarer Freund und Genoſſe des Hauſes, der perſönlich von der ſonſt herrſchenden Unart des Hausherrn — was dieſem in dem gegebenen Falle wieder ſehr zum Lobe gereicht — nicht zu leiden gehabt hat; in allem was er ſagt, iſt er gewiß vollkommen wahrheitsgetreu, und ſeine Angaben wären ganz geeignet, jenem den erworbenen Beinamen faſt wieder abzuſtreifen, ließen ſie nicht da, wo ſie verſchweigen, den Raum zu beliebiger Ausfüllung frei, und wir wiſſen ſchon, was hineinzulegen iſt!

Waitz beginnt ſeine Schilderung wie folgt: „Herr von Hagen hatte mich nicht bloß des Unterrichts wegen angezogen, ſondern er wollte mir wohl, wollte mir bei meiner kärglichen Einnahme aufhelfen, und mit mir in einen litterariſchen und Geiſtesverkehr treten. In ihm war eine Lebendigkeit und ein bisweilen ungezügelter Humor, wornach er ſich dann im Auffallenden gefiel, aber auch

übenaus viel Geist und Witz, der aus ihm Schlag auf Schlag hervorbrach, ein Geistesphänomen, welches durch nichts zurückgehalten, sich selber treu hervortrat, wie ein Gewitter in Blitz und Wetterleuchten, Hagel und Donner, aber auch in allen schönen segensreichen Erscheinungen, ein durch und durch excentrischer Geist. Früher, besonders als Officier, hatte ihn sein Temperament und sein muthwilliger Humor zu den tollsten Streichen fortgerissen. Diese Periode aber war vorüber, als ich zu ihm kam. Durch den Ernst der Jahre beruhigt und abgeklärt, war er jetzt einer der treuesten Staatsdiener, voll des begeistertsten Patriotismus, gleich geachtet von den vorgesetzten Behörden und von seinen Untergebenen, ein würdiger Gatte und Vater, ein sehr redlicher Freund, und ein Wohlthäter vieler Nothleidenden und Hülflosen. Nur selten kehrte, worüber er nachher meist verdrießlich war, ein Anfall seiner Ueberlebendigkeit zurück. Er gehörte einmal zu den Geistern, welche sich nicht, wie die Planeten des Sonnensystems, auf schon bekannten Bahnen bewegen, sondern sich wie die Kometen über alle Bahnen hinausdrängen. Wäre seine Ausbildung harmonisch gewesen, so hätte er Großes leisten können. Schon sein Antlitz und sein Blick kündigten fast ein Uebermaß von Geist an. Seine Bildung war ursprünglich — wie die fast aller Edelleute aus dem Zeitalter Friedrichs des Zweiten — eine französische gewesen. Nicht bloß sprach er die französische Sprache mit größter Fertigkeit und mit bestem Accent, sondern er las auch fort und fort die klassischen Schriftsteller, und ließ sich nicht leicht eine Erscheinung in der neueren französischen Litteratur entgehen. Dabei war er jedoch keineswegs in der deutschen Litte-

ratur, oder gar in der deutschen Sprache völlig Idiot; denn er wußte sich sehr treffend, ja sogar oft mit bewundernswerther Beredsamkeit in ihr auszudrücken. Es fehlte ihm nur das Technische und Harmonische der Ausbildung. Er interessirte sich um so lebhafter für jede ausgezeichnete litterarische Leistung, für jede Geistesbildung. Er war mit ausgezeichneten Männern in Verkehr getreten; er hatte sie gesucht, und sie hatten sich von ihm angezogen gefühlt. Um jene Zeit verkehrte er mit Henke und Häberlin in Helmstedt, mit der Familie Maaß, mit dem Superintendenten B., mit dem Postdirektor H., einem vielseitig gebildeten und kenntnißreichen Mann, und manchen Andern aus der Umgegend, und es ist interessant zu bemerken, daß in Gegenwart solcher Männer sein Benehmen stets umsichtig und gemessen erschien. Mir aber ward sein Umgang überaus wichtig, theils weil er gute Bücher hatte, welche er mir gern lieh, theils weil ich in dem lebendigen Verkehre mit ihm mich immer geweckt fühlte, und theils weil sich meinem Blicke in seinem Hause, welches mit sehr angesehenen und vornehmen Familien verwandt und befreundet war, die höhere Sphäre der Gesellschaft und des Lebens aufschloß. — Auch selbst meine Stellung zu der Hausfrau, welche mir bis an's Ende die freundlichste Theilnahme widmete, konnte nicht unwichtig für mich sein. Sie war eine Frau von wahrer Bildung, vollkommen des schriftlichen Ausdruckes mächtig, still und sanft, fromm, wohlthätig und aufopfernd, stets ihren Stand behauptend, stets in ruhiger Heiterkeit sich Andern darstellend, und jedes Schicksal mit christlicher Fassung ertragend, streng gegen sich selbst, und milde gegen die Schwächen Anderer."

Nach Erwähnung einiger ſeine Amtsverhältniſſe betreffenden Angelegenheiten, fährt der Verfaſſer alſo fort: „Grade um dieſe Zeit kam in das Haus ein Beſuch, welcher mein höchſtes Intereſſe rege machen mußte; es war eine Trias von Männern, wovon jede Einzelheit hingereicht hätte, einen bewundernden und wißbegierigen Blick auf ſich zu ziehen. Henke, Goethe und Wolf hatten ſich vereinigt, um dem Herrn von Hagen einen Beſuch zu machen. Ich hatte grade Ernteferien, und blieb in dieſer Zeit immer auf dem Gute, um den Unterricht in der Religion ununterbrochen fortzuſetzen. Wie erſtaunte ich, als mir beim Kaffee geſagt wurde, wen ich heute ſehen werde! Goethe's Geſtalt, wie ich ihn vor zwei Jahren in Halle und Lauchſtädt geſehen hatte, ſchwebte mir noch als eine überaus ſtattliche vor. Unwillkürlich überdachte ich nochmals, was ich von ihm geleſen, in welcher Folge und mit welchen Empfindungen. Ich gedachte der mächtigen Aufregung, die ſein Werther in mir hervorgebracht; des reinen Ideales eines Kunſtwerkes, welches ſeine Iphigenia in der Mutterſprache mit helleniſcher Wahrheit und Einfachheit mir vorgehalten; des ruhigen genußreichen Ergehens in der Welt ſeines Wilhelm Meiſter's, und der kräftigen, biedern, altdeutſchen Natur, welche in ſeinem Götz, als Repräſentanten ſeiner Zeit, zu mir geſprochen hatte. Inſonderheit aber gedachte ich der durchſichtigen, dem Gegenſtande ſtets entſprechenden Proſa, welche im Verfolge der Erzählung einen Eindruck auf mich machte, wie der, den die Fahrt auf einem kryſtallhellen ruhigen See hervorbringt. Immer hatte ich von dem wunderbaren Einklange gehört, worin bei Goethe Geiſt und Körper, geſellſchaftliche Darſtellung und Kunſt-

leistung, Person und Leben stehe. Dies alles schwebte mir vor, als ich seines Anblickes harrte."

„Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr von Hagen den Dreien entgegen, und rief ihnen zu: „Willkommen, willkommen Ihr Ersten bei einem der Ersten Eurer Verehrer! Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Goethe schien anfangs etwas zurückhaltend und gemessen; aber er thauete immer mehr auf, als er sah, welchen regen Geist und welch redliches Gemüth er hier vor sich hatte. Er wurde auf eine Art gesprächig, wie ich es noch von keinem gehört; so inhaltsreich und doch so einfach, und so darstellend war seine Mittheilung. Er sprach unter andern über Gebirgsschönheiten und Aussichten, und was sie bedinge; über Farben, Licht und Schatten, und über Landschaftsmaler, und ich brauche gewiß nicht erst zu versichern, daß Alle mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Witze, welche der Wirth dazwischen schleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen, was ihm gewiß nicht oft vorgekommen sein mag. Der Hausherr wagte sogar mit Goethe zu disputiren, indem letzterer der Behauptung widersprach: daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, zugleich als sittlich vollendetster Charakter der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei, weil die wahre Größe stets eine sittliche sein müsse. Und wie klar und geistreich widerlegte Goethe diese Behauptung! Auch auf objektive und subjektive Darstellung kam die Rede. Wolf behauptete, bei den Griechen habe, sowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der besten Zeit, die objektive Darstellung vorgeherrscht, weil die Objektivität zur Subjektiviät, nicht des

Individuums bloß, sondern der Nation geworden sei, als die Nation diese Richtung verloren, sei immer mehr das Individuell-Subjektive hervorgetreten, und dadurch die volksthümlich-klassische Darstellung verloren gegangen. Henke sagte mehr zu mir, als zu den Andern: «Was würden die Herren wohl von einer solchen subjektiven Erkenntniß denken, als manche Theologen der Gottheit, ja den Personen in der Gottheit, jeder für sich beilegen, und da theologia eine wissenschaftliche gelehrte Kenntniß bedeutet, mit dem Namen der theologia Dei, Jesu Christi und Spiritus Sancti als ein diesen beiwohnendes gelehrtes Wissen von sich selbst und von einander bezeichnen?» — In Beziehung auf poetische Behandlung philosophisch-religiöser Gegenstände, welche Goethe einen widerstrebenden Stoff nannte, kam die Rede auf Tiedge, den der Wirth kannte, und an welchem er Wohllaut und Musik der Sprache lobte. Ein nicht gedrucktes, wirklich schönes Gedicht, welches er einst von dem Dichter erhalten hatte, trug er mit bewundernswerthem Wohlklange und richtigster Betonung vor. Das nahm Goethe mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, wo «der alte Herr» doch gefehlt hatte. Herr von Hagen sagte: «Die Urania gefällt mir nicht; als Philosophen stört mich die Poesie, und bei der Poesie sperrt sich der Stoff, der sich mir immer in philosophischer Reinheit entgegendrängt. Stoff und Gewand gehören hier nicht zusammen; es ist mir dabei so, als wollte ich dort dem Apoll oder dort der Venus (er wies auf zwei im Saale befindliche Kartonstatuen) ein Kleid von Drapp'or anziehen.» Goethe gab diesem Einfalle seinen Beifall."

„Am Abende, als die Gesellschaft sich in Gruppen

vertheilte, würdigte mich Goethe einer kurzen Unterhaltung. Er hatte zufällig gehört, daß ich jetzt hier Religionsunterricht gebe. Da erzählte er mir, daß sein Sohn vor kurzem von Herder konfirmirt und vorher unterrichtet sei. «Ich habe bei dieser Gelegenheit», sagte er, «selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses im Menschen, im Zwiespalte und in Mischung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menschen Freiheit und Sittlichkeit als Bestimmung und seine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlösung und Beseligung dargethan, und diese als in Jesu erschienen, nachgewiesen. Was mir dabei sehr gefiel, war, daß alles dem Konfirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt wurde, daß er immer selbst das Rechte erkennen, und bei sich feststellen konnte. Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wollte?» — Dieses letzten Ausdruckes, von dem ich vermuthe, daß ihn Goethe von Herder herübergenommen, weil ich von ihm keinen direkten Bibelausdruck erwartete, und dieser ganzen Mittheilung, habe ich mich oft später erinnert, wenn ich las oder hörte, Goethe habe alle religiösen Ideen zurückgewiesen. Nun darf man zwar nicht vergessen, daß er hier darstellte, wobei es auf den Stoff nicht so sehr ankommt; aber ich bin der Meinung, ohne allen Glauben konnte er Herder's Verfahren weder auffassen noch mittheilen. Ueberdies sprach aus ihm lebendig die väterliche Theilnahme an des Sohnes Seelenrichtung. Ich glaube daher, Goethe habe religiöse Wahrheiten nur für keinen ihm zu schöner Darstellung zusagenden Stoff

gehalten, wenn gleich er vielen Kirchenliedern, z. B. denen eines Novalis, den poetiſchen Werth nicht abgeſprochen haben würde. Auch hat gewiß ſeine totale Hinneigung zur Natur in ihrer Selbſtſtändigkeit und ſeine Vorliebe für Spinoza einen Glauben erzeugt, der nicht frei von Materialismus, jedenfalls pantheiſtiſch war."

„Goethe hatte auf dieſer Reiſe ſeinen Sohn bei ſich; ich ging mit ihm ſpazieren und zeigte ihm von einem nahen Berge die wenigſtens zehn Meilen weit reichende Ausſicht, und ließ ihn durch einen Tubus den Magdeburger Dom erkennen. Dieſer blühende Jüngling gefiel mir außerordentlich; er ſchien ſehr gutmüthig, freundlich und beſcheiden."

„Am ſpätern Abend ſetzte ſich die Geſellſchaft nochmals zu Tiſche: mehr der Unterhaltung als des Eſſens wegen. Der Wirth gab eine für die ſeltenſten Gäſte geſparte Flaſche zum Beſten. Er bemerkte, daß dieſe Flaſche ein Jahr älter ſei, als Goethe und er ſelbſt; beide waren 1749 geboren. Henke, der gerade etwas an Halsſchmerzen litt, hatte wenig Wein getrunken, und wollte zu Abend durchaus keinen mehr trinken, ſondern hatte ſich ein Glas Bier erbeten. Da wollte ihn der heitere Wirth auf ſeine Weiſe bewegen, ſeine Rarität auch zu koſten. Es entſtand ein Spaß daraus, der viel Heiterkeit erzeugte. Der Herr von Hagen ernannte nämlich Goethe'n zum Geſetzgeber und Kampfrichter gegen Henke. «Es hilft nichts, Hochwürden», ſagte er, «Sie müſſen ſich heute der Excellenz unterwerfen.» Da diktirte Goethe, jeder ſolle, wie er es am beſten könne, Henke einladen und treiben, den Wein zu koſten. «Der alte Herr hier», ſagte er zu Henke, «von dem ich höre, daß er ein feſter

Kantianer sei, muß es in Form eines Syllogismus thun dem Henke nichts anhaben kann. Wolf muß ihn in einer griechischen Anrede im Anakreontischen Ton auffordern.» Hierauf sah er mich an; ich verneigte mich mit den Worten: «Ich komme bei dem Symposion solcher Männer nicht in Betracht.» Aber das ließ der Wirth nicht gelten, sondern sprach: «Ei was, der Herr macht Verse, gebe er sein Scherflein auch.» — «Nun gut», sagte Goethe, «so schmieden Sie schnell ein Distichon. Henke aber mag sich vertheidigen, aber nur in lateinischer Rede, die ihm ja so sehr zu Gebote steht.» — «Nein», sagte Henke, «da sitzt der Mann (auf Wolf zeigend), der eine fünfte Fakultät, die philologische, gestiftet hat; der läßt mir nicht ein Wort passiren; es wäre Verwegenheit, mit theologischem Latein vor ihm zu erscheinen.» — «Wenn das erste Glas getrunken und das zweite eingeschenkt ist», sagte Goethe, «muß jeder fertig sein, und wenn Henke überwunden wird, trinken wir mit ihm auf seine Gesundheit.»"

„Herr von Hagen kam zuerst an die Reihe und bestand sehr gut, wiewohl Henke die Abfassung des Major anfocht. Wolf gestand, daß er von Logik nichts wisse, warnte aber Henke'n vor Verschmähung des köstlichen Weines in ächt poetischer Rede, worin er Anakreontische Verse verflocht. Was ihm so leicht wurde und immer gelang, that er auch hier; er übersetzte sie ex tempore metrisch, wenn auch nicht in der Kürze des Originals."

„Ich sann mehrere Tage nach, um mir die deutschen Worte zurückzurufen. Der Hauptsache nach (was gut ist, gehört Wolf an, was nicht, kommt auf den Fehler meines Gedächtnisses!) klangen sie etwa so:

Schönste Gaben, uns zu laben,
Reicht Lyäus mild und hold;
Und die Becher froher Zecher
Füllt er an mit flüss'gem Gold.
Und er lächelt zu den Zügen,
Die mit wachsendem Vergnügen
Jeder tiefer wiederholt;
Doch auch bittend, daß die Lippe
Mäßig nur und schüchtern nippe,
Wenn er Göttertrank ihr beut.
Schwer jedoch ist das Vergehen,
Ganz die Gabe zu verschmähen;
Dieser Undank jeden reut;
Mit des Durstes Höllenschmerzen
Nach dem Becher stets im Herzen
Quälend Schmachten sich erneut.
Doch vergebens! ausgeschlagen,
Achtet er nicht Flehn noch Klagen!
Koste drum! Er winkt dir heut!"

„Darauf kommentirte er sehr geistreich scherzend die Worte, und schloß mit der Anwendung:

Drum, wer den Wein kennt,
Weiß auch wie Durst brennt,
Und wer den Zorn des Gottes scheut,
Verschmäht nicht, was er freundlich beut."

„Jetzt kam die Reihe an mich, und ich wollte mich abermals entschuldigen. «Sie haben in's Glas gesehen», sagte Herr von Hagen, «was haben Sie herausgelesen? Diese Herren, welche Ihre Lehrer gewesen, wollen sehen, ob Sie etwas gelernt haben!» Da mußte ich mich denn mit meinem Distichon hervorwagen, und nicht, weil es an sich gerathen wäre, sondern weil es in solcher Gesellschaft mit Nachsicht aufgenommen wurde, mag es hier stehen:

Golden perlet der Wein, das Bild der geistigen Freude,
Aehnlich dem sinnlichen Rausch schäumet das schlechtere Bier."

„Henke setzte darauf sein Bierglas zur Seite, und ließ sich einige Tropfen des Weines einschenken, und Alle stießen mit ihm auf seine Gesundheit an, wofür er auf die gemüthvollste und heiterste Weise dankte. Am andern Morgen schrieb Goethe einen Vers in mein mir leider in der Franzosenzeit entwendetes Stammbuch. Auch die Züge seiner schönen Handschrift kündigten ein vollendetes Können an."

„In einem Alter von sechsundfünfzig Jahren stellte sich der große Dichter als einen kräftigen Vierziger dar, als einen vollendeten Mann, dem die höchste Anmuth und Gewandtheit der Haltung und des Ausdruckes zu Gebote stand. Seine Erscheinung ist mir in meinem oft so dunkeln Leben ein Lichtpunkt geblieben, der nie seinen Glanz verloren hat."

„Henke unterhielt sich nach Goethe's und Wolf's Abreise noch längere Zeit mit mir. «Nun», sagte er scherzhaft, «müssen wir das theologische Air wieder annehmen.» Er rauchte, was er in Goethe's Gegenwart nicht gethan hatte, eine Pfeife, die man ihm präsentirte, und unterhielt sich mit Frau von Hagen über religiöse Gegenstände und insonderheit über Predigten sehr anziehend. Noch mit der langen Thonpfeife im Munde, stieg er heiter in den Wagen, und ich, entzückt von den eben erlebten Stunden eines unvergeßlichen Geistesgenusses, setzte meine Beschäftigung fort." —

So weit unser wackerer Waitz, dessen gutmüthigen Eifer zur Vertheidigung Goethe's in Betreff der ihm von Andern abgestrittenen religiösen Ansichten und Gefühle

man wohl gleicherweise als überflüssig und unzureichend belächeln kann, aber doch immer dem starren Unverstande vorziehen muß, der in die Enge seiner eigenen Beschränktheit den freien Flug des mächtigen Genius einzwängen möchte. — Wir glauben den Dank vieler Leser zu verdienen, daß wir diesen Bericht, welcher dem Goethe'schen sich bescheiden anschließt und ihn durch manchen artigen Zug ergänzt, hier wiedergegeben und einem größern Kreise mitgetheilt haben, als derjenige sein konnte, den das Buch selbst unmittelbar angesprochen hat. Dasselbe gewährt nebst manchen trefflichen Einzelheiten — z. B. die Schilderungen der Lehrvorträge Henke's, Wolf's und Anderer — einen reichen Einblick in das Stillleben des Schulmannes und Pfarrers, in welches die allgemeinen Weltgeschicke gewaltsam eindringen und dasselbe in ihre Wirbel fortreißen. Wir führen hier zur Empfehlung noch den ausführlichen Titel an, der freilich etwas kürzer hätte gefaßt werden mögen: „Rückblick eines evangelischen Predigers in der preußischen Provinz Sachsen auf mehr als fünfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dem ältesten Sohne. Halberstadt, 1841."

Kritiken.

Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung. Leipzig, 1816. 128 S. 8.

Wenn Verfassungsurkunden zunächst von den Herrschern ausgehen: so pflegt der Entwurf den obersten Staatsbeamten, die Ausarbeitung aber solchen Männern übertragen zu werden, die auch sonst die Schreibereien der Regierung besorgen. Auf diese Art läßt sich freilich selten etwas Vorzügliches, noch seltener etwas Befriedigendes erwarten; und wenn man den aus dem Volk hervorgegangenen Konstitutionen vorwerfen kann, daß sie sich in zu rascher Lebenskraft bald verzehren: so dürfte den blos von den Fürsten herrührenden wohl der Vorwurf drohen, daß sie langsam und mühselig und oft gar nicht zum rechten Leben gelangen. Allein da aus einer dieser beiden Quellen vorzugsweise doch immer eine Verfassungsurkunde hervorgehen muß: so ist es von größter Wichtigkeit, die Nachtheile der einen wie der anderen Entstehungsart durch gründliche und reife Vorbereitung derselben zu mildern. Die konstituirende Volksvertretung ist gleichsam das Urbild aller folgenden konstituirten; jene kann da durchaus nicht fehlen, wo etwas Rechtes herauskommen soll; tritt sie nicht auf geradem Wege in bestimmter Gestalt auf: so wird sie nebenher durch mannichfache Windungen ihre

Aeußerungen zum Ziel bringen; setzt sie sich nicht aus freigewählten Mitgliedern ausdrücklich zusammen: so wird ihr Auftrag, im ganzen Publikum aufgelöst, durch allgemeinere Thätigkeit gefördert. Dies letztere dürfte vorzüglich unser Fall sein. An konstituirten Volksvertretungen scheint es uns nicht fehlen zu sollen; zu ausdrücklicher Berufung konstituirender ist nirgends viel Aussicht, und weil doch dieser wichtige Mangel durchaus nicht unersetzt bleiben kann: so helfen nun einzelne Einsichten und Gesinnungen der Staatsbeamten, der Schriftsteller, der Sprecher u. s. w., in wechselnder Maßgabe und Gelegenheit, die Lücke gut oder übel auszufüllen. Aus diesem Gesichtspunkte haben wir einen besonders hohen Werth auf alle die Schriften und Aufsätze zu legen, welche jetzt zur Untersuchung von Verfassungsgegenständen in unserer Mitte erscheinen; es sind Stimmen der Nation, die in einer Versammlung der Stellvertreter derselben noch nicht laut werden können, und die daher im weiten Umfange unbekannter Leser jedes Herz, jeden Kopf, jede Hand zu erreichen haben, die für das Vaterland redlich fühlen, groß denken und tapfer handeln können. In der Ehre solcher Würde möchten wir unseren Lesern besonders die vorliegende Schrift zuführen, als welche gewiß eine der reichhaltigsten Gaben ist, die seit langer Zeit auf den Altar des Vaterlandes aus den Schatzkammern tiefer, erfahrungsreicher Einsicht dargelegt worden!

Der Verfasser schreibt auf eine sehr einfache, allgemein verständliche Weise, aber darum doch sehr gebildet, und geistreich eigenthümlich; wer mit den Sachen und ihren bisherigen Verhandlungen ein wenig bekannt ist, der weiß, welche theilnehmige Gedankenreihen solchen Aussprüchen, welche

Kraft und Leidenschaft der Gesinnung solcher gemäßigten Haltung zum Grunde liegen müssen. Wir wollen dem Inhalte seines Vortrags in der Kürze nachgehen.

„Wir wünschen dem Könige Heil", so hebt der Verfasser seine Schrift an, hoffend, daß den Meisten diese vorausgeschickte Verwahrung gegen böswillige Auslegung seiner Absichten unnöthig, und jener Satz als einer, der sich von selbst verstehe, dünken möge. Aber es sind allenthalben Feinde des Guten, die, weil sie Vortheil ziehen von einer mangelhaften Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, den Bestrebungen der Vaterlandsfreunde entgegenwirken. Die gemeine, immer wiederkehrende List dieser Feinde besteht in Erregung des Argwohns, in verdeckter Beschuldigung, daß der, welcher getrieben wird, wahr zu reden vom Vaterlande, aus Liebe zum Vaterlande, unlautere Gesinnung hege gegen das Oberhaupt, daß er sich neige zur Empörung gegen die Krone. Das nun ist grade am wenigsten in dem Sinne des Verfassers, ihm ist grade die Unversehrbarkeit, die Majestät des Königs desto heiliger, je mehr er gesonnen ist, die Verantwortlichkeit der Minister festzuhalten. Er bemerkt, daß die Minister nur im Sonnenschein und Regen des öffentlichen Lobes und Tadels gedeihen, daß alle öffentlichen Karaktere nur dadurch gedeihen, der Karakter des Fürsten aber sei ein unveränderlicher, außer und über allem Streit; dies letztere sei es, was Viele, nicht glücklich, mit dem aus Superiorität verderbten Bastardworte Souveränität bezeichnen wollen, gegen welches Wort der Verfasser mit Recht zu eifern scheint. Wir würden dasselbe in mehr äußerlichem Sinne durch Oberſamkeit, noch lieber durch Obrigkeit, wenn uns dies nicht schon genommen wäre,

überſetzen, in mehr innerlichem Sinne aber durch Rechtsquelle der Macht, deren Urſprung aus dem Volke uns Deutſchen in ſolch deutſchen Worten nur um ſo deutlicher ſein müßte. Der mildeſte Gebrauch des Rechtes, die Miniſter in Verantwortung zu ziehen, das beinahe niemals und nirgends dem Volke ganz beſtritten worden, ſcheint dem Verfaſſer die Einreichung von Petitionen. Findet ſich kein geregelter Geſchäftsgang für ſolche eingerichtet, wie in England: ſo nehmen doch die Wünſche und Bedürfniſſe des Volkes tauſendfältige freie Wege, um ſich unter einander und auch dem Fürſten vernehmbar zu machen. Wir alle wünſchen, ſagt der Verfaſſer, daß eine beſſere Zeit werde, als die wir durchlebten, daß die Kräfte, die wider die Macht des Unrechts kämpften, nicht zerſtörende nur, auch bildende ſeien, daß das edelſte Blut, welches willig gegeben ward, wohl für die Heimath, aber noch mehr für das, was auf Erden zeugt von der beſſeren Heimath, nicht verſchwendet ſei an Undankbare, Unwürdige. Daß wir nun unſeren gerechten Wünſchen feſte, beſtimmte Geſtalt geben, darauf kommt alles an: denn unbeſtimmte, noch ſo warme Wünſche für das Gute verſchwinden wie Seufzer. Der Verfaſſer glaubt den Hauptwunſch Aller in den beiden Sätzen vollſtändig auszuſprechen: Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, und Möglichkeit der Verbeſſerung. Als erfahrungsgemäßes, beſtes Beförderungsmittel des Hauptzwecks, Sicherheit, kraft guter Geſetze, und Möglichkeit der Verbeſſerung, durch freie Bewegung der Kräfte, wünſchet er mit der Geſammtheit ſeiner Landsleute, unter Vorausſetzung der einen nothwendigen Bedingung unverbrüchlicher Treue gegen das Oberhaupt, wohlgeordnete

Repräsentativverfassung. Es sei neben besoldeten, verantwortlichen Ministern des Fürsten eine unabhängige hohe Rathsversammlung. Soweit sind wir Alle mit dem Verfasser ganz einverstanden. Weniger gleichlautend mit seinen Meinungen sind die unserigen in einigen näheren Erörterungen. Er wünscht, daß nicht falsche, unheilbringende Phantasieen und Schlußfolgen über Ursprung und Befugniß der Regierungen herrschend werden, sondern daß die Aufmerksamkeit gerichtet werde auf Thatsachen; weder die Phantasie noch die Begriffsweisheit wohlwollender Menschen liefern sicheren Stoff zu neuem Bau. Nehmen wir die Beiwörter „falsch, unheilbringend, unsicher" als solche, die dergleichen Phantasieen und Schlußfolgen und Stoffe von richtigen, heilbringenden und sicheren unterscheiden sollen: so haben wir dagegen nichts einzuwenden; die im Gegensatz angeführte Berufung an Thatsachen scheint aber überhaupt gegen alle Phantasieen, Schlußfolgen und Begriffsweisheit gerichtet sein zu wollen, wie wir unserem Verfasser doch so wenig zutrauen können, daß wir seines eigenen Widerspruchs vielmehr gewiß sind. Wie soll die Denkkraft sich hemmen in ihrem Aufsteigen zum Allgemeineren und Höheren, und wer will ihre, auch für das Gemeine und Alltägliche unentbehrlichen Flugkräfte innerhalb einer gewissen Grenze zurückhalten, wer die Grenze ziehen? Soweit die philosophische Bildung, die spekulative Richtung eines Volkes geht, soweit werden alle wissenschaftlichen, sittlichen, künstlerischen, und also auch politischen Fragen dieses Volkes zu ihrer Beantwortung steigen müssen, ja vielmehr nur die aus solcher Höhe geholten Antworten können die rechten, die wahrhaft ersprießlichen und dauernd

befriedigenden ſein. Die Thatſachen, die Wirklichkeit müſſen die Bedingungen liefern, unter denen etwas gethan werden mag, und dieſe ſind allerdings nie ohne die gewiſſe Gefahr des Mißlingens unbeachtet zu laſſen, aber die Grundſätze deſſen, was gethan werden ſoll, müſſen höher ſtammen; ſie aus dem Thatſächlichen, Vorhandenen ableiten, heißt nicht minder gewiß die Gefahr des Mißlingens herbeirufen, und das Unzureichende mit dem Angemeſſenen vertauſchen. Wir dürfen daher die höchſten Unterſuchungen über Urſprung und Befugniß der Regierungen zu den nothwendigſten, wünſchenswertheſten und brauchbarſten Schätzen rechnen, die ein Volk für den Gewinn und die Erhaltung ſeiner Freiheit, ſeines gerechten und hohen Lebens, ſeiner ganzen Geſchichte, ſammeln und austheilen kann; freilich ſetzen wir die Aechtheit der Münze voraus, nicht eine falſche, die philoſophiſche Unterſuchung, nicht die ſophiſtiſche; aber ſo iſt es in allen menſchlichen Dingen, daß der Schein des Wahren dem Wahren ſelbſt ewig zur Laſt gelegt wird, und doch nie zur Laſt gelegt werden ſoll! Aber wenn wir des Widerſpruchs des Verfaſſers gegen die ſcheinbare Richtung ſeines Satzes gewiß zu ſein meinten: ſo brauchten wir nicht weit zu ſuchen; er ſelbſt fügt unmittelbar hinzu, daß doch nicht von mehr eifrigen, als klugen oder aufrichtigen Königsfreunden der gefährliche Verſuch wiederholt werden möge, die Throne der Fürſten auf erſchütterliche Grundſätze zu ſtützen! Welche Grundſätze können ihm erſchütterliche ſein, wenn nicht die aus der bloßen Thatſächlichkeit gewaltſam aufgetriebenen, welche unerſchütterliche, wenn nicht die aus den heiteren und feſten Höhen der wahren Philoſophie abgeleiteten? Dennoch

warnt er gleich darauf wieder, daß Phantasie und Dialektik die politischen Wahrheiten, die wir durch viele theure Erfahrungen gewonnen haben, trüben könnten, und wünscht, daß wiederholt auf die politischen Erfahrungswahrheiten und die einzig sichere Methode, wie in der Politik Wahrheit erlangt werden kann, aufmerksam gemacht werde; allein wo sind diese Erfahrungswahrheiten? Jeder hat die seinigen, mit himmelweiten Unterschieden, mancher, der ihrer am meisten haben sollte, gar keine gemacht; die Streitverschiedenheit darüber ist noch größer als über die Grundsätze reiner Vernunfterkenntniß; es wären auf diese Art die Kämpfe der Irrungen nur von dem einen Felde ohne Gewinn auf ein anderes verwickelteres gespielt. Der Verfasser selbst wird von seinen gewiß geist- und sachreichen Sätzen keinen einzigen ausheben können, der nicht wenigstens mit angeblicher Erfahrungsweisheit bestritten, und von ihm selbst durch ächte Begriffsweisheit möglichst gestützt werden wollte. Vortrefflich, mit eingreifender Kunst und Wahrheit geht der Verfasser darauf selbst an die bedenklichen Untersuchungen über den vermeinten ehemaligen Naturstand des Menschen, das Verhältniß einer ursprünglichen Familie, oder ein unmittelbares Verhältniß des Fürsten zur Gottheit, einen gesellschaftlichen Grundvertrag, den räthselhaften Begriff der Souveränität, und weiß in allen diesen Annahmen mit kurzen, geübten Worten das Unstatthafte, das Unzureichende darzuthun. Es ist Schade, daß er den neuen, scharfsinnigen Aufsatz Troxler's über die Idee des Staats noch nicht gekannt, vielleicht würde hier manche Annäherung Statt gefunden, und der Verfasser sich mehr mit der philosophischen Behandlung dieses Gegenstandes

verſöhnt haben; im Vorbeigehn ſei bemerkt, daß, wie geiſtreich populär, wie unbefangen treffend und wie lebhaft verſtändlich der Ausdruck des Verfaſſers auch ſein möge, derſelbe doch wohl ſchwerlich von anderen, als denen auch eine wiſſenſchaftlich ſtrenge Darſtellung geläufig oder erreichbar iſt, gehörig verſtanden und gewürdigt werden dürfte. Wir können nicht in den Zuſammenhang der vielen wahrhaft weiſen, ſcharfen und zarten Sprüche eingehen, durch welche der Verfaſſer, ohne ſie zu nennen, Rouſſeau's, Chateaubriand's, Ancillon's und Anderer Behauptungen und Annahmen widerlegt und berichtigt; mit dem Letztgenannten, deſſen Schrift über Souveränität er im Auge hatte, verfährt er etwas unglimpflicher, indem deren vielverſprechendes Auftreten in Gegenſatz mit der Seichtigkeit des Inhalts ihn doppelt gereizt zu haben ſcheint an einem Schriftſteller, der, wenn er einmal ein Deutſcher ſein will, den ſpekulativen Hang der Deutſchen doch nicht ohne deren Tiefe und Gründlichkeit ſollte erſcheinen laſſen. Die franzöſiſch-deutſche Souveränität, ſagt der Verfaſſer, iſt nichts anderes, als ein Stück von Bonaparte's Purpurmantel; und das, was nicht genug iſt, die Blöße eines einzigen herrſchſüchtigen Menſchen zu verbergen, wird uns geboten, um alle unſere Wunden zu bedecken. Großer Gott, gieb uns Geduld! Auch der Spuck im neueren Frankreich, der Grundſatz der Legitimität, behauptet ſich ſchlecht in ſeiner Anwendung: denn wenn die Nachkommen das Recht vom Vater haben, fragt der Verfaſſer, woher hatte es denn dieſer? Es muß doch Anfang ſein, und es iſt eben ſo gewiß, daß Wahlreiche geweſen ſind, als daß Erbreiche ſind. Daß irgend eine anerkannte Macht in einem Jahre, an

einem Tage mehr moralisches Recht gehabt habe, Gesetze zu geben, und auf weithin, auf kommende Geschlechter Gesetze auszudehnen, als in jedem anderen Augenblick, wird als eine Abgeschmacktheit weggewiesen.

Als Hauptfrage wird aufgestellt: Wie erlangen wir gute, das ist gerechte und den jedesmaligen Verhältnissen anpassende, daher mit Nutzen streng anwendbare Gesetze? Ist es am wahrscheinlichsten, daß ein einzelnes Mensch, trotz allen Zufälligkeiten der Persönlichkeit und allen besonderen Irrthümern, denen das Auge und der Geist dessen ausgesetzt ist, der auf dem erhabensten Punkte steht, aus eigenem Wissen die besten, das ist, zweckdienlichsten Gesetze für das Wohl von Millionen schöpfen kann? Und wenn Räthe des Fürsten nothwendig sind, welche Einrichtung der Räthe giebt die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie wissen und sagen, was wahr und gut ist? Wird ein Kreis von besoldeten, des Winks gewärtigen Räthen immer die lautere Wahrheit sagen? Oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß das, was gesucht wird, das beste Gesetz dann gefunden wird, wenn der Fürst nicht bloß die Meinung besoldeter Räthe in geschlossener Stube hört, sondern auch das Wort des unbesoldeten, unabhängigen Raths, welcher das, was er für wahr hält, laut ausspricht, und seine Meinung und sich selbst dem öffentlichen Lobe und Tadel hingiebt? Ueber diese wichtigen Fragen kann nur die Erfahrung entscheiden. Sie hat entschieden. Wären alle Menschen vollkommen, so fährt der Verfasser späterhin fort: so bedürften wir keiner Regierungen; und wären alle Obrigkeiten vollkommen: so bedürfte es keiner Sicherungsanstalten gegen möglichen Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt. Aber alle Men-

ſchen, vom Weibe geboren, ſo Unterthan als Fürſt, ſind gebrechlich, ſind in ſteter Gefahr, das Recht zu verletzen. Ein Staat, eine Zwangsanſtalt für lauter gute Menſchen, wäre ein Gefängniß für ehrliche Leute. Weil es Gerechte und Ungerechte giebt, weil kein menſchlicher Wille ohne Neigung zum Ungerechten iſt: ſo fragt ſich, wie Sicherung möglich iſt auch gegen Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt? Die Erfahrung kann befriedigende Auskunft geben. Die Aufgabe erfodert aber vor allem eine Betrachtung des Materiellen der Staatsgeſellſchaft.

Der Verfaſſer findet, nachdem er ſich anderweitig vergeblich umgeſchaut, zuletzt eine Hauptverſchiedenheit in den Beſtandtheilen der Staatsgeſellſchaft, ſie beſteht letztlich aus Beſitzern und Nichtbeſitzern, ſagt er. Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, die Unzuläſſigkeit der anderen Unterſchiede, die der Verfaſſer anführt, zu prüfen, oder etwa von ihm übergangene nachzutragen; wir folgen vielmehr ſeinem Gedankenzuge ſoweit als möglich. Er hält ſich an dieſen Hauptunterſchied feſt, als in welchem er die Fäden, aus denen das Gewebe der bürgerlichen Geſellſchaft beſteht, gefaßt haben will; die Beſitzer nennt er Saſſen, die Nichtbeſitzer Jüngere. Scharfe Gränze, ſagt er, exiſtire zwar nicht, und niemand könne angeben, wo die Gränze ſei zwiſchen viel und wenig, aber die Extreme ſeien deutlich: das eine Extrem mache das, was nach Ort und Zeit Reichthum heißt, das andere ſei die Lage des Arbeitsmannes; zwiſchen dieſen beiden Aeußerſten liegen unzählige und unmerklich verſchiedene Stufen des geringeren und mehreren Vermögens. Ueber das Verhältniß der Saſſen und Jüngeren zu einander, über ſeine Veränderlichkeit, und ſeine vortheilhaftere Stel-

lung wird mit Beispielen aus England und Rußland viel Treffendes gesagt, auch der Grundsatz angenommen, daß eine allmähliche Vermehrung der Sassen, durch ein Aufrücken mancher Jüngeren in deren Reihe, als eine wahre Vermehrung des Nationalvermögens anzusehen, und sowohl möglich als höchst wünschenswerth sei; Sassen und Jüngere bleiben aber relativ, und beider Interesse verbiete sogar, daß nicht künstlicherweise eine zu scharfe Abtheilung, die in der Natur nicht vorhanden, gemacht werde, und wo eine solche gemacht worden, da sei gerade Erstorbenheit der Nation oder ihre Empörung Folge gewesen; die Jüngeren seien jedoch keineswegs geneigt, gegen die Sassen gemeinschaftlich Gewalt anzuwenden; selbst das Beispiel Frankreichs in seiner Revolution beweise eher das Gegentheil, — denn allerdings haben hier die ersten Sassen, Mitglieder der Königlichen Familie, und unter diesen nicht bloß der Herzog von Orleans, eine große Rolle gespielt —; die Benennungen Sassen und Jüngere bezögen sich auch nicht auf den Reichthum oder die Armuth, sondern auf die Gesinnung, und jeder ohne Ausnahme sei ein Sasse, sofern er mit dem Seinigen zufrieden ist, jeder ohne Ausnahme ein Jüngerer, sofern er mehr wünscht. Nach dieser Erklärung muß man sich wundern, wie der Verfasser, der alle anderen Unterschiede in der Staatsgesellschaft für unhaltbar ausgiebt, diesen einen, flüchtigen, veränderlichen, abstrakten, der real in denselben Individuen vereinigt ist, zur Grundlage seiner volkvertretenden Anordnungen machen will. Hätte er es bei dem rohen Begriffe, wie er in den Extremen wohl materiell zu fassen ist, bewenden lassen: so würde er mit einiger durchgreifender, nur hin und wieder ungerechter

Allgemeinheit irgend ein Ziel haben erreichen können; allein er iſt ein zu folgerechter, feiner, und, daß wir nur auch das rechte Wort ſagen, ein zu menſchenfreundlicher Denker, um ſich mit einem ſo rohen Reſultate befriedigen zu können. Daher zerſtört er ſchneller wieder, als er ſie aufgebaut, die Künſtlichkeit ſeiner Zurüſtung, und wird nun der eifrigſte Schützer und Vertreter des armen Volks, ſeiner Beweglichkeit und Freiheit, ſeiner Ausſichten und Möglichkeiten; er will Gerechtigkeit für Alle, daß keine Art der Tyrannei der Reichen gegen die Armen ſei, daß es jedem möglich ſei, freies Grundeigenthum zu erwerben, durch Verdienſt zu jedem Amte zu gelangen, daß überhaupt keine künſtliche Schranke den redlich Vorwärtsſtrebenden hemme, und findet deſto nöthiger, hierüber kräftig zu wachen, als gerade immer von Seiten der Saſſen, der Beſitzenden, Reichen, eine offenſive, zuſammenhaltende Stellung gegen die Jüngeren, gegen Alle, die nicht in der Innung ſind, wahrzunehmen ſei. Wir können nicht alle die feinen, treffenden, geiſtreichen Bemerkungen, die der Verfaſſer dieſen Erörterungen, meiſt mit glücklichen Geſchichtsbeziehungen, einzuſtreuen weiß, einzeln anführen, doch geht aus dem Ganzen hervor, daß derſelbe außerordentliche Kennerſchaft des weitverzweigten Unweſens, in welche das Verhältniß der Saſſen ausarten kann, mit tiefem Gefühl für die Zurückſetzung der Jüngeren vereinigt.

Nachdem der Verfaſſer mancherlei Gegenſtände in dieſem aufgeſtellten Unterſchiede zu neuer Anſicht durchgearbeitet, führt er darauf die Unterſuchung zu folgendem Reſultate: drei Kräfte ſeien es, welche in jeder menſchlichen Geſellſchaft, in jedem Staatsvereine, wirken und

beſtändig wirken, die Kraft der Jüngeren, das iſt die treibende Kraft, die nach Mehrerem trachtet, und auch den Trieb der Verbeſſerung in ſich ſchließt; die Kraft der Saſſen, das iſt die hemmende Kraft, welche das Eigenthum behauptet; und die Kraft der Obrigkeit, die vermittelnde; daraus entſtünde zu allen Zeiten und Orten, wo menſchliches Leben iſt, ein monarchiſches, ein ariſtokratiſches und ein demokratiſches Streben, eins ſo urſprünglich und nothwendig wie das andere, jedes einer verderblichen wie einer heilſamen Richtung fähig. Wir bemerken, daß dieſes dreifache Streben, gleich dem Unterſchiede der Saſſen und Jüngern, ebenfalls in logiſcher Trennung beſteht, durchaus nur in den Extremen zu faſſen, real in denſelben Individuen vereinigt, und in Beziehung auf verſchiedene Gegenſtände gleichzeitig, in verſchiedenen Zeitabſchnitten für denſelben Gegenſtand beiſammen iſt. Und auf ſolche bloß in den Gedanken künſtlich auseinander gehaltene, im Leben aber überall verflößte und zu verflößende Unterſchiede, auf ſolche der Begriffsweisheit ſymmetriſch entwundene Schlußfolgen will unſer, einem ſolchen Verfahren ſonſt ſo abholder, wohlwollender Verfaſſer nun gleichwohl in der thatſächlichſten Wirklichkeit ſeine Eintheilung der Repräſentativverfaſſung gründen? Alſo was er als Denker gewonnen, die Aufmerkſamkeit, die ein Kopf wie der ſeinige nothwendig haben, und eine Rechtſchaffenheit wie die ſeinige nothwendig in Anſpruch nehmen mußte, daß der Unterſchied zwiſchen Saſſen und Jüngern kein thatſächlicher, kein feſtzuhaltender ſei, dieſe Warnung, die er mit logiſcher Gewiſſenhaftigkeit immer ſchärfer und ſchärfer ſetzt, dies alles geht ihm plötzlich verloren, ſo wie er zum Praktiſchen über-

tritt, und er macht von demſelben Gegenſtande, den er dort als flüchtig bezeichnet, hier eine Anwendung, als ob er dort als beſtändig gefunden worden? Eine ſolche Anwendung iſt die des Verhältniſſes der Saſſen und Jüngern auf das Verhältniß zweier Kammern in der Volksvertretung. Ob die hohe Rathsverſammlung, wie der Verfaſſer die Volksvertretung früher benannt, beſſer aus Oberhaus und Unterhaus beſtehe, als nur aus Einer Kammer, darüber wollen wir hier uns nicht weitläufig ausbreiten: aber auf den Unterſchied von Jüngeren und Saſſen kann dieſe Abtheilung nicht begründet werden; ſie darauf begründen wollen, heißt die künſtliche Scheidelinie, die der Verfaſſer eben ſo verdammlich findet, gewaltſam ziehen. Sehen wir nun vollends auf die näheren Beſtimmungen, welche der Verfaſſer dem Oberhauſe, als der für die Saſſen geltenden Kammer, beilegt, auf die Erinnerung an die Nothwendigkeit, daß auch im Unterhauſe viele Saſſen, daß ſie im Beſitze vieler Stellen im Heere und in den obern Zivilämtern ſeien: ſo laufen wir wahrhaftig Gefahr, in der anmuthigen und ſchuldlos ſcheinenden Benennung Saſſen am Ende doch nichts weiteres zu finden, als einen ſeines wahren Namens ſich ſchämenden, und daher verkappten Adel, wie wir ihn Alle nun längſt zur Genüge kennen!

Das iſt der faule Fleck unſerer vorliegenden Schrift, um den ſich vergebens ſo viel Geſundes und Blühendes gelegt hat, ihn zu verdecken oder zu heilen! Vergebens, er ſteht nur um ſo heftiger damit in Widerſpruch, und wenn er auf der einen Seite Heilung anzunehmen ſcheint, theilt er auf der andern wieder Vergiftung aus. Der Denker und der Ariſtokrat ringen mit einander nach einem

Ziel, und jeder eignet es ſich auf ſeinem Felde zu; jener kann ſich in der Erörterung nichts vergeben, und verſchmäht, die vorausgefaßten Neigungen des letztern bloß dialektiſch aufzuputzen; dieſer mag ſeinen Lieblingsvorſtellungen nicht entſagen, und ſchämt ſich doch ohne den würdigen Beiſtand des erſtern aufzutreten; indem beide mit Ehrlichkeit ihre Bahn verfolgen, jener nicht theoretiſch, dieſer nicht praktiſch das loslaſſen will, was ihrer Vereinigung entgegen iſt, treffen ſie nie zuſammen, und auch in dieſer Schrift ſind ſie nur neben einander, ohne ſich zu durchdringen.

Mit hohem Dank iſt dieſe Schrift gleichwohl anzunehmen! Sie iſt reich an Geiſt und Sachen, und auch von gutem Willen beſeelt. Wenn wir uns nicht täuſchen, ſo haben wir in dem Verfaſſer einen Mann von hohen Eigenſchaften zu verehren, der für die Freiheit gekämpft und geſprochen, wo ſie nur immer ſeinen Blicken verletzt erſchien. Ja er ſelbſt hat beigetragen, uns den Muth für die Wahrheit und Freiheit zu erwecken, mit dem wir jetzt ihm ſelbſt, wo wir ihn einen Augenblick auf anderer Bahn glauben, beherzt entgegentreten. An einem würdigen Gegner, an einer trefflichen Schrift, die wir, um ſo vieler Rückſichten willen, nicht genug zum Leſen empfehlen können, aus der ſo viel Beherzigenswerthes zu ſchöpfen iſt, haben wir unſere freie Anſicht geltend machen wollen, damit ein ſo wichtiger Gegenſtand durch die Vielheit der Stimmen dem unfruchtbaren Urtheile der Autorität immer mehr entrückt, und dem Urtheile der Gründe immer mehr zugewandt werde.

1. Musenalmanach für das Jahr 1830. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Leipzig, 288 S. in 8.
2. Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830. Berlin, 340 S. in 12.

Viele Jahre sind vergangen, seit kein deutscher Musenalmanach mehr erschien, ein Name, der in unsrer Litteratur eine mit ihr aufgewachsene, ehrenwerth und fruchtbar entwickelte Gattung anmuthiger dichterischer Darbietungen herkömmlich bezeichnete. In den Taschenbüchern, welche sich jener Gattung stets reichlicher zur Seite stellten, waren Gedichte meist nur Nebensache, oder wurden ganz verdrängt durch Erzählungen, welche der stets bequemer werdenden Unterhaltungslust eine zuverlässigere Nahrung zu sein schienen. Doch die Zurückgedrängten und Verbannten finden endlich den Augenblick, da auch sie wieder hervortreten können, und so sehen wir unvermuthet jetzt, nach so langer Unterbrechung, das Leben der Musenalmanache neu anheben, und sogar, zum Zeichen, daß richtiger Sinn und Takt hier einer zeitgemäßen und mehrfach fühlbar gewordenen Anregung gefolgt, gleich in gedoppelter Unternehmung und Gestalt. Schon die Merkwürdigkeit, in unseren industriellen und statistischen Tagen, wo die Sachen des Gewerbfleißes und des berechnenden Verkehrs fast überall obenanstehen, und auch, zwar etwas gewaltsam, aber unläugbar mit Glück und zum Vortheil, sogar in den Roman eindringen, in solcher Zeit die poetischen Blumenlesen wieder aufleben zu sehen, verdient unsrerseits eine Beachtung, zu welcher die Beschaffenheit des Gelieferten nicht minder Aufforderung giebt. In der That ist es eine erfreuliche Erscheinung, neben so vielen wesentlichen und wichtigen Betriebsamkeiten, welchen der

Deutſche mit ſteigenden Kräften und Erfolgen jetzt ſeinen nachhaltigen Eifer widmet, auch das dichteriſche Leben und Wirken in der Nation ſo wohlbegründet fortdauern und ſo ausgebreitet blühen zu ſehen, wie als beſondere Zeichen auch dieſe neuen Erſcheinungen es beurkunden. Was dieſes dichteriſche Treiben, in welchem wir mit höherer Billigkeit diesmal gern auch jede gefällige Liebhaberei und nachbildende Uebung anerkennend begreifen, in ſeiner Geſammtheit bedeute und der Nation werth ſei, würden wir mit Betroffenheit einſehen, wenn wir daſſelbe plötzlich aus unſrer Mitte verſchwunden dächten! Es iſt kein Zweifel, alle ſonſtigen Thätigkeiten, wie ſelbſtſtändig und ernſten Lebenszwecken genügend ſie erſcheinen möchten, würden durch die Abweſenheit dieſes glücklichen Elements leiden, und alle äußere Fülle und Größe, zu welcher ſie führten, keinen Erſatz für daſſelbe geben. Aber von ſolchem Unglück ſind wir wahrlich nicht bedroht! Die Poeſie lebt und blüht in unſrer Mitte auf allen Stufen; Meiſter und Jünger, Vornehme und Geringe, Süd- und Norddeutſche, alle treten freundlich in die zur edlen Genoſſenſchaft hier neu eröffneten Räume!

Zu beiden Almanachen hat Goethe ſeinen Beitrag zu geben nicht verſchmäht; es iſt des hohen Dichters würdig, zu dem jüngeren Alter ſo mild herabzuſteigen, und dieſes empfängt dadurch den ſchönſten Ehrenſchmuck. Und er hat nicht etwa mit karger und flüchtiger Gabe ſich abgefunden, ſondern durchaus Gediegenes und Vortreffliches reichlich geſteuert. Wir beſcheiden uns billig, auf dieſe Beiträge hier beurtheilend näher einzugehen, und ſagen nur, daß die tiefgeiſtige, eigenthümlich dramatiſirte Dichtung im Leipziger Almanach und die vierzehn köſtlichen,

von reinſtem Lebenshauch erfüllten Gedichte im Berliner ſchon allein hinreichen dürften, das Glück der beiden Büchlein zu entſcheiden! Unter Schutz und Anſehn dieſes höchſten Namens und durch die Gemeinſchaft noch manches andern vereinigt, trennen doch beide Almanache ſich in ihren weiteren Verhältniſſen, und wir haben unſer Wort über jeden insbeſondre zu ſagen.

Der Leipziger Muſenalmanach, von Amadeus Wendt herausgegeben, mit einem ſchönen Bilde Goethe's geſchmückt und auch ſonſt äußerlich wohl ausgeſtattet, läßt eine beſonnene, kundige Hand erkennen. Zu den angenehmen, ſittlichen Bilderreihen des Herausgebers geſellen ſich reiche, in ihrer eigenthümlichen Bildung ſo tüchtige als feine Gaben Friedrich Rückert's, wunderbar durch Gehalt und Ausdruck hervorleuchtende Terzinen und Sonette von Adelbert von Chamiſſo, herrliche Spruchreden aus einem Laienbrevier von Leopold Schefer, ein hübſches Lied von Ludwig Robert, eine feuer- und geiſtvolle Ode von Stägemann, mannigfache, zum Theil vorzugsweiſe durch ſchöne Form, zum Theil durch Gefühl und Meinung ausgezeichnete Gedichte von Riemer, Graf von Platen, Immermann, von Müller, Stieglitz, Waiblinger, Guſtav Schwab und noch mehreren Andern. Als eine ganz eigne Merkwürdigkeit haben wir die Charaden von Schleiermacher namhaft zu machen; daß dieſe wundervollen Eidyllien — dichteriſche Bildchen — größtentheils als geſellige Scherze aus dem Stegreif hingeſprochen worden, wie uns aus früherer Zeit bekannt, muß die Anerkennung nur ſteigern, die niemand dieſen künſtleriſchen Zeugniſſen eines auch im kleinſten Stoffe mächtigen und eigenthümlichen Scharfſinns verſagen wird. Außer

den Lebenden haben auch einige schon Verstorbene hier durch ihren dichterischen Nachlaß beigetragen; Heinrich von Kleist erfreut uns durch herrliche Sprüche, welche mit der ihm eignen Nachhaltigkeit ein und dasselbe Thema unermüdet wiederholen; gern liest man auch drei Gedichte von Wetzel, und ein schönes Sonett von Friedrich von Schlegel erscheint dieses Namens werth. Wir halten uns, wo so viel Ausgezeichnetes ist, vorzugsweise an dieses, und lassen das Unbedeutende, Schwächere, welches bei dergleichen Sammlungen nie ganz fehlen wird, gern unerwähnt. Sollte das Preiswürdigste noch bestimmter anzuzeigen sein, so wäre unsres Erachtens nebst einigen Sachen von Rückert die Terzinenfolge von Chamisso, die Ode von Stägemann auf die Schlacht von Schumla und die Troas-Ebne von Stieglitz zu nennen. Damit diese Anzeige-Prosa doch ihrem Gegenstande einigen Schmuck abgesetzter Zeilen entlehne, lassen wir ein Lied von Rückert hier folgen:

Den Gärtnern.

Ich zog eine Wind' am Zaune;
Und was sich nicht wollte winden
Von Ranken nach meiner Laune,
Begann ich denn anzubinden,
Und dachte, für meine Mühen
Sollt' es nun fröhlich blühen.

Doch bald hab' ich gefunden,
Daß ich umsonst mich mühte;
Nicht was ich angebunden,
War was am schönsten blühte,
Sondern was ich ließ ranken
Nach seinen eignen Gedanken.

Auch dieser Spruch aus Schefer's Laienbrevier habe hier seine Stelle:

Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort,
Du siehst ihm weinend nach bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf
Aus ihm. — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre!

In dem Berliner Musenalmanache finden wir Chamisso, Robert, Schefer, Schwab, Stägemann und Stieglitz wieder, theils reicher, theils karger, als in dem vorigen. Außerdem haben wir A. W. von Schlegel, Fouqué, Grüneisen, Kerner, Wilhelm Neumann, Apollonius von Maltitz, Streckfuß, Eckermann und noch mehrere als schon werthvoll Bekannte freundlich zu begrüßen. Nach und mit Gedichten von Goethe sind unter den hier

mitgetheilten unstreitig die vollendetsten das runde, volle, frische Trinklied Schlegel's auf Kaiser Karl den Großen, und das Sonett (das einzige dieser Sammlung) von Stägemann, welches wir hier mittheilen:

Der Liebsten Verherrlichung.

Wofern ich Meister wär' in goldnen Klängen,
Gleich dem, von dessen Liedesbrunn umflossen,
Der Name Laura blüht in tausend Sprossen,
Den Namenszug der Andern zu verdrängen:
Dann strömt' ich aus die Narde von Gesängen,
Die jetzt der heiße Busen still verschlossen,
In ewigquellender Vaucluse ergossen,
Zum Sternenflor die Bahnen dir zu sprengen.
„Es würd' ein süß Geheimniß nur zerstören,
Dem hohen Lorbeer wird die Kunst der Saiten
Umsonst die niedre Myrthenstaude gatten.
Laß Lippen, welche niemand angehören,
Des Lorbeers Athem weit umher verbreiten!
Der Liebsten Kuß verbirg in Myrthenschatten!"

In der reichen Fülle des Uebrigen wird manches nach verschiedenem Sinne sehr verschieden geordnet werden, sehr vieles aber stets auf die höchsten Stufen zu stellen sein, wir zählen dahin mehreres von Maltitz, von Neumann, und das Gedicht von Schefer auf Jakob Böhm's Verklärung. Sehen wir die Gesammtheit des Vorliegenden in Bezug auf die Hauptklassen dichterischer Hervorbringung näher an, so finden wir natürlich das Lyrische herrschend, und etwaniges Dramatische und Epische nur in der Obhut von jenem. Im Allgemeinen dürfte den eigentlich lyrischen Stücken öfters die letzte Ausbildung fehlen. Bei dem spruchartig Didaktischen, wo sichtbar die

neuen Weisen von Goethe starken Einfluß üben, wünschen wir, daß nur immer genug Inhalt wirklich obwalte. An den balladenartig epischen Gedichten zeigt sich wohl mehrmals, wie gefährlich hier die Wahl des Stoffes wird. Auffallend zu beklagen finden wir bei der Ballade von Chamisso, „die Vergeltung", wo der Scharfrichter einen vornehmen Buhlen seiner Tochter im Schlafe brandmarkt, einen solchen Mißgriff; die kraftvollsten Intentionen, die lebhaftesten Wendungen und schönsten Reimzeilen gehen verloren an dem Stoffe, der nach außen gräuelhaft, in sich maßlos, auf die gegebene Weise kaum möglich ist, und durch alle Anstrengung des Dichters nicht zu eigentlichem Gehalt gebracht wird. So würde andrerseits der artige Gedanken, daß ein herauswollendes Lied Herzklopfen verursacht, zum allerliebsten Gedicht haben werden können, wenn die Dichterin, Karoline genannt, denselben mit sorgfältigster Zierlichkeit und gefälligstem Ebenmaße, wie es hier Bedürfniß war, und nicht allzu leicht und bequem behandelt hätte. Doch auf das Einzelne können wir hier nicht weiter eingehen. Wir wenden uns vielmehr zu einer besonderen Seite des werthen Büchleins, welche demselben zur unterscheidenden Eigenschaft wird. Wenn der Leipziger Almanach in der Gegenwart gleichsam ein kräftiges Mannesalter festhält, ja wohl schon Zurückliegendes, wie den Nachlaß Verstorbener, als ernste Gabe mithringt, so stellt uns der Berliner in den Gedichten von Stieglitz, und von dessen hier zum erstenmal hervortretenden Gefährten Moritz Veit und Karl Werder gleichsam die heranbichtende Jugend vor Augen. Fast die Hälfte des Almanachs rührt von diesen dreien her, und wir müssen es gestehen, es dünkt uns

dies keineswegs ein Nachtheil. Denn, wie gern es auch zu bekennen sein mag, daß gerade in diesen Beiträgen sich vieles vorfindet, was einzeln sich nicht geltend erhalten kann, oder wohl ganz verwerflich erscheint, so liegt doch in der Gesammtheit dieser Gedichte eine so jugendliche Frische, ein so üppiges Feuer und eine so muthige Zuversicht, daß daraus der Eindruck eines regen, muntren Lebens hervorgeht, welchen die größere Bedeutenheit und geregeltere Kraft reiferer Werke allein so nicht geben könnte. In dieser Art, finden wir, tragen diese Gedichte gleichsam die andern, wie mutherfüllte Schaaren ihre selbstgewählten Anführer, im Triumphe dahin, nicht diesen gleichstehend, aber zu ihnen wahrhaft mitgehörig. Doch sind in der That diese jugendlichen Talente auch in ihrer einzelnen Selbstständigkeit bedeutsam genug zu bezeichnen; Stieglitz durch große Gewandtheit, inniges Gefühl, unbefangenen Freimuth; in Veit ist heitre und leichte Auffassung, mit einem Hange zur Laune, die sich nur vor bequemen Abwegen hüten mag; Werder drückt heftigen Drang in wilder, oft gewaltsamer Form aus, und in dem düstern Feuer blitzen oft die lichtesten Gedankenbilder. Allen dreien sind günstige und reiche Gegenstände zu wünschen, woran es den Dichtern, welchen ja auch der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Erlebens und der Gelegenheit zu Hülfe kommen muß, nur zu oft gebricht. Und sollte auch das jetzt sichtbare Talent nicht grade ein gleichgestaltetes künftiges in jedem Falle verbürgen, so kömmt immer doch der Geistesfunke, der unläugbar hier spricht, auf irgend eine Weise der Welt oder dem eignen Leben sicher zu Gute. Wir hoffen diese Blumenlese, deren äußere Ausstattung — auch

mit Muſikbeilagen — wir gleichfalls rühmen müſſen, ihren eignen Fortſchritt in künftigen Jahrgängen bewähren zu ſehen. —

Prinz Moritz von Naſſau-Siegen, kurbrandenburgiſcher Statthalter von Kleve und Mark. Rede zur Feier des Allerhöchſten Geburtsfeſtes Sr. Majeſtät des Königs, in dem Königlichen Gymnaſium zu Kleve gehalten von Dr. Ludwig Driesen. Kleve und Leipzig, 1846. 8.

Würdig an feierlichen Tage wird uns zum erſtenmal in biographiſcher Darſtellung ein Heldenbild vorgeführt, das, wenn es auch nicht dem preußiſchen Vaterlande ausſchließlich angehört, mit deſſen Geſchichte und beſonders mit der des kleviſchen Landes im engſten Zuſammenhange ſteht. Geboren im Jahre 1604 zu Dillenburg, wuchs der junge Moritz den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges entgegen und bewährte früh, auf der Seite der Niederländer und der proteſtantiſchen Sache gegen die Spanier, den Muth und die Kriegskunde, die dem Geſchlechte der Naſſauer damals eine gemeinſame Auszeichnung waren. Ein größeres Feld eigener Thätigkeit, des Feldherrn und des Staatsmannes, eröffnete ſich ihm in Braſilien, wohin er als Gouverneur der holländiſchen Beſitzungen geſandt wurde, die er erweiterte, befeſtigte und eine Reihe von Jahren verwaltete, mit einer Umſicht, Klugheit und Menſchenliebe, die auch noch heutiges Tages muſterhaft zu nennen ſind. Nach dem weſtphäliſchen Frieden vertraute ihm der große Kurfürſt die Statthalterſchaft ſeiner kleviſchen Landſchaften. In dieſer Stellung wirkte er kräftig und erfolgreich zur Aufnahme des Landes, bewirkte deſſen feſtere Verbindung mit dem brandenburgiſch-preußiſchen Staat und half unter Anderem auch die Univerſität Duis-

burg gründen. Auch zu wichtigen Sendungen wurde er von dem Kurfürsten gebraucht. In späterer Zeit kämpfte er auf's neue für die Freiheit der von Frankreich hartbedrängten Niederländer und trug sehr dazu bei, die Unternehmungen des Feindes zu vereiteln. Mit Ruhm und Ehre gekrönt, und nachdem er als Feldmarschall aus dem holländischen Dienste geschieden, kehrte er im Jahre 1675 nach Kleve zurück, wo er am 20. Dezember 1679 hochbetagt in glücklichem Seelenfrieden starb.

Diese flüchtigen Umrisse vermögen freilich nur ungenügend den Reichthum des Lebens und die Fülle des Stoffes anzudeuten, welche der Verfasser in den kleinen Raum seiner Schrift zusammengedrängt hat! Seine Darstellung, rasch und belebt und überall auf das Wesentliche gerichtet, dürfte bei weiterer Ausdehnung nur gewinnen, und wir möchten wünschen, den reichen Inhalt von seiner Hand nochmals umständlicher verarbeitet zu sehen.

Der Verfasser bezeichnet den Charakter des Helden schließlich in folgender Weise: „Er war ein großer Feldherr, ein menschenfreundlicher Regent und ein echter Christ, dessen Haupttugend Liebe und Duldung auch gegen Andersdenkende ist. Unter seiner Verwaltung lebten Lutheraner und Calvinisten, Katholiken, Mennoniten und Juden friedlich neben einander: selbst die duldsamen Niederländer wunderten sich, wenn sie nach Kleve kamen, daß in der Residenz eines protestantischen Fürsten Mönche in ihrer Ordenskleidung ruhig umherwandelten. Man dürfte aber hieraus nicht folgern, daß er gegen die Religion gleichgültig gewesen. Als er im Jahre 1665 zu Franeker durch den Einsturz einer Brücke, die noch heutzutage nach

ihm die Moritzbrücke heißt, nebst fünf Begleitern in das Deichwasser gestürzt, unter sein eigenes Pferd gerathen und, nachdem er längere Zeit hülflos im Wasser gelegen nur durch den aufopfernden Muth eines seiner Edelleute gerettet war, warf er sich mitten unter den Zuschauern auf die Kniee und dankte Gott laut für seine Rettung. Er schrieb damals an seine geliebte Schwester, die Gräfin von Styrum: Der Herr allein habe ihn behütet; als er so lange Zeit in dem Wasser gelegen, unter den Hufen von sechs wüthenden Pferden, welche bissen und um sich schlugen, und unter fünf Menschen, welche in einem Raum von zehn Fuß über und durch einander lagen, er unter Allen zu unterst: da habe er zu Gott um Vergebung seiner Sünden gefleht, daß er um das Verdienst Christi willen ihm armen Sünder wolle gnädig sein; der Herr möge auch fernet nach seinem Gefallen mit ihm verfahren."

Goethe's Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese, von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Periode der Naturpoesie. 1765—1783. Düsseldorf 1846. 12.

Das Vorwort des Verfassers giebt über den Grund, Sinn und Zweck des Kommentars zu Goethe's Gedichten klare und verständige Rechenschaft; das Unternehmen entspricht einem gegründeten Bedürfniß und begegnet richtigen Erwartungen; wir können hinzufügen, daß die Ausführung durch Einsicht und Sorgfalt eine gelungene heißen kann.

In der Jugend lesen wir unsere Dichter freilich ohne allen Kommentar, wir folgen ihnen entzückt durch Hell und Dunkel, und das Uebermaß des Genusses, den wir

aus dem Verſtandenen ſchöpfen, führt uns über das weniger Klare leicht hinweg, ja nicht ſelten liegt auch in dieſem noch ein Reiz des Ahndungsvollen, der den Genuß erhöht. Ebenſo wenig, wie das allſeitige Verſtändniß des Inhalts, kümmert uns der tiefe Bezug des Gedichts zu dem Dichter, wir ſingen ſein Lied und fragen nicht wie es entſtanden ſei, wir feiern wohl den Namen des Dichters, aber laſſen es bei dem Namen bewenden.

Dies Ergreifen der bloßen Sache in ihrem groben Sein, ohne Sorge wegen ihres Zuſammenhanges und ohne Rückblick auf ihren Urheber, findet ſich auch in ganzen Zeitaltern, in ſolchen nämlich, welche noch die Kindlichkeit eines unreifen Zuſtandes darſtellen, und daher überhaupt im Volksleben, ſofern es mehr oder minder ſtets einem ſolchen Zuſtande angehört. Aus dieſem Grunde wiſſen wir auch ſo wenig über die Entſtehung der großen Urdichtungen, über die Dichter der Ilias und Odyſſee, der Geſänge vom Cid, der Nibelungen; und ſo ſingt noch immer das Volk froh und fromm ſeine Welt- und Kirchenlieder, wie ſie das fliegende Blatt und das Geſangbuch namenlos darbietet und fragt nicht, wo ſie herkommen, aus welchen Verhältniſſen ſie ſtammen oder wie die Zeit ſie mag verwandelt haben.

Wir dürfen dieſe Art des Genuſſes und des Verbrauchs der Poeſie nicht ſchelten; ſie hat vielmehr den größten Werth und die entſchiedenſte Berechtigung in der Bildungsſtufe, auf der ſie entſteht und gedeiht. Aber ebenſo wenig läßt ſich verkennen, daß eine höhere Stufe, ein reiferes Alter, eine entwickeltere Zeit andere Anſprüche machen, einen andern Genuß der Poeſie fordern und erlangen.

Hier ſtellt ſich uns das Gedicht als kein abgeſchloſſen Selbſtſtändiges dar, ſondern als Theil eines großen Ganzen, als Einzelheit einer unendlichen Schöpfung; in ſeiner augenblicklichen Beſtimmtheit iſt es nicht ohne Vor und Nach zu denken, nicht ohne den Zuſammenhang mit andrem Lebensausdruck. Hier kommt das Recht der Geſtalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Wandlung zur Sprache, hier beginnt die geſchichtliche Umſicht, die Erkenntniß des Urſprünglichen und Nachgebildeten, die Vergleichung der Erzeugniſſe, die Scheidung ihrer Beſtandtheile. Und vor Allem drängt ſich die Frage nach dem Urheber auf, der uns bald ebenſo wichtig wird, als ſeine wunderbaren Gaben, ja wichtiger, denn höher als das Geſchaffene ſteht uns mit Recht der Schöpfer, wenn wir auch nur durch jenes ihn zumeiſt erkennen und bewundern. Nun ſind wir nicht mehr zufrieden, die Geſchenke des Meiſters nur im Ganzen hinzunehmen, wir ſtreben in das Innere zu dringen, die Stoffe und Geſtalten zu erfaſſen, das Einzelne in ſeine feinſten Verzweigungen zu verfolgen. Wir erforſchen die Urſprünge, die Triebfedern, wir wollen Einſicht haben in die Bedingungen des Entſtehens, Theil haben an dem ganzen Leben, aus welchem die Dichtung hervorgewachſen iſt.

Es iſt kein geringer Fortſchritt in unſrer Litteratur und in unſerm Nationalleben, daß die Werke unſrer größten Schriftſteller mehr und mehr in der angegebenen Weiſe Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Erklärung werden, durch Schriften, Vorträge, auf Univerſitäten, in Schulen; daß die Jugend ſolchergeſtalt frühzeitig zu den Schätzen hingeleitet wird, die dem ganzen Vaterlande gemeinſam und ſeiner noch friſchen Gegenwart angehören. Daß dies

geſchieht, braucht in keiner Weiſe zum Nachtheil unſrer Studien des klaſſiſchen Alterthums zu gereichen, dieſe können vielmehr im ſchönſten Vereine mit jenen zuſammengehen und in beſter Fürſorge grade für die deutſche Geiſtesbildung dürfen wir den Wunſch ausſprechen, daß nie der Tag kommen möge, der unſern Eifer und unſre Tüchtigkeit auf dem Felde der griechiſchen und lateiniſchen Philologie verlöſchen ſähe! Wir wollen von dem, was bisher unſer Ruhm und Gewinn war, nichts aufgeben und verlieren, wir wollen die alten Güter treu bewahren, nur neue hinzufügen.

Bisher iſt auch nur in dieſem richtigen Sinne die deutſche Philologie bearbeitet worden, von bewährten Kennern und Freunden der altklaſſiſchen. Den löblichen Arbeiten Delbrück's, Göſchel's, Hoffmeiſter's, Düntzer's und vieler Andern, die wir gebührend anerkennen, geſellt ſich nun das vorliegende — von Heinrich Viehoff unternommene Werk. Goethe's Dichtungen vor andern geſtatten und begehren, daß begleitende Kommentare ihnen ſich anſchließen. Auch hat ſchon eine ganze Litteratur ſich um dieſe Werke hergelagert und wächſt von Jahr zu Jahr. Doch ſind die lyriſchen Gedichte Goethe's bisher weniger bedacht worden und hier zuerſt unternimmt ein Kommentar ſie in ihrer Geſammtheit zu umfaſſen. Der Ausleger hat die Hülfsmittel, die ſich ihm — nicht immer ausreichend — darboten, fleißig benutzt; es liegt in der Natur der Sache, daß bei ſolchen Arbeiten immer ein weites Feld der Berichtigungen und Ergänzungen offen bleibt; die Fülle des Lebens glüht hier innerlich und äußerlich ſo reich und tief, daß noch in ſpäten Zeiten neue Funken herausſprühen werden. Was bei den vorhandenen Hülfsmitteln möglich

war, ist geleistet worden; das zur Aufhellung äußerer Umstände und Beziehungen Dienliche ist aus Lebensnachrichten und litterarischer Kenntniß fleißig zusammengebracht; wo es den geistigen Inhalt und dessen Deutung galt, ist aus den Tiefen der Forschung das Nöthige zu Tage gefördert worden. Als Proben, wie beiden Richtungen hier entsprochen wird, dürfen wir die den Gedichten „Prometheus" und „Ilmenau" gewidmeten Erklärungen beispielsweise nennen.

Von dem Reichthume, der in den Goetheschen Schriften liegt, hier ausführlich zu reden, ist nicht unser Zweck. Jeder, der diese Gewebe anfaßt, wird bald gewahr, daß ihre Fäden aus der weiten Welt zusammenlaufen, in die weite Welt wieder hinausreichen. Oft schließen wenige Zeilen große Fernsichten auf; der Name Merck, kaum gekannt und schon der Vergessenheit anheimfallend, ist durch Goethe's treues Gedenken zu neuem Leben erwacht, und die dankenswerthen Bücher von Karl Wagner und Adolph Stahr sind gleichsam als Kommentar jener Stellen in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" rühmlich an das Licht getreten. Aber wie auch das Kleinste oft stille Lebenskeime birgt, welche der Kommentar berufen ist zu erwecken und zu erhalten, davon wollen wir ein artiges Beispiel nachweisen. Wir lesen jetzt in Goethe's zahmen Xenien folgende vier Zeilen:

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint."

Wie viel heller und wärmer, wie persönlich belebter wird aber der jetzt allgemein gehaltene Spruch, wenn ihn die

Erklärung beleuchtet, daß die zweite Zeile ursprünglich lautete:

„In mancher Sprache dir, du gutes Kind, erscheint",

und daß im Frühjahr 1805, als Friedrich August Wolf mit seiner jüngern Tochter „die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte", in Weimar zum Besuch war, Goethe dem dargereichten Stammbuche derselben diese Zeilen einschrieb, nicht ohne Anspielung, daß die liebliche Tochter durch die Nähe eines solchen Vaters den Ruf hatte, mancher Sprache kundig zu sein! —

Beiträge zur französischen Geschichte. Von Dr. Karl Georg Jacob, Professor zu Pforte. Leipzig 1846. 8.

In dem großen Geschichtsverlauf bilden sich oft eigne Wirbel, die zwar fortgerissen werden von der allgemeinen Strömung, aber dabei doch in einer Sonderung erscheinen, die den Blick eine Weile auf die Einzelheit zusammenzieht. Und nicht nur Nebenereignisse sind es, die sich für solche Einzelbetrachtung hervorheben, sondern auch manche Hauptereignisse haben eine Gestalt, die sich in sich selber rundet und aus der übrigen Geschichtsmasse gleichsam herauswindet, ohne darum die wesentliche Verbindung mit ihr aufzugeben. Solche Stoffe gestatten nicht nur eine selbstständige Bearbeitung, sondern fordern sie sogar. Bei den Alten hat Sallustius dergleichen Sonderstücke der römischen Geschichte als Meister dargestellt. Bei den Neuern finden wir gleichfalls bedeutende Arbeiten dieser Art. Wir nennen hier beispielsweise die Berichte einerseits des Jesuiten Hermann Hugo, andrerseits der holländischen Gelehrten Daniel Heinsius und Markus Boxhorn über die Be-

lagerung der Stadt Leyden; dann gedenken wir auch der Geſchichtsbilder von Saint-Réal, wiewohl dieſe mehr durch beabſichtigten Glanz und Reiz der Eindrücke als durch treue Wahrheit ſich empfehlen. Mehr als je ſind wir heutiges Tages auf ſolche Ausführungen angewieſen, indem die Maſſe des Ueberlieferns in's Ungeheure wächſt, und eine Menge von Einzelheiten fallen läßt, auf welche die geſchichtliche Betrachtung ihren Anſpruch doch nicht aufgiebt; beim Herausgreifen beſondrer Stoffe zum Behuf der Einzelbearbeitung verſteht es ſich aber von ſelbſt, daß hier alle Umſtände des Geſchehenen in größter Genauigkeit vorzuführen ſind, wobei die Lebensfarbe der Wirklichkeit, die ſo leicht in den eilenden großen Darſtellungen erliſcht oder verblaßt, in heller Friſche ſich zeigen kann, und durch dieſe auch auf das Allgemeine ein neues Licht wirft. Damit dieſer Zweck erreicht werde, iſt allerdings nöthig an jene Arbeiten dieſelben Anforderungen zu machen wie an die großen Geſchichtbücher. Jetzt und bei uns dürfte es ſchwerlich noch gelingen, nach dem Beiſpiel Saint-Réals, einen geſchichtlichen Gegenſtand zur bloßen Unterhaltung ſolcher Leſer, die nicht weiter nachfragen was hier Erdichtung oder Wahrheit ſei, in romantiſchem Schmuck und blendender Schreibart vorzuführen; ein Beginnen dieſer Art würde ſchnell als werthlos erkannt und verworfen ſein. Da die Stoffe die vorzugsweiſe ſich einer abgeſonderten Behandlung darbieten, meiſt auch ſolche ſind, bei denen ein ſtrenges und mühſames Forſchen Anwendung findet, ſo können wir uns im Sinne gewiſſenhafter Richter bei ihnen auch nur mit dem Ergebniß der möglichſt ermittelten Wahrheit beruhigen. Die richterliche Ergründung und Abwägung der Thatſachen, das Eindringen in

die augenscheinlichen oder voraussetzbaren Triebfedern, das Zusammenfassen alles Zerstreuten in einen festen Ueberblick — alles dieses wird um so unerläßlicher, je verworrener der Gegenstand ist, je mehr Zweifel und Widersprüche sich darin finden.

Die neuere Geschichte wimmelt von falschen Angaben, Erdichtungen, Trügnissen. Unter der Herrschaft der Buchdruckerkunst und der wachsenden Oeffentlichkeit ist die geschichtliche Wahrheit keineswegs sicherer geworden; diese mächtigen Hülfsmittel, so sehr geeignet ihr zu dienen, haben sich nur allzu oft auch gegen sie gewendet. Es gewährt einen merkwürdigen Einblick, wenn man in bestimmten Fällen den Gang beobachtet wie die Ueberlieferung sich zusammensetzt und gestaltet. Von entscheidender Wichtigkeit ist der erste Wurf, durch den eine Nachricht oder Angabe zur öffentlichen Kunde gelangt; das zuerst Aufgenommene faßt in der Einbildungskraft tiefe Wurzel, wuchert im Stillen immer weiter, und nach jahrelangem Eifer des überzeugenden Berichtigens keimt es ungestört wieder auf, steht als freches Unkraut zwischen der guten Saat in voller Blüthe! Bonaparte hat dies sehr wohl gewußt, und die Erdichtungen und Falschheiten seiner Bulletins sind nicht nur bei seinen Soldaten und der rohen Menge für den Augenblick ihm nützlich gewesen, sondern ihr Eindruck wirkt auch noch heute, und man kann gegen diese Nachwirkungen nicht genug auf der Hut sein. Die erste Gestalt, unter der ein Ereigniß in die Welt geschrieen wird, hat ein so zähes Leben, daß man kaum sagen kann wann die ausgemacht falsche denn wahrhaft todt sei. In keiner Geschichte zeigt sich diese Bewandtniß schärfer als in der französischen; sehr natürlich,

denn die französische ist die lebendigste, gedrängteste und überschwellendste aller neueren Geschichten, und hier lohnt es sich dem Fälscher am meisten unwahre Farben und Züge einzutragen, hier aber auch am meisten dem Wahrheitsfreunde das Falsche auszuwerfen und das Rechte herzustellen.

In dem Gesagten liegt schon die Anerkennung, wie richtig und zeitgemäß der verehrte Verfasser des vorliegenden Buches die Stoffe seiner geschichtlichen Aufhellungen zunächst aus der französischen Geschichte genommen hat. Freilich spricht für diese Wahl auch noch der besondere Grund, daß die französische Geschichte bei weitem die reichsten Quellen hat, auch für die neueren und neuesten Zeiten, wenigstens muß die deutsche Geschichte ihr hierin unbedingt nachstehen. Wohl hätten auch wir der Stoffe genug, und Stoffe voll beißender Würze und spannenden Bezuges, aber wer kann sie gründlich bearbeiten bei solcher Spärlichkeit zugänglicher Nachrichten, wer dürfte es bei unserm Zustand der Preßfreiheit!

Der Herr Verfasser giebt in diesem Bande, welcher hoffentlich nicht der einzige bleiben wird, vier Aufsätze, nämlich: 1) über den Charakter und den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich; 2) die Frauen in der französischen Revolution; 3) die Herzogin von Abrantes aus ihrem Leben und aus ihren Büchern; 4) die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastatt. Von diesen Aufsätzen sind der erste und vierte die hervorragend wichtigsten. Der erste nimmt die unglückliche Königin, welche, bevor sie dem Volkshaß zum Opfer fiel, schon längst das Opfer der höchsten Verleumdungen geworden war, gegen diese in Schutz, und erweist den Un-

grund vieler frechen Anſchuldigungen; die berühmte Halsbandgeſchichte bildet einen Hauptpunkt in dieſer Erörterung, und wenn auch nicht alles Räthſelhafte gelöſt worden, ſo können wir doch ſagen, daß wir dieſen verhängnißvollen Handel, der mit Recht als eine der Antrittsſtufen zur Revolution angeſehen wird, noch nie mit ſolcher umſichtigen Erwägung und ſolchem unparteiiſchen Urtheil bearbeitet fanden. Der zweite und dritte Aufſatz beleuchten mit Verſtand und Billigkeit eine Seite des franzöſiſchen Lebens und Wirkens, die bei uns, aus Unkunde oder Leidenſchaft, am meiſten verkannt zu werden pflegt. Im vierten Aufſatz endlich wird eine Begebenheit durchgeprüft, die leider mehr deutſch als franzöſiſch zu nennen iſt. Für ſie mußten auch vorzugsweiſe deutſche Nachrichten aushelfen, die aber ſchwerlich zu einem genügenden Ergebniß geführt hätten, wären nicht gerade in den letzten Zeiten einige freimüthige Ausſagen an das Licht getreten, welche den Vorgang ſo weit aufgehellt haben, daß über den wahren Zuſammenhang der Dinge kaum ein Zweifel bleiben kann.

Bei allen dieſen Gegenſtänden, deren nicht nur mühſame, ſondern mitunter auch mißliche Schwierigkeit nicht zu verkennen iſt, haben wir neben dem kritiſchen Scharfblick des Verfaſſers immer auch ſeine ruhige Beſonnenheit und redliche Wohlmeinung bewährt gefunden. In ſeinem Text laufen zweierlei verſchiedene Fäden, bald neben einander, bald glücklich verſchlungen, die Fäden der Unterſuchung und die der Darſtellung. Seine Kritik, vorurtheillos und freimüthig, prüft mit kühlem Verſtand, mit fleißiger Sorgfalt, ſie verhört mit gleicher Gelaſſenheit die verſchiedenen Parteien, läßt ſich durch Leidenſchaft

nicht hinreißen, durch gehäſſigen Tadel ſich ſo wenig als durch begeiſtertes Lob irren, erlaubt ſich von der Mitte des Weges keinen eilenden Sprung zu dem ſchon vorausgeſehenen Zielpunkt, ſondern verfolgt Schritt für Schritt die Aufgabe, bis jedes auffindbare Für und Wider gebührend erſchöpft worden. Seine Darſtellung iſt dabei lebhaft und warm, und verläugnet nicht Theilnahme und Neigung, wie ſie auf dem ſittlichen Standpunkt des Geſchichtbetrachters ſich dem höhern Sinn von ſelbſt ergeben.

Herr Profeſſor Jacob geht an die Behandlung geſchichtlicher Stoffe mit einem unſchätzbaren Vortheil, mit der Weihe des klaſſiſchen Alterthums. Die Philologie iſt eine treffliche Vorbereitung, eine reiche Mitgift zu gar manchen Lebenswegen, auch zu ſolchen, die von dem ihr zunächſt eignen weit abgehen, beſonders aber zu dem Beruf des Hiſtorikers. Die philologiſche Strenge und Genauigkeit, von der Prüfung der Worte und Formen auf die gewichtigere der Thatſachen übertragen, leiſtet durch die Kritik der Zeugniſſe in manchen Fällen kaum weniger als die urtheilende Anſchauung des Augenzeugen.

Die Franzoſen haben ihre neuere Geſchichte noch nie mit dieſer philologiſchen Sorgfalt behandelt, wie dieß hier wiederum durch einen Deutſchen geſchieht; denn daß auch Wachsmuth in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution die gleiche Tugend ausübt, wollen wir hier geziemend anerkennen. Die Franzoſen ſchildern ihre Angelegenheiten mit der Unruhe und Heftigkeit, die in den Sachen ſelber fortarbeitet, mit Eigenwillen, mit vorſätzlicher Parteilichkeit, mit — wir wollen es zugeben — oft edler Leidenſchaft; zu dem frei über dem Gegenſtand ſchwebenden, nicht mehr in dieſem befangenen Betrachten

und Erwägen gelangen sie schwer; wo sie den Schein davon mit absichtlicher Umständlichkeit und Milde bezwecken, wie in dem neuesten Geschichtswerk von Thiers, da tritt im Gesammteindruck doch nur um so greller das übelverborgene Gegentheil hervor. Wir möchten den Franzosen empfehlen durch Uebersetzung der vorliegenden Proben deutscher Gründlichkeit und Wahrheitsforschung ihre eignen Sachen einmal in dieser Maßgabe anzuschauen.

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Von Moritz Carriere. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag 1847. 8.

Wir besprechen dieses bedeutende Werk hier nicht als ein philosophisches, sondern als ein historisches, das den geistigen Trieb und Gehalt eines früheren Zeitalters heraufbeschwört, um dem Ringen der Gegenwart ein Bild vor Augen zu rücken, an welchem die heutigen Strebungen sich hellen und stärken mögen. Ein geistreicher Geschichtschreiber hat — bei Gelegenheit Serbiens — die treffende Bemerkung ausgesprochen, das Erforschen heutiger Zustände südlicher Völker führe nothwendig bis auf die Römer zurück. Aehnliches gilt von den geistigen Gebilden unserer Tage, sie nöthigen immer auf die Reformationszeit zurückzugehen. Unser Verfasser hat im Bewußtsein und Sinne dieses wesentlichen Zusammenhanges das große, schwierige, ja in manchem Betracht bedenkliche Werk unternommen, in den wirr durch einander liegenden Geschichtsmassen mit philosophischer Hand aufzuräumen, weite Durchsichten nach jener Vergangenheit frei zu machen, und deren mannichfache Gestalten in ihrem geistigen Kern ächt und klar zur Anschauung zu bringen.

Sein philosophischer Standpunkt ist hiebei zugleich ein religiöser, und das Christenthum ist ihm in keinem Widerstreite mit der Philosophie. In der höchsten Idee der Gottheit als unendlicher Liebe und als Selbstbewußtsein des unendlichen Geistes versöhnen sich ihm Glauben und Wissen, enthüllt sich das Geheimniß göttlicher Menschwerdung. „In dieser Idee — sagt er — wird das Christenthum in seiner Tiefe und Fülle begriffen; in ihr wird unsere Zeit den Frieden finden. Und dazu möcht' ich hinführen, indem ich darstelle wie solche Gottesanschauung bei dem Beginn der neuern Zeit die Gemüther ergreift, indem ich zu der angedeuteten Ansicht der höheren Wahrheit des Theismus wie des Pantheismus dadurch hinleite, daß ich das Werden und Wachsen derselben schildere. Weil im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die ursprüngliche Totalität nach ihren einzelnen Seiten sich auseinanderlegt, ist die hohe Bedeutung jener verkannt worden; erst wer sie für sich wieder errungen hatte, konnte sie auch dort erkennen und darstellen. Wenn unsere Zeit sich nicht vergebens rühmen soll die Reformation zu vollenden, dann müssen wir jener Idee überall den Sieg erringen."

Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser auf dem Gebiet, welches er zu bearbeiten unternimmt, sich vollkommen heimisch gemacht habe. Wir finden in dem Buche selber, wie es vorliegt, die sprechenden Zeugnisse viel umfassender wie tief dringender Studien, unverdrossenen, wohlgeführten und parteilosen Fleißes. Vor allem ist anzuerkennen, daß der Verfasser den gewaltigen Stoff in seiner ganzen Ausdehnung ergreift. Denn die Reformationsgeschichte beschränkt man gewöhnlich gern auf

die deutschen Strömungen, denen man etwa noch einige französische oder schweizerische zufließen läßt; während diese doch nur ein Theil der großen Bewegung sind, und zwar der am meisten in das äußere Leben hinausdrängende, aber geistig keineswegs der alleinwirkende, indem die ganze europäisch christliche Welt ihre kräftigen Beiträge dazu hergeben muß.

Herr Carriere beginnt seine Darstellung mit dem Zeitalter der Wiedererweckung des klassischen Alterthums und der Erneuerung der griechischen Philosophie; entwickelt hierauf die Naturanschauung der Reformationszeit, wobei er sowohl die kühnen Irrgänge der Einbildung und des Aberglaubens in Astrologie, Magie und Alchymie, als auch die mächtigen Durchbrüche der wissenschaftlichen Wahrheit in großen Umrissen anschaulich macht, die ungeheuren Entdeckungen eines Kopernikus, Kepler, denen er mit glücklichem Uebergriff auch Leonardo da Vinci und Columbus anzuschließen weiß; sodann schildert er in scharfen Zügen die Lebens- und Gedankenbilder der deutschen Mystiker und Reformatoren selbst, unter welchen besonders Luther in neuer glänzender Beleuchtung erscheint; weiterhin werden Machiavelli, Knox, Morus, Mariana und Bodinus zur Betrachtung gezogen; darauf erscheinen die italienischen Philosophen, eine herrliche Reihe der größten Männer, Helden und Märtyrer der Wissenschaft und Ueberzeugung — diese Abschnitte über Cardano, Telesio, Bruno, Vanini und Campanella, mühsam und gewissenhaft aus den weit zerstreuten, schwer zu beschaffenden und oft getrübten Quellen geschöpft, mit geistiger Weihe und warmem Lebenshauche hingezeichnet, sind unsers Erachtens die litterarische Höhe des Buches; in ihnen ist der Verfasser am

ergiebigsten und wärmsten; an sie knüpft er die stärksten Bezüge des Fortwirkens, die er bis in die neuesten philosophischen Erscheinungen begleitet und offenlegt. Wiederum nach Deutschland zurückkehrend werden wir zuletzt von der wunderbaren Gestalt des teutonischen Philosophen Jakob Böhme's festgehalten, dem der Verfasser ein besonderes Studium gewidmet und eine vorzüglich gelungene Entwicklung gegeben hat, unseres Wissens zum erstenmal in dieser lichtvollen Weise und in diesem großen Zusammenhang.

Das ganze Verdienst Carriere's bei diesem Werke darzuthun geziemt unsrem Standpunkte nicht; einen wichtigen Theil der Würdigung müssen wir den Philosophen überlassen, solchen nämlich die mit der Wissenschaft der Begriffe auch die gelehrte Kenntniß heranbringen, ohne welche dieser geschichtliche Stoff nie zu bewältigen ist. Wir unsrerseits haben von dem Buche zu sagen, daß der Gegenstand glücklich erfaßt, mit Klarheit und Wärme behandelt ist; daß die Anordnung und das Maß der Ausführung dem jedesmaligen Stoff entspricht; daß der Vortrag verständlich, die Schreibart lebhaft und fließend, oft rednerisch schön und dichterisch blühend ist, ohne daß durch letzteres die Schärfe der Gedanken je litte oder Phantasieen ihre Stelle einnähmen. Wenn die einzelnen Bildnisse in ihrer Folge bisweilen weniger verbunden scheinen, so gewinnt dabei die Selbstständigkeit derselben, während die Verbindung in der Sache selbst hinreichend gesichert bleibt; eine hohe und freie Gesinnung und ein liebevoller Geist walten durch das Ganze und vereinigen alle Theile desselben zu schöner Gemeinsamkeit.

Die Schlußbetrachtungen des Verfassers lassen den

Leſer die zurückgelegte Wanderung nochmals überſchauen und in ihrer Bedeutung für das Leben der Gegenwart auffaſſen. „In unſerer Zeit — ſagt er S. 726 — beginnt die Ideenſaat aufzuſprießen, welche in den Tagen der Reformation ausgeſtreut ward. Damals galt es vor allem die religiöſe Freiheit zu retten und den Proteſtantismus zu begründen; die Entwicklung der folgenden Jahrhunderte hat theils in Gegenſätzen entfaltet was damals in noch ungeſchiedener Einheit lag, theils nach und neben einander ſcheinbar vergeſſene Beſtrebungen wieder aufgenommen; jetzt gilt es dieß alles zu neuer Lebensgeſtalt zuſammenzufaſſen, nicht bloß für Einzelne, ſondern für die Völker.“ Ueberraſchen wird es viele, wie hier das Verhältniß der Hegel'ſchen Philoſophie und ihrer ſpätern Entfaltungen zu dem Stande der Gegenwart beſtimmt wird; mit der Verehrung des dankbaren Jüngers geht der ungehemmte Freimuth des ernſten Forſchers Hand in Hand. Zuletzt weiſt er allen Gewinn der Philoſophie dem Heile des wirklichen Lebens, dem thätigen Ausüben zu. Carriere ſagt: „Als der Gedanke der Zeit iſt die Philoſophie nicht bloß in der abgelebten, ſondern auch in der jugendlich vorſtrebenden, und zwar iſt ſie da dem Volk ein Licht auf ſeinem Wege, und dieß gerade iſt das Schöne und Große unſrer Tage, daß man ſich von einem rohen Experimentiren, von einem blinden Naturwuchs abkehrt, daß man vor der Ausführung überlegt, daß man Ideen zur That werden läßt. Theorie ohne Praxis heißt Träumerei, Praxis ohne Theorie Pfuſcherei, beide müſſen einem ſelbſtbewußten Leben weichen.“ Und die Siegeshoffnungen des deutſchen Geiſtes verkündet er ſchließlich mit folgenden ſchönen Worten: „Es iſt mehr

als ein schöner Traum, wenn wir unser Volk auf dieser Bahn zu wandeln im Begriffe sehen, die Herrschaft der Intelligenz auf der einen Seite, die Turn-, Gesang- und Kunstvereine auf der andern bedingen und ergänzen sich. Dadurch kann der Gedanke Fleisch und Blut gewinnen, dadurch die Selbstständigkeit der Individualität und die Einheit des Ganzen in einem innerlich erwachsenden Organismus der Gesellschaft und damit Freiheit und Ordnung zugleich verwirklicht werden. Dann können wir mit starkem Arm das Siegeszeichen des deutschen Geistes als Völkerfahne auf die Höhe der Geschichte pflanzen."

Gedächtnißrede, gehalten am 3. August 1847 von August Böckh. Berlin 1847. 4.

Die Beredsamkeit hat in Preußen bisher ein sehr beschränktes Feld gehabt, das des Lehrvortrags und der Festrede, jedoch diese beiden Arten mit Fleiß und Gewandtheit angebaut, wofür die Namen Delbrück, Schleiermacher, Fichte, Gans, und Böckh selbst, als wohlbewährtes Zeugniß gelten können. Die politische Rede, wiederholentlich angestrebt und einzeln versucht, drang nicht in die freie Luft, wo allein ihr Aufschwung möglich ist, und was etwan in den Provinzialständen Treffliches gesprochen worden, ging in befangener und namenloser Mittheilung für jeden entfernteren Kreis größtentheils verloren. Im Verlaufe dieses Jahres aber ist bei uns, mit dem ersten Vereinigten Landtage, die Staatsberedsamkeit in ihr volles Recht getreten, und zugleich mit ihr, was von eben so großer, ja vielleicht größerer Bedeutung, die Beredsamkeit vor Gericht. In beiden

Zweigen dieſer neuen Entfaltung hat ſchon der erſte Beginn die herrlichſten Kräfte gezeigt, und in ſo jungen Anfängen, wo Lehrlingsverſuche zu verzeihen, friſches Wagen mit Beifall aufzunehmen war, ſind wir durch fertige Meiſterſchaft überraſcht worden! Wünſchen und hoffen wir dem neuen Ruhm und Glanz, der über Preußen aufgegangen, daß er immer ſtärker und reiner leuchte, zum Dank und zur Freude des hohen Gebers, und zum Gedeihen und Heil der ganzen Nation!

Mit ſolcher neuen Machtentwicklung des Wortes kann die bisherige beſcheidne, in ſich begränzte, mehr auf künſtleriſchen Eindruck angewieſene Gattung, welche wir kurzweg als die der akademiſchen Rede bezeichnen, freilich nicht wetteifern; ſie darf weder ſo gewaltige Stoffe unmittelbar für das Leben verarbeiten, noch vermag ſie, ſolche Wirkungen hervorzubringen. Aber ſie braucht darum keineswegs in den Schatten zu treten. Sie hat ihre eigne Bahn und Weiſe; auf ihrem Boden kann auch ſie des Guten und Wichtigen genug leiſten, und es wird jenen andern Gattungen ſogar zum Verdienſt und Vortheil gereichen, wenn ſie dieſe Gefährtin würdigen und nicht ganz aus den Augen verlieren. Wir haben das Glück, dem Geſagten durch die vorliegende Schrift ſogleich ein lebendiges Beiſpiel anſchließen zu können. —

Der hochverehrte Mann, welcher hier zum fünfundzwanzigſten Mal bei der Stiftungsfeier der Univerſität zu Berlin auftritt, hat von jeher, ſowohl bei dieſer wie bei andrer Gelegenheit, den tiefen Gehalt ernſter Betrachtungen mit der Würde und Angemeſſenheit ſchicklichen Ausdrucks zu verbinden gewußt. In ſicherer Handhabung der Sache, ohne geſuchten Schmuck oder künſtlichen Um-

schweif, deren der ächte Redner nicht bedarf, ist ihm gelungen die nützlichsten Wahrheiten zu verkünden, welche ein minder begabter und also auch zur Freimüthigkeit minder befähigter Redner bei den gegebenen Anlässen eher würde vermieden haben. Seine Betrachtungen weilen hauptsächlich auf dem Gebiete, wo die Wissenschaft und das Leben zusammentreffen, und die Berührung oft nur in heftigem Anstoße Statt findet. Bei der Engherzigkeit und dem Wahneifer, welche einem großen Theil unsrer Zeitgenossen nicht abzusprechen sind, haben auch unsres Redners maßvolle Bezeichnungen Tadel und Vorwürfe erlitten, ohne daß doch ein vernünftiger Widerspruch gegen ihn wäre erhärtet worden. Er ist also den Kämpfen, welche unsre Zeit bewegen, seinestheils nicht fern geblieben, sondern hat sie mitgeführt, so wie sein Standpunkt und seine Waffe es mit sich brachten. In seiner Behandlungsweise ist die akademische Beredsamkeit der politischen verwandt, und zeigt ein muthiges, in edlen Formen sich bewegendes Mitschreiten. Sein Geschoß trägt nicht so weit, wie das des politischen Redners, allein wer die Schußlinien verlängert, wird ihnen oft dasselbe Ziel finden, welches dieser offen nehmen darf.

Die gegenwärtige Rede giebt einen raschen doch inhaltreichen Ueberblick des Standes der Universitäten unter und zu der vorigen Regierung. Mit aufrichtiger Prüfung und gerechter Anerkennung, dabei mit ehrfurchtsvollem und warmem Herzen, legt er die hohen Verdienste Friedrich Wilhelms des Dritten um die Pflege der Wissenschaften dar. Mit redlicher Wahrheitsliebe verschweigt er aber auch nicht, daß seit Napoleons den Universitäten feindseliger Macht, diesen das Jahr 1819 das drohendste

gewesen. Schonend, und dennoch in scharfen Zügen, führt er die Anfechtungen und Bedrängnisse vor, welchen diese höchsten Lehranstalten viele Jahre hindurch bloßgestellt gewesen. Er spricht mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit von der Ermordung Kotzebue's, der Entfernung de Wette's, den Verfolgungen der früher begünstigten Burschenschaft und der nachgefolgten Studentenvereine, von den traurigen und schmachvollen Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse. Wir erfahren hier zum ersten Mal öffentlich und beglaubigt, daß der Senat der Berliner Universität für de Wette nachdrückliche Schritte gethan, und daß dann, als diese vergeblich geblieben, die Mehrzahl der Professoren zusammengetreten sei, und dem Ausgeschiedenen bis auf bessere Zeiten den Betrag seines Gehaltes gesichert habe, was damals nur insgeheim geschehen konnte, und auch so lange es nöthig war, wirklich geheim gehalten worden, obschon auch Gegner des Mannes dabei mitwirkten. Trefflich ist die hier im Auszuge mitgetheilte Verwahrung, welche der Rektor und Senat, im Gefühl erfüllter Pflicht und erlittener Kränkung, an die deutsche Bundesversammlung wider die geschehenen Beschuldigungen ergehen ließen, die aber von den höchsten Staatsbeamten zurückgehalten wurde, aus kluger Würdigung der Zeitumstände, welche, von blinder Parteisucht erfüllt, in manchen Richtungen allem besonnenen Einspruche ganz unzugänglich waren. Bald auch besserte sich das Verhältniß wieder, zwar nicht in ausgesprochener Zurücknahme, aber in allmäliger Beseitigung des Druckes, im Wiedervortreten ruhiger, klarer Ansichten, denen die biedere, tüchtige Haltung der Lehrer, der Fleiß und die Bildung der Studirenden und die steigende Blüthe der

Universität thätig zu Hülfe kamen. „Wir genossen wieder", sagt der Redner, „das ganze Vertrauen einer die Wissenschaft liebenden Verehrung und eines für den Ausdruck der Liebe und Verehrung, den ihm auch die akademische Jugend bezeigte, empfänglichen Königs. Er erkannte den innern Werth dieser hohen Schulen, und sie überlebten die Zeiten einer auch über ihr Gebiet weit hinausgreifenden Verdächtigung, die, ich darf es leider nicht verschweigen, von einem Mitglied unserer Universität, einem sonst wohlwollenden und liebenswürdigen Amtsgenossen, welcher der erste Rektor dieser Universität gewesen, fast zuerst ausgegangen war." Wir müssen die gedrungene warme Erzählung dem Selbstlesen eifrigst empfehlen, als ein Muster, wie dergleichen schwierige Gegenstände freimüthig zugleich und taktvoll vorzutragen sind.

Die ganze Rede gereicht, wie dem Redner selber, so auch der Körperschaft, in deren Namen gesprochen wird, zu hohen Ehren. —

Zum Schlusse bringen wir noch die schönen Worte, mit denen hier Fichte's wiederum gedacht wird, für den unser Redner bei jedem Anlasse die reinste Verehrung an den Tag legt, wie er denn auch dessen und Hegel's Abweisung von der Berliner Akademie der Wissenschaften schon früher mit gerechtem Vorwurfe gerügt. Hier sagt er zum Lobe des großen Weltweisen: „Der kühnste und freieste Denker der neuern Zeit, Fichte, von Kursachsen der Gottesläugnung angeklagt, wie seit Anaxagoras so viele edle Forscher, verließ Jena und fand in Preußen Zuflucht und Schutz; er lehrte, halbjährlich wechselnd, in Erlangen und Berlin, hier zuerst in freigebildeten Kreisen Wißbegieriger, da in dieser Hauptstadt damals Achtung

und Liebe für die Philoſophie unter den Edlern verbreitet war, ſpäterhin als eine der erſten und ſchönſten Zierden der jungen Univerſität; zugleich griff er mächtig ein in das Leben und wirkte zur Erweckung des deutſchen Volksgefühls und freiſinniger Anſichten mit ſeinem gedankenreichen, urkräftigen, ſcharfen Wort. Hier zeigte ſich von neuem, was jederzeit ſich bewährt hat, daß die Freiheit des Gedankens, wenn ſie an einer Stelle und für kurze Zeit gehemmt wird, anderwärts, bisweilen freilich erſt ſpäter, nur deſto glänzender hervorbricht: faſt ohne Ausnahme Alle, die vornehmer und gelehrter oder niedriger und unwiſſender Pöbel ihrer Zeit als gottlos angeklagt hat, ſei es weil ſie herrſchenden Aberglauben bekämpften, ſei es, daß ſie wie Ariſtarch von Samos und Kopernikus und Galilei nur einzelne von der Religion ganz unabhängige Lehren aufſtellten, welche den befangenen Zeitgenoſſen religionswidrig ſchienen, ſind von der Nachwelt freigeſprochen und als Verkündiger der Wahrheit hoch geprieſen worden: die Unterdrückung ſelbſt giebt der Wahrheit die ſtärkere Kraft der Gegenwirkung."

So weit Böckh, deſſen kräftiges Wort nah und fern fruchtbares Erdreich findet und ſich wirkſamen Erfolges zu freuen hat. —

Pſychorama eines Scheintodten. Leipzig, 1847. 632 S. 8.

Unter dieſem etwas räthſelhaften Titel empfangen wir eine kleine Sammlung von Gedichten, welche auf den erſten Blick einen genialen Urſprung kundgeben, einen hochfliegenden Geiſt, einen eigenthümlichen Humor, der aus Tiefen des Innern keck auf rauhe Wirklichkeit ſich ergießt, eine geübte Hand, welche die feinſten Fäden

spinnt, auf deren zartem Gewebe ein lieblicher Traum sich wiegt, und welche gleich daneben die derben Schnüre dreht, aus denen Geißel und Strang gemacht werden. Insofern diese Gedichte mit in die Gattung der politischen hinüberspielen, dürfen sie leicht das Vorurtheil erwecken, welches in neuerer Zeit wohl nicht unverdient der ganzen Gattung anhaftet; allein sie erscheinen in dieser Gattung als eine besondere Seltenheit und müssen schon als Ausnahme unsere nähere Aufmerksamkeit ansprechen. Sie bekennen sich offen zu einer Gesinnung, welche bisher dichterisch so gut wie gar nicht vertreten war; ihr Freimuth besteht darin, die Strebungen zu bekämpfen, denen gewöhnlich jene Eigenschaft ausschließlich beigelegt wird.

Auch ohne die bestimmten Andeutungen, welche in den Gedichten einzeln vorkommen, könnte man schon aus ihrem Ton im Ganzen schließen, daß sie nicht aus einer Hütte, sondern aus einem Schlosse stammen, wo der Geist des Ritterthums noch fortlebt, verbunden mit hoher geistiger Bildung, wie unser Zeitalter sie gewährt. Auf sicherer Höhe, unberührt von der Noth und den Kämpfen der Welt, steigt der edle Sinn doch willig zu diesen herab, die Noth wohlthätig zu lindern durch Einsicht und Gaben, die Kämpfe mitzustreiten zum Erfolg der Sache, für die das Herz glüht, nicht sowohl der eignen, als vielmehr einer höheren, — der Rittersinn kämpft für das Königthum.

Dieser Zug geht durch die ganze Sammlung; am innigsten waltet er in der ersten Abtheilung, welche „Meine Laren" überschrieben ist. Hier finden sich die schönen Strophen „An meinen König":

„Stern auf meinen Wegen,
Lenkſt du mein Geſicht
Deinem Licht entgegen,
Und ich zage nicht.

Wolk' am Himmelsdome,
Spendeſt du den Thau
Mir im Segensſtrome
Auf des Lebens Au.

Roſ' im fernen Raume,
Labſt du mich mit Duft:
Selbſt im dunkeln Traume
Athm' ich Roſenluft.

Mögen andre Herzen
Dich auch mißverſtehn. —
Denen ſind die Schmerzen,
Die das Licht nicht ſehn.

Die vom Thau nichts fühlen,
Den der Himmel beut,
Und in Dornen wühlen,
Die ſie ſelbſt geſtreut."

In der zweiten Abtheilung „Lebende Bilder", worin Gedichte auf Humboldt, Rückert, George Sand und Andere, hat uns beſonders ein ſehr ſinniges auf Rahel angezogen, am wenigſten aber das auf Ronge gefallen, wo der Gegenſtand ſelbſt ein anderes Maß erforderte. Am bedenklichſten erſcheint unſtreitig die vierte Abtheilung, in welcher derbe Fibelſprüche hauptſächlich gegen Heine gerichtet ſind; doch ſühnt die Dichtung den allzu herben Angriff zuletzt durch ein rührend-ſchönes Lied an Heine ſelbſt und will die echte Dichterſeele aus Frevel und Schmutz retten. In den beiden letzten Abtheilungen,

„Lehrgedichte“ und „Erinnerungen“, tritt unſer Dichter (oder dürfen wir ſagen, die Dichterin?) am reinſten und ſchönſten hervor, eine Fülle edler Gedanken und hoher Empfindungen gewinnt gewiß auch diejenigen Leſer, welche durch Einzelnes der früheren Abtheilungen verletzt oder nicht befriedigt worden.

Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Aus den Handſchriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Leipzig, 1847. 8.

Unſer achtzehntes Jahrhundert, auf welches wir im neunzehnten oft vornehm und mitleidig zurückſchauen wollten, über welches wir ſogar zurückzuſpringen verſuchten in das entlegenere Mittelalter, rächt ſich durch immer neue Enthüllungen und Ausſtrömungen ſeines reichen Lebens. In der That war jenes Zeitalter für uns nicht nur ein in der Litteratur zeugungskräftiges, dem wir die urſprünglichſten Hervorbringungen des Geiſtes verdanken, ſondern auch für das geſammte Leben ein wiederherſtellendes und veredelndes. Die beſten Eigenſchaften unſers Volkes, treue Redlichkeit, edler Fleiß, Wärme des Herzens und milde Klarheit des Sinnes, mit einem Worte das Reinmenſchliche, traten hervor aus dunkeln Tiefen an den günſtigen Tag und ſtrebten allſeitig nach Entwicklung und Thätigkeit. Mehr noch als die Litteratur wies das Leben dieſe ſchöne Richtung, und jene diente nur, mit auszuſprechen und zu bewahren, was von dieſem ſo reich gehegt wurde. In Wahrheit, blicken wir zurück auf die Zeit, welche den Aufſchwung deutſcher Geiſtesbildung umfaßt, — etwa von Leſſing an, welchen Abſchnitt auch Hillebrand als den unſrer litterariſchen

Wiedergeburt festhält, — so müssen wir erstaunen über die große Zahl guter und edler Menschen, Frauen sowohl als Männer, welche mit allen Kräften tüchtig, liebevoll, freisinnig ein Höheres wollen und erstreben, das der Nation in vorangegangenen Zeiten der Rohheit und Pedanterei fast abhanden gekommen war. Zahlreiche Lebenskreise sehen wir befruchtet von dem neuen Geiste und seine Wirkung über alle Stände und Gegenden ausgebreitet.

Goethe's Dichtung und Wahrheit, diese unschätzbaren Denkwürdigkeiten, wie sie in solcher Art keine andere Nation aufzuweisen hat, sind gleichsam das Haupt- und Stammbuch, wo die Zeugnisse jenes neuen Aufschwunges sich niedergelegt finden, und von wo zahlreiche Fäden auslaufen, deren Verfolgung zu weiterem Gewinne führt.

Wie großer Reichthum hier unter unscheinbaren, ja man kann sagen im gegebenen Falle, ungerechten Andeutungen verborgen lag, haben wir mit freudiger Ueberraschung erkennen müssen, als vor zwölf Jahren zuerst die kraftvolle und edle Gestalt von Johann Heinrich Merck hervortrat, in der Fülle seiner Lebensbeziehungen, in der offnen Wahrheit seines Wesens. Wir erinnern uns noch sehr wohl des Erstaunens, mit welchem die erste Mittheilung des Herrn Dr. Karl Wagner in Darmstadt, der reiche Schatz von Briefen Merck's, Goethe's, Wieland's, des Herzogs von Weimar, von Seiten der zahlreichen Leser, die man als Goethe'sche Gemeinde bezeichnen kann, aufgenommen worden. Seitdem hat Herr Dr. Wagner der ersten eine zweite Mittheilung hinzufügen können, Herr Dr. Stahr in Oldenburg eine Sammlung der

Schriften von Merck folgen laſſen; anderer Beiträge und Aufhellungen, die von manchen Seiten in näherer oder weiterer Verknüpfung dargeboten werden, zu geſchweigen.

Aber dieſer Kreis iſt noch keineswegs erſchöpft! Wir dürfen eine neue Schrift willkommen heißen, durch welche ſich ein friſcher Quell von Mittheilungen eröffnet. Wir verdanken ſie demſelben Herrn Dr. Wagner, der nicht aufhört, ſeinen ernſten Berufsarbeiten die ſinnige und ſorgſame Beſchäftigung mit den für ihn doppelt vaterländiſchen Gegenſtänden der Litteratur und des Lebens zu geſellen; denn dieſe hier vortretenden Perſonen und Sachen ſind nicht nur von allgemeiner deutſchen, ſondern auch von beſonderer heſſiſchen Theilnahme. Diesmal iſt es nicht nur Merck, an welchen dieſes Intereſſe ſich knüpft, ſondern noch mehr und hauptſächlich Höpfner, als der eigentliche Mittelpunkt unſeres Buches, um den ſich alles reiht und ſchließt.

Welch' einen trefflichen Mann lernen wir in Höpfner kennen! Außer der kurzen Erwähnung bei Goethe fand ſich bisher im großen Strome des Andenkens kaum eine Woge, welche dieſen Namen bemerkbar emporgetragen hätte. Und doch wie ſehr verdient er in der Erinnerung fortzuleben, als ein Glied jener edeln, um Goethe's Jugend verſammelten Genoſſenſchaft, und als ein ſelbſtſtändiges Vorbild vielſeitiger, in ſchönem Gleichgewichte wirkender, das Leben wahrhaft erhöhender Bildung. Wie man Aerzte, Theologen und andere Fachgelehrte jener Zeit heutigen Tages oft zurückwünſchen möchte, ſo mit allem Fuge beſonders auch ſolche Juriſten, wie Höpfner war! Die gründliche Wiſſenſchaft, der auch der hoffährtigſte Pedant unſrer Tage ſich anerkennend beugen muß,

geht hier Hand in Hand mit allgemeiner Bildung, mit der gütigsten Menschenfreundlichkeit, mit dem regsten, freudigsten Antheil an allem Guten und Wackern. Auch eine herrliche, reichbegabte Frau begegnet uns hier, von der wir bisher kaum den Namen wußten, Albertine von Grün. Wie Goethe selbst, Herder, Lichtenberg, Leuchsenring, Sophie von Laroche und nebst vielen Andern selbst noch Clemens Brentano in diese Lebensgänge mit einspielen, wird dem sinnigen Leser zur Belehrung und Freude sein. Auch manches hier kaum zu Erwartende findet sich, z. B. die wichtigen Mittheilungen über den berühmten Präsidenten von Moser, die Fabeln von Herder ꝛc.

Von dem Herausgeber haben wir noch zu rühmen, daß er diese Schrift, wie schon die früheren, mit strenger Treue und Genauigkeit ausgestattet hat; an dieser Sorgfalt, stets das geprüfte Richtige zu geben, an dieser Umsicht, das Zusammengehörige herbeizurufen, und an diesem Fleiße, die Hülfsmittel der Erläuterung und des leichten Gebrauchs nicht fehlen zu lassen, erkennt man den bewährten Musenfreund, dessen philologische Kunst und Zucht allen Gegenständen zu Gute kommt, bei welchen sie in Anwendung gebracht werden. Möge dieselbe Hand uns ferner mit solchen Gaben beschenken, wie denn aus dem bezeichneten Gebiete noch gar manche zu wünschen bleiben, vor allem ein würdiges Denkmal der großen Landgräfin Karoline, das freilich am sichersten auf der Grundlage ihrer eignen Briefe errichtet sein würde! —

Aus Karls von Roſtitz Leben und Briefwechſel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Dresden und Leipzig, 1848. 8.

Mag der betrachtende Geiſt einen Augenblick aus der Gährung und Wirrniß der Gegenwart auf nicht allzuferne Vergangenheit zurückblicken, ſo bietet ihm das vorliegende Buch die reichſten, und wir dürfen hinzufügen, wahrheitgetreueſten Bilder in Fülle dar. Die Glanzzeit von Berlin und Wien erſcheint hier im lebendigen Gemählde, das mit dem Bilde der heutigen Zuſtände dieſer Hauptſtädte ſich merkwürdig vergleichen läßt. Berlin vor dem Jahre 1806, Wien zur Zeit des großen Kongreſſes, welche Gegenſätze zu der heutigen Geſtalt! und doch iſt letztere die geſchichtliche Folge, die richtige Entwicklung jener früheren Gebilde! ja, die heutigen Zuſtände, wie bedrängt, verkümmert und armſelig ſie auch in manchem Betreff erſcheinen, ſind in ihrem Weſen unzweifelhaft edler, höher und fruchtbarer, als jene in ihrem Glanz und Schmuck. Nur in Einem ſcheint uns die alte Zeit entſchieden im Vortheil, ſie hatte bedeutendere Perſonen, größere Geſtalten. Berlin hatte ſeinen Prinzen Louis Ferdinand, einen Helden, einen Menſchenfreund und Bürger, wie Deutſchland zu ſeinem Schaden jetzt keinen hat, an den jede höhere Begeiſterung ſich anſchließen konnte, dem der Jüngling, wie der Mann gern vertrauete, überzeugt, daß der Führer, wenn auch irren, doch nie aus Eigenſucht oder Eitelkeit trügeriſch zu falſchen Zwecken leiten konnte. Damals war Gentz noch ein kühner Freiheitskämpfer, Johannes Müller noch rein von dem Anhauche ſchmachvoller Bethörung. Scharnhorſt wirkte in voller Thätigkeit. Hardenberg, Stein, Wilhelm von Hum-

boldt, Schön, und Andere waren schon aufgetreten oder dazu bereit. Allein hinter dieser politisch-militärischen Welt stand eine andere mehr im Hintergrunde, jedoch nicht minder bedeutende; sie war letzteres besonders dadurch, daß die Freiheit, welche in jener keine Stätte fand, sich hierher gerettet hatte, nämlich in die gesellige und litterarische Welt, welche mehr, als man glauben möchte, in jener Zeit ihre Bestandtheile zusammenhielt. In dieses gesellig-litterarische Treiben Berlins, den Genossen ein unzerstörbares Andenken genialer Kraft und Lust, wie die Universität dem einstmaligen Studenten, führen diese Denkblätter uns ein, und zwar mitten in den Strudel des Lebens der berühmten Gensdarmen-Offiziere, die man nur nicht mit irgend späteren Erscheinungen jugendlichen Militärübermuthes vergleichen möge! denn jene stehen unendlich höher, schon deshalb, weil ihr Uebermuth Opposition war, und weit entfernt, den Gelüsten roher Macht zu dienen, sich wider sie mit dem Geist und Geschmack der neuen Bildung verbündete. Nostitz war selbst ein Gensdarmen-Offizier und als solchen lernte der Prinz Louis Ferdinand ihn kennen, der ihn mit Kennerblick zu seinem Adjutanten auswählte. Treu hielt Nostitz zu seinem Prinzen, auch bei dessen allzufrühen Tod auf dem Schlachtfelde, den hier ebenfalls zu finden ihm das Geschick versagte. Aber er that mehr für ihn! Diese Schilderung des eignen Lebens, in welcher Nostitz als ein Meister klarer und treffender Darstellung sich zeigt, als ein kunstloser Autor, der, um die Worte nie verlegen, sie immer gradezu aus der Sache nimmt, ist das schönste Ehrengedächtniß, das dem Prinzen je gestiftet werden kann. Es stammt aus reiner Bewunderung und

Anhänglichkeit, und indem es die edlen und zarten Eigenschaften hervorhebt, verkennt es auch die Schwächen und Mängel nicht. Und welche Nebenfiguren gruppiren sich um diese Hauptfigur! Jeder der Namen, die hier genannt werden, oft nur flüchtig, könnte das Thema werden einer neuen Ausführung, sowohl in Roman als in Geschichte.

Dasselbe Lob müssen wir den Umrissen des Wiener Kongresses ertheilen, welchem Rostitz als russischer Offizier beiwohnte und in dessen innerstes Lebensgetriebe er uns scharfe Blicke thun läßt, die noch heute manche Haut mehr als ritzen mögen. Die Geschichte der Verhandlungen des Kongresses wird hier kaum berührt, aber ein Bild wie dieses ist mehr werth, als alle Verhandlungen und wer das Gegebene weiter zu führen versteht, wird sich nicht wundern, wenn er in rascher Folge von Stufe zu Stufe bis zu dem Punkte gelangt, wo das lange gestützte Gebäude der Lüge und des Unverstandes, der Willkür und Gewaltsamkeit krachend zusammenstürzt, und die Trümmer sehen läßt, die uns vor Augen liegen, und die wahrlich nicht die einer vergangenen Herrlichkeit sind, als welche sie von Unredlichen oder Thoren noch bisweilen beseufzt werden.

Was das Buch sonst noch enthält, in Tagebüchern, in Briefen von Rostitz und Merian, an Gneisenau, Varnhagen, den Herausgeber und Andre, steht mit jenen beiden Hauptabschnitten nicht auf gleicher Höhe, ist aber immer dankenswerth und reich an mancherlei Zügen und Bemerkungen. Der Herausgeber hat sich nicht genannt, allein die kurze Vorrede und einige Zwischenworte lassen genugsam erkennen, daß hier eine geübte Feder waltet,

die des gediegenen Ausdrucks vollkommen sicher ist. Die Hindeutung auf mögliche Vermehrung dieser Denkwürdigkeiten und litterarischen Hinterlassenschaft begrüßen wir mit dem Wunsche, daß sie bald und reichlich erfüllt werden möge!

Blick in das Innere einer Königsfamilie. Memoirs of the reign of George the Second etc. By John Lord Hervey. London, 1848. 2 Vols. 8.

Die englische vornehme Welt liest und bespricht jetzt allgemein mit Begier und Eifer ein Buch, das für die Geschichtskunde von großem Werth ist, daneben aber auch dem hohen Geschmack an enthüllten Jämmerlichkeiten und Schändlichkeiten überreiche Befriedigung giebt. Es sind dies die Memoiren Lord Hervey's aus der Regierungszeit Georgs des Zweiten und seiner Gemahlin der Königin Karoline; diese Schriften, welche lange unter festem Verschlusse gelegen, haben endlich das Licht der Oeffentlichkeit erblicken dürfen, ihr Inhalt beweist allerdings zur Genüge, daß dies nicht möglich war, so lange noch ein näherer Zusammenhang jener Zeitgestalten mit der spätern Zeit stattfand, in der sie betrachtet werden sollten; der Verlauf eines vollen Jahrhunderts hat diesen Zusammenhang abgerissen, denn die Enkel und Urenkel haben selten noch Empfindlichkeit für die Schande und Schmach, von der ein paar Geschlechtfolgen sie trennen. Daß dieselben Namen, die noch jetzt blühen, auch dort vorkommen und nicht eben ehrenvoll, vermehrt den Reiz, ohne sonderlich zu schaden.

Lord Hervey gehörte zum Hofe Georgs des Zweiten, und war ein vertrauter Günstling des Königs, mehr

noch der Königin, für die er wirklich Anhänglichkeit hatte, wenn auch nicht große Achtung. Man kann sich sein zwangvolles Höflingsleben nur erklären aus dem Bedürfniß, in diesen Kreisen etwas zu gelten, und aus der unwiderstehlichen Gewöhnung an ein solches Verhältniß, das freilich mit Ansehn und Einfluß verbunden war. Denn eigentlich ist er zu gut für eine solche Dienstbarkeit, in der seine Tage unter beständiger Selbstverläugnung, Schmeichelei, Lüge und Langweile erbarmungswürdig dahinflossen; daß er für diese Unwürdigkeit zu gut ist, bezeugen seine Memoiren, in denen er alles Schlechte mit gesundem Urtheil erkennt und mit scharfer Wahrheitsliebe aufdeckt. Wir können es als eine Genugthuung ansehen, daß in die Mitte solcher nichtswürdigen Hofkreise, wo die Macht in den schlechtesten Händen ist, und alles Gute sich beugen oder verkriechen muß, den Großen immer solche Aufmerker und Erzähler beigesetzt sind, deren Geschäft alles genau zu erforschen und aufzuzeichnen sich unter dem Scheine der Unterwürfigkeit verbirgt, aber später ohne Schonung alles straft und rächt, was jene begangen haben. Ludwig der Vierzehnte hatte seinen furchtbaren Gewissensrath und Ankläger bei der Nachwelt in dem Herzoge von Saint-Simon, Georg der Zweite keinen nachsichtigern in Lord Hervey; es ist ganz richtig, daß sie ihre bittersten Feinde selber anziehen und füttern. Aber was sind die Verruchtheiten und Jämmerlichkeiten Ludwigs des Vierzehnten gegen die Niedertracht und den Schmutz, die bei Georg dem Zweiten glänzen! Dort war wenigstens Geschmack und Feinheit, mitunter ein Zug von Menschlichkeit, ein Anflug höheren Geistes; hier ist alles grundgemein, roh und boshaft,

der Abſchaum alles Niedrigen und Schändlichen, wie kaum der verworfenſte Pöbel ihn zeigen kann. —

Leider gehen uns dieſe Geſchichten etwas näher an, denn die Hauptfiguren, welche in ſolcher Schmach ſich darſtellen, ſind leider Deutſche! Georg der Zweite war der zweite König von Großbritannien aus dem Hauſe Hannover, dem das engliſche Parlament aus thörichtem Halten an genealogiſchen Tabellen die Thronfolge zugewieſen hatte, ohne alles Verdienſt der Berufenen, ohne Ehre und Heil für das Land. Sein Vater war in jeder Beziehung ſchlecht und gering, aber der Sohn, der mit jenem in erklärter Feindſchaft lebte, ließ das väterliche Beiſpiel weit hinter ſich; wie er ſelbſt ein ungerathener Sohn geweſen, ſo war ihm zur Strafe wieder ein ſolcher gegeben, doch ſeinem Herzen that das nichts, nur ſeinem Stolz und Geize war es zum Aerger. Verdiente der Sohn auch keine Liebe, ſo wirkt doch der gefühlloſe bittre Haß, mit dem beide Eltern ihn verfolgen, — denn auch die Mutter iſt voll Wuth und Abſcheu gegen ihr leibliches Kind —, mehr Widerwillen gegen die Eltern, als gegen den Sohn, ſo wenig man auch ſonſt geneigt ſein kann, für den letztern Parthei zu nehmen.

Georg der Zweite iſt die perſonifizirte Selbſtſucht, ohne alle Rückſicht und Schonung, die irgend ein ſittlicher Beweggrund ihm auferlegen könnte, nur dem bittern Zwange der engliſchen Verfaſſung weicht er mit Unwillen und Schimpfen, ſonſt muß alles ſeiner Laune, ſeiner Hoffahrt, ſeinem Geize und ſeiner Herzenshärtigkeit unterliegen. Er iſt ein Geck, ein feiger Prahler, ein genußſüchtiger Schwächling, ein Verächter alles Rechts und aller Freiheit, ein Betrüger ſeiner Unterthanen, ſeiner

eignen Familie, und hält alle Menſchen für ſo ſchlecht und elend, als er ſelber iſt. Den Schein aber will er haben, als ſei er ein kriegeriſcher Held, eine liebenswürdige Perſönlichkeit, ein vollkommener Staatsmann, ein von niemanden geleiteter Herrſcher, und wie er ſich täglich mit all dieſem ſchmeichelt und den Andern unverſchämt die Anerkennung aufzwingt, gehört nicht zu den kleinſten Qualen des täglichen Umgangs mit dieſem gekrönten Narren. Er bildet ſich ein, ſelbſtſtändig zu ſein, und wird ganz und gar am Seile geführt von ſeinem Weibe und ſeinem Miniſter! Freilich geſchieht dies mit Opfern, um deren Preis kein edler Menſch den traurigen Gewinn haben möchte, Königin oder erſter Miniſter zu ſein! Sie fügen ſich in alle ſeine Launen, geben ihm in allem Recht, ertragen ſeine unaufhörlichen Grobheiten, ſeine langweilige Gegenwart; die Königin bringt täglich ſieben, acht und mehr Stunden mit ihm zu, in denen ſie keinen Augenblick behaglich iſt, immer eine Rolle ſpielen, ihren eignen Sinn verſtecken, fremden ſpielen muß, in denen ſie Beleidigungen aller Art erfährt, auch die unziemlichſten, denn der König erzählt ihr ſeine ſchmutzigen Liebesgeſchichten mit allen kleinen Umſtänden, fordert Rath von ihr und Beihülfe! Nicht beſſer ergeht es dem Miniſter Sir Robert Walpole, der allen Unſinn, alle Härte und Mißlaune in tiefer Unterthänigkeit verſchlucken muß, um nach und nach auf Umwegen, gleich der Königin und mit ihr verbündet, den eignen Willen aus dieſem Wuſt ſiegreich zur Ausführung zu bringen. In dieſen Mühen und Qualen iſt ihnen Lord Hervey ein treuer Genoſſe und eifriger Gehülfe; uns, wie geſagt, bei ſeinen ſonſtigen guten Eigenſchaften, unbegreiflich!

Der König haßte eigentlich England und besonders dessen freie Verfassung, das Parlament sah er als eine Gesellschaft von Schurken und Lumpenkerls an, deren Stimmen zum Theil mit dem Gelde, das sie ihm bewilligten, erkaufen zu müssen, er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Weit lieber war er in Hannover, wo er sich in deutscher Fürstenhoffahrt behaglich fühlte, und nur die Furcht, die doch wichtigere brittische Krone wieder zu verlieren, zwang ihn den mehrmaligen Besuch in Hannover abzukürzen. Dafür schimpfte er bei der Wiederkehr weidlich auf alles Englische: alles war in Deutschland besser, feiner; kein englischer Koch verstand ein Gastmahl zu bereiten, kein englischer Kutscher konnte fahren, kein englischer Jockey saß gut zu Pferde, ja die Pferde selbst taugten nicht; kein Engländer wußte mit Anstand in's Zimmer einzutreten, keine Engländerin ein angenehmes Gespräch zu führen; in Hannover dagegen waren die Muster von Artigkeit, Feinheit, Unterhaltung und Witz, die bravsten Truppen, die geschicktesten Gewerbsleute, die erleuchtetsten Staatsmänner! Wir können uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, daß die Engländer das alles damals von ihrem Könige hören mußten, und es jetzt von ihm lesen! — Sie vergalten es ihm übrigens reichlich, und aller Spott und Hohn, die der Haß aufgebrachter Unterthanen erzeugen kann, wurden in Schriften und Bildern öffentlich auf ihn gehäuft, wovon Lord Hervey schlagende Beispiele anführt. —

Der Stolz und Grimm des Königs wurde bei einer merkwürdigen Gelegenheit durch die englische Gesetzeskraft empfindlich gebeugt. Ein bekannter und durch seine Kühnheit und List dem Volke beliebter Schleichhändler

war in Edinburg ergriffen worden und ſollte hingerichtet werden; um einen Verſuch zu ſeiner Befreiung zu vereiteln, hatte ein Hauptmann Porteous unter das Volk ſchießen laſſen, acht Menſchen waren getödtet und viel mehr verwundet worden. Der Hauptmann hatte die geſetzlichen Vorſchriften nicht beobachtet, er wurde verhaftet, vor die Geſchwornen gebracht, und von dieſen zum Tode verurtheilt. Die Königliche Begnadigung erfolgte ſogleich, allein das Volk war ſo aufgebracht, daß es ſich bewaffnete, das Gefängniß ſtürmte, alle Gefangenen laufen ließ, den Hauptmann aber auf den Richtplatz führte und mit allen Umſtändlichkeiten eines regelmäßigen Gerichtsverfahrens am Galgen aufknüpfte. Der Hof war außer ſich, weniger über das Schickſal des unglücklichen Porteous, als weil das Königliche Anſehen nicht hatte durchgreifen können, und weil die oberſten Gerichtsbeamten erklärten, daß ſich nichts dabei thun ließe, weil man keine Zeugen fände. —

Aber ich verſprach einen Blick in das Innere dieſer Königsfamilie, und das Bisherige giebt ihn noch nicht vollſtändig genug! Die Königin lag in der Krankheit, an der ſie bald auch ſtarb, ſchwer danieder. Der König, der ſeine Unarten und Plumpheiten mit den zärtlichſten Lobſprüchen miſchte, und beſonders ſchriftlich ſich in ausgeſuchten und weitläuftigen franzöſiſchen Redensarten erging, von denen doch, wie Lord Hervey bemerkt, der beſte Theil immer ihn ſelber verherrlichen ſollte, war auch bei jenem Anlaſſe voll Bezeigungen der innigſten Theilnahme und Beſorgniß, ohne darum ſeine Rohheit und Herrſchſucht im geringſten zu verläugnen. Wenn die Königin, die eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden hat, aus

Pein und Angſt im Bette ſich hin und her wandte um eine beſſre Lage zu finden, ſo fuhr der ungeſtüme Gatte ſie an: „Wie zum Teufel kannſt du ſchlafen, wenn du nicht einen Augenblick ſtille liegen willſt? Du haſt Ruhe nöthig, die Doktors ſagen es, und du fährſt immer hin und her! Auf die Art kann kein Menſch ſchlafen, und ſo machſt du's in allen Stücken, immer verkehrt, und dann wunderſt du dich, daß nichts gelingt.“ Die Aerzte hatten ihr erlaubt, alles zu eſſen und zu trinken, das gab Anlaß, daß der König jeden Augenblick ihr etwas anbot, was ſie hinunterſchlucken mußte, und wenn ihr Magen es alsbald wieder ausbrach, ſo hieß es: „Wie iſt es möglich nicht zu wiſſen, was man mag oder nicht, vertragen kann oder nicht?“ Als ſie Opium genommen hatte, und mit ſtarren Augen dalag, rüttelte das Unthier ſie mit den Worten auf. „Mein Gott! wie kann man ſo hinſtarren? Wonach ſiehſt du? Deine Augen ſind wie die eines abgeſtochenen Kalbes!“ — Oefters ließ er ſich über die Todesfurcht ſeiner Gattin aus, und rühmte dann ſich ſelbſt, daß er im größten Seeſturm keine gezeigt habe, und machte prahleriſche Erzählungen, von denen die Zuhörer das Gegentheil glaubten. In einer Nacht, als die Königin ſehr ſchlimm war, ſaß er im Vorzimmer auf einem Lehnſtuhl, die Füße auf einen Schemel ausgeſtreckt, und ſprach in einem fort von ſeinem Muth und ſeiner Standhaftigkeit zu Lord Hervey, der am Feuer ſaß, und der Prinzeſſin Emily, die ſich auf ein Sopha gelegt hatte; die Prinzeſſin war eingeſchlafen, der König bemerkte es, und ging nach der Königin zu ſehen. Kaum hatte er den Rücken gewandt, ſo fuhr die gute Tochter auf, und ſagte zu Lord Hervey:

als für sich selbst, er liebte keinen Menschen, er hatte einen Widerwillen Gutes zu thun, selbst wenn es nicht auf seine Kosten geschah. Von lächerlicher Eitelkeit und anmaßlichem Dünkel beherrscht, sah er alles was ihm von Andern im Ernst oder aus Heuchelei dargebracht und bezeigt wurde, als die natürlichste Gebühr an, mit wohltönenden Redensarten verschwenderisch, besonders wenn er schrieb, war er doch noch freigebiger mit frechen Grobheiten und Beleidigungen, er dachte von jedermann schlecht, mißtraute jedermann, hatte weder Mitleid noch Erbarmen, am wenigsten wo seine Hoffahrt mit im Spiele war; in seiner Aufgeblasenheit und Hitze erlaubte er sich jeden Unverstand; seine deutschen Unterthanen zog er zwar den englischen vor, allein er liebte auch jene nicht, die letztern haßte er. Dieser Narr und Bösewicht, mit seiner kaum bessern Sippschaft und seinen zwar fähigen aber unlautern Staatsdienern, hat über das freie England geherrscht von 1727 bis 1760! —

Lord Hervey verdient den Dank aller Geschichts- und Wahrheitsfreunde, daß er aus seiner langen freiwilligen Knechtschaft an solchem Hof und in solcher Familie wenigstens die heilsame Frucht einer treuen, abschreckenden Schilderung dieses Unwesens gezogen und seine Memoiren hinterlassen hat. —

Histoire de la Révolution de 1848. Par Daniel Stern. Premier Volume. Paris, 1850. 8.

In Paris erschien jetzt eben dies wichtige Buch, ein Buch strenger Geschichtschreibung, aber zugleich anziehend wie ein Roman, denn die gründlich erforschte Wahrheit ist darin mit Anmuth vorgetragen, in lebendigen Schil-

derungen, mit heller Einsicht und klarem Urtheil. Der Autorname erinnert vortheilhaft an frühere scharfsinnige Untersuchungen und herrliche Darstellungen, die wir diesem ausgezeichneten Geist verdanken. Hier zeigt sich ein entschiedener Beruf zur Geschichtschreibung, wie vielleicht noch nie eine Frau ihn dargethan hat; denn daß unter dem Namen Daniel Stern eine vornehme Dame sich verhüllt, ist kein litterarisches Geheimniß mehr. Wir begrüßen diese Erscheinung als eine glänzende, ernste, fruchtbare, die vielfaches Nachdenken erwecken und manchen Sinn aufklären wird über Thatsachen, die nur zu häufig mit Absicht in falschem Lichte gezeigt werden, hier aber im wahren, ihnen gebührenden.

Wir hoffen, das merkwürdige Buch werde seinen deutschen Uebersetzer bald finden, und so auch bei uns seine gehörige Verbreitung erlangen. Wir versagen uns nicht, den bedeutenden Schluß desselben hier vorläufig mitzutheilen. Der Autor hat die Ereignisse des Februars 1848 in Paris bis zur Einsetzung der provisorischen Regierung geführt, und schließt dann wie folgt: „Der Finger Gottes zeigte sich offenbar in diesem Ausgang der Dinge. Unüberwindliche Truppen hatten sich fast ohne Kampf ergeben. Der König, die Prinzen, die Minister, die Kammern, Alles war vom ersten Hauche des Volkssturmes auseinandergeweht, zerstoben. In derselben Nacht, wo die provisorische Regierung eingesetzt worden, empfing sie schon die Huldigung der unterwürfigen Truppen durch den Mund der angesehensten Generale und Marschälle. Die Bürgerwehr, in die Volkssache verwickelt, sah sich gewissermaßen gezwungen, die von ihr mitbekämpfte Revolution als die ihre anzuerkennen. Auf

einen Wink des Telegraphen gingen alle Provinzen im Augenblicke von der Monarchie zur Republik über. Die schamlose Beeiferung der Diener des Königthums einer Republik zu huldigen, die sie noch Tages zuvor für unmöglich, für hassenswerth erklärt hatten, deckte völlig die Nichtigkeit der angeblichen Gesinnung dieser Leute des Rechtsbodens auf, der nur dem Schein dient, und mit dem Sinken und dem Sturze der morschen Regierungsmacht selber zusammenbricht. Die alte Gesellschaft räumte den Platz, die neue beugte sich vor ihren erwählten Gesetzgebern."

„Die Februarrevolution und die Einsetzung der Republik aus diesem Gesichtspunkt ansehen, heißt, ich weiß es wohl, in völligen Widerspruch treten mit einer weitverbreiteten Meinung, die heute in dieser ungeheuern Revolution nichts sehen möchte, als das geschickte Spiel einer Partei, einen kühnen Griff der Gewaltthat und des Verraths. Hört man die zahlreichen Leute, die im Februar so tief gedemüthigt wurden, und die sich jetzt für ihre schmachvoll bewiesene Feigheit durch nichtswürdige Prahlereien zu rächen suchen, so bedurfte es nur eines zur rechten Zeit gegebenen Befehls, einer geschickteren Truppenbewegung, eines Prinzen mehr in Paris, eines Kämpfers weniger auf der Straße, der Abwesenheit eines Redners in der Kammer, und das Königthum wäre gerettet gewesen, hätte gesiegt, die gesetzlich bevorzugte Minderheit wäre nach geringer und schnell vergessener Störung wieder im vollen Besitz ihrer Herrlichkeit gewesen. Die Zukunft ist nicht fern, welche solche oberflächliche, alberne Behauptungen in ihr Nichts zerstäuben wird. Die Geschichte wird es klar vor Augen stellen, daß vielleicht niemals die Ueberraschung, der Zufall, das persönliche

Benehmen eines Einzelnen, weniger einwirkten, als bei dieſem Sturze des Königthums. Die Revolution von 1848, man darf es entſchieden behaupten, iſt weder durch Verſchwörung, noch durch Einverſtändniß, noch durch Handſtreich, noch durch Hinterliſt gemacht; die Gewalt der Waffen hatte, das iſt das höhere Kennzeichen dieſer Revolution, hier nur eine ſehr untergeordnete Bedeutung. Es giebt keinen Parteiführer, der ſich mit Grund rühmen dürfte, daß er ſie geleitet habe, oder daß er ſie hätte überwinden können."

„Das Volk von Paris, indem es ſich des Stadthauſes bemächtigte und daſelbſt, ſogar gegen die Meinung der meiſten demokratiſchen Parteiführer, aus ſelbſteignem Drange die Republik ausrief, war nur der Vollſtrecker eines ſeit langer Zeit über der bisherigen Regierung ſchwebenden Urtheilſpruches. Das Haus Orleans und der Mittelſtand, die mit höhniſchem Uebermuth in allen Dingen die Herrſchaft übten, und die nichts kannten und ſahen, als das äußere Leben, die ſo zu ſagen mechaniſche Bewegung Frankreichs, hatten weder von der Religion, noch von der Philoſophie, noch von der Wiſſenſchaft und Kunſt die ſittliche Stärke genommen oder begehrt, durch die das Recht der Herrſchaft erſt heilig und fruchtbar wird. Aus ihren unfähigen, unwürdigen Händen zog die Vorſehung jenes Recht zurück. Was iſt einfacher, leichter zu verſtehen, den ewigen Geſetzen der Entwicklung mehr gemäß, in der Schlußfolgerung des geſellſchaftlichen Fortſchrittes mehr nothwendig?"

„In ihrem Bezug auf die Regierung Louis Philippe's hat die Revolution von 1848 keine andere Urſache, keine andere Erklärung. In ihrem noch dunklen

Bezug auf die Zukunft, erkenn' ich in ihr eine emporhebende Umwandlung des Volkslebens, seiner Sittlichkeit und seines äußeren Gedeihens."

„Die provisorische Regierung und die verfassunggebende Versammlung hatten in ihrer Macht alle erdenklichen Mittel diese Umwandlung zu beschleunigen, durch Gründung einer ächten Volkserziehung und durch richtige Verwaltung des Staatsvermögens nach den Grundsätzen demokratischer Gerechtigkeit. Allein siebzehn Jahre fortgesetzten Kampfes gegen die Uebermacht der Regierung hatten den Radikalen wenig Ruhe gegönnt, sich mit diesen friedlichen Entwicklungen zu beschäftigen. Kämpfer auf der Rednerbühne, vor Gericht, in den Tagblättern, hatten sie weder die Gemüthsstärke noch die Geistesmacht eigentlicher Staatsmänner. Verwirrt in ihren Rathschlägen, gegen einander hadernd, verloren sie nur allzu leicht Richtung und Haltung. Während des trüben Zwistes eilte die Zeit rasch dahin, die Gelegenheit war entflohn! In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, hat der Geist der Verblendung aufs neue seine dunklen Flügel über Frankreich ausgebreitet. Die Herzen sind schwer, die Willenskräfte niedergedrückt. Alles ist verwirrt, schwankend, träg und stumm. Die Bessern verlieren den Muth; und die Schlechten verlieren die Scham. Aber die prophetischen Zeichen verschwinden nicht am Horizont; im Gegentheil, sie treten heller hervor, sie vervielfachen sich und sie halten die Seele des Volkes wach. Eine vorübergehende Schwäche des ermüdeten Landes erschüttert weder seine Zuversicht, noch seine Standhaftigkeit. In die Tiefe sich versenkend, gewinnt der Gedanke neue Kraft und Ausdehnung."

„Die alte Gesellschaft, indem sie verfällt, düngt, ohne es zu wissen, den Boden der neuen, die da keimt und wächst. Die Weisheit der Völker geht nicht so rasch vorwärts, als wir es wünschen, aber ihr Gang ist deshalb nicht weniger fest und sicher. Die Verwandlung geht unaufhörlich vorwärts; die Freiheit und die Vernunft sind leitende Kraft. Unsterbliche Gehülfen eines göttlichen Werkes, wirken sie schweigend, mit unfehlbarer Sicherheit, ohne jemals in der Arbeit nachzulassen, an der Fortbildung und dem Heil der Welt.“ —

Die Preußische Revolution. Von Adolph Stahr. Zweite vermehrte Auflage. Oldenburg, 1851. Zwei Theile. 8. 362 und 371 Seiten.

Das ist der wahre Geschichtschreiber, wie wir ihn wünschen und brauchen: ein Mann von strenger Redlichkeit, unbestechlicher Wahrheitsliebe, vielseitigem Sinn, kenntnißreicher Weltanschauung, eindringendem Scharfblick, lebhafter Darstellung, und dem es vergönnt war, mitten in den Ereignissen, die er schildert, als freier Zeuge dazustehen! Der Verfasser, obschon selbst kein Berliner, hat doch den größten Theil der verhängnißvollen Zeit, welche den politischen Umschwung Preußens als Revolution abschließt, in Berlin zugebracht, als hochstehender Zuschauer, fern von allem Partheiwesen, aber bekannt und sogar vertraut mit den wichtigsten Personen; er hat dieselbe Luft geathmet, dieselben Eindrücke der Stimmung und des Urtheils empfangen, die für alle Betheiligten das Gemeinsame des Augenblicks waren. Ohne ausgesprochenen Beruf zu persönlicher Mitthätigkeit, hat er die edle Theilnahme seines Geistes und Gefühls den mannig-

sachen Vorgängen stets mit allem Nachdruck einer starken Ueberzeugung gewidmet. Von seiner geistigen Befähigung, von seinem künstlerischen Berufe zur Schilderung des Erlebten hier zu sprechen, hieße sich an dem Namen des ehrenwerthen, längst anerkannten Schriftstellers versündigen.

Wirklich ist auch eben dieses Werk, das nun trotz der Ungunst unsrer Zustände ruhmvoll in zweiter (eigentlich dritter) Auflage erscheint, als ein höchst verdienstvolles und würdiges so fest in der allgemeinen Achtung, daß es unnöthig wäre, diese erst begründen zu wollen. Die Ansichten mögen verschieden sein, die Meinungen mannigfach wechseln, die Partheien nach ihren Standpunkten den vom Verfasser genommenen tadeln, das bleibt ausgemacht, an den wesentlichen Thatsachen, die er vorführt, hat man bisher noch nicht zu rütteln vermocht, ihr Bestand ist von keiner Seite angefochten worden. Ja, was noch mehr ist, und was als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben zu werden verdient, seine Geschichtserzählung ist nicht nur die wahrhaftigste, treuste und hellste unter allen sonstigen Versuchen dieser Art, sondern sie ist gradezu die einzige geblieben, der dieser Name gebührt. So hat auch merkwürdiger Weise die Pariser Februarrevolution nur Eine, durch Wahrheit und Helle sich auszeichnende Darstellung aufzuweisen, die von Daniel Stern. Beide Bücher werden für die von ihnen behandelten großen Ereignisse für alle Zukunft die ersten, sichersten und reinsten Geschichtsquellen abgeben.

Das erste Heft der Stahr'schen Geschichte erschien noch inmitten der heftigen Wogen, die von dem raschen Sturm aufgewühlt geraume Zeit sich nicht beschwichtigen ließen.

Das unmittelbare Leben, die volle Gegenwart, sprachen aus der feurigen Darstellung. Aber nicht alles ist im ersten Augenblick aufzufassen, vieles entzieht sich selbst den schärfsten Augen, muß erst entdeckt, erforscht, aus späteren Zeugnissen ermittelt werden. Hiezu bot die seitdem verflossene Zeit von zwei Jahren dem aufmerksamen Verfasser die vielfachste Gelegenheit. Sein Werk, ohne von der Frische des ersten Entwurfes das Geringste einzubüßen, konnte sich durch viele Nachträge erweitern, berichtigen, verdeutlichen. Die neue Ausgabe heißt mit allem Recht eine vermehrte, es sind viele neue Aufschlüsse hinzugekommen. Wenn manche Thatsache noch in einigem Dunkel zu schweben scheint, so ist dies doch schon jetzt für scharfe Augen nicht mehr undurchdringlich, und die näheren Angaben, welche jetzt noch verschwiegen bleiben mußten, werden in der Folge sich leicht an der gehörigen Stelle einfügen. Wir wünschen, daß der Verfasser dann noch rüstig am Werke sein und seinem Buche die letzte Vollendung geben möge!

Die Zueignung an den großen englischen Geschichtschreiber Thomas Babington Macaulay ist der Ausdruck des Dankes für die trostreiche Ermuthigung, welche so viele deutsche Leser aus dem freiheitathmenden Geschichtswerke des Britten geschöpft haben, das Zustände darstellt, die den unsrigen ähnlich sind, und von denen mit Recht der Spruch des Evangeliums Matthäi gilt: „Das muß zum Ersten alles geschehen, aber es ist noch nicht das Ende da.“

Es sei uns erlaubt, den Schluß des zweiten Theiles hieher zu setzen: „Mögen freie Völker der Gegenwart, möge ein glücklicheres Geschlecht unserer eignen Zukunft

nicht allzu hart den Stab brechen über das preußische Volk des Jahres achtzehnhundert und achtundvierzig und über den ersten schmählichen Ausgang seiner Erhebung. Mögen sie bedenken, daß es nicht nur unsere Schwächen, daß es auch die menschlichen Tugenden unseres Karakters: unsere Ehrlichkeit und unser Vertrauen, und die immer auf Versöhnung hoffende, von der Milch der frommen Denkart großgesäugte Güte des deutschen, schon so oft betrogenen und verrathenen Herzens gewesen sind, welche dieses Ausgangs Schmach herbeigeführt. Wohl scheint es beschlossen im Geschick der Menschheit, daß erst nach langer, harter Wanderung durch die weite Wüste der Tyrannei dies deutsche Volk das Kanaan der Freiheit erreichen soll. Aber ein Gewinn ist errungen. Das deutsche Volk hat einmal von der im raschen Anlauf glücklich erklommenen Höhe herab sein Ziel am fernen Horizonte leuchten sehen, und dieser Blick hat ihm gezeigt, daß seine Wüste Gränzen hat. Diese Erinnerung wird in seinem Herzen leben und es frisch erhalten für die Zukunft, welche trotz aller Niederlagen der Freiheit, dennoch unwiderrufbar nach dem Jahre achtzehnhundert und achtundvierzig den Völkern Deutschlands und Europa's gehört."

Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuskript. Berlin, 1851. 8.

Auf ein Buch, das nur als Geschenk an Freunde vertheilt wird, hat die Kritik eigentlich kein Recht, sie darf höchstens sich erlauben, den Kreis der Freunde zu erweitern, indem sie die unbekannten anspricht und sie auf die Gabe aufmerksam macht, die ihnen dargeboten wird.

Das vorliegende Buch enthält Denkwürdigkeiten der edlen, hochgeistigen Frau Charlotte von Kalb, gebornen von Ostheim, die vor einigen Jahren zu Berlin auf dem königlichen Schlosse in hohem Alter starb. Sie war früh in hohe und bedeutende Lebensverhältnisse gezogen worden, kannte die deutsche Hof- und Adelswelt, nicht minder die der schönsten Geistesbildung. Sie war die Freundin Goethe's, Schiller's, Herder's, Richter's, Fichte's, der Frau von Wolzogen, der Frau von Helvig, Bettinen's von Arnim, Karolinen's von Woltmann; Hölderlin war der Hofmeister ihrer Kinder. Ihr Name wird in den Briefwechseln und Denkwürdigkeiten der Zeit mit Auszeichnung genannt. Sie war schon dem achtzigsten Jahre nahe, und leider auch erblindet, als sie diese Erinnerungen in einsamen Stunden einem Schreiber in die Feder sagte. Der Schwung ihres mächtigen Geistes, der Drang ihrer Empfindungen und die Fülle der Bilder und Gedanken, die sie auszusprechen hatte, konnten nicht immer eine strenge Folge der Erzählung innehalten, besonders da sie das Niedergeschriebene nicht selbst zu überblicken und zu ordnen fähig war. Daher ist in ihren Erinnerungen eine lyrische Bewegung, die den Faden bald fallen läßt, bald wieder aufnimmt, ohne sich um die Uebergänge und Verknüpfungen viel zu kümmern. Ist dieses äußere Dunkel bisweilen zu beklagen, so ist dagegen die innere Welt desto heller, der Reichthum der Anschauungen und Bezüge desto mannigfacher. Die Schilderungen der Kindesjahre, verlebt in Kreisen und Umständen, wie sie jetzt nicht mehr denkbar sind, und der späteren Anknüpfungen in Weimar, müssen jeden Leser anziehen und befriedigen. Wer sich mit der Glanzzeit unserer Litteratur, mit dem

Leben in Weimar, wer namentlich mit Schiller ſich näher beſchäftigt, der darf dieſe Denkwürdigkeiten nicht unbeachtet laſſen. Irren wir nicht, ſo ließe ſich denſelben noch manche Erweiterung geben, auch aus Briefen, wenn ſchon ein unerſetzlicher Schatz von ſolchen bereits verbrannt ſein ſoll! — Das Buch wie es iſt hat noch den beſondern Werth, das Zeugniß einer ſchönen treuen Pietät zu ſein, dem dauernden Andenken der trefflichen Mutter von einer derſelben würdigen liebevollen Tochter gewidmet.

Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolph Stahr. Oldenburg, 1852. Zwei Bände. 8.

Wenn es ſich darum handelte, der ſchwindenden geiſtigen Bevölkerung Weimars neue Anſiedler zuzuführen, ſo würden wir unbedenklich dem Autor dieſes Buches unſre erſte Stimme geben. Er gehört offenbar dem Stamm des früheren Geſchlechts an, dem Sinn und Geiſte nach ihm verwandt, wie die abgeſchiedenen Größen unter ſich verwandt waren, trotz aller Verſchiedenheit der Talente, der Richtungen und der Geburtsorte. Welches dieſer Sinn und Geiſt aber war, der die beſten Männer aus allen Weiten des Vaterlandes hier in Weimar zuſammenbrachte, aus Biberach und Marbach, aus Frankfurt am Main und Mohrungen, darüber giebt uns dies Buch ſelber den ſchönſten Aufſchluß, die lebendigſten Anſchauungen; es war die menſchenfreundliche Geſinnung, die freie Geiſtesbildung, die Verehrung der Schönheit, die Pflege der Kunſt, der Wiſſenſchaft, die Veredlung aller Lebensformen. Dieſes Gemeinſame, worin Wieland, Goethe, Herder und Schiller und die große Zahl ihrer Genoſſen zweiten Ranges hier vereinigt waren, zu dem

sogar ihre Gegner theilweise mitwirken mußten, findet in Adolph Stahr einen würdigen Vertreter. Die Gediegenheit fester klassischen Bildung verbindet sich in ihm mit dichterisch-romantischem Schwung, das freie selbstständige Denken mit frischer Gefühlswärme, die gelehrte Kenntniß mit Eleganz der Darstellung. Wir sehen es als keine Zufälligkeit an, daß der Wechsel des Lebens ihn dieser guten Stadt Weimar-Jena — wie Goethe sie nennt — zugeführt, und ihm Gelegenheit gegeben hat, das dort noch fortglühende Feuer zu schüren, das vergangene in seiner Herrlichkeit zu schildern. Denn das vorliegende Buch ist eben so der Gegenwart wie der Vergangenheit Weimar's gewidmet, und indem es diese dem Auge in scharfer Beleuchtung glänzend hervorruft, wird es zugleich jener gerecht, in der viele der alten Gluthströme noch nicht erkaltet sind, während neue verhängnißvolle sich eröffnet haben.

In der heitern zwanglosen Form eines Tagebuches, wie es der Reisende für sich selbst und für seine Freunde nach den frischen Eindrücken niederschreibt, empfangen wir eine Reihe von Schilderungen und Untersuchungen, deren Gegenstand für jeden Deutschen von Bildung noch lange Zeit als der beste, der sicherste, leider müssen wir sagen fast der einzige vaterländische Besitz dasteht. Was bleibt uns, nach so großen politischen Täuschungen und Mißgeschicken als diese Zuflucht zum litterarischen Heiligthum, dem edlen Geistesschatz, den wir uns nicht rauben lassen, wie andere schon von uns besessene oder uns versprochene Güter, wiewohl auch gegen ihn schon freche Frevelhände sich ausgestreckt zeigen!

Die Hauptheldin des Buches sind, wie natürlich, der

Herzog Karl August und Goethe, alles Andere ordnet sich wie von selbst um diese her, oder schließt sich ihnen, wie Liszt, der als neuer genius loci belebend wirkt und schafft, folgerecht an. Mit inniger Wärme, doch zugleich mit freiem Urtheil, und unbestechlicher Gerechtigkeit, ist das Bild des Herzogs aufgefaßt, als eines ächt menschlichen, thatkräftigen, geisthellen Fürsten, dem wenige in der Geschichte zu vergleichen sind. Die schönen Verse Goethe's:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag:
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!"

empfangen hier in Prosa gleichsam ihren Commentar, ihre sachliche Bestätigung. Aber dies hindert nicht, auch die Schwächen des edlen Fürsten zur Sprache zu bringen, sein besonders gegen Goethe zuweilen unbilliges Benehmen als solches zu bezeichnen. Der so vielfältig mißkannte und schwer verunglimpfte Charakter Goethe's ist vielleicht nirgends in solcher Reinheit und Klarheit dargestellt, und zwar unmittelbar aus den sprechenden thatsächlichen Zeugnissen. Vieles, das Meiste von diesen Belegen, ist bekannt, zum Theil öfters angeführt und besprochen, aber in diesen Zusammenhang, in diese Nebeneinanderstellung, wo jede Einzelheit der andern zur Hebung dient, und Alles eine neue Bedeutung gewinnt, hat zuerst unser Verfasser die Sachen gebracht; er zeigt durch sein glückliches Beispiel, wie man diese Briefwechsel und Denkblätter, deren wir schon so viele, aber noch lange nicht genug haben, lesen und verarbeiten muß, nämlich immer vergleichend, ordnend, prüfend, das Entlegenste verbin-

bend und das Nächste auseinander rückend, je nach dem wesentlichen Gehalte, der sich darin gegenseitig anzieht. Es ist uns eine Freude — wenn es anders wäre, müßten wir es auch hinnehmen — daß aus jeder neuen, aus jeder strengeren Untersuchung, und jemehr Zeugen zum Verhör und Urkunden zu den Akten kommen, die große Gestalt Goethe's nur immer höher, reiner, strahlender hervorgeht. Auch Stahr kommt zu dem Ergebniß, daß es keinen menschenfreundlicheren, liebevolleren, sich selbst strengern, Andern nachsichtigern, haß- und neidloseren Menschen geben könne, als Goethe war, dabei keinen pflichtgetreuern, fleißigern und rastlos kämpfend bemühteren. Für diese Erkenntniß ist die Untersuchung höchst wichtig, welche über das Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein angestellt wird. Der Briefwechsel beider Liebenden, wie er in drei Bänden nun gedruckt vorliegt, hat die meisten Leser in große Verwirrung und Verlegenheit gesetzt, die wunderlichsten Mißurtheile veranlaßt; man sah hier etwas Räthselhaftes im Hintergrunde, das man sich nicht zu erklären wußte, und ohne dessen richtige Lösung doch die richtige Einsicht, nicht nur in dieses einzelne Verhältniß, sondern in das reiche, jedem Menschen angehörige Gebiet der Herzens- und Lebensgeheimnisse nicht zu erlangen war. Dies Räthsel hat Stahr vollständig gelöst, durch die psychologische Prüfung, mit überzeugenden Beweisen. Auch er, wie wir es längst gethan, spricht die Geliebte hierorts völlig frei, sieht aber gerade von jeder sinnlichen Schuld eine Schuld anderer Art sich entwickeln, bei der ein weiteres Glück nicht möglich war. Die ganze Ausführung ist meisterhaft, und hält den Leser in spannender Erwartung fest; dabei ist das Maß

und die Feinheit anzuerkennen, mit denen hier die bedenklichsten Dinge, für die ihr eigenster Ausdruck fast nie gebraucht werden darf, in schicklichster Weise doch deutlich bezeichnet sind. Der Eifer der Vertheidigung für Goethe geht nur darin zu weit, daß ihr vorzugsweise zur Last gelegt wird, was als das gemeinsame Unglück beider anzusehen ist und von keinem Theile verschuldet wird.

Mit nicht geringerer Liebe wird Schiller behandelt, auch seine Schroffheiten und Gebrechen werden nicht verhüllt, aber in richtigem Zusammenhange mit dem ungeheuren Uebergewicht seiner gewaltigen Vorzüge gesehen, seiner Gesinnung und seines Geistes. Schiller wird als der Dichter aufgestellt, der vorzugsweise dem Volk und der Freiheit sich zugewendet habe; diese Meinung ist allgemein verbreitet, und sie kann und soll nicht verneint werden, aber daß dergleichen Aussprüche nicht ohne Bedingung und Unterschied gelten dürfen, lehrt uns Stahr selbst, indem er in Goethe den Demokraten und selbst Republikaner nachweist, und nicht unterläßt anzuführen, daß Schiller sogar von Goethe'n einmal als Aristokrat bezeichnet wird.

Herder's große Verdienste sind ruhmvoll anerkannt, aber auch das Unglück seines trüben, mißvergnügten Karakters mit strenger Wahrheit ausgesprochen. Herder hat in Weimar ein Marterleben geführt, aber hieran war Weimar nicht Schuld, sondern das Mißverhältniß seiner Begabung und seiner Ansprüche zu seinem Stand und Beruf. Herder wäre in Hamburg als Hauptpastor eben so unglücklich gewesen, wie in Weimar als Superintendent. Sein Unglück war, daß er Theologe, Geistlicher, Prediger war, das lag zentnerschwer auf seinem Gemüth

und Geist, das verdarb ihm den freien Schaffensmuth, den Genuß der Welt. Herder und Schleiermacher, die der deutschen Nation so viel geworden, was hätten sie ihr nicht werden können, wären sie nicht Theologen, Prediger gewesen! Schleiermacher dachte Novellen, einen Roman zu schreiben, wie Herder gern Schauspiele geschrieben hätte, doch das wie vieles andere, mußten sie sich vergehen lassen.

Von Wieland ist wenig gesagt, er tritt in den Hintergrund einer schon entfernteten Zeit zurück, und hat für die Gegenwart nur noch historische Bedeutung. Die beiden Herzoginnen Amalie und Luise treten als würdige Erscheinungen hervor. Frau von Heygendorf wird in ihrer zauberischen Anmuth und in ihrem tieferen Werth geschildert. Was wir aber noch nirgends gefunden haben, und mit höchstem Dank aufnehmen, ist das schöne, wahrheitstreue, gerechte Bildniß von Goethe's Gattin Christiane gebornen Vulpius, die im Leben der Gegenstand so vieler Spöttereien und Schmähungen war, und der hier zum erstenmal öffentlich ihr Recht widerfährt. Ueber den großen Bildner Carstens, über Knebel, sogar über Lessing werden die willkommensten Nachrichten, die geistreichsten, ergreifendsten Betrachtungen mitgetheilt. Was über Liszt's Wirken, über die Aufführungen der Opern seines Freundes Wagner gesagt ist, kann Niemandem gleichgültig sein, der an den neuesten Entwicklungen und Aussichten der dramatischen Musik Theil nimmt.

Wir können nicht alles Bedeutende hier aufzählen, dürfen aber doch nicht unterlassen auf die gelungenen Schilderungen städtischer und landschaftlicher Oertlichkeit aufmerksam zu machen, des Parks von Weimar, der

Wartburg, der Umgebung von Jena, wobei ein offener Sinn und edler Geschmack sich kund giebt. Ueberhaupt lesen wir hier die gute deutsche Prosa, deren Eleganz vorzüglich in der so natürlichen als kräftigen Angemessenheit besteht, mit der das zu Sagende einfach ausgedrückt wird.

Im Allgemeinen liegt diesem schätzbaren Buche, das aus dem Reichthum seines unerschöpften Stoffes noch manche Fortsetzung hoffen läßt, eine hohe, sittlich-ernste und geistig-klare Weltanschauung zum Grunde, und ein gesunder, redlicher politischer Sinn, wie er in den Besten der Nation verbreitet ist und unter den gegebnen Zuständen sich immer mehr verbreiten muß, als der einzige wahre und gerechte aus dem zukünftiges Heil noch zu erwarten steht. Dieser politische Sinn drängt sich, wie es jetzt wohl nicht anders sein kann, bei jedem Anlasse schmerzlich aber nicht entmuthigend hervor, und macht das Buch nur um so mehr zu einem Buche der lebendigsten Gegenwart. Bücher, wie dieses und das von Düntzer über die Frauen aus Goethe's Jugendzeit, können noch in ferner Zukunft vortheilhaftes Zeugniß ablegen von dem Fleiß und Antheil, mit denen der Deutsche unter den Trümmern so vieler Hoffnungen und Erwartungen sich mit Zuversicht da wieder anbaut, wo die unversiegbaren Quellen rauschen, deren Fluthen sich einst wieder zu Strömen sammeln.

Dichterischer Nachlaß von Johann Gotthard von Reinhold, weiland königlich niederländischen Gesandten in Rom. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, 1853. 2 Bde. 8.

Vorrede.

Die nachfolgenden Denkworte des verehrungswürdigen Wessenberg überheben mich der Aufgabe, von den Lebensumständen Johann Gotthards von Reinhold ausführlich zu sprechen. Aber ich darf nicht unterlassen, meiner eignen näheren Beziehungen zu dem Verewigten hier kürzlich zu erwähnen. Schon in meiner frühen Knabenzeit war mir vergönnt, den gewinnenden Eindruck seiner wohlthuenden Erscheinung zu empfinden und mich seiner heitern Beachtung zu erfreuen. Er schenkte meinen Spielen wie meinen Arbeiten seine gütige Aufmerksamkeit, hatte Gefallen an meinen freisinnigen Aeußerungen, und nahm sie gegen scheltende Tadler in Schutz. Selbst eine kleine Kränkung, die mir sein lachender Ausruf über einen im Lateinsprechen von mir begangenen Fehler zufügte, und die ich, wie diesen, schmerzlichst empfand, vermochte meinen Glauben, daß er es gut mit mir meine, und den Reiz der Anziehung, den er auf mich ausübte, nicht zu schwächen. Dieser Eindruck des damals in herrlicher Jugend stehenden Mannes, hat später bei jedem Wiedersehen, in allem Wechsel der Zeiten, auf den verschiedenen Stufen des Alters, durch eine Reihe von mehr als vierzig Jahren stets als derselbe sich bewährt. In der begeisterten Stimmung des jugendlichen, in den Prüfungen und Erfolgen des gereiften Mannes, wie in der stillen Zurückgezogenheit des Greises, verläugneten sich nie das reine Gefühl, die

treue Gesinnung, die helle Einsicht und der feste Muth, deren glückliche Vereinigung in ihm das schöne Maß und die klare Besonnenheit erzeugte, welche der leuchtende Schmuck seines ganzen Lebens waren. Von diesen seltenen Eigenschaften sicher geführt, durchschritt er in einer bedenklichen Laufbahn, unter vielfachen Gefahren, die stürmischen Ereignisse der Zeit, die gedrängte Folge der größten Weltveränderungen, ging ungeirrt und fleckenlos aus ihnen hervor, und konnte aus der späten Ruhe seines ruhmvollen Alters mit heiterer Zufriedenheit auf den Weg und das Ziel, die ihm geworden waren, zurückblicken. Einem Manne solchen Sinnes und Geistes sich anzuschließen, war so leicht als belohnend; Liebe und Freundschaft kamen ihm reich entgegen, und fanden beeiferte Erwiederung. Früh sah ich ihn von trefflichen Freunden umgeben, deren er keinen verlor als durch den Tod, und gewann stets neue bis an den seinen. Ich durfte es als ein Glück empfinden, in meinem zwanzigsten Jahr mich ihnen beigezählt zu sehen. Uns war beschieden vieles gemeinsam zu erleben, gleicher Neigung und gleichem Beruf zu folgen, — in dichterischen Kreisen, in kriegsdienstlichen und gesandtschaftlichen Bahnen, — dieselben Menschen kennen zu lernen, an denselben Orten zu verweilen. Wir trafen in Augenblicken entscheidender Lebenswendung zusammen, und wenn späterhin längere Zwischenräume uns getrennt hielten, war ich dessen immer als eines Mißgeschickes eingedenk, das ich schmerzlich bedauerte.

Nach allem diesen darf ich wohl ohne Anmaßung die theure Pflicht übernehmen, zu der mich die Pietät der edlen Tochter des Verewigten und ihres würdigen Gatten

berufft, die dichterischen Erzeugnisse herauszugeben, welche das schöne Talent des Dahingeschiedenen so reich auf dessen Lebensweg ausgestreut, ihm selbst und seinen Freunden zur Freude, doch der übrigen Welt größtentheils unbekannt, so sehr auch ihr Antheil und Beifall solchen Gaben grade in der frühsten Zeit wäre zugesichert gewesen. Ihm genügte die Gabe der Musen als Befriedigung des eignen Sinnes, als Erhellung des häuslichen, des geselligen Lebens, er wollte nur ihre unmittelbare Wirkung, nicht Lob und Ruhm durch sie gewinnen. Ihm lag der Gedanke fern, als Dichter, als Schriftsteller öffentlich aufzutreten; nur einige Proben seiner eignen Gedichte wie seiner trefflichen Uebersetzungen ließ er ohne seinen Namen, in den Nordischen Miszellen und im Musenalmanach von Chamisso und Varnhagen, den Wünschen seiner Freunde gefällig im Druck erscheinen. Wir bieten diese Blüthen und Früchte jetzt in ganzer Fülle dar. Alles dem innersten Menschen Werthe, sein Herz und seinen Geist Ansprechende, die Freundschaft und Liebe, die Erinnerung und Sehnsucht, die Theilnahme für Leid und Freude, der Aufschwung frommer Betrachtung, die Begeisterung für die Wunder der Kunst, das tiefe Gefühl für die Schönheit der Natur, alles findet hier seinen anspruchslosen, doch gediegenen und schönen Ausdruck. Diese Gedichte wollen nicht den Himmel stürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen, sie sind zufrieden, die vorhandene zu verschönen, zu veredeln, den besten Empfindungen Gestalt und Dauer zu geben. Die Nachbildungen fremder Dichterwerke, besonders die meisterhafte Uebersetzung des Petrarca, gehören unstreitig zu dem Trefflichsten, was unsre an solchen Gaben überreiche

Litteratur aufzuweisen hat; sie bekunden die außerordentliche Kenntniß und Gewandtheit des Sprachgelehrten wie den feinen Sinn und den sichern Griff des Dichters. —

Vergessen wir indeß bei diesen Darbietungen nicht, daß sie nur die eine Seite des trefflichen Mannes zu erkennen geben, die schönmenschliche, gefühlvolle, zu höherem Flug beschwingte; gewiß nicht die mindere seines Wesens, aber die in einer andern, eben so stark ausgeprägten Seite desselben ihren Gegensatz, und auch, bei dem innigen Zusammenhange beider darf man sagen ihre Ergänzung hatte. Als Beruf des werkthätigen Lebens, als weltliches Pflicht- und Ehrengebiet, hatte der Dichter das Staatswesen, die Bahn der Diplomatik erwählt. Ich habe diese früher eine bedenkliche genannt, und in der That hat sie bei glänzenden Vortheilen ihre eigenthümlichen Gefahren und Trübungen. Sie ist wie kaum eine andre von Launen und Zufälligkeiten abhängig, sie fordert wie kaum eine andre die vollständigste Selbstverläugnung; sie läßt ihre hellsten Lichter spurlos erlöschen, ihre verbrauchten Werkzeuge der trostlosesten Vergessenheit zufallen; schlimmer noch ist, daß sie auch droht den innersten Menschen aufzuzehren, seine Denkweise, seine Gesinnung, sein Gewissen! Selten wird man einen Meister, einen Helden des Faches nennen, der nicht im täglichen und vieljährigen Einathmen des Scheins und Truges an seiner Seele Schaden genommen hätte, und es ist nicht ohne Grund, daß ein vielerfahrner, kraftgeistiger, aber dennoch längst namenlos verschollener Gesandter einst den Ausspruch that: „Pour être bon diplomate, il faut avoir le diable au corps!“ Doch glücklicherweise giebt es Ausnahmen von diesem harten Spruch, Ausnahmen,

wo statt des Dämons, der schonungslos des Menschen sich bemächtigt, der Geist der Wahrheit und Ueberzeugung die Oberhand behält, und durch die Fülle des Guten und Schönen jenem trotzt. Solcher Ausnahmen giebt es, und eine derselben war Reinhold. Seine ungemeine Ausstattung und Befähigung für das diplomatische Fach ist durch die gültigsten Zeugnisse anerkannt. Wer mit ihm in Geschäften je verkehrte, als Vorgesetzter oder Kollege, als Gehülfe oder Gegner, fand seine richtige Auffassung, sein maßvolles Urtheil, die kluge Gewandtheit und doch redliche Offenheit seines Benehmens zu rühmen. Seine Bescheidenheit allein ist schuld, daß wir dies im Allgemeinen Ausgesprochene nicht im Besondern thatsächlich verfolgen können. Er, dem die größten Weltereignisse so nah vorübergegangen, der die Meisterschaft der Darstellung mit der höchsten Wahrheitsliebe verband, der also vor so vielen berufen war, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben, hat deren keine hinterlassen. Auch die amtlichen Belege seiner Wirksamkeit hat er zu sammeln, zu bewahren verschmäht, den reichsten Schatz mannigfacher Papiere den Flammen überliefert. Er wollte seinen Amtsverhältnissen, gleich seinem Privatleben, kein Heraustreten aus dem Kreis ihrer eigensten Beziehungen gestatten. Selbst als in später Zeit ein böswilliger Angriff auf seine ehrenvolle Thätigkeit in Rom unerwartet geschah, und er in der ersten Aufwallung eine Abwehr nöthig glaubte, verzichtete er doch bald wieder auf diese, begnügt mit dem Bewußtsein, daß diejenigen Personen, deren Urtheil ihm wichtig sein konnte, von dem wahren Stande der Sachen hinreichend unterrichtet waren und von solchen Tücken nicht beirrt

werden konnten. Wir dürfen indeß die Hoffnung hegen, daß auch die diplomatischen Verdienste Reinhold's, von denen die urkundlichen Zeugnisse wenigstens an amtlicher Stätte sicher verwahrt liegen, einst in diesen an das Licht des Tages treten, wenn eine kundige Hand in späten Zeiten die werthvollen Schriftstücke der unsrigen zum Vortheil wahrer Geschichtschreibung hervorsucht. Möge der sinnige Herausgeber dann zur Ergänzung seiner Mittheilungen auf die unsrigen so zurückweisen, wie wir zur Ergänzung der unsern hier im voraus auf die seinigen hindeuten! —

Berlin, im Mai 1852.

Anzeige.

Diese willkommnen Gaben der Muse gehören in mehr als Einem Sinn vorzugsweise dem hamburgischen Leben an, und wir beeilen uns deßhalb um so mehr, ihre Erscheinung unsern Lesern anzuzeigen. Johann Gotthard von Reinhold, einst niederländischer Gesandter in Rom, Florenz und Bern, hat seine diplomatische Laufbahn als batavischer Geschäftsträger in Hamburg begonnen, lebte hier vierzehn seiner besten Jahre, war befreundet mit allem, was Hamburg damals an Bildung, Wissenschaft und sonstiger Würdigkeit so reich darbot, und kehrte nach vollbrachter ehren- und ruhmvoller Amtsthätigkeit in entlegnen Ländern, zu behaglichem Ausruhen seines heitern Alters nach Hamburg zurück, wo er noch eine Reihe von Jahren in edlem Familienkreise glücklich lebte, bis ihn achtzehnhundert und achtunddreißig ein sanfter Tod abrief. Ein großer Theil seiner Gedichte hat unmittelbaren Bezug auf

hamburgiſche Perſonen, hamburgiſche Geſellſchaft, ein großer Theil derſelben iſt hier entſtanden, ſo unter andern auch die treue Ueberſetzung des Petrarca, die hier zum erſtenmal vollſtändig gedruckt erſcheint. Hamburg hatte in jener erſten Zeit noch ſeinen Klopſtock, ſeinen Reimarus und Sieveking, ſeinen Büſch und Ebeling, ſeinen Perthes und Gurlitt, ſeinen Heß, Veit und Kerner, dann die edlen Frauen Sieveking und Weſtphalen, in der Nähe den trefflichen Jacobi, Claudius, Hennings, Voght und Poel, ein herrlicher Kreis, in welchem Reinhold als einer der begabteſten und würdigſten Genoſſen mitlebte und mitwirkte. Der dichteriſche Nachlaß, den uns die Pietät einer edlen Tochter in ſchöner Ausſtattung darbietet, und den Varnhagen von Enſe und Weſſenberg mit treuem Freundſchaftsſinn bevorwortet, zerfällt in zwei Abtheilungen, in die eignen deutſchen Gedichte des Verfaſſers und in ſeine Ueberſetzungen. Von den erſtern ſagt der Herausgeber mit voller Wahrheit: „Alles dem innerſten Menſchen Werthe, ſein Herz und ſeinen Geiſt Anſprechende, die Freundſchaft und Liebe, die Erinnerung und Sehnſucht, die Theilnahme für Leid und Freude, der Aufſchwung frommer Betrachtung, die Begeiſterung für die Wunder der Kunſt, das tiefe Gefühl für die Schönheit der Natur, alles findet hier ſeinen anſpruchsloſen, doch gediegenen und ſchönen Ausdruck. Dieſe Gedichte wollen nicht den Himmel ſtürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen, ſie ſind zufrieden die vorhandene zu verſchönen, zu veredeln, den beſten Empfindungen Dauer zu geben.“ Nicht minderes Lob verdienen die meiſterhaften Ueberſetzungen, ſowohl aus den beſten engliſchen Dichtern, als aus den bedeu-

tendſten und oft bei uns weniger bekannten italieniſchen — Zappi, Buſſi, Petrochi, Menzini, Redi, Stampa ꝛc. vor allen aber der hier ſo glücklich in ſtrengſter Form übertragene Petrarca. Sie entſtand innerhalb eines einzigen fruchtbaren Jahres, blieb aber während mehr als dreißig Jahren der Gegenſtand unaufhörlicher Sorgfalt, und erfuhr weſentliche Umbildungen in Italien ſelbſt; ohne irgend einer anderen deutſchen Ueberſetzung des Petrarca damit zu nahe zu treten, dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß die Vorzüge der Reinhold'ſchen von keiner andern erreicht werden. Der verſtorbene Oberconſiſtorialrath in Berlin Franz Theremin allein hätte mit Reinhold in die Schranken treten dürfen, doch dieſer hat das ganze Liederbuch Petrarca's, jener nur einzelne Stücke daraus im Deutſchen wiedergegeben. — Unter den kleineren Gedichten Reinhold's finden ſich manche von ganz örtlichem und perſönlichem Intereſſe, denen aber im Verlaufe der Zeit eine größere Bedeutung dadurch erwuchs, daß der anfangs unſcheinbare Gegenſtand in der Folge namhaft, ja berühmt wurde, wie dies bei dem Gedicht Seite 48 auf Auguſt Neander der Fall iſt. Der nachher als großer Kirchenhiſtoriker und frommer Theologe verehrte Mann, der damals zu Hamburg in einem dem Dichter befreundeten Kreiſe lebte, war als Jüngling zum Chriſtenthum übergetreten und hatte den Namen Neander (Neuer Mann) angenommen. Ganz verſunken in Platoniſche Philoſophie wollte er nichts gelten laſſen, als ſtrenges Trachten nach dem Höchſten, verachtete jeden Schmuck des Lebens und entzog ſich wie den Lockungen der Frauen, auch denen der Poeſie und der Kunſt. Dieſen ſtrengen Sinn wollte Reinhold in dem

hübſchen Gedicht anerkennen, entſchuldigen, und dennoch zugleich das Recht und Glück einer mildern Geſinnung daneben aufſtellen. Neander ward durch die anmuthige Gabe lebhaft bewegt, und dankte inniger für ſie, als der Dichter es erwartet hatte.

An einen jungen Mann, genannt Neander.

Mai achtzehnhundert und ſechs.

Neuer Mann, doch Neuling nicht,
Billig fürchteſt Du die Frauen.
Dem, der Wahrheit will erſchauen,
Steht ihr holder Reiz im Licht.
Drum macht Weisheit Dir zur Pflicht,
Jenen Weſen zu entfliehen,
Die dem Bilde Dich entziehen,
Das Dein jugendliches Herz,
Mit dem Auge himmelwärts,
Will herab vom Himmel ziehen.

Wer das Himmliſche erſehnt,
Muß das Irdiſche verlaſſen,
Und am meiſten muß er haſſen,
Was ein ird'ſcher Reiz verſchönt.
Von dem Staube nur entlehnt
Iſt was hier auf Erden zieret.
Drum, vom Schimmer nicht verführet,
Schau hinauf zum ewgen Glanz,
Der die reine Seele ganz
Dem Vergänglichen entführet.

Wen durchglüht der Sterne Pracht,
Kann aus irdiſch ſchönen Augen
Länger keine Wonne ſaugen;
Ihm verſinkt ihr Strahl in Nacht.
Lieblich, aber fruchtlos, lacht
Lockung auf beſeelten Wangen

Dem, deß Blicke mit Verlangen
Und deß Seele glutherfüllt
An dem hehren Götterbild
Unverhüllter Wahrheit hangen.

Wohl ihm, deſſen Augenſtrahl,
Wenn die Blindheit ihm zerronnen,
Dringt bis zu dem Quell der Sonnen
Und dem hohen Götterſaal.
Aber glücklich auch die Zahl
Von geweihten Muſenſöhnen,
Die nach Menſchlichem ſich ſehnen,
Und mit liebendem Vertraun
Dich, erhabne Wahrheit, ſchaun
In dem Lieblichen und Schönen.

Ein zweites Gedicht, das wir hier mittheilen, iſt ohne weitere Erklärung verſtändlich, und vereint mit ſeinem herzlichen Inhalt eine Zartheit und Ründung des Ausdrucks, wie wir ſie in den beſten Sachen dieſer Art von Uhland wahrnehmen, deſſen Namen, wenn er ſtatt Reinhold's unter dieſen Zeilen ſtände, uns gar nicht wundern würde.

Lied.

Dort jenſeits von jenen Bergen
Iſt meiner Mutter Land;
Da war ich den Wieſen und Hügeln
Als Kind einſt wohlbekannt.
Noch ſtehen die Hügel und Wieſen
Und fragen von Wehmuth erfüllt:
Wo iſt das Mädchen geblieben,
Das Mädchen ſo wild und mild?

Hier dieſſeits von jenen Bergen,
Da iſt ein anderes Land;
Es knüpft mich an ſeine Fluren
Mit liebevollem Band.

Was lebet darinnen und webet,
Das hat mich herzlich lieb;
Drum tröstet euch, Wiesen und Hügel,
Daß ich bei euch nicht blieb.

Was flüstert von jenen Bergen
Die Stimme mit holdem Klang?
„Es ist eine Kunde gekommen,
So Hügel als Wiesen entlang.
Lieb bist Du, so hüben als drüben,
Lieb bist Du, so nahe als fern;
Doch gönnet die Sehnsucht der Fernen
Der Liebe der Nahen Dich gern."

Das Sonett Seite 110 wurde in Varnhagen's Stammbuch eingeschrieben. In einigen Gedichten sind auch noch besondere Geheimnisse niedergelegt, die der Aufmerksame finden kann, wir aber nicht verrathen dürfen. Von allgemeinster, und auch noch heute, nach beinahe fünfzig Jahren, gültiger Bedeutung möchte der folgende am ersten Januar 1805 an Deutschland gerichtete Zuruf sein, den wir deßhalb mittheilen:

Deutschland, heimisches Land, an dessen nördlichster Gränze
Uns das schöne Gefühl, Dir zu gehören, beglückt;
Brüderlich töne Dir von dem Gestade der Elbe der Glückwunsch;
Liebend sendet ihr ihn, Donau und Rhein, ihn zurück.
Ein Weg führt zum Ziele, dem einen, was Deutsch ist von Ursprung;
Immerhin spalte den Staat neidisch ein feindlich Geschick.
Bahnen der Kunst und des Wissens, o feiert die große Verbündung;
Sternbild ewigen Ruhms, leuchte gemeinsam uns vor.
Wahrheit bleibe, mit Recht vereiniget, unsere Sonne,
Auf zu den Quellen des Seins führt ihr verbundener Strahl.

Siegend treten wir so in die Hall' unsterblichen Nachruhms;
Dort grünt ewig für uns, wie für Hellenen der Kranz.
Uns ziemt, kämpfend um ihn, nicht achten der fremden Verkennung;
Blendet sie Dünkel und Wahn reiner sei stets unser Blick.
Jahr, das beginnt, kühn schreite du fort im erhabenen Wettlauf;
Strahle, beneideter Kranz, herrlich belohnend am Ziel!

Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst. Herausgegeben von August Stöber. Stuttgart (Mühlhansen, bei Rißler) 1853. 8.

Die deutsche Litteratur macht Eroberungen in fremden oft weit entlegnen Ländern, sie wird in England und Frankreich, in Italien und Rußland gepflegt, in Nordamerika erscheinen deutsche Bücher und Tagesblätter. Mehr noch als dieser oft wenig nachhaltige, leicht wieder sich verflüchtigende Gewinn freut uns die standhafte Treue, mit der altdeutsche, doch dem gemeinsamen Vaterlande politisch abgetrennte Länder in Sprache, Sitte und Litteratur festhalten an der ursprünglichen Heimath. Wir dürfen in diesem Betreff die am baltischen Ufer wohnenden Stammgenossen rühmen, die Sachsen in Siebenbürgen, zumeist aber die Allemannen im Elsaß. Ohne Zweifel haben die letztern bei den größten Verlockungen zum Abfall auch die stärksten Proben edlen Beharrens und Ausdauerns gegeben; nicht gegen strenge Gewaltherrschaft und rohe Unbildung, sondern gegen eine im Ganzen wohlmeinende, oft milde und bisweilen freiheitliche Regierung, und gegen ein hochgebildetes, geistreges und vorstrebendes Volksthum, das sich ihnen mehr anbietet als aufdringt, haben sie den Kampf ihrer angebornen Eigenthümlichkeit zu führen, und führen ihn glücklich, mit

gerechten Waffen, ohne Verkennung oder Verwerfung der Nachbarvorzüge, durch tüchtige Leiſtungen und freies Beſtehn in der eignen Weiſe. Wir bedürften eines großen Raumes, wollten wir alles aufzählen, was das Elſaß, und namentlich Straßburg, für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, für deutſches Leben und Dichten in alter und neuer Zeit hervorgebracht; und bis in die neueſte Zeit hinein! Die politiſchen Stürme haben im innerſten Mutterlande vieles in Frage geſtellt, was mit der litterariſchen Bildung und dem geiſtigen Gedeihen der Nation eng verbunden iſt; allmählig ſehen wir die alte Triebkraft doch wieder hervortreten, die alte Gewohnheit ſich bewähren, den alten Sinn ſich behaupten. Daß auch im Elſaß, das gleichfalls ſeine Erſchütterungen gehabt, dieſelbe Erſcheinung bethätigt, bewährt ihn auf's neue als das liebe Bruderland, das es auch in der Abſonderung ſtets uns geblieben. Das vorliegende Buch bezeugt dieſe Thatſache. Der Herausgeber Auguſt Stöber, deſſen Namen als der ſeinige und als der ſeines Vaters und Bruders rühmlich bekannt iſt, hat im Verein mit wackern Landsleuten dieſe Sammlung von Aufſätzen veranſtaltet, die ihren nächſten Bezug auf das Elſaß, und den Zweck daſelbſt den Sinn vaterländiſcher Eigenheit zu nähren weit überflügeln und eine allgemeine Theilnahme würdig anſprechen. — Dies gilt vor allem von dem erſten Aufſatz, in welchem der Herausgeber uns ein wahrheitgetreues und lebenvolles Bild des trefflichen Aktuarius Salzmann entwirft, der in Goethe's Leben eine ſo bedeutende und anziehende Erſcheinung iſt. Eine Anzahl von Briefen Goethe's an Salzmann, die meiſten aus der herrlichen Jugendzeit des Dichters, ſind hier zum erſtenmal veröffentlicht, auch der

erſte Brief Goethe's an Friederiken in Seſenheim, dann Briefe von Lenz an Salzmann, und von andern Genoſſen jenes genialen Lebenskreiſes. Wollte jemand ſagen, es wäre nun genug von und über Goethe? Wir ſind nicht dieſer Meinung! Je genauer wir das Einzelne betrachten, je weiter wir das Ganze überſchauen, deſto größer wird unſer Gewinn, nicht nur an Verſtändniß dieſes Gegenſtandes allein, ſondern auch im Allgemeinen an geiſtiger und ſittlicher Befriedigung. Jenes Zeitalter deutſchen Aufſtrebens hat einen rührenden, wir möchten ſagen erbaulichen Gehalt; die rechtſchaffene Denkungsart, der edle gute Wille der Menſchen herrſcht überall vor, die Litteratur iſt noch kein gemeines Gewerbe, Schufte und Lumpen zeigen ſich nur ſpärlich, und werden bald für das erkannt, was ſie ſind. Es thut den Augen wohl, an dieſer Ehrbarkeit ſich zu weiden, die wahrlich dem Genius alle Kraft und Freiheit ließ! In Goethe's früher und ſpäter Zeit finden wir überall dieſen Zuſammenhang; wir können denen, die ihn ausführlich ergründen und darlegen, nur dankbar ſein. Was würden wir darum geben, wenn Shakſpeare ſeine Düntzer, Eckermann, Riemer gehabt hätte, und ſie uns erhalten wären! — Von den übrigen Aufſätzen müſſen wir rühmend erwähnen „Die Schwedenbauern im Elſaß" und „Das Keßlerlehen der Herren von Rathſamhauſen" von J. G. Heitz, hiſtoriſche Erörterungen, die ſo gründlich geführt als leicht vorgetragen ſind; ferner „Volkserzählungen" von dem geiſtvollen Straßburger Arzt G. Mühl; „Die unterbrochene Fechtſchule" und „Des Fünfzehnſchreibers Neujahrwunſch" von dem gelehrten Archivar Ludwig Schneegans in Straßburg, ſchätzbare Beiträge zur Geſchichte der

Sitten und des Aberglaubens; „Hans von Tratt und seine Streitigkeiten mit der Abtei und der Reichsstadt Weißenburg" mit sorgsamen Fleiße dargestellt von J. Ohleyer; zur „Kenntniß der elsässischen Volksmundarten" hat Christophorus werthvolle Beiträge geliefert, so wie einen „Versuch über deutsche Personennamen", dem die Fortschritte der deutschen Sprachkunde durch die Brüder Grimm nicht fremd sind; ein willkommener Aufsatz ist auch der von Philipp Frantz über „Pfarrer Oberlin's Brustbild von Ohmacht", eine Episode aus dem Leben dieser beiden edlen Männer; auch dürfen wir nicht übergehen, daß Ludwig Schneegans zwei bisher noch ungedruckte Briefe Martin Luther's aus dem städtischen Straßburger Archiv mittheilt, das gleich der dortigen städtischen Bibliothek reich an alterthümlichen Schätzen ist; in diesem Betreff erinnern wir uns an die ergiebige Ausbeute, welche der treffliche Professor Karl Schmidt für seine Darstellung Johannes Tauler's dorther gezogen hat, die seinen forschenden Scharfsinn auf die merkwürdige Entdeckung geleitet, daß der mystische Laie, der in Tauler's Leben eine so bedeutende Wirkung ausgeübt, kein Phantasiegebild, sondern eine wirkliche Person, und zwar Nikolaus von Basel ist, von dem sogar noch Handschriften erhalten sind. — Möge wie das uns blut- und sprachverwandte Leben des Elsasses überhaupt und somit auch diese „Alsatia" ferner in glücklichem Gedeihen fortschreiten! —

Schiller's Geistesgang. Gedächtnißrede am Schillertage 1852 gehalten in der Aula der Berner Hochschule von Dr. Ludwig Eckardt. 1853. 4.

Der scharfsinnige Verfasser des geist- und kenntnißreichen Buches über Goethe's Tasso hat seinen Beruf zur

kritiſchen Erforſchung und Darſtellung unſrer erſten Dichtergenien hinreichend dargethan. Daß er nach der liebevollen Beſchäftigung mit einem der größten Meiſterwerke Goethe's zur Betrachtung Schiller's übergeht, des andern der beiden Dioskuren, welche der Unverſtand einander anſtatt zur Seite ſo gern entgegenſtellt, ſehen wir als ein gutes Zeichen ſeines unpartheiiſchen Sinnes, ſeiner freien Umſicht an. Der romantiſchen Schule, die ſich aus ſehr beſtrittenen Anfängen unter begünſtigenden Umſtänden nach und nach zu einer herrſchenden litterariſchen Macht erhoben hat, deren Anſehen in manchen Beziehungen noch fortwirkt, iſt es über die Maßen gelungen, indem ſie nur allein Goethe'n wollte gelten laſſen, die Anerkennung Schiller's zu beſchränken und viele Jahre hindurch niederzuhalten, wenigſtens auf dem Gebiete der äſthetiſchen Kritik, wie ſie von ſogenannten Auserwählten gehandhabt zu werden pflegt; denn das größere Publikum ließ ſich nicht irre machen und zählte den Geſcholtenen ſtets zu ſeinen Lieblingen. In neuerer Zeit hat auch die Kritik ſich beſonnen, und das Unrecht auszugleichen geſtrebt. Wir hören keine Ausſprüche mehr, daß Schiller kein Dichter ſei, daß man ihm bloß aus Mitleid einige Liebe noch zuwenden könne. Sein Ruhm iſt unter der Hülle, die man über ihn geworfen, ungeſtört gewachſen, die Verherrlichung Goethe's hat ihm nicht geſchadet, im Gegentheil nur das Anſehn des Zeugen erhöht, der unaufhörlich, im Widerſpruch mit den eignen Verehrern, das unſterbliche Verdienſt und den großen Namen des ihm zu früh entriſſenen Freundes mit liebevoller Herzlichkeit geprieſen. Dafür wird jetzt, bei der Wiederherſtellung Schiller's in ſein gebührendes Recht, auch das Reich

Goethe's nicht geschmälert, vielmehr gewinnt dasselbe mit jeder Anerkennung, die dem Freunde zu Theil wird, an Umfang und Festigkeit. Wenn zwischen den Anhängern beider Genien in untern Regionen noch einige Spaltung stattfindet, so hat diese doch in den höheren aufgehört, und unser geehrter Autor, der mit gleicher Liebe beide umfaßt, giebt davon einen schönen Beweis. Seine Rede, die eigentlich nur der Vorläufer und kurze Inbegriff eines größern Werkes ist, dem wir mit Verlangen entgegen sehen, betrachtet den Geistesgang Schiller's als das Erzeugniß zweier verschiedenen Strömungen, die sich wechselseitig bedingen und immer zusammenwirken, nämlich der Lebensumstände und der Studien. Bei jedem ausgezeichneten Geiste werden die äußern Verhältnisse, unter denen sich der Geist entfaltet, nicht ohne Einfluß sein, und daher vielfach in Betracht kommen, allein Schiller ist einer der Menschen, bei dem der Lebensgang eben so wichtig ist als der Geistesgang, der Kampf mit der Welt nicht weniger zu dem Wesen des Dichters gehört, als seine dichterischen Schöpfungen selbst. Schiller ist vor allem ein ganzer Mensch, eine hohe — wir möchten mit Eckardt sagen tragische Einheit von Schicksal und Fähigkeit, von realistischem Durchringen und idealem Bilden. „Goethe's eigenes Leben", sagt unser Autor, „zog breit sich hin und endete still, wie ein Epos; Schiller's Leben schloß wie ein Drama mit dem Höhepunkte des Helden." Die Theilnahme für den Dichter und die Liebe zu ihm kann durch diese Eigenheit nur gesteigert werden. — Jedoch ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, keine leichte. Sie bedarf der sorgfältigen Erforschung einer Menge von Aeußerlichkeiten, die sich oft in Dunkel

verlieren, der schärfsten psychologischen Einblicke, und der reinsten ästhetischen Würdigung. Wir dürfen in jeder dieser Hinsichten von unserm Autor das Beste gewärtig sein. Er hat vor früheren Arbeiten in diesem Felde den wichtigen Vortheil, die seitdem erschienenen vier Bände des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner benutzen zu können, dieses unschätzbaren Vermächtnisses, dessen Gehalt und Werth noch lange nicht genug erkannt und benutzt wird, und dessen tiefgreifende, scharfschneidige, oft blitzartig weitleuchtende Würdigung durch den genialen Dr. J. L. Klein seiner Zeit in Berliner Blättern mehr vergraben als zu Tage gefördert liegt!

Voltaire und seine Feinde. 1853.

Von Charles Nisard ist in Paris ein Buch erschienen, das den Titel führt „Les ennemis de Voltaire", und das fürerst — denn es werden noch mehrere Bände folgen — die giftigen Anfeinder und Verkleinerer Voltaire's, die fast nur durch ihn noch bekannten Desfontaines, Fréron und La Beaumelle näher vor Augen stellt. Der Gedanke ein solches Buch zu schreiben, war glücklich genug; allein Charles Nisard war nicht der Mann ihn auszuführen. An Belesenheit für seinen besondern Zweck fehlt es ihm nicht, er hat sich in den untersten schmutzigsten Gemächern eines verschollenen Litteraturwesens fleißig umgethan, er hat gar üble Gerichte in Masse verschlucken müssen, um den Stoff seines Buches herauszubauen. Aber damit ist es noch nicht gethan. Um Voltaire im Verhältniß zu seinen Gegnern zu beurtheilen, ist eine genaue Kenntniß der Welt- und Gesellschaftsverhältnisse erforderlich, in denen dieser wunderbare Geist sich bewegte,

ja des ganzen Zeitalters, dem er angehörte. Dies ist aber selbst bei Franzosen, deren Fach diese Kenntniß sein sollte, äußerst selten, und es entstehen aus der oberflächlichen Kunde die verkehrtesten Urtheile, wie wir sogar in Louis Blanc's Geschichte der Revolution, wo er Voltaire zu würdigen versucht, schmerzlich wahrnehmen; es werden da Begriffe und Richtungen zum Maßstabe genommen, an die zu Voltaire's Zeit niemand dachte. Das Leben dieses außerordentlichen Geistes, dem in der Tiefe der Seele die reinste Menschenliebe, die herzlichste Güte und der edelste Freisinn wohnten, war ein unaufhörlicher Krieg, ein Krieg, der seine großen Schlachten hatte, doch weit mehr in zahllosen Guerillaskämpfen bestand, die sich ewig erneuerten und nicht Ruhe noch Rast gestatteten. Aus diesem Gesichtspunkt allein kann Voltaire's Leben und Verfahren richtig gewürdigt werden. In solchem Kampfe gilt es Listen und Verstellungen, Hinterhalte und Ueberfälle, Ausspähereien, geschicktes Vordringen und rasches Verschwinden, je nach Erforderniß der augenblicklichen Lage. In solcher Kriegführung war Voltaire ein Meister, und ihre Hülfsmittel dürfen ihm nicht mehr zum Vorwurf gemacht werden, als irgend einem andern Feldherrn, der seinen Feind zu besiegen strebt. Bei aller Unfähigkeit Voltaire's Größe zu erkennen, muß Ritard jedoch schließlich eingestehen, daß seine Gegner meist elende Wichte waren. —

Ein Jahr in Italien. Von Adolph Stahr. Erster Theil. Zweite durchgesehene Auflage. Oldenburg, 1853. 8.

Mit wahrer Befriedigung zeigen wir die zweite Auflage dieses vortrefflichen Buches an, das unter so vielen dem Wunderland Italien gewidmeten, ja unter allen

Reiſewerken überhaupt, den ausgezeichnetſten Rang einnimmt. Außer ſeinem unbeſtrittenen Verdienſt, der Anſchaulichkeit, der Lebensfülle, der tiefen Kenntniß und hohen Anſicht, der Anmuth und Friſche der Darſtellung, hat das Buch ein beſonderes geſchichtliches Glück, das ihm auch für ſpäte Zeiten Dauer und Beachtung ſichert: der geiſtvolle Verfaſſer iſt nämlich der letzte Reiſende, der Italien in dem Zuſtande geſehen und geſchildert hat, den das Land und Volk noch vor dem Ausbruch der Revolution gezeigt, wo ſo vieles noch ungeſtört in hoffnungsvoller Entwicklung begriffen war, wo ſo vieles noch ſtand, was ſeitdem gefallen, wo drängende Gefühle und heißer Sinn im Volke den muthigſten Aufſchwung verkündeten, ohne daß dieſer noch erfolgt war und ſeinem traurigen Ausgang, dem Unheil und Verderben, raſch entgegeneilte. Dieſes Italien, das jetzt nicht mehr zu ſehen iſt, von dem gleichſam nur die Leiche noch übrig geblieben, wird uns hier vor Augen geſtellt, das letzte Bild, auf das wir zurückblicken müſſen, wenn wir das jetzige Italien betrachten, wenn wir verſtehen wollen, wie es mit dem vorigen zuſammenhängt. Der Verfaſſer hat das ſchöne Land noch in ſeiner Schönheit geſchaut!

Italien iſt aber nicht wie ein anderes Land, von dem es genügt, daß man mit klarem Blick ſeine Gegenwart auffaſſe, und einfach erzähle, was man geſehen. Wer das Wort Italien ſagt, der ſagt mehr, als Land und Volk, der ſagt Kunſt — im weiteſten Sinne — der ſagt Poeſie, Geſchichte, Alterthum, Weltherrſchaft, Hierarchie, — auf alles dies muß der Bericht eingehen, für alles dies der Darſteller Sinn und Kenntniß mitbringen. Wir dürfen behaupten, daß ſeit Moritz und Goethe kein deut-

scher Reisender in diesem Betreff so günstig für Italien ausgestattet gewesen, als Adolph Stahr. Ein gründlicher Kenner der alten Sprachen und Litteratur, ein Geschichts- und Alterthumskundiger, verbindet er mit diesen Eigenschaften den Sinn für Kunst und Poesie, und eine frische, heitere Auffassung des unmittelbaren Lebens, wie wir sie nur von dem gebildetsten Weltmanne wünschen können. Daher ist sein Buch mit allen Vortheilen der Gelehrsamkeit nie schwerfällig gelehrt, sondern in der Belehrung stets unterhaltend, in allen seinen Theilen von dem Reize geistvoller Gewandheit durchdrungen, gleich anregend für den Leser, der Italien schon gesehen hat, wie für den, der es zu sehen hofft. Was manchen Reisebeschreibern, selbst den bessern, leicht mißräth und zum Tadel ausfällt, die Anknüpfung alles mitzutheilenden Stoffes an die persönlichen Begegnisse, das Aussprechen der eigenen Stimmungen und Eindrücke, gewährt hier, bei so begabter Persönlichkeit, nur erhöhten Genuß. Wie leicht wäre es dem Verfasser gewesen, seinen überreichen Vorrath unter gewisse Titel zu bringen, und so Stück für Stück in gedrängter Folge abzuhandeln! Aber wir danken ihm, daß er diesen Wunsch pedantischer Kritiker nicht erfüllt, sondern alles in der Folge vorgetragen hat, wie es sich ihm dargeboten. Nur so gewinnen wir den Eindruck von Mitreisenden, athmen wir das tägliche Leben Italiens, seine eigenste Luft.

Wir enthalten uns nicht, hier aus dem trefflichen Buch eine Probe mitzutheilen, die erste Ankunft in Rom, eine kurze Schilderung in schlichter Prosa, die aber den Gehalt eines prächtigen Gedichts in sich trägt. Der Verfasser schreibt seine ersten Zeilen aus Rom wie folgt:

„Ich bin in Rom und glücklich! Das ist Alles, was ich in den letzten zwei Tagen zu denken und zu empfinden vermochte. — Vorgestern um fünf Uhr Morgens brachen wir von Baccano auf, und passirten in sonniger Morgenfrühe unangefochten den berganſteigenden, ſchluchtzerriſſenen Waldweg. Auf der Höhe hielt der Vetturin ſtill, und rief: Ecco Roma Signori! Da lag es vor mir in nebeldufiger Ferne, am äußerſten Rande der ungeheuren wellenförmigen Ebene, ein langer, dunkler Streifen, aus dem ein einzelner Punkt ſtärker und höher hervortrat, — es iſt die Peterskirche. Zur rechten Seite ein ſchmaler, blauer Meeresſtreifen. Um uns her die Gebirgszüge, welche die Campagna öſtlich begrenzen, hinter uns im blauen Dufte der zackige San Oreſte, mit dem in der Morgenſonne ſtrahlenden Kloſter auf ſeinem höchſten Gipfel. Um die Leiber der Sabinerberge wallten und wogten weiße Nebelwolkenzüge wie ſilberſchimmernde Atlasgewänder, während die blauen Häupter frei empor in den Morgenhimmel ſchauten. Ueber uns in der ſtillen Luft wiegte ſich ein Falke auf ſeinen ausgeſtraften Schwingen, nach Beute niederſpähend. Jetzt rollten wir den Hügel hinab. Ein Adler rauſchte rechtshin vor uns auf, und froh begrüßte ich das glückliche Zeichen.“

„Immer näher rückte mit jeder neuen Hügelwelle, die wir überſchritten, die alte Weltbeherrſcherin, immer deutlicher ſchieden ſich die Hügel, über denen ſie hingebreitet liegt. Wie ein von Rieſen hoch über die Erde emporgehobener Tempel ragte die Kuppel von St. Peter hoch hinweg über das Meer der Häuſer, Kirchen und Paläſte zu ihren Füßen. Ein gelber Streifen ſchimmert durch die Büſche: es iſt der Tiberſtrom. Eine Brücke

ſchwingt ſich darüber: es iſt die Ponte Molle. Der Wagen raſſelt zu ihr hinan, und mein Herz pocht ſtärker. Vorüber an den beiden marmornen Statuenfratzen, deren verhungerte, nazareniſche Magerkeit der göttlichen Plaſtik ſpottet, vorbei an Schaaren von Bettelmönchen, den erſten Römern, die mir jenſeits der Brücke begegneten, durch ewig lange Mauern, welche die Ausſicht in Gärten und Vignen verſperren. Noch eine Viertelſtunde und der Wagen rollt durch die Porta del Popolo, und mit einer Art von ſchauderndem Entzücken berührte mein Fuß den heiligen Boden der ewigen Stadt."

„Mit der Dogana waren wir, der hier verſtändlichen Sprache kundig, bald zu Rande, und nach einer Viertelſtunde wanderte ich in meinem Zimmer im Hotel d'Angleterre des Herrn Geubre an der neuen Piazza Torlonia, unweit des ſpaniſchen Platzes, in einer Art von glücklichen Betäubung auf und ab, indem ich mir unaufhörlich in Gedanken zurief: Du biſt in Rom! Und da werdet Ihr es denn ganz in meiner Weiſe finden, daß ich mir den Genuß dieſes Glücksgefühls, welches nur allein der Moment des Erreichthabens gewährt, dadurch zu verlängern ſuchte, daß ich nach einem kurzen Diner bei einer Taſſe Kaffee und der letzten Havannah-Cigarre in dem kühlen Saale des Gaſthofes ruhig auf und ab wandelte, ohne Sehnſucht mich hinauszuſtürzen in die neue Welt. Ich weiß wenige Stunden meines Lebens, welche ich mit der Glückſeligkeit dieſer Momente vergleichen könnte. Durch die angelehnten grünen Jalouſien ſpielten und flimmerten die Sonnenſtreiflichter; mein Ohr vernahm das Geräuſch des nahen Korſo und das Geſchrei der Ausrufer auf der Via Condotti. Nur wenige Schritte und du biſt im Mit-

telpunkte römiſchen Lebens! — und wie ein Bettler, der das große Loos gewonnen, klimperte ich vergnügt mit dem Golde dieſer Vorſtellung zu meinem innigſten Ergötzen. Der Saal iſt ſo hotelmäßig modern, ſo norddeutſch civiliſirt, daß ich mich in Bremen oder Hamburg wähnen konnte, und außerhalb dieſer Wände, mit wenigen Schritten erreichbar — Forum und Kapitol, die Spuren und Reſte drittehalbtauſendjähriger Exiſtenzen!"

Mont-Revêche. Par George Sand. 1853. 2 Vols.

Ein neues Buch von Frau von Dûdevant iſt ein Freudenereigniß für den beſſern, für den beſten Theil der Leſewelt, auch der deutſchen. Man weiß im voraus, daß man aus dieſer Feder nur Darſtellungen der höchſten Art, in denen der tiefe Kern innern Lebens mit reizendſter Geſtalt verbunden iſt, zu erwarten hat. Auch diesmal hat dieſe Erwartung uns nicht getäuſcht. Wir empfangen in Mont-Revêche eines der genialen Lebensgemälde, denen die edle Verfaſſerin bei ſtets gleicher Pracht der Farben immer neuen Gehalt zu geben weiß. Hier iſt ein bisher noch wenig behandelter Gegenſtand, der aber in unſerem täglichen Leben von großer oft furchtbarer Bedeutung iſt, das Verhältniß einer Stiefmutter, in merkwürdiger Weiſe vorgeführt, wobei die Wirklichkeit allerdings, wie es dem Roman von jeher zugeſtanden wird, etwas idealiſirt ſein mag, allein durchaus nicht aufgegeben iſt; im Gegentheil ſtrömt das reale Leben geſund und friſch durch dieſe wenn auch in romantiſche Beleuchtung geſtellten Menſchen. Die Verfaſſerin verwahrt ſich in der Vorrede gegen die Anforderung, daß ein Roman etwas beweiſen, eine beſtimmte Lehre ausſprechen ſoll; ſie hat darin ganz Recht, auf dem äſthetiſchen Gebiet gelten andre Forderungen, und

jene darf um ſo weniger gemacht werden, als ſie von ächten Dichtern jedesmal von ſelbſt und überreich erfüllt wird, nicht aus Gebot, nicht als auferlegte Gebühr, ſondern aus angeborner Freigebigkeit, aus Ueberfülle der Gaben. So iſt es auch hier; wer auf Moral und Belehrung ausgeht, der findet in dieſer Bilderreihe nicht Einen, ſondern hundert Texte, die ſich erbaulichen Predigten zum Grunde legen laſſen. Die Pariſer Zeitſchrift Revue des deux mondes, welche gegen George Sand in einer entſchieden feindlichen Stimmung iſt, wagt daher den neuen Roman auch nicht von der moraliſchen Seite her anzuklagen, ſie verſucht ihn von äſthetiſcher Seite zu beſchuldigen. Sie meint, es fehle die Friſche, die Jugendlichkeit, die noch bis vor kurzem den Schöpfungen der Dichterin eigen geweſen, es ſei weit von der Mare au diable oder Fadette zu dieſem neueſten Roman. Doch nie gab es eine grundloſere Anſchuldigung dieſer Art! Wir geben der Revue des deux mondes das volle Dementi derſelben. Die Zeichnung der Karaktere, die Schilderung der Zuſtände, die Entwicklung der Gefühle, alles iſt ſo lebendig und friſch, ſo tief und anmuthig, ſo ſpannend verflochten und durchgeführt, daß der wärmſte Antheil des Leſers, die Ergriffenheit und Rührung deſſelben, keinen Augenblick fehlt oder nachläßt. Die Revue des deux mondes iſt es, die gealtert hat, die geſchwächt und herabgekommen iſt durch ihre unfreiſinnige, zaghafte, unterwürfige Tendenz!

Waſhington. Eine Vorleſung gehalten in Jena von Dr. E. v. Stockmar. Braunſchweig 1854. 8.

An gründlichen ausführlichen Biographien fehlt es uns nicht, dagegen ſehr an kurzen gediegenen Lebens-

abriſſen. Während den Alten ein Maß, wie das des Plutarchos oder Suetonius, ſchon als überreich genügte, treiben wir die Ausführlichkeit bis zum Monſtroſen, und ein engerer Umfang, wie der des Cornelius Nepos, wird bei uns höchſtens in den Artikeln eines Konverſationslexikons geduldet. Aber wenn die größte Fülle der Einzelnheiten, die Anhäufung der reichſten Werkſtoffe in manchen Fällen, wie wir nicht läugnen, einen hohen Werth hat, ein litterariſches Verdienſt, und ſogar bisweilen — inſonderheit wo von Zeitgenoſſen oder noch ganz naher Gegenwart geſprochen wird — eine Nothwendigkeit iſt, ſo ſteht uns doch im Allgemeinen die ſich in Kürze zuſammendrängende Darſtellung höher; ſie giebt dem Ruhme die größere Ausbreitung und Dauer, den Thatſachen und dem Charakter eine bündigere Geſtalt, die ſich im Schwall der Umſtändlichkeit nur zu leicht nebelhaft verliert. Wir haben daher immer mit Freude geſehen, wenn ſich einer guten Hand der Anlaß bot, uns in Form einer Rede oder einzelnen Vorleſung das Bild eines großen Mannes in gediegener Kürze vorzuführen, wozu ſonſt nicht wohl eine Gelegenheit ſich darzubieten pflegt. Keinen Ueberfluß ſolcher gelungenen Arbeiten haben wir anzuführen; wir nennen von ältern beiſpielsweiſe die vortreffliche Denkrede Ferdinand Delbrück's über Paul Stirpi, und von neuern dieſe Vorleſung Stockmar's über Waſhington.

Auf nur ſiebenunddreißig Seiten wird der ſo große als reiche Stoff, das Leben und Wirken eines der größten Helden, ſeine Geſtalt und Bedeutung, das Weſen ſeines Geiſtes und ſeiner Gemüthsart, in friſchen, lebendigen und — ſo viel wir zu ermeſſen im Stande ſind —

wahrheitgetreuen Zügen vor unſern Augen dargelegt. Wer dieſe wenigen Blätter geleſen, der hat für immer ein richtiges, klares Bild des Helden, ein helles Verſtändniß der Welt, in welche derſelbe geſtellt war, der Aufgaben, die er zu löſen hatte und löſte.

Der Verfaſſer hat ſeinen Gegenſtand gründlich ſtudirt, allein er giebt uns wie billig nicht das Gerüſt, ſondern das Ergebniß, den geſichteten Ertrag ſeiner Studien. Das Weſen ſeines Gegenſtandes iſt auch in ſeine Behandlung übergegangen; in einfacher, doch lebhafter und kräftiger Sprache, in maßvoller, doch ohne Prunk ſich erhebender und würdiger Rede bezeichnet er die Lebensumſtände, die großen ſchaffenden Thätigkeiten und wirklichen Heldenthaten Waſhington's.

Gleich der Anfang iſt bezeichnend und einnehmend; wir leſen gern: „Um das Jahr 1657 wandern zwei Brüder des Namens Waſhington von England nach Amerika aus, und laſſen ſich in Virginien nieder. Männer von einfach geſundem Sinn und ſittlicher Tüchtigkeit gehörten ſie zu jener Klaſſe wohlhabender Gutsbeſitzer, der das Gut nicht bloß ein Beſitz iſt, ſondern Mittelpunkt des Lebens und Strebens. Der Urenkel des einen jener Brüder ward Georg Waſhington, den 23. Februar 1732 am Ufer des Potomak geboren."

Wir können den gedrängten Auszug einer Biographie ohne Beſchädigung nicht wieder ausziehen, und müſſen den Leſer, der das Nähere des Inhalts zu erfahren wünſcht, auf die Schrift ſelbſt verweiſen. Wir laſſen lieber den Verfaſſer ſeine unparteiiſche Anſicht über den amerikaniſchen Freiheitskrieg ausſprechen, in und nach welchem die Heldengröße Waſhington's ſich entwickelte.

Er ſagt: „Das iſt eben das Eigene dieſer amerikaniſchen Revolution: ſie iſt nicht hervorgerufen durch ein großes, gegenwärtiges, empfindliches Uebel. Die Begeiſterung für ein Prinzip, für ein Rechtsprinzip, die Vorausſicht, daß aus dem bekämpften Anſpruch Englands künftig große Uebel hervorgehen würden, das Wagen der Güter des Augenblicks um die Abwehr dieſer künftigen Uebel, gleich als wären ſie gegenwärtige, das macht die Größe dieſes Kampfes auf amerikaniſcher Seite aus. Sehen wir nun dem gegenüber auf engliſcher Seite nach dem Beginne des Kampfes als die vorherrſchenden, alles andere zurückdrängenden Motive Nationalſtolz und feſten Glauben an das eigene Recht, ſo erhöht ſich die ſittliche Theilnahme auch in dieſer Richtung, und dem freien geſchichtlichen Blick tritt als bedeutende Thatſache entgegen, daß ſich die naturnothwendige Scheidung nicht aus dem klaren Bewußtſein des Intereſſenkonflikts heraus, ſondern im Wege des Rechtsſtreits vollzieht. — Waſhington aber ſteht von vorn herein mit ruhiger Entſchiedenheit in der vorderſten Reihe der amerikaniſchen Patrioten.“ — Späterhin heißt es, nachdem erwähnt worden, daß er am 1. Juni 1774 in ſein Tagebuch geſchrieben, er ſei in der Kirche geweſen und habe den ganzen Tag gefaſtet: „So ging er der Revolution entgegen — nicht in Uebermuth, ſondern in Demuth, nicht ſich ſelbſt ſuchend, ſondern in Pflichtbewußtſein, in ſeinem Gewiſſen beruhigt, in Gott entſchloſſen, wenn der das Uebel nicht abwenden wolle.“

Waſhington's Feldherrneigenſchaften, ſeine Menſchlichkeit und Strenge, ſeine Großmuth und Beſcheidenheit, die Kraft und Feſtigkeit wie die Reinheit ſeines Wollens, treten in der kurzen Schilderung ſeiner Feldzüge und

Staatsleitung hell hervor. Glänzendere Siege sind erfochten worden, aber nicht schwierigere, nicht in ihren Folgen wichtigere. Sein Zurücktreten von der Staatsführung, von der Macht seiner Stellung und seines Namens, in das stille Privatleben, ist ein edlerer Ruhm, eine erhabenere Größe, als wenn er Kronen auf sein Haupt gesetzt hätte und der Gründer eines Herrschergeschlechts geworden wäre!

Mit Meisterhand bringt der Verfasser schließlich das ganze Bild in diesen Zügen zur festen Anschauung: „Washington's äußere Erscheinung war edel, achtunggebietend und einnehmend. Einer hohen, wohlgebildeten Gestalt entsprach Würde und Anmuth der Haltung; blaue Augen, regelmäßige Züge verkündeten Geistes- und Willenskraft, Ernst gepaart mit Wohlwollen. Er besaß eine nur mäßige Gabe des Gesprächs und der Rede. Im Verkehre leutselig, höflich und gemäßigt heiter, freute er sich der Geselligkeit, mitunter ließ er ruhige Ironie, selten Witz und lustigen Scherz vernehmen, die er an Andern sehr liebte. Ein von Natur heftiges und reizbares Gemüth wurde von dem stärkeren Willen gezügelt. Selten, doch furchtbar war der Ausdruck seines Zorns. In seinen Familienbeziehungen liebevoll und zärtlich, ein treuer Freund, gegen Alle wohlwollend, mildthätig, menschlich und barmherzig, flößte er doch, bei der würdevollen Zurückhaltung seines Wesens, häufiger Ehrfurcht als Neigung ein. Zu einem starken, scharfen und klaren Verstand, zu der völligen Gesundheit des Urtheils, gesellt sich aufrichtig frommer Sinn, Begeisterung für die edelsten Güter der Menschheit, strengste Pflichttreue, lauterste sittliche Reinheit, Aufrichtigkeit und Wahrheit, Muth und

ausharrende Festigkeit, Selbstbeherrschung, Mäßigung und Geduld. Washington liebt den Ruhm; die gute Meinung seiner Mitbürger ist ihm ein theures Gut, aber nicht der Ehrgeiz ist es, der ihn vorwärts treibt. Ihm könnte es genügen, Pflanzer zu sein, und er ist stets glücklich, es wieder zu sein —; er gelangt zur Größe, weil sie auf dem einfachen Wege der Pflicht liegt, und so wird er der menschlich bürgerliche Held des Kriegs und der muthige Held des Friedens, der Kämpfer der Freiheit, der Gründer der Einheit und Ordnung."

Wenn der Verfasser dann fortfährt, ein solcher Held könne den Sophisten und Phantasten unserer verbildeten Zeit freilich nicht gefallen, denn er wisse was er wolle, er sei nicht gelehrt, nicht einmal geistreich, nicht einmal vielseitig, und, sofern wir rein auf die allgemein geistige Begabung sehen, nur — er wagt das Wort — eine Mittelmäßigkeit, — so können wir nicht umhin, hierbei zu bemerken, daß dies auch von Franklin, und von der bei weitem größten Zahl unserer Kriegshelden und Staatsmänner gelte, wir aber in allen solchen Fällen herzlich zu dem Schluß einstimmen, daß in der Gesammtwürdigung des Mannes vor allem die sittlichen Eigenschaften, die Gemüths- und Willenskraft in's Gewicht fallen, die reine Harmonie, in der sie mit dem geistigen Vermögen zu bedeutenden Ergebnissen zusammenwirkten, und daß, wenn dies im Verein den großen Mann macht, Washington — gleich unserem Stein — dies im höchsten Sinn zu heißen verdient! —

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Erste Abtheilung. Goethe's Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Jena, Karl Hochhausen's Verlag, 1855. 131 S. in 12.

Unsre deutsche Litteratur, von deren Dasein August Wilhelm von Schlegel vor fünfzig Jahren in seinen Vorlesungen zu Berlin nur zweifelnd sprach, ist seitdem, wie niemand läugnen wird, allmählig zu einem festen Bestande herangediehen. Weit entfernt, diese erreichte Stufe, wie manche thun möchten, als einen Stillstand anzusehen, glauben wir die geistige Entwicklung vielmehr in unablässigem guten Fortschreiten, wenn auch die Bahnen sich einigermaßen verändert, den Talenten sich andre Aufgaben gestellt haben. Schon darin zeigt sich ein wichtiger Unterschied, daß wir jetzt, indem wir zwar immerfort wie früher auf neuen Gewinn ausgehen, daneben auf das schon Gewonnene blicken müssen, um dasselbe sowohl zu sichern als auch fruchtbar zu erhalten. Mit dem schöpferischen Bilden hat sich gleichzeitig eine wissenschaftliche, theils ästhetische theils philologische Kritik erhoben, die wohl in keiner andern Nation auf solcher Höhe gefunden wird, und der die Sorge der Sichtung und Verwaltung unsres Litteraturschatzes vornämlich obliegt. Daß es an Sinn und Thätigkeit in dieser Richtung nicht fehlt, davon zeugen die vielen Handbücher deutscher Litteraturgeschichte, die wir seit mehreren Jahren hervorwuchern sehen, die neuen Ausgaben unsrer besten Schriftsteller, die mannigfachen Bemühungen das Leben und die Schriften derselben geschichtlich und beurtheilend aufzuhellen. Was in dem einen Betreff Gervinus, Hillebrand, Koberstein, in anderm Lachmann, Abeken, Fichte, Wagner, dann

wieder Rosenkranz, Danzel, Guhrauer, Schäfer, Alexander Jung, und endlich Delbrück, Hoffmeister, Düntzer, Viehoff, Eckardt, und noch viele Andre, in verschiedener Art und Richtung geleistet haben, ist genugsam bekannt und anerkannt. Eine ganze Schaar deutscher Philologen hat dem nationalen Gegenstande die gelehrte Sorgfalt und Genauigkeit zugewandt, welche früher nur dem klassischen Alterthum gewidmet wurden.

Mag immerhin auf diesem Gebiete, wie auf jedem litterarischen, manches Oberflächliche, Gehaltlose, Mißrathene oder nur Ueberflüssige sich gezeigt haben, das wahrhaft Werthvolle, Bedeutende und Nützliche kann dadurch keinen Eintrag leiden, als höchstens den, welchen es auf dem Büchermarkt erfährt, wo das Unbefugte dem Berechtigten sich anmaßlich vordrängt und ihm den ohnehin noch allzu sparsamen Raum verengt. Freilich erheben sich auch Stimmen gegen die ganze Gattung, und selten erscheint ein neuer Beitrag zu dieser Litteratur, insbesondre zur sogenannten Goethe-Litteratur, ohne daß sogleich von allen Seiten ein keifendes Geschrei laut wird, ein ungebärdiges Pochen und Klagen, daß man uns überfülle mit alten abgestandenen Dingen, daß man Druck und Papier verschwende, um uns Uebersatten immer wieder dieselben Gerichte aufzutischen, die wir schon oft abgelehnt. Wir wollen nicht fragen, was für Wortführer es sind, die am meisten so schreien und toben; vielleicht würden schon die Namen uns entdecken, daß nicht Fülle von Kenntniß und Einsicht, sondern Mangel an beiden, daß nicht Höhe des Standpunkts, sondern Niedrigkeit desselben, den vornehm thuenden Widerspruch erzeugen, abgesehen von dem litterarischen Neide, der

Verkleinerungssucht und andrer Gemeinheit, die sich in einzelnen Fällen dabei hervorthut. Der ehrlichen Betrachtung wird es alsbald einleuchten, wieso Goethe in obiger Hinsicht so besonders bevorzugt wird. Er ist gleichsam die Kernmitte unsrer Litteratur, das reichste Füllhorn und der höchste Glanz derselben; mit ihm und seinen vielartigen Schöpfungen, mit seiner tiefeindringenden Wirksamkeit, hängen die wichtigsten geistigen Entwicklungen des Vaterlandes zusammen, und seine Gebilde sind so mannigfach, so groß und voll, dabei so frisch und stark aus dem persönlichen Leben, daß ohne die genaue Kenntniß von diesem und seinen nach allen Seiten strahlenden Beziehungen uns ein großer Theil des Verständnisses seiner Schriften verloren geht. Warum sollten wir unsern Goethe nicht in gleichen Ehren halten, nicht mit gleicher Sorgfalt pflegen, wie die Italiäner ihren Dante, die Engländer ihren Shakespeare? Jahrhunderte sind vergangen, und noch immer vermehrt sich die den beiden Heroen gewidmete Litteratur! Die Goethe-Litteratur hat noch manchen Zuwachs abzuwarten, ehe sie zu gleicher Ausdehnung gelangt! Uebrigens dürfen wir den Umstand preisen, daß hier früher als bei jenen die kritische Thätigkeit erwacht ist, und noch von Freunden und Zeitgenossen des Dichters die Aufschlüsse und Erläuterungen aufgesammelt und bewahrt, die in Betreff jener vergebens ersehnt werden. Man betrachte, wie schnell der jetzige Weltlauf die Spuren schon der nächsten Vergangenheit bedeckt, daß vielleicht eben heute noch zu fassen ist, was morgen schon verschwunden! Was würden die Engländer für einen Schatz zu besitzen glauben, wäre bald nach Shakespeare's Tod ein Eckermann, ein Düntzer

wieder Rosenkranz, Danzel, Guhrauer, Schäfer, Alexander Jung, und endlich Delbrück, Hoffmeister, Düntzer, Viehoff, Eckardt, und noch viele Andre, in verschiedener Art und Richtung geleistet haben, ist genugsam bekannt und anerkannt. Eine ganze Schaar deutscher Philologen hat dem nationalen Gegenstande die gelehrte Sorgfalt und Genauigkeit zugewandt, welche früher nur dem klassischen Alterthum gewidmet wurden.

Mag immerhin auf diesem Gebiete, wie auf jedem litterarischen, manches Oberflächliche, Gehaltlose, Mißrathene oder nur Ueberflüssige sich gezeigt haben, das wahrhaft Werthvolle, Bedeutende und Nützliche kann dadurch keinen Eintrag leiden, als höchstens den, welchen es auf dem Büchermarkt erfährt, wo das Unbefugte dem Berechtigten sich anmaßlich vordrängt und ihm den ohnehin noch allzu sparsamen Raum verengt. Freilich erheben sich auch Stimmen gegen die ganze Gattung, und selten erscheint ein neuer Beitrag zu dieser Litteratur, insbesondre zur sogenannten Goethe-Litteratur, ohne daß sogleich von allen Seiten ein keifendes Geschrei laut wird, ein ungebärdiges Pochen und Klagen, daß man uns überfülle mit alten abgestandenen Dingen, daß man Druck und Papier verschwende, um uns Uebersatten immer wieder dieselben Gerichte aufzutischen, die wir schon oft abgelehnt. Wir wollen nicht fragen, was für Wortführer es sind, die am meisten so schreien und toben; vielleicht würden schon die Namen uns entdecken, daß nicht Fülle von Kenntniß und Einsicht, sondern Mangel an beiden, daß nicht Höhe des Standpunkts, sondern Niedrigkeit desselben, den vornehm thuenden Widerspruch erzeugen, abgesehen von dem litterarischen Neide, der

Verkleinerungssucht und andrer Gemeinheit, die sich in einzelnen Fällen dabei hervorthut. Der ehrlichen Betrachtung wird es alsbald einleuchten, wieso Goethe in obiger Hinsicht so besonders bevorzugt wird. Er ist gleichsam die Kernmitte unsrer Litteratur, das reichste Füllhorn und der höchste Glanz derselben; mit ihm und seinen vielartigen Schöpfungen, mit seiner tiefeindringenden Wirksamkeit, hängen die wichtigsten geistigen Entwicklungen des Vaterlandes zusammen, und seine Gebilde sind so mannigfach, so groß und voll, dabei so frisch und stark aus dem persönlichen Leben, daß ohne die genaue Kenntniß von diesem und seinen nach allen Seiten strahlenden Beziehungen uns ein großer Theil des Verständnisses seiner Schriften verloren geht. Warum sollten wir unsern Goethe nicht in gleichen Ehren halten, nicht mit gleicher Sorgfalt pflegen, wie die Italiäner ihren Dante, die Engländer ihren Shakespeare? Jahrhunderte sind vergangen, und noch immer vermehrt sich die den beiden Heroen gewidmete Litteratur! Die Goethe-Litteratur hat noch manchen Zuwachs abzuwarten, ehe sie zu gleicher Ausdehnung gelangt! Uebrigens dürfen wir den Umstand preisen, daß hier früher als bei jenen die kritische Thätigkeit erwacht ist, und noch von Freunden und Zeitgenossen des Dichters die Aufschlüsse und Erläuterungen aufgesammelt und bewahrt, die in Betreff jener vergebens ersehnt werden. Man betrachte, wie schnell der jetzige Weltlauf die Spuren schon der nächsten Vergangenheit bedeckt, daß vielleicht eben heute noch zu fassen ist, was morgen schon verschwunden! Was würden die Engländer für einen Schatz zu besitzen glauben, wäre bald nach Shakespeare's Tod ein Eckermann, ein Düntzer

für ihn dagewesen! Doch wir wollen gerecht sein, und anerkennen, daß auch die Deutschen den Werth solcher Bemühungen zu schätzen wissen; die Nation läßt sich durch das widerbellende Gekläff nicht irren, und ihren ächten Antheil bezeugt die sprechende Thatsache, daß nach kurzer Zeit von Düntzer's großem Kommentar zum Faust bereits die zweite Auflage nöthig geworden ist.

Jedoch haben die deutschen Philologen, indem sie in der Hauptsache dasselbe Geschäft üben, wie die klassischen, noch eine eigne und nähere Aufgabe. Die gelehrte Forschung bleibt bei den letztern streng im wissenschaftlichen Gebiet abgeschlossen, die Völker und Sprachen, mit denen sie es zu thun haben, sind als lebende nicht mehr vorhanden, und wer ihre Schriftsteller bearbeitet, kann kein andres als ein gelehrtes Publikum dabei voraussetzen. Für uns aber, die wir noch in der Mitte und Fülle eines wenn auch vielfach bedrängten, doch lebendigen und starken Volksthums stehen, wäre der Gewinn nur unvollständig, wenn er aus der Strenge der Wissenschaft nicht in den Besitz der Allgemeinheit überginge, nicht allen Gebildeten der Nation zur Bereicherung sich darböte. Der Schaden wäre um so größer, als wir uns nicht verhehlen können, daß noch heute die wesentliche Bildung unsres Volks hauptsächlich auf der treuen und hohen Gesinnung, der menschlich erwägenden Denkart und auf der redlichen Geistesforschung beruht, die im Allgemeinen den Karakter unsrer großen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen. Dieses edle Vermächtniß uns zu schmälern, wo nicht zu entreißen, sind in unsern Tagen genug Irrgeister bemüht, ihre Wahrung und Pflege ist eine Nationalsache geworden, eine Pflicht der Vater-

landsliebe, für welche leider wenig andre Gelegenheiten uns offen geblieben sind!

Daher ist es ein so löbliches als zweckmäßiges Unternehmen, welches hier angekündigt und glücklich begonnen wird, durch eine Folge von bequemen und wohlfeilen Bändchen dem deutschen Volke in einer angenehmen, reinen und fließenden Form gediegene Erläuterungen seiner Klassiker darzubieten, zu leichterm Verständniß und innerlicher Aufnahme des Schönsten und Edelsten, was seine auserwählten Geister hervorgebracht haben. Die Erläuterung Goethe'scher Werke hat Düntzer übernommen, dem wohl niemand in diesem Fache die Palme streitig machen kann; die Schiller'schen Schriften werden von Eckardt bearbeitet, Klopstock von Zimmermann in Worms, Lessing von Hölscher in Herford; für Wieland, von welchem zunächst der anmuthige Oberon in Aussicht steht, tritt wieder Düntzer ein.

Einladender konnte das Unternehmen nicht eröffnet werden, als mit der Erläuterung von Goethe's Hermann und Dorothea. Das Gedicht ist obschon im Gewande des griechischen Epos doch der deutscheste Deutschheit entsprossen; das wahre Herzblut der Nation pulsirt darin. Düntzer hat seine Erklärungsweise den besondern Erfordernissen, welche in dem angezeigten Zwecke liegen, mit gutem Takt anbequemt. Das schönste Zeugniß für seine das herrliche Gedicht Schritt für Schritt begleitenden Erläuterungen dürfte wohl sein, daß das Lesen derselben unmittelbar nach der Goethe'schen Dichtung den Sinn und Geist von dieser auch im Abglanze der Wiederholung erwecken und befriedigend empfinden läßt.

Der grüne Heinrich. Ein Roman von Gottfried Keller. Braunschweig, 1855. 4 Bde. 8.

Der von den Lesern der drei ersten Bände dieses ausgezeichneten Romans sehnlichst erwartete vierte Band ist endlich erschienen, und somit das ganze Werk zum Abschlusse gebracht. Der Verzug, müssen wir gleich sagen, hat dem Buche keineswegs geschadet, weder Unsicherheit und Ermüdung noch Uebereilung des Autors werden sichtbar, die Geschichte geht im begonnenen Schritt und in gleichmäßiger Entwicklung weiter, das Ende verknüpft sich dem Anfang, und ungeachtet des großen Zwischenraums in der Abfassung ist alles wie aus Einem Guß; ein Vorzug, der wie von selbst aus dem höheren sich ergiebt, daß hier überall ein leitender Gedanke waltet und die Phantasieen ohne Irrung demselben Ziele zuführt. Die lebhafte Theilnahme, mit welcher wir dem Lebenswege des Helden folgen, beruht auf der innern Entwicklung, die uns dargelegt wird, auf den ewigen Räthseln des menschlichen Herzens und Geistes, die erforscht und offenbart werden, weniger auf raschem Wechsel von Abentheuern und künstlichen Verschränkungen, die schon der biographische Zuschnitt des Romans einigermaßen ausschließt, wiewohl es auch an spannenden Auftritten, überraschenden Wendungen und kühnen Schilderungen nicht fehlt; doch diese bleiben stets dem höheren Geist untergeordnet, der das Ganze durchdringt. Selbst einige scheinbare Auswüchse, z. B. die prächtige Ausmahlung des Künstlerfestes in München und das gewagte Hinabsteigen in den Zwiespalt der menschlichen Freiheit und Nothwendigkeit, sind nicht willkürliche Episoden, sondern hülfreiche Glieder des gebotenen Entwicklungsganges. Ueberhaupt

iſt dieſe Dichtung in jedem Sinn eine ungemeine zu nennen, eine zwar der Unterhaltung gewidmete, aber nicht der gemeinen gewöhnlicher Romanleſer, ſie fordert Leſer von Gemüth, von Kunſtſinn; auf ſolche Leſer auch rechnete der Autor, als er in der Vorrede das — wir dürfen wohl ſagen unnöthige — Bekenntniß ablegte, er habe ſich in der Ausarbeitung bisweilen vergriffen, wobei der beſſere Leſer nur das hohe Maß künſtleriſcher Forderungen ſieht, die der Dichter an ſich ſelbſt macht, während der gemeine ihn thöricht beim Worte nehmen und feſthalten will! Aus unſren Andeutungen ergiebt ſich von ſelbſt, daß wir es hier auch mit einem urſprünglichen Werke zu thun haben, mit einem aus kräftiger Eigenheit natürlich hervorgewachſenen; es weht ächte Schweizerluft darin, der Geiſt allgemeiner Freiheit und perſönlicher Selbſtſtändigkeit. Deßhalb wollen wir auch einige landſchaftliche Ausdrücke nicht als Flecken rechnen; ſie werden kaum ſtörend in der ſonſt klaren und gewandten Schreibart, die nicht ſelten an die helle Feſtigkeit des Wilhelm Meiſter, an die zarte Anmuth Heinrichs von Oſtertingen erinnert, und ſogar den Schmuck von Sinnſprüchen des Angelus Sileſius willig aufnimmt. In Einem Stücke nur können wir unſre Unzufriedenheit nicht bergen; wir wollen dem grünen Heinrich ein andres Ende beſchieden ſehen, oder vielmehr ſei er uns nur geſtorben, damit er uns von ſeinem Weiterleben überzeuge, und als glücklicher redivivus uns fernerhin begegne!

Verirrt und Erlöſt. Roman von M. Ring. Gotha, 1855. 2 Bde.

Ob ein Roman einen beſtimmten Gedanken zum Inhalt haben und ſogar ausſprechen ſoll, oder ob es genüge,

wenn er überhaupt Leben, wirkliches und ideales, darstellt, darüber ist viel gestritten worden. Friedrich Schlegel rühmte an Goethe's Wilhelm Meister, daß er keinen solchen ausdrücklichen Zweck, kein einzelnes Lösungswort habe, jedoch späterhin spielte ihm Goethe den schlimmen Streich, und zeigte, daß grade dieser Roman ein solches Wort enthalte und deutlich aussage. Der Streit ist unsres Bedünkens am besten zu schlichten, wenn wir beide Forderungen vereinigen, das Leben schildern, aber nicht ohne leitenden Gedanken, den Gedanken aufstellen, aber getragen von Fülle des Lebens. Beides thut der vorliegende Roman, und in einer so ausgezeichneten Weise, wie sie von dem Verfasser der „Kinder Gottes", und der „Genfer" zu erwarten stand. Er führt uns zuerst in die vornehme Welt eines beliebten Badortes ein, die sich jedoch bald in die Kreise der mittlern und untern verflochten sieht, und ihre Vortheile und Vorurtheile gegen diese zu behaupten strebt, wobei indeß auch ihre Gebrechen und Schattenseiten hinreichend offenbar werden. Zuletzt flüchten die bessern Elemente der Gesellschaft aus dem vornehmen Scheinwesen in die tüchtige Wirklichkeit des Mittelstandes, und finden hier eine Befriedigung, die ihnen auf dem früheren Boden nicht gewährt war. Was wir dem Dichter hiebei hoch anrechnen, ist die ächt dichterische Gerechtigkeit, daß er, ungeachtet der angedeuteten Tendenz, die Vorzüge und Reize des höheren Standes und der Weltbildung keineswegs verdunkelt, im Gegentheil sie im hellsten Lichte glänzen läßt, so daß der Leser fast ein Bedauern fühlt, nicht in diesen Kreisen zu verbleiben. So dünken uns auch die aristokratischen Karaktere reicher und anziehender ausgestattet als die plebejischen, das Ehren-

werthe, Gediegne der letztern ist seiner Natur nach einfach, während die Weite und Fülle der großen Welt die mannigfachsten Gestaltungen begünstigt. Einige der Karaktere, z. B. die Heldin selbst, können als ganz neue gelten, die doch in ihrer Eigenheit völlig naturwahr erscheinen. In den Ereignissen finden sich ebenfalls neue, überraschende Wendungen, die den Leser in große Spannung versetzen. Was aber dem ganzen Gemählde noch einen besondern Nachdruck verleiht, ist die herrliche, mit künstlerischer Wahrheit ausgeführte Schilderung der Natur, der großartigen Gegenden, in welchen die Handlung vorgeht. Die Ereignisse selbst empfangen von daher eine festere Haltung, und die durchaus würdige Tonart einen höheren Schwung. In den eingestreuten Betrachtungen und Erörterungen, deren Uebermaß glücklich vermieden ist, erkennt man den auch außerhalb der Poesie in weiten wissenschaftlichen Gebieten einheimischen und mit strenger Gedankenfolge vertrauten Autor. Welche Wahrheit er durch seine Dichtung vorzugsweise hat aussprechen wollen, welche Lehre daraus zu folgern sei, das möge jeder Leser nach eignem Vermögen herausfinden und nach eignem Sinne formuliren, als den mühelosen Ertrag seines wohlangewandten Vergnügens. Ueber einige Bedenken und Einwendungen, die wir gegen Einzelheiten zu machen hätten, behalten wir uns vor, an einem andern Orte zu sprechen. —

Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. Von Adolph Stahr. Braunschweig, 1854, 55. Erster Band XX und 566 Seiten. Zweiter Band XX und 500 Seiten. 8.

Indem wir eine Anzeige dieses mit dem eben erschienenen zweiten Bande beendigten Werkes liefern, haben

wir nicht die Absicht, einen wissenschaftlichen Maßstab an das Einzelne der reichen Fülle zu legen, die uns hier dargeboten wird, noch weniger, mit dem verehrten Verfasser eine polemische Erörterung zu beginnen über die Ansichten, zu denen er sich bekennt, am wenigsten aber, ihm einige Irrthümer oder Versehen vorzuhalten, die ihm etwa begegnet sein mögen, und die bei einer zweiten Auflage von selbst wegfallen oder berichtigt werden. Aufgaben, wie die erwähnten, mögen Andere sich stellen, Kunstgelehrte oder Kritiker vom Fach, welches beides zu sein wir uns nicht rühmen. Wir, die wir im Namen des größern Publikums, der gebildeten Laien, sprechen, machen es uns vielmehr zur Pflicht, dem Verfasser den innigen Dank, den reichverdienten Dank auszusprechen, der ihm von unserer Seite gebührt.

In der That, betrachten wir den weiten Umfang unserer Litteratur, die vielartigen Leistungen, in welchen Alterthumskunde, Sprachwissenschaft, Aesthetik und Kunstgeschichte bisher mit außerordentlichen Erfolgen gewetteifert, so finden wir in allem Reichthume der mannigfachsten Erzeugnisse doch kein selbstständiges Werk, das uns den Gesammtertrag so vieler Forschungen und Arbeiten zu faßlichem Ueberblicke lichtvoll zusammenstellte, uns das Kunstwesen des Alterthums in klarem, geistbeseelten Vortrag eindrücklich zur Anschauung vorführte; ja wir dürfen behaupten, daß auch Engländer und Franzosen kein Werk besitzen, das auch nur als ein Versuch in dieser Richtung gelten könnte. Diese Lücke ist es, welche der Stahr'sche Torso zuerst, und unseres Erachtens höchst verdienstlich ausfüllt, wenigstens strebt das ganze Werk diesem Ziele mit redlichem Eifer zu. Hiebei waren vor

allem zwei Abwege zu vermeiden, der einer pedantiſchen Trockenheit, und der einer zu weit getriebenen Popularität. Der Mittelweg zwiſchen beiden dünkt uns ſehr glücklich getroffen. Dem hohen Stand unſerer allgemeinen Bildung gemäß, mußten hauptſächlich die Anſprüche der zahlreichen Leſer berückſichtigt werden, deren Fach zwar weder Philologie noch Aeſthetik noch Kunſtgeſchichte iſt, denen aber doch keine dieſer Wiſſenſchaften fremd geblieben, und die nun auf dem Gebiete, wo dieſe zuſammenſtrömen, bei ſchon gutem eigenen Anhalte doch noch eines zuverläſſigen Führers bedürfen, um jenes weite Gebiet mit Genuß und Ertrag zu durchwandern. Als ein ſolcher Führer erſcheint mit Fug und Glück das vorliegende Werk. Mit Fug, denn der Verfaſſer iſt ein bewährter Philolog, ein feinſinniger Aeſthetiker, ein hellſehender Geſchichtsforſcher, und durch ſeinen Aufenthalt in Italien, wie in Paris und andern Orten, wo Kunſtſchätze verſammelt ſind, mit ſo reicher Anſchauung genährt, daß wenige Deutſche hierin viel vor ihm voraus haben; aber auch mit Glück, denn wir müſſen ſagen, daß uns kein Buch bekannt iſt, in welchem ein ſo gewaltiger Stoff, der unter den Händen und Streitigkeiten der Gelehrten ſo trocken und ungenießbar geworden, mit ſolcher ernſten Liebe, mit ſolcher Friſche und Wärme behandelt wäre.

Dieſe Friſche und Wärme, über das ganze Gebiet wohlthuend hinſtrömend, haben ſelbſt die Gegner anerkennen müſſen. Inmitten ſo vieler ſchwierigen Forſchungen, ſtreitigen Anſichten und widerſprechender Urtheile, wie im Bereich der Kunſtwiſſenſchaft des Alterthums ſie ſchaarenweiſe und vielleicht mehr als in jedem andern Fache vorkommen, ſich nicht nur eine freie Selbſtſtändig-

keit, ſondern auch die freudige Begeiſterung bewahrt zu haben, aus der allein die Anmuth des Vortrags hervorgeht, iſt ein Vorzug, den wahrlich wenige Werke dieſer Gattung mit dem vorliegenden theilen, ein Vorzug, der dieſes Werk über eine große Zeitenkluft hinweg dem unſterblichen Werke Winckelmann's zunächſt anſchließt.

Der Verfaſſer iſt aber nicht nur ſelbſtſtändig auf ſeinem gewählten Standpunkt, ſondern auch gerecht und rückſichtsvoll. Er hat gefühlt, daß bei einer Führerſchaft, wie die von ihm übernommene, die eigene Anſicht und das eigene Urtheil nicht ausſchließlich herrſchen dürfen, ſondern daß ſeine Leſer verlangen dürfen, auch die Meinungen und Angaben anderer Stimmberechtigten zu vernehmen. Dieſe werden von ihm nicht verhehlt oder zurückgedrängt. Daß er ſelbſt diejenigen Meinungen, denen er beiſtimmt und die er ſich aneignet, gern mit den eigenen Worten derer, welche ſie vor ihm ausgeſprochen, reden läßt, und ganze Stellen aus andern Schriften, ſofern ſie in ſeinen Text paſſen, dieſem einverleibt, mit dankbarer Nennung und Anerkennung der Autoren, denen er dergleichen entlehnt, iſt eine Gerechtigkeit zugleich und Beſcheidenheit, und darf keinen Tadel begründen. Sind auch dieſe namentlichen Anführungen bei wiederholter Gelegenheit nicht jedesmal ausdrücklich wiederholt, ſo wird kein Billiger hieran ſich ſtoßen, da bei ſolchem Werk ohnehin die Citatenmenge nur läſtig iſt, und eine abſichtliche Verhüllung da nicht vorausgeſetzt werden kann, wo die offenen Angaben ſo entſchieden vorwalten, und ein Verſuch zu Täuſchungen ganz undenkbar iſt bei einem Schriftſteller von anerkannter Redlichkeit und Würde.

Ueberhaupt iſt bei einem Werk über die Kunſt des

Alterthums nicht außer Acht zu lassen, daß ein so vielverzweigter, in seinem Zusammenhange durch weitklaffende Lücken getrennter, in die verschiedensten Zeiten und Räume verstreuter und oft dunkel versteckter Stoff sowohl im Ganzen wie im Einzelnen den heftigsten Streitigkeiten unterliegt, daß hier die widersprechendsten Annahmen stattfinden, und in ihnen das Größte wie das Kleinste mit Eifer, ja mit desto mehr Grimm und Gehässigkeit behauptet oder verneint wird, je mehr die Sachen in der That noch zweifelhaft sind. Neigt der Autor im Gemenge dieser Kämpfe sich einer bestimmten Seite zu, so wird er von der entgegengesetzten sicher scharfen Tadel erfahren, hält er zweifelnd die Mitte, so kann er doppelter Unzufriedenheit nicht entgehen.

Wir unsererseits beschließen unsere Anzeige, wie wir sie begonnen, mit dem innigen Dank, den wir dem Verfasser für sein so belehrendes als anmuthvolles Werk mit reinstem Sinn darbringen.

Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie, von Dr. Ferdinand Deycks. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. 1855. 12.

Zum zweitenmale begrüßen wir dieses werthe Buch, das in seiner neuen Ausgabe zugleich als eine ganz neue Arbeit erscheint. Zwar der Kern ist derselbe, die Grundansicht und Auffassung im Allgemeinen so wie die bedeutendsten Erklärungen sind im wesentlichen dieselben geblieben; aber die Ausführung ist bestimmter, freier, und in jedem Betracht reicher geworden. Die zahlreichen Schriften, welche seit der ersten Ausgabe sich die Beurtheilung

oder Erläuterung des Goethe'ſchen Fauſt angelegen ſein ließen, hat Dr. Deycks ſorgfältig beachtet und benutzt, und wenn er beim Sichten und Erwägen ſo vieler einander widerſtreitenden Meinungen im Ganzen doch mehr Anlaß fand, ſeine eignen Behauptungen zu beſtätigen, als ſie zu ändern, ſo iſt dies ein Verdienſt ſeiner erſten Arbeit, das in dieſer zweiten nur glänzender wieder erſcheint. Wo hingegen Gründe von hinreichendem Gewicht ihn bewogen, frühere Anſichten fallen zu laſſen, oder ſie einzuſchränken, zu erweitern, da thut er dies mit der edlen Unbefangenheit und neidloſen Anerkennung, die dem ächten Gelehrten und redlichen Forſcher ziemen, der zunächſt auf die Sache ſieht und vor allem die Wahrheit ſucht. Ein Hauptverdienſt dieſer Schrift, welches auch in der neuen Arbeit ſich bewährt, iſt die Nachweiſung des Ganges der Dichtung, ihres tiefen Zuſammenhanges, und der verhältnißmäßigen Uebereinſtimmung ihrer Theile. Dieſen Zuſammenhang und dieſe Uebereinſtimmung haben bekanntlich manche Kritiker dem Goethe'ſchen Fauſt abſprechen wollen. Außer offenbarem Unverſtand und lockerem Wahn haben auch vorgefaßte Meinung und eitler Eigenſinn zu ſolchen thörichten Urtheilen beigetragen. Angeſehene Autoritäten der romantiſchen Schule hatten früher behauptet, der Fauſt, welcher zunächſt als Fragment erſchienen, ſei ſeiner Natur nach ein Fragment, könne nicht weitergeführt werden, müſſe ewig ein Fragment bleiben, mit Gretchens Ohnmacht und dem Ausruf: „Nachbarin, euer Fläſchchen!" ſei der vollſtändigſte, befriedigendſte Schluß herbeigeführt! Das Schlimmſte bei ſo lächerlichen Uebertreibungen iſt, daß man ſie ſpäter, um ſich keine Blöße zu geben, behaupten und mit Aufwand aller Kräfte ver-

treten muß. Die Abneigung und Geringschätzung, welche z. B. Tieck und auch Steffens bei jeder Gelegenheit gegen den zweiten Theil des Faust gezeigt, beruht großentheils auf solchen übereilten früheren Urtheilen, die gerettet werden sollten. Da mußte denn vor allen Dingen der zweite Theil des Faust ein Werk des Alters sein, der peinlichen Ueberlegung und Absichtlichkeit, ein Werk, in welchem statt lebendiger Gestalten nur gelehrter Bilderkram und kaltes Begriffswesen walten sollte. Auch dies war wieder in übereiltem Irrthum gesprochen; die Leute meinten, weil der zweite Theil des Faust erst in den letzten Lebensjahren Goethe's abgeschlossen worden, dieser Theil sei ganz und gar in dieser Zeit verfertigt worden, und so tappten sie blind in die äußerliche Folgerung hinein, ein Werk des Alters könne nicht frisch und jugendlich sein. Freie Unbefangenheit und lebendiges Gefühl hätten erkennen müssen, daß auch im zweiten Theile die hellste Dichterkraft, das beseelteste Leben walte, aber das Vorurtheil war stärker. Jetzt wissen wir, daß ein großer Theil der dem späten Alter zugeschriebenen Faustscenen in des Dichters kraftvollster Zeit entstanden ist, ja seiner frühsten Jugend angehört, und daß der gesammte Stoff von jeher ihm als ein festgegliedertes Ganzes in der Seele gelegen hat. Die Mannigfaltigkeit der Ausführung giebt allerdings eine große Verschiedenheit auch der Zeiten und Umstände zu erkennen, aber diese Mannigfaltigkeit selbst, welche der Einheit nicht schadet, sondern nur dient, geht aus dem Reichthum der Schöpfungskraft hervor, und mehrt die Pracht und Herrlichkeit der ganzen Dichtung.

Mögen sie schreien und klagen, die zahlreichen Goethefeinde und Goetheneider! Die ihnen verhaßte Goethe-

litteratur wächst und blüht und gedeiht noch immer auf unseren Fluren; der Faust insbesondere wird für die Deutschen immer mehr, was den Italiänern Dante's Divina commedia ist, an ihm werden noch künftige Geschlechter ihre Lust und Freude haben, ihren Fleiß und Scharfsinn üben!

Wir scheiden von dem anmuthigen, leichtfaßlich und doch gediegen geschriebenen Büchlein mit dem Wunsche, daß ihm allseitig die gebührende Anerkennung werde. Schließlich gedenken wir mit Ehren der Philologie, die nicht nur die hier unentbehrlichen Kenntnisse darreicht, sondern auch die Klarheit und Festigkeit der Einsicht, den sichern Weg und das richtige Maß giebt, die aller Kritik so nöthig und leider doch so selten sind.

Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem litterarischen Nachlasse. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin, Franz Duncker. 1855. gr. 8.

Wir dürfen nicht schweigen von diesem ächt vaterländischen Buche, das uns in die Zeiten der Begeisterung und des Ruhmes der Deutschen, in die Mitte der Befreiungskriege, durch lebenvolle Bilder zurückführt! Der Verfasser, dem ein tiefes Gefühl für die Eigenthümlichkeit deutschen Landes und Volkes inwohnt, wie er in seiner trefflichen Behandlung thüringischer Sagen dargethan, hat auch den wunderlichen „Alten im Bart", der als unfreiwilliger Einwanderer in Thüringen seine letzte Heimath gefunden, zum Gegenstande seiner sorgsamen Forschung und Schilderung gewählt. Jahn hätte in keine bessern Hände kommen können! Er ist mit Liebe aufgefaßt, und mit Gerechtigkeit gewürdigt. Und nicht eine strenge Wo-

graphie, in welcher jedenfalls große Lücken hätten bleiben müssen, und andrerseits die erforderliche Umständlichkeit mitunter lästig geworden wäre, sondern eine Folge wahrheitgetreuer und bezeichnungsvoller Lebensbilder stellt uns den Helden vor Augen, in seiner vollen Eigenheit, wie er leibte und lebte, mit der zu ihm gehörigen Umgebung, den Ereignissen und Stimmungen seiner Zeit. Mit glücklichem Takt hat der Verfasser diese Darstellungsweise gewählt, es konnte für seinen Gegenstand keine günstigere geben. Die treue geschichtliche Wahrheit erscheint hier im Reize romantischer Vorgänge und Auftritte, und nicht leicht kann ein solcher Inhalt anmuthiger dargeboten werden. Der Leser empfindet einen eigenen Zauber im Vortrage dieser Geschichten, einen Zauber, der zum Theil allerdings dem Gegenstand angehört, vorzugsweise aber darin begründet ist, daß der edle Verfasser überall seinen eigenen vaterländischen Sinn, seine Herzenswärme und Geistesfrische, würdig jener Vergangenheit, in die Erzählung mit verwebt hat, und dies ganz anspruchslos, unabsichtlich möchte man sagen, in einfacher und natürlicher Weise. Kein falsches Pathos mischt sich ein, keine gespreizte Auftreibung des Stoffes. Die Vorliebe thut nach dem besonnenen Urtheil keinen Eintrag, und wir müssen es hoch anerkennen, mit welcher strengen Gerechtigkeit auch die schwachen und mißlichen Seiten in Jahn's Wesen und Leben besprochen sind, Seiten, die den schärfsten Tadel herbeiziehen zu müssen scheinen, und denen man doch so gern milde Nachsicht angedeihen läßt. Die bedenkliche Frage über Jahn's persönlichen Muth wird ohne Verschweigung der Anklage mit musterhafter Billigkeit erörtert. Ohne Zweifel ließen die Schilderungen und Belege

dieſes reichen Stoffes ſich noch ſehr vermehren, vieles Einzelne ſich weiter ausführen, und wir dürfen hoffen, daß bei neuer Auflage dem Buche noch mancher ſchöne Beitrag einzuverleiben ſein werde; allein im Grunde genügt das Mitgetheilte vollkommen, um Jahn's wahre Geſtalt auf dem lebendigen Hintergrunde ſeines Zeitalters im hellſten Licht hervortreten zu laſſen. Kein geringes Verdienſt aber iſt es, wenn ein ſolches Buch nach dem befriedigten Leſen noch immer den Wunſch übrig läßt, es möchte doppelt ſo ſtark ſein! —

The life and works of Goethe. By G. H. Lewes. London, 1855. 2 Vols. 8.

Mit Vergnügen und Stolz melden wir die Erſcheinung eines Werkes, das wie dem Verfaſſer, ſo unſerm geſammten Vaterlande zu Ruhm und Ehre gereicht. Ein Engländer unternimmt, das Leben Goethe's zu ſchreiben, eine Arbeit, die einem Deutſchen die größten Schwierigkeiten darbietet, einem Ausländer aber faſt unüberwindliche, und ſiehe da! Der Ausländer löſt ſeine Aufgabe mit beinahe größerem Gelingen, als bis jetzt noch einem Deutſchen beſchieden war! Wir erkennen gleich Lewes den Werth der Biographieen von Viehoff und Schäfer, ſo wie der fleißigen und eindringenden Commentare von Düntzer, Deycks und andern, aber Lewes hat vor ihnen voraus, daß er ſpäter ſchrieb als ſie, und mit ihren Schriften noch andere hochwichtige Mittheilungen benutzen konnte, die jenen noch nicht bekannt waren; auch hatte er die Sorgfalt und Muße, ſeiner Arbeit eine ganze Reihe von Jahren zu widmen, und ihretwegen einen längern Aufenthalt in Deutſchland zu machen, beſonders auf dem

Schauplatze von Goethe's Leben und Wirken, in Weimar, Jena, überhaupt in Thüringen, wo er an Ort und Stelle noch manche wichtige Nachricht einsammelte, und die fruchtbarsten Anschauungen gewann. Neben diesen äußern Vortheilen hat er aber auch den größeren eines hohen geistigen Standpunktes, eines freien Umblicks und Urtheils, einer vielseitigen wissenschaftlichen sowohl als ästhetischen Bildung. Er giebt sich auf dem Titel dieses Buches als der Verfasser einer Geschichte der Philosophie an, die ihn auf diesem Gebiete vollständig heimisch zeigt; er hat aber auch über das spanische Drama geschrieben, sich in romantischen und dramatischen Dichtungen versucht, und besonders auch als ästhetischer Kritiker viel geleistet. Man wird gestehen, daß für einen Biographen Goethe's dies eine vortreffliche Ausstattung ist!

Wir können im Ganzen seine Würdigung des Dichters wie des Menschen Goethe eine solche nennen, die mit den Auffassungen, wie die besten seiner Landsleute und Zeitgenossen sie uns gegeben, übereinstimmt. Besonders ist das hohe und reine Menschliche in ihm hervorgehoben, der sittliche innere Zusammenhang seines Wesens, und dies auch als die Quelle seiner dichterischen Aechtheit, Größe und Kraft bezeichnet. Daß der Engländer für manche Erzeugnisse des Goetheschen Genius weniger Sinn hat, und er einiges als gering anschlägt, was bei uns anders beurtheilt wird, darf uns nicht wundern; giebt es doch genug Deutsche, die in diesem Betreff dem Ausländer nicht nachstehen! Besonders wichtig ist auch der Abschnitt über Goethe als Mann der Wissenschaft; ihm wird als Forscher und Entdecker eine überaus hohe Stufe zuerkannt; nur in der Farbenlehre kann der Engländer sich nicht

entschließen, seinen großen Newton der Goetheschen Kritik preiszugeben. Das Buch hat in England gleich bei seinem Erscheinen den größten Erfolg gehabt, und wird für deutsche Sprache und Litteratur, so wie insbesondere für die richtige Beurtheilung unseres Dichters, von bedeutender, nachhaltiger Wirkung sein. Wir dürfen in dieser Hinsicht Lewes aufrichtigen Dank sagen. Aber auch in Deutschland dürfte diese Biographie für eine große Zahl von Lesern ein willkommenes Geschenk und eine deutsche Uebersetzung kein überflüssiges Werk sein. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, wie sich das von einem englischen von selbst versteht: den ersten Band ziert ein Bildniß des jungen Goethe, den zweiten ein Bildniß Goethe's des Mannes. —

Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Erster Theil. Braunschweig, bei Vieweg, 1856. 8.

Vor einiger Zeit war es unter den regsamern Litteraten eine Art Sucht, daß jeder sein eigenes Tag- oder Wochenblatt haben wollte; jetzt will fast jeder sich eine eigne Litteraturgeschichte schreiben, und wir haben in diesem Fach einen so reich versehenen Markt, daß die Käufer nach Belieben sich ihre Sorte auswählen können, von der preiswürdigsten bis zum gemeinsten Schund. Wir wollen aber um deßwillen, daß hier wie überall, neben dem Vortrefflichen und Guten auch das Geringe und Nichtswürdige sich eindrängt, uns das Fach selbst nicht verleiden lassen; im Gegentheil haben wir im Allgemeinen den Eifer nur zu loben, der die Nation mit sich selber bekannt zu machen strebt und ihre geistigen Thaten

ihr frisch im Gedächtniß hält. Auffallend ist hiebei jedoch die Erscheinung, daß dieser Eifer und Fleiß, ganz wider deutsche Gewohnheit, sich beinah ausschließlich der einheimischen Litteratur zuwendet, und die fremde ganz über Gebühr vernachlässigt. Wir geben gern zu, daß ein löbliches Vaterlandsgefühl hier lebhaft mitwirkt; aber es mögen auch andere Ursachen mit im Spiele sein, und ohne Zweifel auch Mangel an den erforderlichen Sprach- und Geschichtskenntnissen, denn über die deutsche Litteratur läßt sich, nachdem uns Gervinus und Andre die herrlichsten Vorräthe bestens aufgespeichert, mit Leichtigkeit obenhin mitsprechen, und für sich selbst und gute Freunde manch angenehmes Plätzchen auswählen, auf dem Boden des Auslandes fällt dies weg und treten strengere Forderungen ein. Das Vernachlässigen der fremden Litteraturen ist aber ein Uebelstand, der auch die Betrachtung der eignen mangelhaft und einseitig macht, und wirklich schon zum Mißverhältniß geworden ist, denn kein Volk entwickelt sich ganz aus sich selbst heraus, und nirgends sind die fremden Einflüsse häufiger und stärker, als auf dem Gebiete der Geistieserzeugnisse, wo jedes Sondergut zuletzt zum Gemeingute für Alle wird.

In dieser Lage der Dinge haben wir das eben erschienene Hettner'sche Werk seinem Stoff und seiner Richtung nach, als ein zeitgemäßes und sehr erwünschtes, seinem Gehalt und seiner Ausführung nach als ein gediegenes und vortreffliches zu begrüßen!

Dieser erste Band beschäftigt sich mit der englischen Litteratur von 1660 bis 1770. Ein großer Theil deutscher Leser hat gewiß keine Ahndung von dem Reichthum, der sich hier den Augen darlegt, Reichthum von Ge-

danken, die für die Entwicklung englischer Bildung Macht und Größe von entscheidender Wichtigkeit waren, und als Gedanken sich überall wirksam verbreiteten, Reichthum sodann von Gestalten, die höchst eigenthümlich und leuchtend den Blick jedes Geistforschers anziehen und fesseln.

Hettner hat sich zu Betrachtung dieser reichen Welt auf den höchsten Standpunkt gestellt. Er umfaßt das ganze Gebiet geistiger Wirksamkeit; theologische, philosophische naturforschliche, ästhetische und politische Strömungen verfolgt er mit gleichem Scharfblick; Kirche, Staat, Sitten und Gesellschaft, Dichtung und Schaubühne, alles liefert seinen Beitrag zu dem großen Gesammtbilde, das er vor uns aufstellt. In dem Bestreben, uns ein Allgemeines und Ganzes vorzuführen, hat er jedoch die größte Sorgfalt, das Einzelne nicht leiden zu lassen, sondern dasselbe in seiner besondern Gestalt und Berechtigung zu erhalten. Genaue Kenntniß und ruhige Einsicht führen von selbst zur billigen, zur gerechten Würdigung, die hier den mannigfachsten Geistesarten und Persönlichkeiten zu Theil wird. Aus einer unendlichen Lebensfülle wird das Wesentliche, das Bezeichnendste glücklich hervorgehoben und mit der großen Geschichtsentwicklung eine Galerie von Bildnissen verbunden, deren Betrachtung romanhaft ergötzt. Man lese zum Beispiel die lebendigen Schilderungen von Toland, Shaftesbury, Swift, Defoe, Johnson, und man wird gestehen, daß mit wenigen scharfen Strichen die eigenthümlichsten Gestalten leiblich und geistig gekennzeichnet sind.

Der Einfluß der geistigen Bewegungen in England, und sonach der englischen Litteratur, auf andre Länder und besonders auf Deutschland ist vorher nie so übersichtlich

und zugleich so genau nachgewiesen worden. Die meisten großen Fragen, welche noch heute bei uns vorliegen, und unsere Lebensverhältnisse spannen oder verwirren, sind frühe schon von englischen Schriftstellern und Kämpfern gründlich verhandelt worden. Wir können aus diesen Vorarbeiten die reichste Belehrung, die kräftigsten Hülfsmittel, die tröstlichsten Hoffnungen schöpfen. Insofern ist dieses reife Geschichtswerk zugleich eine brennende Tagesschrift.

Sehr begierig sind wir auf den zweiten Theil, welcher „die welterobernde Macht der französischen Aufklärungslitteratur" schildern wird. Die großen französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts sind in Deutschland im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre fast unbekannt geworden, und die Unkunde hat gewissenlos und leichtsinnig die Namen verurtheilt, deren Unterlage und Bedeutung sie nicht mehr wußte. Wir hoffen, diese Ungerechtigkeit von unsrem so kenntnißreichen als partheilosen Autor gesühnt zu sehen. Ein philosophischer Kopf, ein klarer Geschichtssinn und eine dichterische Hand, — dieser glückliche Verein ist ganz geeignet, uns jene glänzende Erscheinung in treuem Bilde wiederzugeben. —

Geschichte der französischen Nationallitteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. Von Eduard Arnd. Berlin, 1856, 2 Bände.

Voltaire und Rousseau in ihrer sozialen Bedeutung dargestellt von Jürgen Bona Meyer. Berlin, 1856.

Diese beiden Schriften, wie ungleich an Umfang und Absicht, gehören in Stoff und Richtung zusammen, und bilden in ihrer Gleichzeitigkeit eine merkwürdige, von uns

freudig zu begrüßende Erscheinung. Für die von uns, zu unserem Nachtheil, lange vernachlässigte, mißkannte und in ihren Heroen häufig von unwissender Schmähsucht mißhandelte französische Litteratur bricht endlich der Tag der Gerechtigkeit an, der vieljährige Unbill zu sühnen, den Werth des Verkannten zu richtiger Schätzung herzustellen hat.

Vor hundert Jahren herrschten französische Sprache, Litteratur und Geistesbildung in Deutschland unbedingt. Unsere erwachende Nationallitteratur drängte den übermäßigen Einfluß allmählig zurück. Die Epoche der Romantiker gab der englischen und südländischen Litteratur das Uebergewicht, wobei doch zu bemerken ist, daß weder Goethe und Schiller, noch Wilhelm und Friedrich Schlegel die Geisteswerke der Franzosen gänzlich verwarfen, sondern im Gegentheil sie theilweise hochachteten und gelegentlich nachbildeten. Die Zwingherrschaft des französischen Kaiserthums, die Unterdrückung und Schmach der Deutschen unter französischen Einflüssen, der dadurch gegen alles Französische genährte Haß und endlich die in den Befreiungskriegen durch schwererkämpfte Siege gewonnene Erlösung vertilgten bei uns fast alle Kenntniß und Schätzung der französischen Litteratur. Zwar blieb der litterarische Einfluß Frankreichs noch immer groß, ja er stieg sogar zur größten Höhe, aber es war nur der oberflächliche geringere Theil, der sich geltend machte, die Romane, die Dramen, die Lustspiele; der edlere, gediegene Theil, die eigentliche Geistesblüthe, die Werke des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, blieben ausgeschlossen und vergessen. Man citirte wohl oft genug die Namen, aber meist auf Hörensagen, und ohne die Autoren

und ihre Schriften zu kennen. Besonders gilt dies von Voltaire und Rousseau, Männern von erster Größe, die auf ihre Zeit mit siegendem Geist eingewirkt haben, und in der Geschichte der Menschheit von größerer Bedeutung sind, als manche Machtgebieter und Kriegsstürmer.

Zeitgemäß und dankenswerth erscheint daher jetzt unerwartet die einsichtige, maßvolle Anerkennung, die Jürgen Bona Meyer den beiden Heroen des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Schrift widmet, die, wie wir aus der Vorrede sehen, uns wirkliche Vorträge wiedergiebt, die im verflossenen Winter zu Hamburg in der Lesehalle gehalten worden sind. Es ist so richtig als verdienstlich, daß der Verfasser vor allem die soziale und kulturgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben, und die Gesinnung, das Gemüth — das man eine Zeitlang den Franzosen gern ganz absprechen wollte! — die religiöse Sinnesart und die menschenfreundlichen Bestrebungen dieser leuchtenden Geister dargelegt hat. Die kleine Schrift ist gerade in dieser Beziehung höchst empfehlenswerth.

Das Werk von Eduard Arnd umfaßt dagegen die ganze Geistesentwicklung der Franzosen, wie sie in der Litteratur sich darlegt, und geht weniger auf die Zeichnung einzelner Personen, als auf die Gestalt und Wirksamkeit ihrer Erzeugnisse, auf den ganzen Zusammenhang und die fortschreitende Bewegung dieser mannigfachen, glänzenden und erfolgreichen Geistesarbeit einer Nation, die nicht aufgehört hat, als eine der begabtesten und kraftvollsten zu erscheinen und uns als nächste Nachbarin von bestimmender Wichtigkeit zu sein. Ein solches Werk, wie das Arnd'sche, im Einzelnen zu betrachten, ist hier nicht der Ort. Wir überlassen dies den kritischen Berichten

gelehrter Kenner, deren es freilich für dieses Fach jetzt in Deutschland nicht gar viele giebt! Hier genügt uns, das Werk als ein ernstes, gründliches, von tiefer Einsicht und unbefangenem Urtheil geleitetes und dabei sehr angenehm zu lesendes bestens zu empfehlen.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Frankfurt a. M. 1856. Drei Bände.

Wir mögen wollen oder nicht, alle mannigfachen Fäden unsrer heutigen Bildung leiten uns auf das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts zurück, und vorzugsweise auf die Gruppe von Geistern und Gebilden, deren strahlender Mittelpunkt Weimar war. Einen solchen Verein großer Männer und schöpferischer Wirksamkeit, wie sich dort um den jungen Herzog Karl August zusammenfand, hat die Litteraturgeschichte selten aufzuweisen, Deutschland vorher nie gesehen, und wird seinesgleichen sobald nicht wiedersehen. Kein Wunder daher, daß die Nation unermüdlich beflissen ist, mit den Heroen jenes Kreises sich zu beschäftigen, die Personen und ihre Verhältnisse, die Umstände, Stimmungen und Einflüsse, unter denen ihre unsterblichen Werke geschaffen wurden, näher kennen zu lernen, und dadurch die letzteren selbst inniger zu verstehen, zu würdigen, sich anzueignen. Mag oberflächlicher Tagessinn die gemeine Klage führen, daß die Goethe-Litteratur, die Schiller-Litteratur — wie man sich auszudrücken pflegt — immerfort anschwelle, daß mit dem Wichtigen auch Unbedeutendes, ja Kleinliches, in die

Oeffentlichkeit eindringe, der gesunde Geist der Bessern fühlt sich dieser Nahrung bedürftig und wird ihrer in langer Zeit noch nicht entbehren wollen; dabei kann es denn wenig darauf ankommen, ob hin und wieder unter den dargebotenen kostbaren Früchten auch einige grüne oder sogar welke Blätter liegen, die man nur nicht beseitigt hat, weil sie dem Ganzen einmal angehören, und doch nicht jedem werthlos sind.

Indem wir diese apologetische Betrachtung zu Gunsten des gesammten Faches der bezeichneten Litteratur vorausschicken, müssen wir doch gleich erklären, daß die vorliegende Sammlung am wenigsten solcher Vertheidigung oder Entschuldigung bedarf. Sie steht durch ihren geistigen Gehalt wie durch ihre reichen Lebensbezüge in selbstständigem hohen Werthe da, sie würde in jeder ausländischen Litteratur mit Freudenruf begrüßt werden, in der deutschen ihr wenigstens eine ehrenvolle Stelle gesichert sein. Seit den beiden Bänden der Merck'schen Briefschaften, von Karl Wagner herausgegeben, ist nichts dieser Art erschienen, was sich an Reichthum und Anreiz diesen drei Bänden aus Herder's Nachlaß zur Seite stellen könnte. Wir sind dem trefflichen Düntzer, der mit seltner Kenntniß und gewissenhaftem Fleiß in seinem Aristarchischen Beruf ungeirrt fortarbeitet, für diese Herausgabe aufs neue zu dem wärmsten Dank verpflichtet.

Unter den großen Namen Wieland, Goethe, Herder, Schiller, welche recht eigentlich als Viergestirn am weimarischen Himmel glänzen, überstrahlen allerdings Goethe und Schiller weit die beiden andern, aber gleich nach ihnen ist unbestreitbar Herder der größte. Wenn er bisher weniger beachtet, seine Schriften weniger hervor-

gehoben und bearbeitet worden, so liegt dies an mancherlei Ursachen, die hier zu erörtern zu weitläufig wäre; wir wollen nur im Vorübergehen andeuten, daß hiebei sein krankhafter Unmuth und sein in jeder Art unglücklicher Feldzug gegen Kant nicht geringe Schuld haben. Allein die Zeit, wo die Eindrücke dieser Uebelstände noch unmittelbar wirken und Herder's Ruhm trüben mußten, ist längst vorüber, und sein edler Geist kann jetzt hell hervor und in sein volles Recht eintreten, wenn auch noch zusammenhängend mit allen Schwächen, die sein irdisches Erscheinen begleiteten, und die nicht mehr Feindschaft, sondern nur noch Bedauern anregen. Dieser Briefwechsel liefert in der That den wichtigsten Beitrag zur tiefern Einsicht in Herder's innerstes Wesen, und hilft seine großen Eigenschaften unterscheiden von den störenden Lebensbedingnissen, unter denen sie sich bewegen mußten; indem das Kleinliche nicht verhehlt, sondern gezeigt und nachgewiesen wird als solches, widerfährt ihm nur sein wahres Recht und wird es unschädlich. Es ist mit den Fehlern und Gebrechen großer Männer wie mit den mythologischen Fabeln der alten Götter, deren Macht und Herrlichkeit, ungeachtet des ärgerlichen Anhangs, der ihnen aufgepackt war, doch unverletzt fortbestand und anbetend gefeiert wurde.

Wir haben es hier indeß nicht blos mit Herder zu thun; die größten und merkwürdigsten seiner deutschen Zeitgenossen umgeben ihn. Allen voran steht Goethe, von dem hundert bisher ungedruckte Briefe mitgetheilt werden, darunter viele aus der frühsten Zeit, die über die damaligen, noch mancher Aufhellung bedürftigen Vorgänge und Verhältnisse neues Licht geben. In allen

aber spiegelt sich das reine Gemüth und die edle Menschlichkeit, die wahrhaft göttliche Begabung dieses größten Dichters herrlich ab, und wir erkennen, daß Goethe, um zu sein, was er war, nicht der Andern bedurfte, wohl aber diese seiner, um dahin zu gelangen, wo wir sie sehen. Auf die Goethe'schen folgen sodann die Briefe Schiller's, dessen gewaltiges Vorwärtsstreben aber den mürrischen, mißvergnügten Herder nicht lange vertrug. Hierauf kommt Klopstock, dessen dichterisches, im Messias ausgelegtes Christenthum wieder Herder'n nicht genügte, und mit dem selbst der Widerwille gegen Kant, woran sie beide litten, kein dauernd vereinigendes Band werden konnte. Von Lenz erhalten wir nur wenige, aber für die Kenntniß dieses seltsamen, begabten, doch in eitler Heimlichkeit sich gefallenden Menschen nicht unwichtige Blätter. Eine reichliche Anzahl von Jean Paul Richter zeigt die Liebenswürdigkeit des Menschen, den anmuthigen Witz des Schriftstellers, aber auch sein haltungsloses Schwanken, das nie recht zur Ruhe gekommen ist. Der Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, kann uns mit seinen Launen und Schnurren wenig mehr vergnügen, seine Briefe zeigen uns aber einen guten und frommen Mann, den wir in seiner Unbeholfenheit lieben und achten.

Im zweiten Bande tritt uns zuerst Lavater entgegen; sein stets überschwängliches Empfinden und Eifern, seine flackernde Begeisterung, die nach allem Erreichbaren züngelt — nach Gaßner's groben Gaukeleien wie nach Goethe's und Herder's genialem Wesen — würden uns bald ermüden, kämen nicht auch zwischendurch dreiste Anwandlungen innerer Kraft und frische Naturblicke vor,

die für das Schwebeln und Nebeln schadlos halten. Der treffliche Mendelssohn, so rein im Denken wie gemessen im Handeln, nimmt keinen großen Raum ein, zeigt aber seine Eigenthümlichkeit in würdiger Haltung. Auch Herder's brieflicher Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi hat weder den Umfang noch den Gehalt, die der Briefwechsel Goethe's und Jacobi's darbietet, aber Geist und Gemüth dieses letzteren, die in seinen Briefen fast mehr als in seinen ausgearbeiteten Schriften sich ausdrücken, sprechen auch hier den einsichtigen Leser wohlthuend und erhebend an. Die Briefe des Arztes Zimmermann, obwohl an Zahl über ein Viertelhundert, sind doch zu wenige, um gehörig zu wirken, diese Art erfordert massenhafte Gaben. Daß Georg Forster nicht fehlt, den uns Moleschott neuerdings in gelungenem Bildniß wieder vorgeführt, ist den zahlreichen Verehrern des hochgesinnten Naturforschers und Freiheitsfreundes gewiß zur Freude. Briefe Herder's an seinen Sohn August beschließen den zweiten Band.

Im dritten Band empfangen wir den Briefwechsel Herder's mit seiner Geliebten und Braut, Karoline Flachsland. An und für sich, als Austausch inniger Gefühle und edlen Geistes, höchst werthvoll, sind diese Briefe noch besonders in Betreff Herder's für den Forscher von größter Wichtigkeit. In derselben Weise, wie diese hier im vorigen Jahrhundert, werden Liebesbriefe jetzt schwerlich noch geschrieben, der Unterschied der Zeiten macht sie vielleicht nur um so anziehender; auch enthalten sie einen Schatz von bedeutenden Einzelheiten, über Goethe, Merck, Sophie Laroche und besonders über Leuchsenring, was unsre Kenntniß dieser merkwürdigen Personen bereichert, unsre Urtheile leitet oder bedingt.

Unsern eifrigsten Dank verdienen bei dieser reichen Darbietung noch insbesondere die vortrefflichen Einleitungen, mit denen der Herausgeber jeden Abschnitt des Werkes ausgestattet hat. Mit sichrem Einblick und umfassender litterarischer Kenntniß, die in den mannigfachsten Richtungen sich gleicherweise bewährt, beleuchtet er die jedesmaligen Verhältnisse durch die genauesten geschichtlichen Angaben, Schritt für Schritt der Entwickelung derselben folgend, so daß der Leser völlig vorbereitet, ja eingeweiht, all die Briefe selbst zur Hand nimmt. Auch überall sonst, wo es nöthig, sind Erläuterungen und Aufschlüsse dem Texte beigefügt.

Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, Rümpler, 1856. kl. 8.

Wenn wir den Maaßstab anlegen, den der Verfasser selbst in der Vorrede seines sinnigen, angenehmen Buches für dasselbe bestimmt und verlangt, so müssen wir bekennen, daß das Geleistete seinem Zweck vollkommen entspricht, daß sein Vorhaben ihm gelungen ist. Wir eilen hinzuzusetzen, daß jener Maaßstab auch uns als der richtige, als ein durchaus befriedigender erscheint. Er hat mehr anregen als ausführen, kein großes, noch weniger ein schwerfälliges Buch geben wollen, sondern ein leichtes, gefällig-zugängliches, keine gelehrten nach Vollständigkeit strebenden Zusammentragungen noch litterargeschichtlichen Studien, sondern eine Auswahl von Bildnissen zu Einer Reihe vereinigt, individuelle Charaktergemälde, ein möglichstes Nahe führen der Persönlichkeiten zur allgemeinen Theilnahme. Grade dies Letztere müssen wir für durchaus gelungen erklären; er führt uns gleichsam in die wirkliche

Gesellschaft der bedeutendsten und anmuthigsten Personen ein, läßt uns ihr eigenstes Wesen und Leben mit eigenen Augen anschauen. Auch die Wahl des Kreises, dem seine Gestalten angehören, müssen wir höchlich billigen, im weiten Felde der deutschen Welt giebt es keinen edlern, reichern, der ganzen Nation angehörigern, als diesen mit Recht als den der Goethe-Schiller-Periode bezeichneten. Da hier nicht äußere Zufälligkeiten, sondern der geistige Zusammenhang zur Richtschnur dienen mußte, so war es ganz in der Ordnung, daß zu den ächt weimarischen Bildern, den Herzoginnen Amalie und Louise, Charlotte von Stein, Charlotte von Schiller, Karoline von Wolzogen, Charlotte von Kalb, auch solche herangezogen wurden, die, wie Goethe's Mutter, Angelica Kaufmann, Sophie von Laroche, und selbst Rahel und Bettina, dem eigentlichen Boden von Weimar fremd geblieben sind. Doch hätte die Zahl der erstern wohl noch um einige werthe Persönlichkeiten vermehrt werden dürfen, wir erinnern an die edlen Dichterinnen Amalie von Helwig und Sophie Mereau, an die musenbegabte Corona Schröter, die liebliche Frau von Heygendorf, die humoristische Gräfin Henckel.

Was nun aber die Art der Schilderungen betrifft, so müssen wir vor allem die glückliche Hand anerkennen, mit der unser sinnvoller Bildner in dem gegebenen beschränkten Raume die wesentlichsten und bezeichnendsten Züge zusammenfaßt, uns in das Innere des Geistes und Gemüths blicken läßt, so daß wir in der That eine lebendige Vorstellung von den Personen gewinnen. Vorzugsweise geneigt, die guten Eigenschaften zu sehen und hervorzuheben, ist er doch keineswegs blind für die Schatten-

seiten, die sich bei allen Menschengebilden finden; seine Darstellung und seine Urtheile sind liebevoll, aber die Gerechtigkeit bleibt die Grundlage derselben. Der Verfasser macht nicht den Anspruch, neue und überraschende Thatsachen oder Aufschlüsse zu geben, ihm genügt, aus der reichen Fülle des vorhandenen Stoffes — der aber leider noch lange nicht allgemein genug bekannt und gewürdigt ist — das für seinen Zweck Tauglichste und den Lesern Erwünschteste herauszuheben und anschaulich zu ordnen. Doch hat er auch eigene Studien und Forschungen gemacht, und wir haben mancherlei Angaben und Züge bemerkt, die sich uns als neue, zum erstenmale hier mitgetheilte darbieten.

Solche Lebensschilderungen aus jener Zeit, die für alle Deutschen als die Epoche unserer höchsten Geistesentwicklung so wichtig als anziehend ist, und die auf weithinaus wohl so leicht nicht in einer ähnlichen sich wiederholt, können wir immer nur freudig willkommen heißen. Die gewichtigen Arbeiten Düntzer's und diese anmuthigen Schloenbach's dürfen einander keinen Eintrag thun, sondern mögen friedlich neben einander gehen. Unserm Verfasser wünschen wir ferner in gleichem Stoffe gleichen Erfolg. Wir haben schon angedeutet, daß auf dem eigentlichen Boden von Weimar noch starke Nachlese zu halten sei, noch reichlicher jedoch würde der Ertrag ausfallen, wenn von Weimar nach Berlin überspringend die schon bewährte Feder auch diesen verwandten Boden in gleicher Art ausbeutete. —

J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Edward Dorer-Egloff. Baden (in der Schweiz), 1857.

Der Verfasser dieser Schrift, durch manche schöne litterarische Gabe vortheilhaft bekannt, unternimmt hier den unglücklichen Lenz, gewiß nächst Goethe und Klinger der begabteste jener Jünglinge, die in der sogenannten Sturm- und Drangperiode der Litteratur auftraten, in ein ganz neues Licht zu stellen. Er weist vor allem nach, wie mangelhaft die Nachrichten sind, die bisher über ihn zusammengetragen worden, wie viel dem Herausgeber seiner Schriften entgangen ist, was derselbe bei einiger Nachforschung wohl hätte kennen mögen. Hier zeigt der schweizerische Forscher eine gründliche Sorgfalt, einen aufmerksamen Fleiß, die man bei Bearbeitern der deutschen Litteraturgeschichte nur selten in solchem Grade findet. Mehrere Versehen Tieck's werden gerügt, besonders auch dessen Irrthum, das Trauerspiel „Das leidende Weib" Lenzen zuzuschreiben, berichtigt, und die schon früher angenommene Autorschaft Klinger's unwidersprechlich festgestellt. Auch gegen Gervinus wird mit Erfolg angekämpft, etwas zweifelhafter gegen Düntzer, der in dem großen Gebiete Goethischer Litteratur und Lebensverhältnisse als eine der ersten Autoritäten anzuerkennen ist, und allenfalls da, wo nur Vermuthungen aufgestellt werden, sich irren kann, kaum eben da, wo bestimmte Thatsachen hervortreten. Höchst dankenswerth ist die Mittheilung bisher vergessener oder unbeachteter Aufsätze von Lenz, noch dankenswerther eine Doppelreihe von Briefen desselben, über vierzig, die hier zum erstenmale veröffentlicht werden. Der Herausgeber ist aber mit diesen seinen eigenen

Leistungen noch gar nicht befriedigt, sondern weist nach, was noch alles fehlt, aufzufinden, zu benutzen, zu veröffentlichen ist, und fordert insonderheit seine schweizerischen Landsleute mahnend auf, ihre Theilnahme an dieser Arbeit mit der Liebe und dem Eifer zu bethätigen, die sie von jeher dem deutschen Litteraturwesen zugewendet haben.

Wir sind mit dem verehrten Verfasser weniger einverstanden in den Punkten, wo er zu Gunsten von Lenz auch selbst gegen Goethe sich wendet, und dessen Angaben und Urtheile über Lenz umstoßen oder berichtigen will. Er zeigt auch hier großen psychologischen Scharfsinn und eindringliche Dialektik, und durch seine Bemühung wird Lenz uns heller und verständlicher; allein wir bekennen, daß uns das Bild, welches wir am Ende von dem Unglücklichen behalten, nicht im Widerspruche mit dem von Goethe gegebenen steht, und daß wir auch den letztern hier mit sich selbst nicht im Widerspruche finden, wie der Verfasser meint, sondern in guter Uebereinstimmung. Selbst in dem an sich wenig erheblichen Umstand, ob Lenz bei den liefländischen Edelleuten, die er nach dem Elsaß begleitet hatte, Hofmeister gewesen, was Lenz selber ausdrücklich verneint, sind wir trotzdem noch der Meinung, daß Goethe das Verhältniß dennoch ganz richtig als ein hofmeisterliches aufgefaßt und mit allem Fug Lenzen darin als Mentor bezeichnet hat. Doch bei solchen reichen und willkommenen Gaben ist der Dank nicht abhängig von der Verschiedenheit der Ansichten, und die einzelnen Streitpunkte verschwinden in der gemeinsamen aufrichtigen Theilnahme an dem Gegenstande selbst.

Wir lassen bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt,

daß wie unser Verfasser, der Alt-Regierungsrath Eduard Dorer-Egloff in Baden, auch sein edler Sohn Edmund Dorer, unserer Litteratur Talent und Eifer zuwendet. Von ihm ist vor ein paar Jahren das Leben des niederländischen neulateinischen Dichters Johannes Secundus und die sehr gelungene Uebersetzung der köstlichen Elegien und Oden erschienen, auf die wir um so mehr hier aufmerksam machen, als die höchst werthvolle Gabe bisher wenig in das Publikum gedrungen ist, was zumeist die ungünstige Erscheinungsweise verschuldet, indem dasjenige, was als anmuthiges jeden Leser von Geschmack anreizendes Buch auftreten konnte, in vereinzelten, zwar schön gedruckten, aber durch ihr großes Format unbequemen Heften hervorging, die meistens nur verschenkt wurden. Es ist nicht gut, wenn in Deutschland die gewohnten Wege des Buchhandels umgangen oder verabsäumt werden. —

Sueton's Kaiserbiographien, verdeutscht von Adolph Stahr. Stuttgart, Hoffmann, 1857. Zwei Bändchen.

Eine nur streng gelehrte Arbeit, die Uebersetzung eines römischen Klassikers, würde, wenn sie nur dieses wäre, hier in den Kreis unserer litterarischen Betrachtungen kaum eingehen; aber da sie nicht nur dieses, sondern weit mehr ist, und den alten Lebensstoff durch geschickte Behandlung mit der heutigen Welt in nähere Verbindung bringt, ihn dem allgemeinen Verständniß öffnet, so dürfen wir einige anerkennende Worte ihr nicht versagen.

Der Geschichtschreiber Suetonius ist unter den römischen weder der geistreichste noch an Schreibart vollendetste, aber einer der redlichsten und gewissenhaftesten;

sein Fleiß hat sorgsam alles gesammelt und geprüft, was zu seiner Aufgabe nöthig und brauchbar erschien. Der Stoff, den er gewählt, bot sich ihm als der nächste dar, und von vielem, was er mitzutheilen hatte, war er entweder selbst noch Augenzeuge, oder konnte er Augenzeugen befragen. Seine Schuld war es nicht, daß dieser Stoff einer der entsetzlichsten und greuelvollsten ist, welche die Weltgeschichte kennt. Die ersten zwölf Cäsaren der Römer sind mit einigen Ausnahmen eine Reihe von grausamen, ja wahnsinnigen Herrschern, von Verbrechern nicht nur am Staate, sondern an der Menschheit. Nur der innere Verfall der Römer selbst, und jene Ausnahmen, machen es einigermaßen begreiflich, daß die Welt ein so schauderhaftes Tyrannenwesen so lange hat ertragen können. Diese Cäsaren nun hat Suetonius in ihrem öffentlichen und privaten Leben getreulich dargestellt, eine Sammlung von Hofgeschichten, die ihres gleichen sucht! Denn so weit Suetonius über Vehse steht, — der Uebersetzer selbst macht diese Bemerkung, — so weit übertrifft das hier Erzählte an Gräßlichkeit und Aergerniß alle Hofgeschichten der modernen Welt. —

Der Natur der Sache nach muß es dem ungelehrten Leser schwer werden, in das Innere dieser Vergangenheit, in deren Sitten und Verhältnisse, gehörig einzudringen. Es bedarf dazu der Vermittelung eines Eingeweihten, und zwar eines solchen, der in der antiken Welt und in der modernen gleicherweise zu Hause ist. Prof. Adolph Stahr ist als deutscher Schriftsteller, der das Leben seiner Zeit und seiner Nation in treuer Herzens- und Geistesthätigkeit mitlebt, rühmlichst allgemein bekannt, die gelehrte Welt kennt ihn als gründlichen Philologen, als geschmack-

vollen Forscher und Darsteller der alten Kunstwelt. Einem Befähigteren konnte die Aufgabe, den Suetonius deutsch wiederzugeben, nicht zufallen. Er eröffnet das oft schwierige Verständniß nicht nur durch die zweckmäßigsten, nicht ohne Noth gehäuften Anmerkungen, sondern vorzugsweise durch die Uebersetzung selbst, indem er in seiner Ausdrucksweise sich der heutigen Anschauung möglichst nähert, ohne doch in dieselbe, was ein Fehler wäre, gänzlich überzugehen. Vielleicht ist Mommsen durch seine römische Geschichte hiebei nicht ohne Einfluß geblieben, jedoch hat Stahr darin jedenfalls ein eignes Maß. Genug, wir können mit Fug sagen, daß dies die lesbarste, gemeinverständlichste Uebersetzung des Suetonius ist, und dürfen sie jedem Leser, dem ungelehrten wie dem gelehrten, mit Recht empfehlen, denn wenn der erstere eine gewünschte, unbeschwerliche Unterhaltung genießt, so findet der letztere nicht selten überraschenden Geist und gediegene Belehrung. —

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart, Cotta. 1857.

Neuere deutsche Schriftsteller, die von den Drangsalen und Kämpfen einer früheren Zeit nur den abgeschwächten Widerschein litterarischer Erzählung kennen, meinten mit dem einst berühmten Gentz, dessen Geist und Wesen in seinen Schriften allein nicht vollständig zu erfassen ist, so ziemlich fertig zu sein, und ihn nach redlicher Prüfung an seinen Ort gestellt zu haben. Aeltere praktische Männer, die mit den Ereignissen und Umständen jener Zeit genauer bekannt waren, lächelten über die absprechenden Urtheile, und wußten, daß noch viel Wichtiges von Gentz im Ver-

borgenen auf das Licht der Oeffentlichkeit harre, und in Zukunft den voreiligen Spruch einer Reviſion unterziehen werde. Ueberraſchend erſcheint ſchon jetzt dieſer Briefwechſel zwiſchen Gentz und Adam Müller, eine ſehr wichtige, wenn auch noch nicht die wichtigſte der erwarteten Mittheilungen. Zwei der eigenthümlichſten, ſcharfſinnigſten Köpfe, in vielen Dingen übereinſtimmend, in vielen andern einander entgegengeſetzt, aber durch Achtung, ja ſogar Bewunderung, und durch tiefe Herzensneigung innig vereint, tauſchen hier ihre eigenſten Gedanken und Empfindungen mit aufrichtiger Hingebung aus. Beide ſind Preußen, im vollſten Beſitz aller Vortheile norddeutſcher Bildung, aber beide tragen ihre geiſtige Kraft und Wirkſamkeit nach Oeſterreich, wo ſie zu hoher politiſcher Bedeutung gelangen. Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, dieſe beiden Freunde durch alle Scenen der in großen Kriſen und furchtbaren Schlägen fortſchreitenden Weltgeſchichte ſich durchwinden zu ſehen, bald von ſanguiniſchen Hoffnungen gehoben, bald in verzweifelnden Kummer hinabgeſtürzt. Neben der politiſchen Wichtigkeit macht ſich hier beſonders noch die anthropologiſche geltend, welche Entwicklungen in dieſen eigenthümlichen Menſchengebilden, zu denen kein ähnliches zweites Paar gefunden wird, welche Wandlungen in ihnen vorgehen, wie ſie in Glück und Trauer ſich zu einander verhalten, zu ihrer heiligen — ihnen heiligen — Sache, zu der übrigen Welt. Die zarteſte Reizbarkeit zeigt ſich hier mit dem ungeheuerſten Hochmuth vereint, die höchſte Selbſtſchätzung mit der ſchnödeſten Verwerfung von allem, was nicht unmittelbar zu ihnen und ihrer Sache gehört. Als Gegner der Revolution ſind ſie im Grunde ſelbſt revolutionair, und

wollen die Wirklichkeit des Bestehenden ihren Einbildungen unterwerfen, die Staatsverhältnisse, in denen sie dienen, von untern Stufen bestimmen und lenken. Von tragischem Eindruck ist es, zu sehen, wie selbst in der äußern Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen ihnen selbst doch keine Befriedigung zu Theil wird, wie es zuletzt nur auf ein behagliches Unterkommen abgesehen ist, wie kein errungener Gewinn sich bewährt und bleibt, und ihr Alter das allgemeine Zusammenbrechen erlebt oder wenigstens voraussieht. Auch die Tröstungen, welche beide da noch finden, sind in ihrer Verschiedenheit höchst merkwürdig und bezeichnend. Gentz findet neue Lebenslust in jugendlicher Liebesneigung und in Heine's Gedichten, Adam Müller in stillem Familienkreise und in katholischer Andacht. — Doch das alles muß im Buche selbst nachgelesen werden, das in jeder Hinsicht zu den bedeutendsten und reizvollsten des Tages zu rechnen ist. — Sehr wäre zu wünschen, der Herausgeber hätte hin und wieder erläuternde Anmerkungen hinzugefügt; der Text würde dadurch sehr an Lebendigkeit der vorgeführten Gestalten gewonnen haben. In meinen Denkwürdigkeiten sind z. B. die bedeutenden Persönlichkeiten Wiesel's und Bose's, die hier als unbestimmte Größen nur auf Augenblicke aus dem Dunkel hervortreten, hell beleuchtet; und hinwieder sehen wir hier bestätigt, wie werth Wiesel jener Beleuchtung war, dessen dialektische Ueberlegenheit einen Gentz in Schrecken setzen, einen Adam Müller bezaubernd fesseln konnte! Auch aus den Denkblättern des Generals Karl von Nostiz wäre manches beizubringen gewesen, besonders aber hätten auch die litterarischen Erwähnungen oder Andeutungen eines aushelfenden Nachweises dringend bedurft.

Vier Jahre Memoiren. Portraits und Erlebnisse von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. Verlag von J. L. Kober. 1857.

Eduard Schmidt-Weißenfels hat uns in seinen „Vier Jahre Memoiren" ein Buch gegeben, in welchem frisches naturwüchsiges Leben sprudelt. Die Schreibart dieses Autors hat ein eigenthümliches Gepräge, seine Erzählung ist naiv und feurig zugleich, ungezwungen sein Ton, öfters auch vernachlässigt; man sieht, es ist ihm wahrer Ernst mit der Sache, sei diese nun groß oder gering. Seine Erlebnisse sind mannigfach, seltsam und abenteuerlich, mit den großen Weltbegebenheiten verflochten, meist durch sie bedingt. Seine Auffassungen und Urtheile möchten wir nicht alle unterschreiben, aber sie haben den großen Vorzug aufrichtig die seinigen zu sein, und ohne Nebenabsicht nur die Wahrheit auszusprechen, die Wahrheit, wie sie seinem Sinne sich dargeboten hat. Meist erzählt er nur die persönlichen Vorgänge, und diese schon sind sehr interessant; aber auch die größten allgemeinen Verhältnisse bespricht er mit seinem Wahrheitseifer, und seine Darstellung des großen Pariser Staatsstreiches ist von der Art, daß jeder Geschichtschreiber daraus lernen, die thatsächliche Wahrheit daraus schöpfen kann, die hier unverschleiert dem Augenzeugen sich darbot. Doch wir wollen hier auf diesen Gegenstand nicht weiter eingehen, sondern vielmehr den persönlichen Bildnissen, die er aufstellt, einige Blicke widmen. Zuvörderst begegnet uns der berühmte Lamennais im vollen Glanze seiner liebenswürdigen Menschenfreundlichkeit. Victor Hugo, Frau von Girardin, Alexander Dumas werden nicht minder lebhaft vorgeführt. Am gelungensten aber

dünkt uns das Bildniß der Frau von Dudevant oder George Sand; wir glauben, es wird unſern Leſern angenehm ſein, die weſentlichen Züge dieſes Bildes als Vorſchmack des leſenswerthen Buches hier zu finden. Schmidt-Weißenfels ſpricht über die berühmte geniale Frau folgendermaßen:

„Ich fand in der Schloßfrau von Nohant, ihrem Gute, eine ſo einfache und natürliche Frau, daß ich mich viel eher einer guten bürgerlichen Hausfrau Deutſchlands, denn der berühmten Dichterin Frankreichs gegenüber zu finden glaubte. Ihre ganze Umgebung war voller Einfachheit und kein Möbel verrieth in ſeinem guten Geſchmack eine Spur von der geahndeten Excentricität, die oft ſo überwältigend aus ihren Romanen herausblitzt. Madame George Sand nähte im Gegentheil ſehr emſig an einem Koſtüm für ihr kleines Haustheater im Schloſſe Nohant, auf dem ſie, wie man ſagt, in Gemeinſchaft mit den Bauern des Dorfes ihre Stücke aufzuführen pflegt. Ueberdies gab es mannigfache Gelegenheit, eine tüchtige Hausfrau mit aller nur denkbaren Proſa in ihr zu erkennen, und keine Spur verrieth in ihrem ganzen, durch und durch mütterlichen Hausfrauweſen eine gefeierte Berühmtheit, noch eine Dichterin, noch gar ein bizarres Frauenoriginal.“

„Ebenſo ſtand die geträumte Vorſtellung von ihrer perſönlichen Erſcheinung vollſtändig in Widerſpruch mit der Wirklichkeit; es war nichts Phantaſtiſches, nichts Litterariſches an ihr; im Gegentheil machte ihre Phyſiognomie einen ſo ſimplen Eindruck, daß die geſammte frühere Erwartung davor in's größte Erſtaunen gerieth. Faſt könnte man ſagen, George Sand ſehe zu nüchtern für

eine geistreiche Schriftstellerin aus; eine liebevolle Gutmüthigkeit, wie sie bei Bürgerfrauen gefunden wird, lagert auf allen Zügen; das ganze Gesicht, mit einer hohen Stirn, einer ziemlich starken Nase und in länglicher Form, sieht so sanft, bescheiden und einfach verständig auf den Besucher, daß man sich gewissermaßen erst vergewissern muß, in der That im Schlosse Nohant bei der George Sand zu sein."

„Bald aber fühlt man sich durch das graziöse Benehmen und die weiche Stimme der Dichterin behaglich in ihrem Salon; auch wird man bald gewahr, wenn erst die Unterhaltung begonnen, daß man einen durchdringenden Geist und ein reiches Gemüth vor sich hat. Die kleine, wohlbeleibte, in Schwarz gekleidete Frau, mit einfach gescheiteltem Haar, wirft dann so belebte Blicke auf den Besuch, daß man das immer reger werdende Spiel ihres Geistes förmlich beobachten kann. Man sieht die Lichter in diesem Kopfe anstecken, und nur, wenn ihr lieblich lächelnder Mund schweigt: blickt ihr großes Auge sanft, etwas melancholisch und echt weiblich herab, um alles Vertrauen und alle Innigkeit zu ihr aufzumuntern."

Dies Bild stimmt im Ganzen mit den Schilderungen überein, die wir auch von andern deutschen Besuchern der edlen Frau und großen Schriftstellerin empfangen haben, die uns überhaupt mehr geeignet scheint, von Deutschen gewürdigt zu werden, als von ihren Landsleuten.

Die Nonne und Dichterin Hrosvitha.

Es ist ein angenehmes Ereigniß in der Litteratur, wenn von verschiedenen Seiten gleichzeitig derselbe Gegenstand in solcher Weise behandelt wird, daß beiderlei Ar-

beiten einander nicht entgegenwirken, sondern unterstützen und verstärken. Zwei Schriftsteller, die, ohne von einander zu wissen, denselben Stoff wählen, bezeugen vor dem Publikum die Richtigkeit ihrer Wahl, die Angemessenheit ihres Griffes. Es muß etwas in der Luft sein, was im gegenwärtigen Augenblicke die litterarische Schilderung edler Frauengestalten bei uns begünstigt. Düntzer's und Kühne's liebevolle und geistreiche Darstellungen Goethe'scher Frauen haben in weiten Kreisen warme Theilnahme geweckt. Der edlen Gräfin Elisa von Ahlefeldt, bedeutend durch politische, litterarische und gesellschaftliche Einwirkungen, hat Ludmilla Assing durch ihre anziehende Schilderung ein Denkmal errichtet, das von allen Seiten mit großem Beifall aufgenommen worden. Kaum aber haben Leser und Leserinnen mit der Geistesart und den Schicksalen dieser uns noch so nahestehenden Dame sich vertraut gemacht, so wird ihnen das Bild einer liebenswürdigen und begabten Dichterin aus dem grauen Alterthum vorgeführt. Es ist dies die berühmte Hrosvitha, die Nonne und „starke Stimme" von Gandersheim, die früheste uns bekannte deutsche Schriftstellerin, die ihren Zeitgenossen als heller Stern leuchtete, und von der Nachwelt in hohen Ehren gehalten wird. Der Nürnbergische gekrönte Dichter Conrad Celtes war der erste, der ihre eine Zeitlang in Vergessenheit gerathenen Schriften gleichsam wieder entdeckte und im Druck herausgab. In neuerer Zeit haben viele gelehrte Forscher, unter ihnen auch der Franzose Magnin, sich mit dieser merkwürdigen und ganz für sich allein stehenden Erscheinung beschäftigt. Noch immer aber fehlte es an einer vollständigen und sorgfältigen Ausgabe. Diese tritt nun zum erstenmale durch

die dankenswerthe Bemühung des Herrn Dr. Barack in Nürnberg an das Licht, unter dem Titel: „Die Werke der Hrosvitha, herausgegeben von Dr. K. A. Barack.“ Die Gedichte der begabten Nonne sind hier in der lateinischen Ursprache mitgetheilt; den Fleiß und die Genauigkeit des wackern Herausgebers mögen seine Fachgenossen am geeigneten Orte prüfen und loben. Hier würden wir der gelehrten Arbeit kaum erwähnen dürfen, käme uns nicht zu gleicher Zeit eine andere Darbietung desselben Stoffes zu Gesicht, welche denselben für die Deutsche Lesewelt glücklich bearbeitet hat. Es ist dies die ausgezeichnete in Aarau jetzt eben erschienene Schrift: „Rosvitha, die Nonne von Gandersheim von Edmund Dorer.“ Der Verfasser, schon durch mehrere litterarische Aufsätze und Gedichte, besonders durch eine treffliche Biographie des Dichters Johannes Secundus und durch Uebersetzung der Gedichte desselben, vortheilhaft bekannt, giebt uns zuerst die geschichtlichen Nachrichten über das Leben der Hrosvitha — der das in der Aussprache harte H immerhin zu verbleiben hat — und schildert dann ihre Stellung in der Klosterwelt, ihr Verhältniß zu den Zeitgenossen. Mit hohem Sinn und feiner Kunst hat er die dürftigen geschichtlichen Data zu einem warmen Lebensbilde zu vereinigen gewußt; man fühlt heraus, daß der kritische Geschichtskundige zugleich selber ein Dichter ist. Sodann theilt er die wesentlichen Züge der Dichtungen der Hrosvitha in sehr gelungenen metrischen Uebersetzungen mit, die man mit Vergnügen liest, und die er mit seinen Erläuterungen passend begleitet. Wir müssen das kleine Buch als eine durchaus willkommene, den Lesern und Leserinnen sehr zu empfehlende Erscheinung begrüßen.

Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von Carl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1857. Erster Band, mit sieben Bildnissen. Zweiter Band, mit sechs Bildnissen.

Die Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen ist verschiedentlich bearbeitet worden, aber noch wenig aufgehellt. Selbst die Geschichte des großen Zars, der durch die Einführung seines neugeschaffenen Reiches in die europäische Staatengemeinschaft dieses zuerst auch den Strahlen geschichtlicher Beleuchtung eröffnet hat, ist in manchen wichtigen Bezügen noch dunkel oder zweifelhaft, die der nachfolgenden Regierungen bis zur zweiten Katharina großentheils nur in den äußerlichsten Umrissen, die Regierung der genannten Kaiserin aber fast nur in dem Schimmer und in den Flecken bekannt, welche zunächst ihrer Persönlichkeit anhafteten. Was die Russen selbst abhielt, ihre neuere Geschichte gründlich zu bearbeiten, weiß jedermann; daß es ihnen weder an Geist und Kenntniß, noch an Wahrheitsliebe zu diesem Berufe fehlt, haben einzelne Erscheinungen glänzend dargethan; auch mögen manche durch Stellung und Talent vorzugsweise berufene Männer im Stillen Denkschriften verfaßt haben, die des Tages harren, wo sie hervortreten dürfen, aber die öffentliche Geschichtschreibung mußten sie Fremden überlassen. Deutsche, Franzosen und Engländer haben sich denn auch wetteifernd bemüht, das brachliegende Feld anzubauen; wir besitzen zahlreiche und in ihrer Art schätzbare Berichte über die Persönlichkeiten des Hofes, die Günstlinge, den Glanz und die Macht der Herrschaft, auch über die politischen Verhältnisse und die militairischen Erfolge fehlt es nicht an Mittheilungen, die, wenn sie auch nicht alles

sagen, doch vieles genugsam errathen und ergänzenden Berichtigungen ihre offne Stelle lassen. Allein der tiefere Gehalt der Geschichte, den die neuere Zeit am meisten beachtet wissen will, das innere Leben des Staates, die Grundlagen und Entwicklungen seiner Volkszustände, die Kämpfe und Fortschritte, welche Gesetzgebung und Verwaltung betreffen, die Anstalten zur Hebung der Landwirthschaft, des Gewerbfleißes und des Handels, die Erweckung von Geist und Thätigkeit in allen Schichten der Nation, — dieser große und hochwichtige Bestandtheil der Geschichte der Russen wurde bisher von den Schriftstellern kaum berührt.

Zum erstenmale empfangen wir im vorliegenden Werke die reichsten, ausführlichsten Beiträge zu dieser innern Geschichte Rußlands, und in einer Zuverlässigkeit und Gediegenheit, wie sie nur selten sich auf diesem Gebiet ergeben.

Der russische Staatsmann, welcher hier gleichsam aus dem Dunkel seiner dem Glanz abgewendeten ernsten und segenvollen Thätigkeit an das helle Licht des Tages hervorgerufen wird, Jakob Johann Freiherr, nachher Graf von Sievers, hat sich auch im Schimmer des Hofes durch seine Persönlichkeit und Geltung ausgezeichnet, im militärischen und politischen Gebiete durch bedeutende Leistungen hervorgethan, allein diese Verdienste würden seinen Namen kaum vor dem Vergessen schützen, dem auf solcher Laufbahn so viele verfallen, die ihre hohen Stellungen nur eben ausfüllen, nicht überragen; die geniale Thätigkeit aber, die er dem Innern des Staates, der Entwicklung der Kräfte desselben, der Wohlfahrt und Bildung des Volkes gewidmet hat, dem ächten Gemein-

weſen, in welchem der Vortheil des Landes und der des Fürſten ununterſcheidbar zuſammenfließen, dieſe ſo groß-herzige als geiſtkräftige Thätigkeit ſichert ihm fortan in der ruſſiſchen Geſchichte ein ſo ruhmvolles als dankbares Gedächtniß.

Er war deutſchen, in Eſthland und Liefland begüterten Geſchlechts, erwuchs in einer gebildeten und liebevollen Familie, begann ſeine Staatslaufbahn bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Kopenhagen, wurde dann zu der in London verſetzt, wo er mehrere Jahre zubrachte, trat darauf in Kriegsdienſte und führte die Waffen gegen den von ihm bewunderten großen König. Reiſen in Deutſchland, Frankreich und Italien vollendeten ſeine Bildung, erweiterten ſeine Kenntniſſe. Unter der Kaiſerin Eliſabeth, die hier als eine milde, liebenswürdige Fürſtin erſcheint, ſtanden ihm günſtige Ausſichten eröffnet, noch günſtigere unter ihrem Nachfolger Peter dem Dritten, und als auch dieſer beſeitigt worden und ſeine Gemahlin als Herrſcherin auftrat, blieben die Verhältniſſe von Sievers durch ſo großen gewaltſamen Wechſel ungetrübt. Die neue Kaiſerin vertraute dem erſt Zweiunddreißigjährigen ſogar das große und wichtige Gouvernement Nowgorod; auf einer Liſte von dreißig Vorgeſchlagenen ſtand er zuletzt, aber dennoch fiel die Wahl auf ihn.

Sein Verwaltungsbereich war von ungeheurer Ausdehnung, eine gute Zahl neueſter Königreiche würde in ihm Platz gefunden haben; was ihn aber noch wichtiger machte, als ſein Umfang, war ſeine Lage in der Kernmitte des gewaltigen Reiches, deſſen wichtigſte Verbindungsſtraßen vom Innern zum Meer er enthielt, die Waſſerſcheidungen zwiſchen Nord und Süden, den Ver-

kehr der beiden Hauptstädte Moskau und St. Petersburg, die letztere hatte ihre wesentlichsten Versorgungsmittel durch ihn zu beziehen. In welchen Zuständen das große Gebiet, das Sievers zu verwalten hatte, sich befand, wird in Kürze so geschildert: „Langgedehnte Landstrecken mit unzähligen Seen, aber auch Morästen; Wäldern, aber auch Einöden; wenig bebaut, noch weniger bevölkert; die vielen Flüsse mehr zum Fischfang und Mühlentreiben, als zur Schifffahrt benutzt; die Bevölkerung beinahe durchaus dem Ackerbau ergeben, mit Ausnahme der vereinzelten Städte, aber auch die Städter nicht selten Ackerbauer; vom Gewerbfleiß nur die ersten Anfänge; ein Adel ohne Bildung als die ihm der Kriegsdienst gab, und ohne innern Gehalt; eine Geistlichkeit, zwar nach unten von mächtigem Einfluß, aber von oben arg bedrückt; ein Beamtenstand ohne Kenntnisse, aber voll Ränke und Bestechlichkeit; das Heer durch Münnich's frühere und Fermor's nachherige Bemühungen neu geschult, und ruhmvoll seit dem preußischen Kriege, dagegen die Rekrutirungen die ärgsten Plagen des Landes und des Volkes; fast nirgend Schulen; keine Polizei, keine Landstraßen, kein Verkehr." Hierauf heißt es weiter: „Da öffnete sich denn freilich ein unermeßliches Feld für neue Schöpfungen; aber wer da was schaffen sollte, bedurfte eines schöpferischen Geistes, und einen solchen bewährte Sievers durch seine ganze Verwaltungszeit. Ja, seine schöpferische Kraft steigerte sich beständig, so lange er mit vollen Segeln ging. Wie scharf faßte er sogleich nach Uebernahme des ungeheuren Gouvernements dessen Lage, Anbau, Natur- und Kunsterzeugnisse ins Auge! Die gesammte Landwirthschaft, die Wälder, die Salinen, der Torf, die

Spuren von Steinkohlen, die Vermessung der Güter, die Verwaltungen der Domänen, Bauern, Bürger, Adel, die Geistlichkeit und deren Unterhalt, die Altgläubigen, die Land- und Wasserstraßen, kurz, was irgend zum Wohl des Unterthans und zur Kräftigung einer guten Regierung beitragen mochte, kommt in Betracht. Alles sieht er selbst. Tausende von Meilen legt er zurück die unermeßlichen Strecken seines Gouvernements kennen zu lernen, die alten Städte zu heben, für die Anlage neuer zu sorgen; alte Wege abzukürzen und auszubessern, und neue anzulegen. Unzählige Gebäude steigen aus der Erde. Er dringt auf Verbesserung der Rechtspflege; auf Abschaffung der Tortur; auf Erleichterung des Handels und Verkehrs; auf Einrichtung der Polizei; auf Anlage von Banken; auf sichere Fundirung von dessen Assignationen; überhaupt auf bessere Anordnung der Steuern, der Abgaben, der Finanzen. Er widmet seine beständige Fürsorge der Erziehung von Adel und Bürger, der Besserstellung des Bauers, dem bisher so entsetzlichen Rekrutirungswesen. Endlich gelingt es seinem unermüdlichen Eifer, sogar eine gesetzliche Verfassung, deren das Reich so sehr bedurfte, anzubahnen, dessen bequemere Eintheilung, dem Bedürfniß gemäß, zu bewerkstelligen und eine Verwaltung durchzuführen, die sich sogleich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte."

Wir sehen hier eine Thätigkeit sich entwickeln, die unser Staunen, unsre Bewunderung, ja unsre Rührung erregt. Der Eifer, der niemals Nebenbeziehungen, nur immer das edle Ziel, das Gemeinnützige, das Menschliche, im Auge hat, der richtige Takt, der sich bei jeder Aufgabe weislich auf das Zweckmäßige, auf das im

gegebenen Fall Ausführbare beschränkt, die hohe Uneigennützigkeit, die nur auf den Vortheil der Andern, nie auf den eignen sinnt, die Gerechtigkeitsliebe, die dem Rechte gegenüber keinen Unterschied zwischen Vornehmen und Niedern kennt, die Unermüdlichkeit des eignen Schauens und Eingreifens, der allgemeinsten und auch der besondersten Fürsorge, die Ausführung großer Werke mit den geringsten Geldmitteln und wenigsten Gehülfen — alles dieses stellt uns den wahrhaft praktischen Mann vor Augen, wie er uns in den Vorkommnissen des Lebens so selten, aber immer so wohlthätig begegnet. Wir haben uns im Lesen öfters nicht erwehren können, den trefflichen Sievers mit unserem Muster eines Oberpräsidenten, dem edlen Vincke zu vergleichen, dessen Biographie der verstorbene Staatsminister von Bodelschwingh zu schreiben so glücklich unternommen, jedoch nur bis zum ersten Band ausgeführt hat. Die Vergleichung kann indeß nur als eine persönliche gelten, denn in sachlichem Betreff überflügeln die Aufgaben, welche Sievers fand, an Umfang wie an Schwierigkeiten weit diejenigen, welche sich in Westphalen darboten.

Nowgorod war nicht allein an und für sich eine wichtige Provinz, sondern sollte zugleich ein Vor- und Probebild für die neu zu schaffende Verwaltung des ganzen Reiches sein. Daher die rege Beziehung des Gouverneurs zu dem Mittelpunkte der Staatsleitung in St. Petersburg, zu den höchsten Behörden, und zu der Kaiserin selbst; daher das stete Eingreifen desselben in die allgemeinsten Reichsangelegenheiten. Das Zutrauen der Kaiserin und ihre persönliche Huld forderten ihn zu den freiesten Rathschlägen auf, ein höchst freundlicher, oft anmuthiger Brief-

wechsel gab dazu die bequeme und sichre Vermittlung. Die größte und merkwürdigste That Katharinens, die Berufung einer großen Reichsversammlung nach Moskau, wo 652 Abgeordnete aus allen Ständen und Gegenden Rußlands die Grundlagen einer neuen Gesetzgebung berathen sollten, war hauptsächlich das Werk von Sievers, und wenn das große Unternehmen nach dem ruhmvollen Anfang doch bald wieder stockte und endlich ergebnißlos zerfiel, so kam dies durch Einflüsse, denen selbst die Kaiserin nicht gewachsen war. Eben so war Sievers der eigentliche Gründer der sogenannten Verfassung, mit welchem Worte die Einrichtung der Statthalterschaften, die Gliederung ihrer Behörden und die Abzweigung der Befugnisse dieser, bezeichnet wurde. Welche Schwierigkeiten hierbei zu bekämpfen waren, welche Hindernisse bald der eifersüchtige und träge Senat, bald eigensüchtige Günstlinge, bald auch die Kaiserin selber durch Schwanken und Willkür, den heilsamsten und dringendsten Maßregeln entgegensetzte, wie sie ihre Selbstständigkeit dadurch zu sichern suchte, daß sie abwechselnd den verschiedensten Rathgebern folgte, ja dabei nicht selten die Ausführung ihrer eigenen Befehle tadelte, das alles möge man im Buche selbst nachlesen.

Unter den großen Anlässen, bei welchen Sievers die Kraft seines Wirkens in ganzer Fülle zeigte, sind besonders zwei hervorzuheben, das Nahen der von der Krimm nach Moskau vorgedrungenen Pest, welche alle Bande der Ordnung und des Gehorsams auflöste, das Volk in wuthvollem Taumel zu Mord und Plünderung trieb; und dann der furchtbare Aufstand Pugatscheff's, der als Zar Peter der Dritte ausgerufen wurde. Die Kaiserin

sah zugleich ihr Leben und ihre Herrschaft bedroht. Gegen beiderlei Gefahr traf Sievers die nachdrücklichsten Anstalten, seine Wachsamkeit setzte der schrecklichen Seuche Gränzen, und seine unermüdete Fürsorge sandte der aufständischen Heeresmacht beschleunigt die Truppen entgegen, durch welche der Fortschritt jener gehemmt wurde. Seiner Einsicht entging es nicht, daß hier außer dem Scheinbilde Peters des Dritten noch eine andere tief und weit reichende Macht einwirkte, die zur Freiheit ringende Leibeigenschaft; er sah in der stürmenden Bewegung, die den Namen des kühnen Kosaken führte, als wichtigsten Bestandtheil die Unzufriedenheit der Bauern, die sich gegen die Edelleute empörten; auch nach dem Untergange Pugatscheff's flammte diese Unzufriedenheit hin und wieder auf, und ist vielleicht niemals ganz erloschen. Sievers erkannte schon damals die Nothwendigkeit, diesem tiefen Gebrechen Rußlands durch weise Gesetzgebung abzuhelfen, und machte zu diesem Behufe mannigfache Vorschläge. Doch benahm er sich auch hierbei als ächter Staatsmann, der vor allem das Vorhandene berücksichtigt, und nicht über das zunächst Erforderliche hinausgeht. Er hatte ein Herz für das Volk, wollte aufrichtig dessen Gedeihen und Heil, fühlte tief die Leiden der Unterdrückten, allein er bedachte zugleich das Wohl der anderen Stände, erwog die Gesammtlage des Reiches, und fand gerade in dem despotisch regierten Staate die Gefahren einer Selbsthülfe der untersten Volksschichten so erschreckend, daß er überall, wo dergleichen sich zeigte, die strengsten Maßregeln dagegen ergriff oder dringend anrieth.

Ueber Katharina die Zweite ist viel geschrieben worden; aber ein so wahrhaftes, im Guten wie im Schlim-

men treues, menſchliche Größe und Gebrechlichkeit ſo vereinigt darſtellendes Bild, wie das hier in urſprünglichſten Bezeichnungen gelieferte, möchte ſchwerlich nochmals zu finden ſein. Die bedeutenden Züge, welche vorzugsweiſe der engliſche Geſandte Harris, nachheriger Graf Malmesbury, uns aufbewahrt hat, werden hier theils beſtätigt, theils näher bedingt und ergänzt. Sievers ſtand mit ihr in einem eigenthümlichen Verhältniß; die mächtige Herrſcherin hegte unbedingtes Vertrauen zu ſeiner Rechtſchaffenheit, ein ſehr großes zu ſeinen Einſichten, zugleich aber gefiel ihr der gebildete Geiſt, der feine Sinn und edle Geſchmack des lebhaften, ſchmeichleriſch begeiſterten ſchönen Mannes, der gleichwohl niemals ihr eigentlicher Günſtling war. Der Ton, in welchem ſie ihm und er ihr von Geſchäften ſchreibt, iſt einzig in ſeiner Art. Wir ſehen dieſes Verhältniß in den zahlreichen, dem Buche theils eingereihten, theils beigefügten Briefen Katharina's lebendig ausgedrückt; ſie ſind bald in deutſcher Sprache, bald in ruſſiſcher, zumeiſt aber in franzöſiſcher geſchrieben; Sievers durfte ſich unterſtehen, ihr ſogar in Betreff ihrer Günſtlinge vertraulichen Rath zu ertheilen, und ſie antwortete darauf, ſie erkenne ſeinen Eifer, und habe ſeinen Brief ſogleich verbrannt. Von ſolchem vertrauten Verkehr war ſeine ganze Wirkſamkeit getragen; ſo lange derſelbe in ſeiner heitern Weiſe fortbeſtand, durch häufige perſönliche Anweſenheit erfriſcht und belebt, ging alles in leidlichem, oft in gutem Zuge, die ſchaffende Thätigkeit von Sievers fand Unterſtützung und Aushülfe. Nachdem aber die Kaiſerin, hauptſächlich durch Potemkin's verderblichen Einfluß, von ihrem Sinn und Streben, Wohlfahrt und Bildung ihrer Völker zu ſteigern, all-

mälig abgelenkt worden, und den inneren Reichsgeschäften abhold nur äußerem Ruhm und persönlicher Leidenschaft nachhing, erlosch mit der früheren Vertraulichkeit für Sievers auch das Gedeihen seiner Anträge, seine dringendsten Vorstellungen blieben unberücksichtigt, sein Eifer stieß auf Hindernisse, auf Tadel. Nach vergeblichen bittern Kämpfen blieb ihm nur übrig, aus dem Staatsdienst zurückzutreten.

Doch selbst während der Ungnade, die über ihn verhängt war, behielt er auf ausdrückliches Verlangen der Kaiserin noch längere Zeit Aufträge und Verpflichtungen, die wenigstens bezeugten, daß seine Redlichkeit, wie seine Einsichten, nach wie vor, in größter Anerkennung standen. Namentlich sein großes Werk, die innern Wasserverbindungen Rußlands, blieb seiner Aufsicht und theilweise seiner Verwaltung anvertraut, und spät erst übergab er diese seinem Nachfolger, der sich in dieser Sache gänzlich unwissend bekannte, mit den sorgfältigsten, aber fast verschmähten Unterweisungen. Die Kaiserin bezeigte ihm auch in manchen Gelegenheiten, daß ihr Wohlwollen für ihn noch fortdauere, sie nahm seine Schreiben gütig auf; er suchte hiervon für Liefland, wo er zurückgezogen auf seinem Gute lebte, Nutzen zu ziehen, und machte verschiedene wichtige Vorschläge zur Verbesserung dieser Provinz, allein wie zweckmäßig und heilsam sie auch sein mochten, an den ihm feindlichen Gewalten, die den Hof beherrschten, mußten alle scheitern. Später, in Zeiten größter Gefahr, als im Süden der Türkenkrieg an dem Reiche verderblich zehrte, und Schweden die entblößten Ostseeprovinzen und selbst die Hauptstadt bedrohte, ließ er sich nicht abhalten, der Kaiserin abermals mit hingebendem Eifer kräftige

Rathſchläge zu ertheilen, die nun mit Dank empfangen und theilweiſe befolgt wurden. Wie ſehr ſein Urtheil bei der Kaiſerin in Achtung ſtand, bewies die Zuverſicht, mit der ſie eine von ihm empfohlene Erzieherin für die kaiſerlichen Kinder auf ſein Wort ſogleich wählte; dies war eine verwittwete Generalin von Lieven, die in enger Zurückgezogenheit lebte, dann am Hofe zu hohen Ehren gelangte, Gräfin und Fürſtin wurde.

Dem Gemeinbeſten Eifer und Thätigkeit zuwendend, hatte Sievers ſeine häuslichen Angelegenheiten weniger bedacht, und es offenbarten ſich in dieſen die traurigſten Störungen, die peinlichſten Bedrängniſſe. Seine Frau verließ ihn; nur durch muthige Gewalthandlung, die ihm von Seiten der Kaiſerin harten Tadel zuzog, blieb er im Beſitze ſeiner Kinder, die er zärtlich liebte, für deren Erziehung er thätig ſorgte. Durch ſeine Uneigennützigkeit und Nachſicht waren ſeine Vermögensumſtände zerrüttet, und mühſam arbeitete er an deren Wiederherſtellung, während neue Maßregeln der Regierung den Gutsbeſitz in der Provinz nur ſtärker belaſteten.

Erſt nachdem der mächtige Günſtling Potemkin vom Tod ereilt worden, und ganz Rußland von dem Druck, den er allem aufgelegt, wieder aufzuathmen begann, gelangte auch Sievers wieder zu neuer Anſtellung und Staatswirkſamkeit, worüber uns die zwei noch zu erwartenden Bände das Nähere berichten werden.

Zur Ausarbeitung dieſer Denkwürdigkeiten ſtanden dem Verfaſſer, dem ruſſiſchen Staatsrath und geweſenen Profeſſor der Geſchichte zu Dorpat Karl Ludwig Blum, die unſchätzbaren Vorräthe des Gräflich Sievers'ſchen Familienarchivs zu Gebot, Tauſende von Aktenſtücken in

deutſcher, franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache, Denkſchriften und Briefſchaften aller Art, deren ſo wichtiger als vertraulicher Inhalt faſt immer in das geheimſte Getriebe der Sachen blicken läßt, Perſonen wie Verhältniſſe in das helſte Licht ſtellt. Sie ſind, wie alle Sammlungen von Akten, nothwendig lückenhaft, denn im Schriftverkehr wird Vieles als bekannt vorausgeſetzt, was die unmittelbar Betheiligten allerdings wiſſen, die ſpäteren Leſer aber nicht, und von dem meiſtens Wichtigſten und Entſcheidendſten, das mündlich abgemacht worden, findet ſich oft keine Spur in dem ſchriftlich Verhandelten. Hier halfen oft Ueberlieferungen in der Familie und anderweite Nachrichten, auch nicht ſelten die ſchon gedruckten Hülfsmittel aus, deren keines der kundige Verfaſſer unbenutzt gelaſſen hat. Seine Verarbeitung des Vorhandenen müſſen wir wie die allerſorgſamſte, ſo auch die allergelungenſte nennen. Aus dem ungenießbaren Wuſte roher, in ihrer Geſchäftsſprache oft kaum verſtändlicher Akten, in denen alles ſich vereinzelt und doch auf anderes bezieht, iſt ein überſichtliches, die Einzelnheiten ohne Beſchädigung zuſammenfaſſendes, die auseinander geriſſenen Bezüge glücklich wiedervereinigendes Geſammtbild geworden, das dem Beſchauer ſich zur gründlichen Belehrung und nicht minder zur angenehmen Unterhaltung darbietet. Von einer Thätigkeit, die ſich in ſo viele Beſonderheiten abgliedern und von der höchſten bis zur unterſten Stufe perſönlich eingreifen mußte, dabei meiſt Gegenſtände einer Technik zu behandeln hatte, die nur den Fachgenoſſen näher anſpricht, von einer ſolchen Thätigkeit ein deutliches Bild zu geben, iſt der Natur der Sache nach nur möglich durch mehr oder minderes Eingehen auf jene Beſonderheiten. Unſeres

Bedünkens hat der Verfasser hierin mit sicherem Takte das rechte Maß gehalten, damit das Bild weder unvollständig bliebe, noch durch Ueberfülle den Betrachter abschreckte. Er mußte die Wasserverbindungen, den Kanal- und Schleusenbau, die Barkenschifffahrt, den Holzverbrauch, die Salzwerke, die Städtegründung und Straßenlegung, das Schulwesen, die Rechtspflege, die Steuersachen, die Rekrutenaushebung und vieles andre dem Auge nahe stellen, wenn sein Gemählde nicht in farblosen Allgemeinheiten erblassen sollte; wer dennoch hierin etwas zu viel gethan fände, der würde gut thun, eine Landkarte zu Hülfe zu nehmen, und auf dieser die Angaben in anschaulichem Zusammenhange zu verfolgen, wodurch die Sachen oft einen ganz neuen Reiz empfangen.

Ueberdies versteht der Verfasser trefflich, seine mannigfachen Stoffe zu gruppiren, und dem natürlichen Gange der Dinge folgend, einen angenehmen Wechsel hervorzurufen. Die Aufzählung sachlicher Leistungen wird unterbrochen durch bedeutende Züge aus dem Hof- und Staatsleben, durch kräftige Schilderungen von Personen, durch anmuthige häusliche Bilder, aus denen unerwartet mit erschütternder Wirkung eine Katastrophe hervortritt, die unsern tiefsten Antheil erregt. Die Bemerkungen und eignen Urtheile, welche der Verfasser oft einstreut, bezeugen einen klaren Ueberblick menschlicher Dinge, sittliche Strenge und freisinnige Billigkeit. Wo er sich zur Darstellung allgemeiner Zustände, großer politischer Verhältnisse und Entwicklungen erhebt, wie dies mehrmals erfordert wird, zeigt er die Meisterschaft eines großen Geschichtschreibers. Wir dürfen mit vollem Rechte sagen, daß diese Denkwürdigkeiten in jeder Beziehung

ein Musterbild für die Abfassung solcher Art von Schriften sind.

Das Werk ist noch nicht vollendet, den zwei bereits erschienenen Bänden werden noch zwei nachfolgen. Die reichlich beigefügten Bildnisse sind eine schätzbare Zugabe, die wir durch eine Landkarte vermehrt zu sehen wünschen, auf der besonders die wichtigen Wasserverbindungen deutlich hervortreten müßten. Wir haben noch der Zueignung des Buches zu erwähnen. Sie lautet in gutem Lapidarstil: „Der Frau Geheimräthin Baronin Uexküll, der erlauchten Tochter des großen Staatsmannes, der würdigen Erbin seines Geistes und seiner Tugenden."

In Rußland kann ein solches Buch, welches in das innerste Lebensgetriebe des großen Reiches blicken läßt und dessen auch noch heute wichtigste Staatsfragen geschichtlich beleuchtet, unter den gegenwärtigen Umständen nur willkommen sein, und muß vielfache Anregung geben, den schon erweckten Geist vaterländischer Forschung und gemeinnütziger Thätigkeit zu beleben. Sollten auch Gegenschriften, mißbilligende Kritiken und Berichtigungen dort hervortreten, — die ohnehin kaum die Bearbeitung selbst, sondern nur die bearbeiteten Vorlagen treffen könnten —, so würde damit der Werth und die Wohlzeitigkeit der Erscheinung nur um so kräftiger bezeugt sein.

Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von Carl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1858. Dritter Band. Mit fünf Bildnissen.

Wir zeigen die Erscheinung des dritten Bandes dieser Denkwürdigkeiten an, deren Bedeutung, Gehalt und Form wir in der Anzeige der ersten beiden Bände gewürdigt

haben, und deren hohen Werth die kundige Lesewelt bereits vollständig anerkannt hat. Auf den besondern Inhalt dieses dritten Bandes näher einzugehen, müssen wir uns schon um deßwillen versagen, weil die Darlegung desselben nicht ohne ausführliche Erörterung einer Menge von einzelnen Vorgängen geschehen könnte, zu der wir den nöthigen Raum hier nicht ansprechen dürfen. Dieser Band nämlich umfaßt die Verhandlungen, durch welche Sievers, nach langer Ungnade und Zurückgezogenheit, unerwartet wieder in Staatsthätigkeit berufen, als russischer Botschafter in Warschau zur Theilung Polens mitzuwirken hatte. Mit diesem Einen Wort ist die ganze Trostlosigkeit des hier verarbeiteten Stoffes ausgesprochen. Wir werden in ein Gewirr der jammervollsten Zustände, der arglistigsten Ränke und rohsten Gewaltsamkeiten eingeführt, dessen ganze Scheußlichkeit eben nur in der Anhäufung und beharrlichen Fortsetzung und Wiederholung aller seiner Einzelheiten zu erkennen ist. Kein Tacitus vermöchte hier mit kurzen, gedrängten Angaben auszureichen, es bedarf der völligen Entfaltung dieses Wustes, der Verfolgung des täglichen Fortschreitens der Handlung, der Auffassung aller sich durchkreuzenden großen und kleinen Selbstsucht, aller theilnehmenden Persönlichkeiten. Die Hauptheiden des Drama's, die herrschsüchtige, aber selber wieder von Günstlingen beherrschte Kaiserin Katharine, und der schwache, zum Herrschen unfähige, nur sein Privatwohl bezweckende König von Polen, erscheinen in einem Gegensatze, der den Ausgang ihres nur mit schlechten Waffen geführten Kampfes keinen Augenblick in Zweifel läßt. Wir sehen in Polen das traurige Vorbild des widrigen Spieles, welches der

Kaiser Napoleon vierzehn Jahre später gegen Spanien aufführte.

Bemitleidenswerth erscheint in diesen Kämpfen der von redlichen Gesinnungen erfüllte, kenntnißvolle, menschenfreundliche Staatsmann, der sich verurtheilt sieht, bei den besten Absichten immer nur das Werkzeug der schnödesten Betreibungen, des Verrathes, des Zwanges zu sein, die er im Innern verabscheut, und anfangs keineswegs im ganzen Umfang zu erkennen vermag. Seine amtliche und vertrauliche Ausdrucksweise gegen seine Gebieterin, der niemand nahen konnte außer in der Sprache der Schmeichelei und Anbetung, darf uns nicht irren; seine Briefe an seine nächsten Angehörigen zeigen zur Genüge, wie sehr er das Elend seiner glänzenden und machtvollen Rolle fühlt. Daß er anfangs über den wahren Zweck seiner Sendung im Dunkel gelassen wird, und am Schlusse derselben ohne Gunst und Vortheil wieder in Ungnade fällt, gereicht dem Karakter des Mannes zur größten Ehre.

Steht schon Sievers geistig und sittlich hoch über den Ereignissen, in deren Schmutz er arbeiten muß, so gilt dies in höherem Grade noch von seinem ehrenhaften und hochbefähigten Geschichtschreiber, dessen strenges Urtheil und oft kühn gesteigerter Ausdruck jedem wahrheitliebenden Leser Trost und Erfrischung ist!

Russische Familienchronik. Von S. T. Aksakoff. Aus dem Russischen übersetzt von Sergius Raczynski. Erster Theil. Leipzig, 1858. 8.

Die Russische Litteratur hatte in Puschkin's kühnen Dichtungen, in Lermontoff's und Gogol's frischen Gebilden, einen glänzenden Aufschwung genommen, der aber,

nach dem Tode dieser trefflichen Männer und unter dem Walten strenger Zeitumstände, während der letzten Jahre merklich wieder gesunken war; erst seit kurzem, unter eingetretenen günstigen Einflüssen, beginnt der litterarische Geist in Rußland auf's neue die Flügel zu regen und seine durch den erduldeten Zwang nicht geschwächten Kräfte zu versuchen. Wir Deutschen haben alle Ursache, diese neue Erscheinung freudig zu begrüßen, denn mit Geist und Bildung sind wir stets im Bunde, wo sie auch immer sich zeigen mögen, und sie verstärken uns durch Zuführung neuer Freunde. Zwar große Genien, wie jene genannten, können nicht sofort wieder hervortreten, diese sind Gaben des Geschickes, unabhängig von unsern Forderungen oder Wünschen. Allein die litterarische Bewegung schreitet auch ohne solche Größen gedeihlich fort, und namentlich für Rußland scheint das Allgemeine dieser Regsamkeit jetzt ersprießlicher, als es einzeln hervorragende Größen wären. Das öffentliche Verhandeln großer Fragen, die gemeinsame Theilnahme an geistiger Entwicklung, die Verbreitung von Kenntnissen und Ansichten, wie wir jetzt in Russischen Zeitschriften sie täglich sehen, die Uebersetzungen von Humboldt's Kosmos, von Ritter's Erdkunde, von Grote's Geschichte Griechenlands, sind für Rußland gegenwärtig ein besserer Gewinn, als das originalste Werk eines großen Dichters. —

Indessen fehlt es keineswegs an solchen Schriften, in welchen das im höchsten Sinn Gemeinnützige mit der schönsten Dichtungskraft sich verbindet. Wir haben unlängst ein solches Buch von Iwan Turgeneff, die „Denkblätter eines Jägers", in der Uebersetzung Augusts von Viedert kennen gelernt, und uns an der mächtigen Dar-

ſtellung erfreut, die den Zuſtänden, welche ſie ergötzlich und ergreifend ſchildert, gleichſam den Krieg erklärt, und ſie wirklich bekämpft und zum Theil dadurch vernichtet. Dieſem verdienſtlichen Buche geſellt ſich das Werk, welches wir anzeigen. Auch hier werden uns in anmuthiger Weiſe Sitten, Verhältniſſe und Mißbräuche geſchildert, die wir als vergangen und abgethan gern anſchauen, und dabei uns getröſten, daß ihre Fortdauer oder Wiederkehr ſchon durch das treffliche Gemälde derſelben, das vor aller Augen daſteht, weniger möglich iſt.

Merkwürdig iſt bei dieſem Buche, daß der Verfaſſer als Greis von ſiebzig Jahren, deſſen Söhne längſt in der Ruſſiſchen Litteratur rühmlich bekannt ſind, aus innerem Drange hervortritt, und die reife Erfahrung des Alters mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit eines Jünglings vorträgt. Er hat früher nichts geſchrieben, als ein kleines Buch über die Jagd, das als meiſterhaft anerkannt und beſonders wegen ſeiner Schilderungen der Waldnatur und des Lebens der Vögel gerühmt wird. In der Familienchronik, welche im Gewande der Dichtung unverkennbar eine gediegene Wirklichkeit wiedergiebt, geht der Erzähler bis auf ſeinen Großvater zurück, und ſchildert deſſen Karakter und Ereigniſſe, ſo wie die Sitten der Familie, die Zuſtände des Landes und Volkes, mit überzeugender Anſchaulichkeit. Freilich ſtößt uns hier viel Barbarei, Rohheit und Gewaltſamkeit unangenehm auf, aber auch viel urſprüngliche Rechtſchaffenheit und Tüchtigkeit, herzliche Liebe, fromme Geſinnung. Wir möchten faſt ſagen, daß wir Immermann's weſtphäliſchen Hofſchulzen in der Geſtalt eines Ruſſiſchen Landedelmannes wiederfinden. Die Einſamkeit und Abſonderung, in welcher

manche Landſtriche ſich befinden, die Dünnheit und Armuth der Bevölkerung, der Mangel an Verbindung und Verkehr, die Ferne der Staatsbehörden, alles dies ſehen wir, wenn wir um hundert Jahre zurückblicken, auch in Deutſchland und Frankreich dieſelben Wirkungen wie in Rußland hervorbringen, Stätten der Eigenmacht, der Ungebundenheit, das Gegentheil von Geſetz und Freiheit. Aber auch hier verleugnet ſich die menſchliche Natur nicht, im Herrſcher wie im Knecht iſt das Gefühl der Gerechtigkeit und der Ehre wirkſam, in der tiefſten Verwilderung ſpricht zuletzt das Gewiſſen laut. Aus allgemein menſchlichem Geſichtspunkt betrachtet, haben unſere Vorfahren ſich gegen die Ruſſiſchen nicht zu überheben, wenn auch bei dieſen Dinge vorgehen, die in ſolcher Weiſe ſich anderwärts nicht leicht vorfinden. Eigenthümlich iſt hier alles, Sitten, Vorurtheile, Landesart, Regierung; auffallend iſt beſonders die Abweſenheit des vermittelnden Einfluſſes einer ſittlichen und gebildeten Geiſtlichkeit.

Akſakoff iſt ein Meiſter im Zeichnen der Perſonen, im Durchführen ihres ausgeſprochenen Karakters; jeder kleinſte Zug iſt ein zweckmäßiger Beitrag, iſt ein Fortſchreiten im Gange der Entwicklung, dem wir, auch bei nur gewöhnlichen Ereigniſſen und um ſo mehr bei außerordentlichen, mit größter Spannung folgen müſſen. Noch größer aber iſt die Meiſterſchaft des Autors in den kräftigen und ſchönen Naturgemälden, die er uns vorführt; er iſt vertraut mit Wald und Feld, mit Strom und Bach, mit den Eigenheiten der Thierwelt, mit den Geſchäften des Landbaues; alles ſchildert er aus eigener Anſchauung, mit liebevoller Einſicht. Die jungfräulichen Ländereien und Gewäſſer, den unberührten Boden und die ungetrübten

Fluthen seines Gebietes jenseits der Wolga beschreibt er mit so zauberischem Reize, daß den Leser das Gefühl einer wohlthuenden Frische übernimmt und das lebhafte Verlangen, solche Herrlichkeit mit eigenen Sinnen zu genießen

Die Uebersetzung ist eine vollkommen gelungene. Herr von Raczynski, wiewohl von Geburt ein Moskauer, schreibt das Deutsche wie seine Muttersprache; der richtige und gewandte Ausdruck stehen ihm überall zu Gebote. Seine vortreffliche Vorrede bespricht mit Geist und Takt den Werth und die Bedeutung des Buches.

Aus Karl Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Ein Beitrag zur Deutschen Hof- und Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena, Mauke. 1858. 652 S. in 8.

Wieder ein Buch aus den Weimarischen Geistes- und Lebenskreisen, und zwar ein vortreffliches! Der Briefwechsel Knebel's mit seiner Schwester Henriette läßt uns in das Weimarische Treiben, in die Umstände und Verhältnisse, welche der Hof einerseits, andererseits die ihm verbundenen geistigen Größen bedingen, die vertraulichsten Einblicke thun. Das edle Geschwisterpaar, welches diese Briefe austauschte, hatte keine Ursache, mit seinen Urtheilen und Gesinnungen vorsichtig zurückzuhalten; sie wußten, daß sie keinen Mißbrauch, keine Veruntreuung befürchten durften, und äußerten daher ohne Rückhalt ihre wahre Meinung. Der Briefwechsel umfaßt die Jahre 1774 bis 1813, beginnt also vor dem Anfang der eigentlichen Glanzzeit Weimars, und endet vor deren völligem Erlöschen. Die Heroen derselben, Goethe, Wieland, Schiller, Herder und Knebel selbst, dann der Herzog

Karl August, die hohen Frauen Amalie und Luise, so wie die jüngeren Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, sind die anziehenden Gestalten, die sich hier vor unsern Augen hin und her bewegen, ungerechnet eine Menge von Nebenfiguren, auf welche manches Streiflicht fällt. Vor allen aber ist es die edle Prinzessin Karoline, Tochter des Herzogs Karl August von Weimar und Gemahlin des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, welche hier ein ihrer würdiges Denkmal empfängt, und in dem vollen Glanz ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer reichen Geistesbildung und ihres zarten, sinnigen Gemüths erscheint; die Mutter der nachmaligen Herzogin Helene von Orleans muß den wärmsten Antheil jedes Lesers in höchstem Grade erwecken. Sie ist auch die einzige Persönlichkeit, für die der sonst meist unzufriedene, störrige Knebel unwandelbare Zuneigung und Huldigung hegt, während er gegen andere meist mißmuthige Verstimmung zeigt und bitteren Tadel ausspricht, der sogar den großmüthig fürsorglichen Herzog und den liebevollen Freund Goethe nicht verschont. Indeß müssen wir gleich hinzufügen, daß auch in den mißliebigen Bemerkungen, in denen der mürrische Alte sich bisweilen ergeht, und die gar oft nur das Erzeugniß eigner Beschränktheit sind, die wirkliche Anerkennung des herrlichen Fürsten und des großen Freundes siegend durchscheinen.

Für das Verständniß jener Zeit und jener Kreise ist dieser Briefwechsel unschätzbar, und um so wichtiger, weil das Geschwisterpaar kein Bedenken trägt, alles rund herauszusagen, und Meinungen und Züge mitzutheilen, die man anderwärts vergebens suchen würde. Das Buch liefert reiche Beiträge zur nähern Würdigung bedeutender

Menſchen, zur Auffaſſung ihres Karakters, zur Menſchenkenntniß überhaupt.

Wo die Wahrheit geſagt wird, wenn auch nur die ſubjective, wie der Einzelne ſie von ſeinem Standpunkte ſieht, da geht es freilich nicht ohne Verletzungen ab. In Mecklenburg, in Weimar ſelbſt und theilweiſe ſogar in Berlin, werden manche Aeußerungen höchlich mißfallen, den Eitelkeiten und Anſprüchen ganzer Klaſſen ſtarken Anſtoß geben; für einige harte litterariſche Urtheile, z. B. über Tieck, Schleiermacher, möchten wir niemals die Verantwortung übernehmen; aber nichts deſtoweniger herrſcht in dem Ganzen ein liebevoller, ein menſchlich edler Sinn, der uns mit jenen Ausſprüchen wieder etwas verſöhnt, indem er ſie eben nur als Abweichungen erſcheinen läßt. Als ein Ganzes aber muß dieſer Briefwechſel durchaus aufgefaßt und nur in ſeiner Geſammtheit beurtheilt werden.

Noch eine Bemerkung mögen wir nicht unterdrücken. Um ein Buch wie das vorliegende gehörig zu würdigen, um rechten Genuß und volle Belehrung von ihm zu haben, muß der Leſer ſich in daſſelbe wahrhaft hineinleſen, wie wir dies mit den Briefen einer Sévigné, eines Voltaire, eines Horaz Walpole zu thun pflegen, die dem flüchtigen Leſer wenig gewähren, dem aufmerkſamen und eifrigen aber die reizendſte und feſſelndſte Unterhaltung bringen, kaum einer andern litterariſchen vergleichbar. Wem aber Schiller und Goethe befreundete Lebensbegleiter ſind, wer Wieland noch nicht vergeſſen hat und Weimar als geheiligten Wallfahrtsort in Ehren hält, der wird nicht weniger, als Franzoſen und Engländer ihre Heroen, auch jene Deutſchen in ſolchen Spiegelungen aufſuchen und betrachten.

Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Berlin, 1858. Erster Band. 400 Seiten in 8.

Wir haben schon mehrere Biographien Schiller's, und darunter sehr fleißige, sehr gutgemeinte, doch keine den höchsten geschichtlichen und kritischen Anforderungen genügende, keine dem edlen Stoff und dem Antheil und der Liebe der Nation ganz entsprechende. Endlich erscheint in dem vorliegenden Buch eine Schilderung des großen Dichters, die wir freudig als die rechte, als die des Gegenstandes würdige begrüßen! Man hat das Werk im voraus, um es zu empfehlen, als ein Seitenstück zu dem Leben Goethe's von Lewes angekündigt, allein diese Zusammenstellung ist eine sehr unnöthige, und gar nicht sachgemäße; die Arbeit des Engländers hat ihre großen Verdienste, die wir vollkommen anerkennen und schätzen, allein die Arbeit des Deutschen steht um vieles höher. Lewes hat vorzugsweise den Karakter Goethe's in das hellste Licht gestellt, und darin Treffliches geleistet; den Dichter und dessen Erzeugnisse zu beurtheilen mangelte ihm offenbar die geistige Höhe dichterischen eigenen Sinnes, er ist durch und durch ein Prosaiker. Hingegen ist Emil Palleske bei aller Schärfe kritischen Geistes zugleich dichterisch begabt, und hiedurch noch besonders befähigt, das innerste Herz und Gemüth des Dichters aufzuschließen, sein Empfinden und Schaffen, jedes Leid und jeden Aufschwung desselben, zu verstehen, zu beleuchten. Dieser Vorzug wird auf allen Seiten kund, und sichert dem Buche die freudigste Aufnahme, die dankbarste Liebe aller Leser, die verwandten Sinn hegen.

Solchen Sinnes aber ist jetzt die große Mehrzahl Deutscher Leser: die steigende Verehrung Schiller's, die

ſtets allgemeinere Verbreitung ſeiner Werke giebt davon Zeugniß; der Nation ſteht kaum ein anderer Name höher. In ſolchem Maße war dies früher nicht der Fall; es gab Zeiten, in denen ſeinem Anſehn und Ruhm ſehr entgegengearbeitet wurde. Wir erlauben uns in dieſem Betreff einige, wie uns dünkt, zeitgemäße Rückblicke zu thun.

Schiller hatte ſich bei mehreren Gelegenheiten hart und ſcharf gegen die Brüder Schlegel, gegen Tieck, und überhaupt gegen die neue Schule ausgeſprochen, wofür dieſe hinwieder mit Abneigung und Feindſchaft antworteten, die um ſo greller auffiel, als ſie ſeinen Freund und Bundesgenoſſen Goethe einſtimmig vergötterten. Aus dieſer Ungunſt wurde bald ein entſchiedener Haß, eine völlige Herabſetzung. Man ſprach den herbſten Tadel gegen ſeine Schriften aus; Friedrich Schlegel ſetzte giftige Reimſpiele handſchriftlich in Umlauf, Meiſter und Jünger läugneten aller Orten, daß Schiller überhaupt ein Dichter ſei; Goethe, hieß es, ſei der Dichter, Schiller nur der Trachter, und hochragende Geiſter ſtimmten dem wohlfeilen Witze freudig bei! Schiller's Tod ließ bald den Gegnern das Feld, und da dieſe, was nicht zu läugnen iſt, durch Verdienſt und Thätigkeit immer bedeutender wurden, zu ſtets größerem Anſehn und Einfluß gelangten, ja in weiten Kreiſen vorherrſchten, ſo konnten ſie Schiller's Namen und Geltung viele Jahre hindurch mit Erfolg zurückdrängen; was von ſo vielen Seiten wiederholt geſagt und behauptet wurde, fand nur zu leichGlauben. Daß Bernhardi und Fouqué eine Todtenfeier Schiller's dichteten, daß Chamiſſo ihm ein Sonett widmete, wurde dieſen verübelt als eine Abtrünnigkeit, als

ein Vergehen gegen die neue Schule, der alle Jüngern geſchworen haben ſollten. Wie weit dieſe Ungerechtigkeit ging, wird heute kaum glaublich ſcheinen. Noch in den zwanziger Jahren erwiederte ein namhafter Gelehrter in Berlin auf die verwunderte Frage, ob er denn nicht Schiller liebe? mit höhniſchem Lächeln: „O ja, ſo ein wenig, aus Mitleid!“ Aber im geſunden Kerne der Nation war die Verehrung Schiller's nicht auszutilgen, in Goethe und Fichte und im eigentlichen Volke beſtand ſie unverletzt. Aber auch die Gegner ſelbſt, nach und nach mit der großen Welt mehr in Berührung gekommen, und der Thatſache inne geworden, daß ſie es mit einer Macht zu thun hatten, lenkten ein, ſuchten den Verkannten wieder höher zu ſtellen, nannten ihn ſogar unſern Schiller, — und thaten dies um ſo lieber, als ſie mit dem bisher allein gefeierten Goethe ſchon weniger zufrieden waren. Aber erſt viel ſpäter, als die romantiſche Schule ſelbſt erloſch, ihre Häupter todt oder ſchwach geworden waren, fielen die Schlagbäume, die Schranken, welche ſeinen Ruhm hemmen ſollten, und in raſchem Anwachſen erfüllte er das geſammte Vaterland, nach außen ſtrahlend und nach innen begeiſternd, ermuthigend! —

Von dieſer hohen Stimmung, von dieſer edlen Begeiſterung aus, durch welche das Verhältniß des gegenwärtigen Geſchlechtes zu Schiller ſich bezeichnet, hat unſer Autor ſein ſchönes Werk begonnen. Ohne dies innere Feuer durfte Schiller's Biographie nicht geſchrieben werden, gleichen Antheil wie der Geiſt muß das Herz an ihr haben. Dies iſt hier der Fall. Der Leſer empfindet das Daſein deſſelben in jeder Zeile, als wohlthuende

Wärme. Die Aechtheit dieſer Begeiſterung bewährt ſich auch dadurch, daß es ihr um die volle und reine Wahrheit zu thun iſt, daß ſie, in der Sicherheit des Werthes ihres Gegenſtandes, es verſchmäht, Mängel und Gebrechen deſſelben zu verhüllen, ſie will ihn nicht anders zeigen, als er wirklich iſt, im beruhigten ſtolzen Bewußtſein, daß er zuletzt, wie auch immer die Kämpfe geweſen ſein mögen, im vollen Glanze des Sieges daſtehen wird. Dieſe ſtrenge Wahrhaftigkeit, von keinen kleinlichen Bedenken getrübt, iſt ein hohes Verdienſt dieſes Buches. Sie war um ſo nöthiger hier, als der Stoff nur zu vielen Anlaß giebt, aus der Geſchichte in den Roman hinüberzuſchweifen. Denn ſelten hat ein Dichterleben ſolche Fülle von Ereigniſſen, Verwickelungen, Sonderbarkeiten, Spannungen und Ueberſtürzungen, wie das Leben Schiller's bis zu ſeiner Verheirathung und ſeiner Anſiedelung in Weimar. Dies gehörig darzuſtellen, genügen gewöhnliche Mittel nicht. Einſicht in die menſchlichen Dinge überhaupt, richtige Auffaſſung der allgemeinen Zeitumſtände, müſſen vorangehen, dann aber das Perſönliche ergreifen, und dieſes in allen ſeinen Einzelnheiten durchdringen. Erſt hierdurch, durch den in die kleinſten Theile verfolgten Pulsſchlag, entſteht volles Leben der Darſtellung, wahre Verſtändlichkeit, Reiz und Wärme des Vortrags, der wie ein edler Roman ergötzt und feſſelt. Jeder Leſer des Palleske'ſchen Werkes wird dies empfinden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein gewiſſenhafter Schriftſteller die nöthigen Vorarbeiten ſeiner Aufgabe nicht verſäumt hat. Die vorhandenen Hülfsmittel hat unſer Autor ſorgſam geſammelt und auf's neue geprüft,

theilweise aus ihnen neue Folgerungen gezogen oder Aufschlüsse gewonnen. Er hat aber auch das Glück gehabt, bisher unbenutzte Quellen aufzufinden, erstlich durch die freisinnige Unterstützung des Freiherrn Wendelin von Maltzahn, des Herausgebers der Lessing'schen Schriften, der aus seinen reichen litterarischen Schätzen vieles Erwünschte dargeboten — ihm ist auch das Werk dankbarst zugeeignet —, dann aber durch bedeutende Mittheilungen der edlen Tochter jener Charlotte von Kalb, deren großer Sinn und Geist einen so mächtigen Einfluß wie auf Jean Paul Richter so auch auf Schiller ausgeübt hat, und deren anziehendes Bild hier zum erstenmal in solcher vollständigen Ausführung erscheint.

Die eigentlichen Thaten eines Schriftstellers, seine Werke, sondern sich zwar einigermaßen von seinem Leben ab, indem sie selbstständig in die Welt hinaustreten und ihr eigenes Dasein führen, das in manchen Fällen den Namen des Urhebers überdauert und verdunkelt. Allein der Biograph darf nicht bei den äußern Lebensumständen stehen bleiben, er muß den Zusammenhang jener Thaten mit dem Persönlichen festhalten, ihre Entstehung nachweisen, ihre Bedingungen untersuchen, ihren Werth veranschlagen. Was das letztere betrifft, so ist hier wieder sehr zu unterscheiden, was der Biograph als Kritiker zu leisten, und was er dem Kritiker, der nur als solcher auftritt, zu überlassen hat. Wir glauben, daß Palleske hier das rechte Maß getroffen, und weder zu viel noch zu wenig in diesem Bezuge gethan hat. Seine Beurtheilung der in diesem Bande besprochenen drei ersten Trauerspiele Schiller's — „Die Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe", — zeugt von gründlicher und feiner

Einsicht; daß wir im Wesentlichen mit seinem Urtheil übereinstimmen, wollen wir nicht zu sehr geltend machen, es könnte auch anders sein, und vielleicht wird in der Folge manche Abweichung eintreten; für das Werk selbst ist dies nur eine Nebensache, von der unsere Beurtheilung desselben nicht abhängig ist; was er an unserem Beifall etwa verlöre, dürfte durch anderweitigen ihm sogar reichlichst ersetzt werden! —

Ueberhaupt mag hin und wieder Einzelnes mit Fug getadelt, der warme frische Ton an einigen Stellen zu rhetorisch gefunden, die Eingenommenheit für Schiller zu hingebend erachtet werden, — jeder Leser bringt und verlangt hier ein verschiedenes Maß, während der Autor nur sein eines eignes geben kann. Auch auf etwaige kleine Unrichtigkeiten oder unbedeutende Nachlässigkeiten im Ausdruck, die bei neuer Auflage mit einem Federstriche berichtigt werden, wollen wir keinen zu großen Werth legen, vielmehr mit dem Bekenntnisse schließen, daß wir das Buch vor allem als ein Ganzes in's Auge fassen, und das Ganze für ein höchst dankenswerthes Geschenk, für eine Bereicherung unserer Nationallitteratur erklären, in welcher die Deutschen ein so schönes, wahres und großes Bild ihres Dichters bisher noch nicht besaßen. „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden als colossal", sagte der Bildhauer Dannecker; diese vom Autor im Beginn des Buches angeführten Worte sagen wir von ihm selber: „Er hat Schiller lebig gemacht!"

Rahel.

Der Gegenstand wird es wohl bei den meisten Lesern rechtfertigen, daß hier Aufsätze verschiedener Verfasser zusammengestellt werden.

Rahel Levin und ihre Gesellschaft.

Gegen Ende des Jahres 1801.

(Aus den Papieren des Grafen S****.)

Gustav von Brinckmann, dem ich von Paris her empfohlen war, sorgte seit den wenigen Tagen, daß ich in Berlin lebte, bestens für meine Unterhaltung, und für den nächsten Abend, wo die Schiller'sche Maria Stuart angekündigt war, hatte er mich in das Theater zu führen versprochen.

Als wir uns dort einfanden, hörten wir, das Stück sei verändert, Madame Unzelmann spiele nicht; und auf diese nur, für welche Brinckmann in starken Flammen stand, hatten wir es abgesehen. Ich verhehlte meinen Verdruß nicht, und wollte nun gar nicht in's Theater.

Brinckmann sah meinen Mißmuth, und einer guten Eingebung folgend rief er plötzlich aus: „Wissen Sie was? Statt des Theaters sollen Sie heute die beste Gesellschaft kennen lernen, die beste in Berlin, und da können Sie nur getrost Ihren Maßstab von Paris und Wien anlegen, wir scheuen ihn nicht!“

Mir ganz recht! erwiederte ich, ich kann mir gern gefallen laſſen, daß nach ſo vielem Guten, was hinter mir liegt, das Beſte doch eben jetzt noch vor mir ſei. Wo wollen Sie mich hinführen?

„Zu Mademoiſelle Levin, Rahel Levin.“

Iſt es dieſelbe, der ich Grüße von Frau von Vandeul auszurichten habe?

„Dieſelbe. Ich habe ihr ſchon geſagt, daß ich Sie bringen werde. Es kann heute ſo gut geſchehen, wie ein andermal.“

Frau von Vandeul hatte mir von ihrer Freundin nur im Allgemeinen geſprochen. Auch konnte eine Franzöſin von einer Deutſchen nicht wohl das Eigenthümlichſte auffaſſen und ſagen, ſelbſt wenn die Franzöſin, wie Frau von Vandeul, eine Tochter Diderot's war! Ich fragte daher, wer und wie dieſe Perſon eigentlich ſei?

„Sie iſt, erwiederte Brinckmann, ein ſelbſtſtändiges Mädchen von außerordentlichem Geiſt, klug wie die Sonne, und dabei herzensgut; durchaus eigenthümlich; alles verſteht, alles empfindet ſie; und was ſie ſagt, iſt in amüſanter Paradoxie oft ſo treffend wahr und tief, daß man es ſich noch nach Jahren wiederholt, und darüber nachdenken und erſtaunen muß. Die geiſtreichſte und vornehmſte Geſellſchaft verſammelt ſich bei ihr, aber ganz ohne Prunk und Oſtentation, ja ich möchte ſagen, ohne Unterſchied und Auswahl, ganz nach dem natürlichen Zuge der äußern Anklänge und der innern Konvenienz. Sie iſt wohlhabend, lebt ſehr unabhängig bei ihrer Mutter, die für reich gilt; ſie macht keinen Aufwand, die Bewirthung iſt es nicht, um derentwillen man hingeht, alles Aeußere iſt höchſt einfach, aber um ſo behaglicher,

und in dieser Art doch wieder reichlich und auserlesen."

Wir hatten in die Jägerstraße eingelenkt, und nach wenigen Schritten standen wir vor dem Hause. Wir wurden gemeldet und angenommen, durch einen Saal in ein anstoßendes Eckzimmer geführt, und Brinckmann stellte mich der Dame des Hauses, und bald auch einigen andern Personen vor, die wir bei ihr fanden.

Demoiselle Sevin war weder groß noch schön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck; ein Zug von überstandenem Leiden — sie war in der That noch nicht lange von einer Krankheit genesen — gab diesem Ausdruck etwas Tiefrührendes; doch ließ ihr reiner und frischer Teint, zusammenstimmend mit ihren dunklen und lebhaften Augen, die gesunde Kraft nicht verkennen, welche in dem ganzen Wesen vorherrschte. Aus diesen Augen fiel ein Blick auf mich, ein Blick, der bis in mein Innerstes drang, und dem ich kein schlichtes Gewissen hätte bieten mögen. Aber ich schien ihr dabei kaum ein Gegenstand näheren Interesses; es war dieser Blick nur wie eine vorüberstreifende Frage, die gar nicht ausführliche, sondern nur ungefähre Antwort wollte, und mit der rasch ergriffenen ganz befriedigt schien.

Ich brachte meine Begrüßungen an, und bei dem Namen Wandeul erheiterte sich das ganze Gesicht. Ich mußte in der Eile hersagen, was ich alles wußte. Mlle. Sevin schien außerordentlich von der guten Frau eingenommen, und sagte mit wenigen Worten so viel Gutes und Bezeichnendes von ihr, daß ich selber anfing, sie unter ganz neuem Gesichtspunkte zu sehen, und sonderbar genug sie erst jetzt recht kennen lernte, da ich hundert-

Theater bringen wollte. Brinkmann war zu ungeduldig, mir weitere Erklärungen zu geben, und nahm einen vollen Anlauf, sich als den wahren Anbeter der Dame zu bezeigen, als Schlegel unerwartet ihm vortrat, und sich gegen sie entschuldigte, etwas feierlich und verlegen, aber dennoch kühn; es sei eigentlich sein Bruder August Wilhelm, der ein Anbeter von ihr heißen könne, und der sie als das Feenkind besungen habe. Mir wurde ganz warm, eine solche deutsche Tölpelei war mir noch nicht vorgekommen. Aber die muntre Frau erwiederte lachend: „Ich weiß es recht gut, und unterscheide die ungleichen Brüder sehr wohl! Doch wenn ich von Ihnen, lieber Schlegel, nicht mehr fordre, als von Ihrem Bruder, so können Sie in Gottes Namen einen kurzen Abend ohne Gefahr seine Rolle übernehmen! Aber, liebe Kleine! fuhr sie fort, wo haben Sie denn heute Ihre Klugheit? daß Sie mich auf solche Leute anweisen! Denn sehen Sie nur, auch Ihr Bruder will sich schon entschuldigen! Nicht nöthig, nicht nöthig, lieber Robert, ich weiß, daß Sie für eine Luise brennen, — da wird Ihnen schon werden, was Sie verdienen; nehmen Sie sich nur in Acht, daß wenn das Feuer aus Mangel an Nahrung plötzlich erlischt, Sie nicht rathlos im Dunkeln stehen!“

Brinkmann glaubte nun Raum für sich gewonnen zu haben, und suchte ihn eifrigst auszufüllen. Er richtete seine Worte bald an Alle, bald an Levin, bald an Mad. Unzelmann, bald an beide zugleich. Er sprach mit seiner Fertigkeit, flocht Ernst und Scherz durcheinander, witzelte mit guter Laune, nur dünkte mich alles, was er sagte, etwas zu redselig, er schien es selbst zu fühlen, und wurde nur immer redseliger. Alle. Levin schien resignirt,

ihn anzuhören, ich hörte ebenfalls zu, während Mad. Unzelmann mit Schlegel nebenan ein halblautes Gespräch führte.

Ludwig Robert näherte sich, und machte seiner Schwester leise Vorwürfe, daß der Abbé, der unleidliche Mensch, wieder da sei. „Du bist einzig! sagte sie mit rascher Aufwallung, als wenn er meine Liebhaberei wäre! Will ich nicht verzweifeln, wenn er eintritt? Wein' ich nicht, wenn er ewig dableibt? Hast du vergessen, wie ich zittre, wenn man ihn nur nennt? Aber was soll ich machen? Wegweisen kann ich ihn nicht, auch soll ihn bei mir niemand mißhandeln und verspotten, so wenig wie den Baron, der auch meiner ganzen Bekanntschaft verhaßt, mir selbst ein Gräuel ist, und doch ewig kommt!"

Warum rufst du ihn aber auch? sagte Robert lachend, indem er nach der Thüre zeigte; und es trat wirklich in dem Augenblick ein Herr herein, dessen Ordensstern auf einen höheren Rang deutete; ihm folgten unmittelbar zwei Offiziere, die ich als Hrn. von Schack und Hrn. von Gualtieri begrüßen hörte. Der besternte Baron setzte die Wirthin offenbar in üble Laune, sie blickte die Gräfin neben ihr mit tragischen Blicken an; was sagen Sie zu dem Unglück? lag deutlich darin. Doch faßte sie sich gleich, und sprach mit dem Unwillkommenen ohne Widrigkeit noch Gleißnerei ganz einfach und gut.

Die Gesellschaft aber war in Bewegung gerathen, Brinckmann von seinem Platze verdrängt, und von demselben aus machte nun der Major von Gualtieri die Unterhaltung der Damen. In dieser seiner Verstoßung gesellte sich Brinckmann wieder zu mir, zog mich zum Fenster, und wollte mir über die zuletzt Gekommenen nähere Auskunft geben.

„Vor Gualtieri, sagte er, nehmen Sie sich in Acht, er ist streitsüchtig und rechthaberisch, und in seinen Launen gar nicht zu berechnen. Die kleine Levin macht ein großes Wesen von seinem originellen Geiste, von seinem eigenthümlichen Verstande, ich aber muß bekennen, daß ich sie darin nicht begreife; mir gelingt es nicht, mehr in ihm zu sehen, als einen ungeschulten Sophisten, der sich mit den Leuten alles erlaubt, was ihm einfällt. Ein ganz andrer Mann ist der Major von Schack; man weiß wie man mit ihm dran ist, und kann sich auf ihn verlassen. Sehen Sie auch nur die prächtige Gestalt, dieses ruhige und entschlossene und dabei moquante Aussehen! Er ist ein tapferer Offizier und vollkommener Edelmann, alle Tugenden und Untugenden dieser doppelten Bezeichnung sind in ihm vereint. Gelernt hat er nichts, er spricht nicht einmal richtig deutsch, doch wer spricht das in Berlin? Aber dafür hat er die reichste Dosis Mutterwitz."

Hier unterbrach uns Schlegel, indem er sich beklagte, die Unzelmann habe von Kunst doch keinen Begriff. „Ich bin, sagte er, mit meinen Bemerkungen über ihr bedeutendsten Rollen ganz bei ihr durchgefallen, sie hat mich gar nicht verstanden, hat mir die dümmsten Antworten gegeben, sie ist von keiner ihrer Rollen auch nur die kleinste Rechenschaft abzulegen fähig." Dies letzte hatte Schack im zufälligen Annahen noch eben aufgeschnappt, und antwortete sogleich: „Ihr Herren Kritiker wollt auch zuviel! Die Unzelmann weiß alles auf ihre Art, sie spielt's und bringt's euch leibhaftig vor Augen, und ihr selber bewundert sie darin; warum soll sie dasselbe nun auch auf eure Art geben? Von der himmlischen

Frau zu fordern, daß ſie — pfui! — raiſoniren ſoll, wie ihr, iſt grade ſo, wie von euch zu verlangen, daß ihr ſpielen ſollt, wie ſie, — ei das wär' aber nicht pfui, ſondern ſchön!"

Brav, brav, lieber Schack! rief eine Stimme hinter ihm; es war Dlle. Levin, die aufgeſtanden und vom unſrem lebhaft-heimlichen Reden herangezogen worden war. Schack, wie ein Ertappter, war einen Augenblick verlegen, aber nur einen Augenblick, und fragte dann munter: „Hab' ich's gut vorgetragen, kluge Kleine? Nun, ich hatte nicht weit dran zu ſchleppen, denn, meine Herren, was ich eben geſagt, hatte ich den Augenblick vorher von dieſer klugen Kleinen gehört, und da wollt' ich gleich ſehen, wie brauchbar es wäre, und ob Sie was dagegen ſagen könnten!" Unter launigen Scherzworten ging das Geſpräch mit Schack weiter, wandte ſich aber von Schlegel und mir ab, und wir blieben beide am Fenſter allein.

Mir gefiel die Faſſung des Mannes in der kleinen Beſchämung, und ich theilte meine Bemerkungen darüber Schlegeln mit. „O er hat noch ganz andre Faſſung, rief dieſer, und davon werden große Dinge erzählt. Was ſagen Sie zum Beiſpiel von dieſem Stück? Man gewinnt von einem Kameraden im Spiel eine große Summe; er bezahlt, iſt aber ruinirt, und ſchießt ſich todt. Das Geld hat man am Morgen empfangen, die Nachricht vom Erſchießen kommt am Abend, wie man wieder beim hohen Spiel ſitzt, und wieder große Summen gewinnt, man hört die Schreckensbotſchaft, ſpricht ein bedauerndes „So? hat er ſich erſchoſſen?" aus, aber ohne eine Miene weiter zu verziehen, und bemerkt gleichgültig, wie viel Stiche man voraus habe, mit Eifer den neuen Gewinn verfolgend, unbekümmert, ob

auch vielleicht dieſem ein ſchreckliches Ereigniß ankleben werde! So war Schack, als Riedeſel ſich erſchoſſen hatte! Sie mögen die ganze Geſchichte abſcheulich finden, ich will ſie auch nicht vertheidigen, aber das müſſen ſie geſtehen, dieſe Faſſung ſetzt eine Seelenſtärke voraus, die in andrer Richtung die größten Heldenthaten gebähren kann. Nun hören Sie aber gleich eine hübſchere Geſchichte! Eine Hofdame der Prinzeſſin Heinrich konnte eine Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht verbergen; zuletzt hatte Schack, und offenbar genug, ihre Gunſt gehabt. Die Prinzeſſin ließ alſo den Schuldigen rufen, und hielt ihm ſein Vergehen vor, wobei die Worte Verführung, Unſchuld, und dergleichen, nicht geſpart wurden. Nachdem ſie ihn genug geſcholten, und er immer ſchwieg, glaubte ſie ihn erſchüttert, und fragte mit gebieteriſcher Art, was er denn jetzt thun werde? Schack, den die Beredſamkeit der Prinzeſſin wenig gekümmert hatte, fühlte das Gewicht dieſer Schlußfrage, und erwiederte kurz doch ehrerbietigſt, er wolle fürerſt noch warten, um zu ſehen, was denn die Andern thun würden! Die Prinzeſſin wurde roth bis in die Augen vor Zorn, brach die Unterredung ab, und ließ den Schalk ſeiner Wege gehen.“ Ich mußte die kauſtiſche Energie dieſer Geiſtesgegenwart anerkennen, jedoch abermals bedauern, daß ſo ſchöne Gaben ſich im üblen Stoffe verſchwendeten.

Unterdeß hatte ſich die Geſellſchaft durch einige Frauenzimmer vermehrt, mit denen auch Brinckmann ſich gleich zu thun machte. Sie gehörten zum Hauſe; die eine nahm ſich des Theemachens an, der andern wurde ich vorgeſtellt, ſie war die Schwägerin der Dlle. Levin, mit der ſie übrigens keine Geiſtesverwandtſchaft zeigte. Um

so mehr fiel mir die liebevolle und sorgsame Art auf, mit der diese sie behandelte, in das Gespräch zog, und ihre unbedeutenden Aeußerungen geltend machte. Brinckmann, der wieder zu mir getreten war, sagte mir, das sei kein Wunder, seine vortreffliche Freundin habe so vielen Geist, daß sie dessen von niemanden verlange, und mit andern guten Eigenschaften zufrieden sei. Zudem aber hege sie die stärkste und zärtlichste Zuneigung für ihre ganze Familie, darin sei sie die ächte Orientalin, für die Mutter, die in der That eine äußerst gute und würdige Frau sei, für die Geschwister; besonders aber liebe sie leidenschaftlich zwei kleine Nichten, Töchter dieser Schwägerin.

Er schilderte mir in wenig Worten die Brüder; ein jüngster war in der weiten Welt; von den beiden anwesenden war mir der ältere als Kaufmann angegeben worden, er benahm sich zurückhaltend und abgemessen, gefiel mir aber nicht; der jüngere hingegen, Ludwig Robert, zeigte ein bequemes Dasein, eine lässige Gleichgültigkeit, die gesellschaftlich einen angenehmen Eindruck machte; seine Physiognomie war bedeutend, der scharfe Denker und Beobachter blickte selbst aus der Lässigkeit hervor. Beide Brüder machten zu der herzlichen Wärme und edlen Freiheit der Schwester ein um so stärkeres Gegenbild, als ihr besonders für diese Brüder eine stets thätige und beinahe zärtliche Sorge immerfort anzumerken war.

Das Gespräch wurde sehr lebhaft, und wogte, zwischen den Personen wechselnd, über die mannigfachsten Gegenstände hin. Ich wäre nicht fähig, die raschen Wendungen und den verschiedenartigen Inhalt hier wiederzugeben, und

wage den Verſuch nicht. Man ſprach vom Theater, von Fleck, deſſen Krankheit und wahrſcheinlich nahen Tod man allgemein beklagte, von Righini, deſſen Opern damals den größten Beifall hatten, von Geſellſchaftsſachen, von den Vorleſungen Auguſt Wilhelm Schlegel's, denen auch Damen beiwohnten. Die kühnſten Ideen, die ſchärfſten Gedanken, der ſinnreichſte Witz, die launigſten Spiele der Einbildungskraft wurden hier an dem einfachen Faden zufälliger und gewöhnlicher Anläſſe aufgereiht. Denn die äußere Geſtalt der Unterhaltung war, wie in jeder andern Geſellſchaft, ohne Zwang und Abſicht, alles knüpfte ſich natürlich an das Intereſſe des Augenblicks, der Perſon, des Namens, deren grade gedacht wurde. Vieles, was in Anſpielungen beſtand, und irgend eine Kenntniß vorausſetzte, entging mir ganz, andres wenigſtens theilweiſe. Doch wenn Friedrich Schlegel ſeine Meinung ſagte, zwar mühſam und unbeholfen, aber auch tief und gediegen, in der eigenthümlichſten Werkſtätte geſchmiedet, ſo fühlte man gleich, daß hier kein leichtes Metall ausgegeben werde, ſondern ein ſchweres und koſtbares; wenn Schack, leicht erzählend, manche Perſonen, die durch Rang und Weltſtellung bedeutend waren, in pikanter Weiſe ſchilderte, wenn er kleine Bemerkungen geſchickt einſchob, ſo waren die Vertrautheit und Ueberſicht unverkennbar, mit denen er eine unendliche Erfahrung großweltlichen Lebens ſpielend behandelte. Die Heiterkeit und Laune der Mad. Unzelmann wirkten unaufhörlich belebend ein. Ludwig Robert und Brinckmann erwieſen ſich als ächte Geſellſchaftskinder. Alle waren auf natürliche Weiſe thätig, und doch keiner aufdringlich, man ſchien eben ſo gern zu hören als zu ſprechen. Am

merkwürdigſten war Dlle. Levin ſelbſt. Mit welcher Freiheit und Grazie wußte ſie um ſich her anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen! Man vermochte ihrer Munterkeit nicht zu widerſtehen. Und was ſagte ſie alles! Ich fühlte mich wie im Wirbel herumgedreht, und konnte nicht mehr unterſcheiden, was in ihren wunderbaren, unerwarteten Aeußerungen Witz, Tiefſinn, Gutdenken, Genie, oder Sonderbarkeit und Grille war. Koloſſale Sprüche hörte ich von ihr, wahre Inſpirationen, oft in wenig Worten, die wie Blitze durch die Luft fuhren, und das innerſte Herz trafen. Ueber Goethe ſprach ſie Worte der Bewunderung, die alles übertrafen, was ich je gehört hatte.

Ludwig Robert wurde aufgefordert, ſeine neueſten Gedichte mitzutheilen. Er ließ ſich nicht lange bitten, und las ein paar Elegieen mit vielem Ausdruck vor. Sie ahmten den Ton der Goethe'ſchen ſehr glücklich nach, hatten aber ihren eignen Inhalt. Nur Friedrich Schlegel verzog die Miene, und ſtimmte nicht in den Beifall ein. Auch Dlle. Levin ſelber, trotz des augenſcheinlichen Eifers, den Bruder zu begünſtigen, litt etwas bei dieſer Vorleſung, und verbarg zuletzt ihre Ungeduld nicht. Ich erlaubte mir, ſie über die Richtigkeit meiner Wahrnehmung heimlich zu befragen. Sie ſah mir ehrlich und grad in's Geſicht, und ſagte lebhaft: „Sie haben recht geſehen; es iſt mein Tod, mir vorleſen zu laſſen; ich hab' es nie geliebt, aber oft kann ich's beſſer aushalten.“

Durch Vermehrung des Beſuchs — zwei Spanier, Graf Caſa-Valencia und Chevalier d'Urquijo, beide Diplomaten, waren gekommen, — ließ der Vorleſer ſich nicht irren. Aber nach Beendigung eines Gedichts, welches

vielleicht nicht allgemein verſtändlich geweſen, verlangte Mad. Unzelmann, der Dichter ſolle doch Komiſches und Witziges mittheilen, deſſen er ja den größten Vorrath habe. Der lieblichen Frau war nicht zu widerſtehen, ihrem anmuthigen Geſuch aber trat Gualtieri mit der ungeſtümſten Forderung bei: „Ich weiß es ja, liebſter Robert, rief er aus, Sie haben auf uns Alle wunderſchöne Spitzverſe gemacht, auch auf mich ganz allerliebſte, thun Sie mir den Gefallen und leſen Sie die vor, ich will ſie hören, ich kann alles hören, nur ohne Scheu heraus damit!“

Robert las im Stillen für ſich einige Blätter, lachte und entſchuldigte ſich, es ginge doch nicht. Nur um ſo heftiger drang man in ihn, Alle betheuerten, ſie wollten nichts übel nehmen. Schon wollte er leſen, da verbat es ſeine Schweſter, ſie wolle dergleichen nicht leiden, ſagte ſie, es ſei ein ſchlechter Spaß, und es verletze insgeheim doch jeden, ſich in ſeiner Eigenheit verſpottet zu ſehen, niemand dürfe das fordern, niemand es gewähren. Aber nichts half. Die erregte Tadelluſt wollte ihre Beute. So wurde denn einiges geleſen, was großen Beifall erwarb; Schack, die Unzelmann, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, kamen ganz leidlich weg, einige andre Perſonen weit ſchlechter. Das Hauptverdienſt dieſer Verſe war, außer der treffenden Karakteriſtik, die artige Künſtelei, daß die Anfangsbuchſtaben der Zeilen jedesmal den Namen bildeten. Gualtieri beſtand darauf, ſein Akroſtichon zu hören. „Nur Geduld, verſetzte Robert, Sie ſollen befriedigt werden, und ſogar doppelt, denn Ihren Namen hab' ich zweimal akroſtichirt. Hören Sie denn!“

„Glatt; doch unwahr nie, und saß' er an fürstlicher Tafel;
Unrecht scheuend, behauptet er oftmals dennoch das größte,
Arglos, kühn und geschickt, bethört im eigenen Scharfsinn;
Listig weicht er sich aus, doch stark auch faßt er sich wieder.
Trau' ihm in seinem Gemach, hier darfst du, darf er sich trauen,
In der Gesellschaft ist Krieg, und dort er Soldat und Gesandter.
Einigen wird er sich nur mit dem, der immer ihm beistimmt;
Redend herrschet er dann; doch läßt er auch kindlich sich leiten;
Ja, so lebt er ein Räthsel, gehaßt und geliebt und gefürchtet!"

Die Bezeichnungen müssen treffend gewesen sein, denn die einzelnen Zeilen und Worte empfingen den größten Beifall; nur Gualtieri stand unbewegt, als wenn er gar nicht wüßte, von wem die Rede sei. Als die Andern aber ihn anriefen, und scherzend um sein Urtheil baten, fuhr er aus dem stummen Nachdenken auf: „Das versteh' ich nicht! rief er. Lesen Sie doch das zweite, vielleicht ist das deutlicher!" Schärfer gewiß, erwiederte Robert, und las:

„Glaube, dir glaubt er nichts, doch glaubt er alles sich selber;
Undankbar stets denkt er, er danke nur alles sich selber.
Alles scheint er zu lieben, und liebt nur den Schein und sich selber.
Laut im Streit, und nicht lauter, so schreit er, und hört nur sich selber.
Tiefes Gefühl bleibt tief ihm verborgen, er fühlt nur sich selber.
In Verlegenheit bringst du ihn nie, doch oft er sich selber.
Ehre ist ihm das Erste, drum ehrt er auch ehrlich sich selber.
Reizbar ist er und reizend, und reizt auch öfters sich selber.
Jahrlang könnt ihr ihn tadeln, es hilft nichts, er tadelt sich selber."

Der gesellschaftliche Applaus wird oft durch Kleinigkeiten unmäßig; ich sah es hier. Komisch und spannend war nur Gualtieri's Gegenwart. Er fühlte sich mehr geschmeichelt, als beleidigt, mehrmals hatte er gelächelt,

mehrmals sein „Gutgesagt!“ dazwischen geworfen. Als aber das Stück zu Ende war, wurde er doch wieder nachdenklich, und rief wie verwundert: „Aber Sie machen mich ja ganz und gar zum Egoisten!“ Dann nahm er den Dichter langsam unter dem Arm, zog ihn beiseit, und sagte: „Hören Sie mal, lieber Robert, was denken Sie sich denn unter einem Egoisten? Ich hoffe doch, nicht gar zu Schlechtes? Und wenn ich nun ein Egoiste bin, was ist damit gesagt? Nein, das müssen Sie mir genauer auseinandersetzen, darüber müssen wir umständlich reden; denn, sehen Sie, wenn ich mich selber fühle, und kenne, und ehre, so heißt das doch noch nicht“ — und somit führte er ihn in das Nebenzimmer, sich in Prosa nochmals vortragen zu lassen, was er in Versen schon zur Gnüge sollte vernommen haben. „Der will aus dem Regen unter die Traufe“, sagte Dlle. Levin, und „Gutnacht!“ rief sie den Abgehenden noch freundlich nach; wirklich kamen sie nicht wieder zum Vorschein.

Dlle. Levin erklärte sich ernstlich gegen solche geist- und kunstreiche Spiele, wie überhaupt gegen alle persönliche Satire, Parodie und Travestie, als gegen einen Mißbrauch der Dichtkunst; alles dies, meinte sie, trage etwas Böses in sich, das zuletzt nur gemeiner Schadenfreude diene; einen großen Unwillen und Zorn, eine heftige Bitterkeit, ein tiefeinschneidendes Karakterisiren aus Einsicht und zur Einsicht, das alles begreife sie und respektire sie, wo ein innrer Drang es durchaus gebiete, oder wenn wirklich anmuthige und unbezwingliche Laune das Gehässige wieder aufhebe.

Schlegel, der sich solcher Vergehen gegen Schiller

ſchuldig wußte, ſtellte die Xenien als Einwand auf; allein die raſche Gegnerin verſetzte: „Das Beiſpiel ſpricht grade für mich; wenn Sie die anführen, ſtehen Sie ſchon auf meiner Seite! Denn wo iſt wohl der Zorn gerechter, der Unwille edler, der Witz lebendiger, als eben in den Xenien? Ueberdies ſind Goethe und Schiller — nun ja! Goethe und Schiller!“

Es waren zwei Fremde gemeldet worden. Dlle. Levin empfing ſie höflich; aber in Haltung und Ton war die feine Linie nicht zu verkennen, durch welche ſie vielleicht unbewußt ausdrückte, daß es nicht vertrauliche Bekannte waren, mit denen ſie ſprach. Es war ein Graf aus Wien, ich glaube ein Graf Paar, ſein Begleiter aber hieß Meyern, und wäre mir unter dieſem Namen leicht entgangen, hätte mir Brinckmann nicht geſagt, daß er der Verfaſſer des merkwürdigen Buches Dya-Na-Sore ſei, der aber jetzt weder Romane noch Indien, ſondern nur Krieg und England und Bonaparte im Kopfe trage. Ich hatte früher in dieſem ſchmerzlichen Roman geſchwelgt, und ſeine ſehnſüchtigen Liebes- und Vaterlandswünſche innig mitempfunden, um ſo mehr wünſchte ich nun, den Mann ſelber kennen zu lernen, dem es gelungen war, die großen Drangſale der nächſten Wirklichkeit in eine entlegne Dichtungswelt hinauszutragen. Allein es war unmöglich, mehr als ein gewöhnliches Höflichkeitswort aus ihm zu locken, er ſchwieg ſogleich wieder, und ſah nur immer beobachtend und prüfend auf die Perſonen hin, die grade ſprachen. Ich vernahm ſpäter, er habe es ſich zum Geſetz gemacht, als Oeſterreicher in Preußen ſich möglichſt verſchloſſen zu halten.

Mittlerweile hatte die Geſellſchaft ſich mannigfach in

verschiedene Gesprächsrichtungen abgezweigt, die nur selten auf Augenblicke zu einer allgemeinen zusammenflossen, wenn etwan eine Behauptung, ein Scherz, ein Witz, lebhafter ausbrach und größeren Antheil weckte. Die Gesellschaft war zu zahlreich und zu belebt, um sie noch in einer Einheit zusammenzuhalten und zu leiten; die Wirthin konnte nichts thun, als auch ihrerseits mit Einzelnen anknüpfen, aber ich bemerkte wohl, daß sie hiebei stets aufmerksam blieb, und immer da einzuwirken wußte, wo Stockendes zu beleben, Mißliebiges abzubrechen, Störendes auszugleichen, Angenehmes zu vermitteln war. Auch meine vergebliche Bemühung mit Meyern war ihrem scharfen Blick nicht entgangen, und ein Wort von ihr hatte Hrn. von Schack bestimmt, durch eine Frage über Wien den schroffen Mann zugänglich zu machen, der aber auch diesmal seine Antwort so kurz als möglich einrichtete.

Mit Wohlgefallen sah die Wirthin den Abbé und den bestermten Diplomaten in abgesondertem Gespräch ganz vertieft. Schack begegnete ihr in diesem Bemerken, sie winkte ihm, und ich hörte, daß sie ihm auf den Vorwurf, warum sie ihm nicht erlaubt habe, den Kerl wegzubeißen, voll sanftem Eifer antwortete: „Ist es denn so nicht besser? Welch Vergnügen, zu sehen, wie die Beiden sich für uns unschädlich machen! Einer schluckt den andern ein; und ich wette, sie suchen sich bald lieber anderswo auf, und wir sind sie los.“

Ich weiß nicht, wer es sich erlaubte, einen in ziemlich schmutziges Gewand gekleideten Witz vorzutragen; niemand wollte lachen, und betroffen über die Unziemlichkeit schwiegen Alle. Doch Dlle. Levin, die wieder auf dem

Sopha Platz genommen, duldete die Pauſe nicht, in welcher die Unart ſich gleichſam fortſetzte, ſchnell überſah ſie das Terrain, und löſte die eigne und fremde Verlegenheit, ſtrafte und beſeitigte die Ungebühr, indem ſie plötzlich, aus aller Menge unerwartet meinen Meyern mit den Augen faſſend und ihm das Wort zuwendend, mit dem Ausruf: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ eine noch ſtärkere, aber ſchon dadurch unſchuldigere Derbheit einleitete, und dann unvergleichlich raſch und komiſch eine franzöſiſche Anekdote, ich glaube nach Chamfort, ſehr glücklich und ſchicklich erzählte, mit ſolcher Anmuth und Gewalt, wie ich Aehnliches nur noch Einmal in meinem Leben, viele Jahre ſpäter von der Frankfurterin B— leiſten ſah! Alles fühlte ſich wie befreit, und lachte aus vollem Herzen, niemand aber mit ſolchem Vergnügen und Abandon, wie mein ſtörriſcher Meyern, laut und heftig fing er immer auf's neue an, ſo daß er die Andern auch immer wieder mit fortriß. Noch eine ganze Zeit wiederholte er ſich die Worte: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ und lachte mit größtem Behagen, bis nach und nach der beobachtende Ernſt in ſeinen Mienen wieder die Oberhand nahm.

Mehrere der Damen und Herren hatten ſich bereits entfernt, und ich hielt es für ſchicklich, ebenfalls an den Rückzug zu denken; allein Brinckmann wollte davon nicht hören, und verſicherte, daß es hier noch gar nicht ſpät ſei, im Gegentheil würden wohl noch einige Leute kommen, ja er hielt es nicht für unmöglich, daß noch zwei ſeiner angebeteten Freundinnen, die herrliche Freiin von A— aus Wien, — das Iſter-Mädchen, wie Dlle. Levin ſie nenne —, nach abgethanem andern Beſuche noch hier einſpräche.

Das Hereintreten eines Mannes, den der Zuruf: „Guten Abend, Gentz!“ mir sogleich als den berühmten Publizisten zu erkennen gab, erregte einige Bewegung. Selten habe ich so viel Schüchternheit mit so viel Dreistigkeit beisammen gesehen, wie im Aeußern dieses Mannes vereinigt war. Mit zaghafter Unsicherheit prüfte er gleichsam die Gesichter und die Plätze, und war nicht eher ruhig, bis er sie alle untersucht hatte. Ich als Fremder schien ihm wohl unbedeutend, die Andern erkannte er als Günstige, nur Friedrich Schlegel flößte ihm einen heimlichen Schauder ein, auch wählte er den diesem fernsten Platz. Behaglich und sicher zwischen Mad. Unzelmann und seinem Beschützer Schack, knüpfte er mit beiden gleich ein Gespräch an, das bald aber für Alle gemeinsam wurde. Er erzählte von seinem Mittage, er hatte bei dem Minister Grafen Haugwitz gegessen, dort Gesandte und Generale gesprochen, die neusten Neuigkeiten aus London und Paris erfahren. Mad. Unzelmann verbat aber alle Politik, und verlangte nur solche Nachrichten, an denen auch sie Theil nehmen könnte. „Ganz recht, mein Engel, erwiederte Gentz mit Lebhaftigkeit, auch wir sprachen am wenigsten von Politik, sondern von den Sitten, den Vergnügungen, von — ist Gualtieri nicht hier? — der Depravation, die sich wieder einfindet in Paris, von den Liebeshändeln, den Theatern, den Restaurateurs, — nicht wahr, das sind hübsche Gegenstände?“

Schack, der kürzlich in Frankreich gewesen war, und am Hofe des Ersten Konsuls Bonaparte der ersten preußischen Uniform große Ehrenauszeichnung zugezogen hatte, richtete einige Fragen an Gentz, allein dieser antwortete wenig, und schien durch Schlegel beunruhigt, der

ihn stets finstrer ansah, und seinen Widerwillen deutlich in seinen Zügen ausdrückte; die hingemurmelten Worte „feiler Schreiber, nichtswürdiger Freiheitsfeind", und andre solche Artigkeiten, welche dem damals revolutionair und republikanisch gesinnten Verfasser der Lucinde gemäß waren, erreichten zwar nicht des Feindes Ohr, aber die reizbare Seele desselben schien jeden bösen Hauch schon in der Ferne zu wittern.

Dlle. Levin zog ihn aus der Verlegenheit, indem sie ihn nach einem Frauenzimmer fragte, das ihn lebhaft beschäftigen mußte, denn mit dem größten Feuer sprach er von dämonischem Reiz und ebensolchem Karakter, die ihn entzückten und in Verzweiflung setzten; er klagte sich strafbarer Schwäche an; „aber, fuhr er fort, was kann ich dafür? Amor ist blind, und wirft auch mir die Binde über die Augen!"

Nein, nein! rief Dlle. Levin; in dem Punkt ändre ich die Mythologie! Amor ist nicht blind, und hat keine Binde; im Gegentheil, er löset jede, und die Liebe sieht klar und scharf, und daß sie, trotz allem was sie sieht, zu lieben fortfährt, das ist ihr höchstes Kennzeichen!

Gentz wollte den Satz bestreiten, gab ihn aber bald und immer mehr zu, und rief ihn dann als die wunderbarste Belehrung aus, die er fortan selber ausbreiten und vertreten wolle. „Wohl ist dieses Thema unerschöpft und unerschöpflich, sagte er, und Ihnen, Herzenskundige, kommt es zu, solche Wahrheiten auszusprechen, vor denen die Irrthümer ganzer Zeitalter, ja der Mythologieen selbst, zusammenbrechen!" Er fuhr in dieser Weise fort, sprach von dem Glück und dem Unglück der Liebe, von ihren

Gründen und Bedingnissen, ihren Wirkungen und Ausgängen; erst nur in kleineren Sätzen, die er noch konversationsartig an seine Nachbarn richtete, frageweise, problematisch, allmählig entwand er sich diesem Bezug und Ton, nahm einen freieren Schwung, wagte kühnere und festere Behauptungen, und als er sich der Gesinnung und Beistimmung seiner Zuhörer völlig versichert halten durfte, öffnete er gleichsam alle Schleusen seiner Beredsamkeit, deren gewaltiger Fluß nun unwiderstehlich einherströmte, und uns mit staunender Bewunderung erfüllte. Friedrich Schlegel und seine Lucinde hätten hier etwas lernen können! Gentz sprach mit Eifer und Wärme, mit Scharfsinn, mit Fülle, und ein solcher Wohlklang, ein solches Wogen der Worte, eine solche Folge glücklicher Ausdrücke, guter Zusammenfügungen, leichter Uebergänge, ein solches wirkliches Einnehmen und Bereden, ist mir seitdem bei keinem Menschen wieder vorgekommen. Auch fesselte er jede Aufmerksamkeit und gewann jeden Beifall. Nur unsre Wirthin, welche die klugen, vergnügten Augen fest auf ihn gerichtet hielt, rief bisweilen ein „Recht, Gentz!“ ein „Prächtig“, oder „Bravo“, dann auch wohl ein „Warum nicht gar!“ oder „O nein!“ dazwischen. Die Andern horchten schweigend. Ich wünschte mir Glück, von dieser so oft gerühmten und mir bis dahin immer etwas zweifelhaft gebliebenen Vortrefflichkeit ein so glänzendes und in dieser Art vielleicht einziges Beispiel so zufällig erlebt zu haben.

Noch war alles gespannt, und einzelne Funken sprühten noch, gleichsam verspätete Nachzügler des wallenden Feuerstroms, als eine neue Erscheinung auftrat, Prinz Louis Ferdinand! Die ganze Gesellschaft erhob sich

einen Augenblick, aber gleich rückte und setzte sich alles wieder zurecht, und der Prinz nahm seinen Platz neben Dlle. Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgesondertes Gespräch begann. Er schien unruhig, verstört, ein schmerzlicher Ernst verdüsterte sein schönes Gesicht, doch nicht so sehr, um nicht eine liebevolle Freundlichkeit durchschimmern zu lassen, die bei seiner hohen herrlichen Gestalt, und freien gebieterischen Haltung, um so wirksamer für ihn einnahm. Ich war vom ersten Augenblick bezaubert; einen so günstig ausgestatteten Menschen hatte ich noch nicht gesehen; ich mußte mir bekennen, in solcher Person und in solcher Weltstellung durch das Leben zu gehen, das sei denn doch einmal ein Gang, der der Mühe werth sei! Solche Heldenfigur giebt in der That eine Vorstellung von höherem Geschlecht, Beruf und Geschick, und wirft in das, was uns bisher nur als Dichtung erschienen, ein lebendiges Zeugniß von Wirklichkeit.

Brinckmann vergötterte den Prinzen, und sprach mit Liebe von seinen menschlichen Eigenschaften, mit Bewunderung von den in ihn gelegten Kräften, die ihn fähig machten, das Größte zu leisten, jeden Entschluß zu fassen, jede That zu vollbringen, zu der eine starke Seele nöthig. „Doch leider, fuhr er fort, ist es auch sein Unglück, einen so hohen Beruf zu haben, den zu erfüllen die Gelegenheit fehlt. Denn was soll er thun? Ein gleich großer, aber nicht so begünstigter Genius erränge sich erst eine Stellung, und verwendete dazu seine Kraft; dieser aber hat seine Stellung, und kann nichts erstreben, als was grade sie nicht zugesteht. Nur die Welt der Empfindung ist ihm noch übrig und offen, auch hat sein ganzes Wesen sich dahin geworfen, er liebt, liebt leiden-

ſchaftlich, und unbefriedigt, und ſtellt auch hierin wieder ein eigenthümliches und reiches Menſchengeſchick dar."

Der Prinz war aufgeſtanden, und hatte ſich die Fremden vorſtellen laſſen, nämlich die beiden Oeſterreicher und mich, die Uebrigen waren ihm ſchon bekannt, und zum Theil, wie Schack, Brinckmann und Gentz, völlig vertraut. Seine Leutſeligkeit war vornehm, und doch durchaus menſchenfreundlich, ohne den Beiſchmack von Herablaſſung, der die Gnade der Großen meiſtentheils ſo ungenießbar macht. Auch wurde der Prinz durchaus nicht ſchmeichleriſch behandelt, die herkömmlichen Formen der Ehrerbietung fehlten nicht, allein außer dieſen konnte ihn nichts erinnern, daß er mehr ſei, als die Andern. Nach wenigen Augenblicken fand ich mich ſo unbefangen und behaglich in ſeiner Gegenwart, als hätte ich ihn ſchon Jahre lang gekannt. Ihn ſelber ſchien kein Zwang befallen zu können, er verfuhr und ſprach, als ob er unter geprüften Freunden ſei.

Dieſe Freiheit, ſich überall ohne Scheu auszuſprechen, war allerdings ein köſtliches Vorrecht ſeiner hohen Stellung, aber um daſſelbe auszuüben, war doch wieder er ſelbſt erforderlich. Ihn kompromittirte nichts, weil er ſich nie für kompromittirt anſah. Was man ihm nachſagte, das kümmerte ihn nicht. In ſeiner Sphäre wagte ſich niemand an ihn, und eine fremde Macht, vor der ein Prinz von Preußen ſich gebeugt hätte, gab es nicht. So ſprach er ohne Zurückhaltung ſeinen Unwillen und Grimm gegen Bonaparte und gegen die freundſchaftlichen Verhältniſſe aus, welche die Höfe mit ihm unterhielten. Eine der Anklagen, die er gegen ihn vorbrachte, war in dem Munde eines Prinzen ſonderbar; man war über-

raſcht, jenem vorgeworfen zu ſehen, daß er die Freiheit untergrabe!

Merkwürdiger noch, als in dieſen Aeußerungen, erſchien mir der Prinz in einigen anderen, welche hinter ſcheinbarer Zerſtreutheit und Unaufmerkſamkeit die feinſte Beobachtung und tiefſte Menſchenkenntniß verriethen. So ſprach er von ſeiner Familie, von ſeiner Schweſter, der dem Fürſten Anton Radziwill verheiratheten Prinzeſſin Luiſe, von ſeinem Bruder, dem Prinzen Auguſt, mit eben ſo großer Zuneigung als Offenheit, als ob uns Allen dieſer Umgang und dieſe Einſicht wie ihm ſelber vertraut ſein müßten. Seinen Schwager den Fürſten Radziwill ſchien er beſonders zu lieben, die gemeinſame Liebe zur Muſik wirkte hier mächtig ein. Er vermißte ihn, und fragte, ob er ſchon dageweſen? Auf die Bemerkung, er ſei wohl zur Jagd gefahren, lächelte der Prinz. „Zur Jagd? wiederholte er, da kennen Sie meinen Schwager nicht! O ja, er fährt zur Jagd, wenn es ſein muß, er macht alles mit; aber alles, was er thut, thut er nur im muſikaliſchen Sinn, und zum Beiſpiel auf der Jagd iſt ihm an Wild und Beute nichts gelegen, ſondern ſeine Jagdluſt läuft einzig darauf hinaus, daß er ſich mit der Büchſe unter einen Baum ſtellt, und dann vor ſich hin ſingt: «La caccia! la caccia!»"

Die den Fürſten näher kannten, beſtätigten eifrig das treffende Gleichniß, und bewunderten nur, daß der Prinz, der ſo wenig Acht zu haben ſchien auf das, was um ihn vorging, zu dieſer Auffaſſung habe kommen können.

Der Prinz nahm ſeinen Hut, und ſchickte ſich zum Fortgehen an, wir Alle thaten deßgleichen, und eben

wollten Brinckmann und ich als die letzten dem Prinzen folgen, als auf der Treppe der Fürſt Radziwill uns begegnete, und unter freudigen Aeußerungen den Prinzen wieder zu dem Salon zurückführte.

Brinckmann aber und ich wir gingen unſres Weges weiter. Als wir auf die Straße kamen, fanden wir den Himmel ausgeſtirnt, die Luft milde, und es gefiel uns, in der breiten Straße noch zu luſtwandeln. Ohnehin war ich von dem erlebten Abend in großer Aufregung, und fühlte das Bedürfniß, manches auszuſprechen und vieles zu fragen, was mir aufgefallen oder nicht klar geworden war. Wer hätte mir hiebei beſſer dienen können, als mein Begleiter, wo wäre größere Bereitwilligkeit zu finden geweſen!

Wir waren etwas auf dem Gendarmenmarkt umhergegangen, kehrten aber nun in die Jägerſtraße zurück, wo der Wagen des Prinzen noch vor dem Hauſe hielt. In dem Zimmer oben war ein Fenſter geöffnet, und Klaviertöne erklangen. Wir ſtanden ſtill, und lauſchten; der Prinz phantaſirte mit genialer Fertigkeit, Mlle. Levin und Fürſt Radziwill ſtanden mit dem Rücken gegen das Fenſter, und wir hörten einigemal die Stimmen ihres Beifalls. Wie gern hätten wir die unſere hinzugefügt! Das Spiel des Prinzen war kühn und gewaltig, oft rührend, meiſt bizarr, immer von höchſter Meiſterſchaft. Nach einer halben Stunde hörte er auf, bald nachher fuhr er mit ſeinem Schwager nach Hauſe. Die Uhr war halb eins. Auch wir gingen nun, und Brinckmann brachte mich zu meinem Gaſthof, wo mir aber die empfangenen Bilder und Eindrücke noch lange den Schlaf verſagten.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Ludwig Robert mich auf den nächsten Vormittag zu sich beschieden hatte, weil ich noch einige seiner Gedichte hören sollte. Es war schon gegen Mittag, als ich hinging, und ich glaubte sehr spät zu kommen. Eine alte wunderliche Magd, die ich schon gestern unter all der großen Welt ein paarmal hatte wirthschaften sehen, führte mich zwei Treppen hinauf; allein die Thüre links, wo man bei Robert eintrat, war verschlossen, und es hieß, der Herr schliefe noch. Während ich meine Bestellung zu machen bemüht war, öffnete sich aber die Thüre rechts, und ich stand vor Dlle. Levin. Sie entschuldigte ihren Bruder, der spät nach Hause gekommen sei, und hieß mich bei ihr eintreten, bis er aufgestanden wäre. Ich ließ mir den Wechsel gern gefallen. Eine freundliche Mansarde, bequem doch ohne Luxus eingerichtet, empfing uns. Wir setzten uns dem schrägen Dachfenster gegenüber, wo ein Bild von Lessing an der Wand hing.

Wir sprachen von dem gestrigen Abend; ich bekannte ihr meine Begeisterung für Prinz Louis, und sah, daß ihr meine Aeußerungen Freude machten. Sie hielt mich werth, einige nähere Aufschlüsse über ihn zu empfangen, und erzählte mir Züge von ihm, die auch durch die Art, wie sie von ihr aufgefaßt und gedeutet wurden, Bewunderung verdienten. Sie war aber so entfernt von blinder Eingenommenheit, daß sie den Prinzen vielmehr hart und scharf tadelte wegen seines zerstreuten, aufgelösten Lebens, wegen seines Mangels an strenger konsequenter Thätigkeit und Einrichtung. Sie sagte vortreffliche Sachen über Stellung in der Welt, Pflicht, Beruf, und über die Bedingungen großen Wirkens. Besonders fiel mir auf,

was sie von der leichtsinnigen Vergeudung der Zeit sagte, und noch nie hatte ich von einer Frau solche Anempfehlung des Fleißes und der Ordnung, als der Grundfesten jeden Strebens, gehört.

Aehnliches kam über Gentz zur Sprache, jedoch in sehr verschiedener Weise. Dann sprachen wir von Brinckmann, den ich gegen manche Urtheile, die ich über ihn gehört hatte, vertheidigen wollte. Aber Dlle. Levin entriß mir diese Vertheidigung, und führte sie kräftiger. „Schwächen und Fehler! rief sie aus, wer hat die nicht, und wer sieht nicht leicht und scharf die fremden, wenn sie sich auch noch so sehr verstecken, um so mehr die, welche sich gutwillig und offen zeigen! Aber um's Himmels willen, lassen Sie sich das gesagt sein, denn es ist im Leben eine Hauptsache, rangiren Sie niemals einen Menschen nach seinen Gebrechen, sondern nach seinem Guten und Tüchtigen; dahin richten Sie den Blick, und je größer dieses ist, um so weniger dürfen jene gelten. Die Gemeinen machen es umgekehrt, und weil sie das thun, sind sie die Gemeinen. Sehen Sie Brinckmann's regen Geist und offnen Sinn, seinen vielseitigen Eifer, seine schönen Talente, und dann seine treue, unzerstörbare Freundschaft, sein Bedürfniß der Anhänglichkeit, erwägen Sie was er ist und leistet, und dann blicken Sie umher, wie wenige Menschen Sie von solchem Werth ersehen können! Hören Sie nicht auf die seichten Tadler! Die Besten wissen ihn wohl zu schätzen; fragen Sie Schleiermacher, fragen Sie Friedrich Schlegel, der so schwer jemanden anerkennt, und von mir — denn ich darf mich auch zählen — hören Sie es schon, wie ich von ihm denke!"

Ich war auf ſolchen Lobeseifer faſt neidiſch, und fand ihn doch ſo ſchön und richtig! Nach einigen Zwiſchenreden konnte ich nicht umhin, Olle. Levin zu preiſen, daß ſie der Mittelpunkt eines ſolchen Kreiſes ſei, wie ich ihn geſtern um ſie verſammelt geſehn. Sie müſſe ſich ſehr glücklich fühlen, ſagte ich.

Aber kaum ausgeſprochen, bereute ich das Wort ſchon. Die Saite, die ich berührt hatte, klang unerwartet heftig und ſchmerzvoll, und ich würde mich in großer Verlegenheit befunden haben, hätte ich nicht bald erkannt, daß ich doch nur unperſönlich bei den Aeußerungen daſtand, die mir den Blick in das Innre dieſes Gemüths eröffneten.

„Wie Sie das nehmen!“ ſagte ſie wehmüthig, und ihre Worte richteten ſich kaum noch an mich, ſie gingen mehr als einſame Klagen in die Luft. „Wie ſteh' ich denn zu den Menſchen allen? Perſönliche Zufriedenheit hab' ich von keinem. Ihre Schmerzen, Kränkungen, Bekümmerniſſe und Sorgen bringen ſie mir, ihr Bedürfniß nach Unterhaltung führt ſie hieher, und glauben ſie einmal anderswo eine beſſere zu haben, ſo laſſen ſie mich gleich. Ich amüſire ſie, helfe ihnen, höre ſie an, tröſte und berichtige ſie. Inſofern ich das will und muß, weil es in meiner Natur iſt, geb' ich mir eine perſönliche Satisfaktion, aber die Andern empfangen den ganzen Ertrag. Ich weiß, die Menſchen ſind ſchwach, unterwürfig, lenkſam, auch ich könnte ſie mir verpflichten und dienſtbar machen, bloß durch den Anſpruch, den ich zeigte. Aber ich verachte den Zwang der Höflichkeiten, die Formen von Freundſchaften, die zu geſetzlichen Titeln von Leiſtungen werden müſſen, denen ich aber keinen Werth beilege, wenn ſie nicht ganz frei aus dem reinen Antrieb eines

guten Herzens, alſo wie aus dem Himmel herab, kommen. Die Andern aber machen ſich dieſen meinen Sinn zu nutz, und haben die Rückſichten nicht, die ihnen nicht aufgezwungen werden. Nur die der geſelligen Sitte fordre ich, denn die darf ich nicht erlaſſen, und wer dieſe verletzt, mit dem iſt es aus bei mir. Mit meinem Beſten aber ſteh' ich unbewaffnet allen Verletzungen da, und wie ſelten berührt ein Tropfen Balſam die Wunden, deren ich mich nicht erwehren kann! — Soll ich Ihnen noch mehr geſtehen? Unter allen den Menſchen, die Sie geſtern bei mir geſehen, iſt nur Einer, der mir eigentlich gefällt, — und dieſen haben Sie wohl nicht einmal bemerkt!"

Ich fühlte zu ſehr, daß ich bei dieſen Ausbrüchen nur zufällig daſtand, und war zu beſcheiden, ſie zu beantworten. Auch lenkten die Betrachtungen gleich wieder in's Allgemeine, und es kam die nachdenkliche Paradoxie an den Tag, daß zwiſchen geiſtreichen und dummen, gebildeten und verwahrloſten Menſchen, ja zwiſchen tugendhaften und ſittenloſen, ſofern hiedurch nur eine Thatſache und nicht ein Prinzip bezeichnet werde, im Grunde nur ein geringer Unterſchied walte; daß aber der zwiſchen urſprünglichen, ſelbſtſtändigen, und ſekundairen, untergeordneten, ein ungeheurer, nie zu ermeſſender noch zu tilgender ſei.

Der Eintritt eines Grafen zur Lippe brachte uns andren Gegenſtand und Ton. Noch weiter entführte uns von jener früheren Bahn eine Ueberraſchung, die an das Komiſche gränzte, denn unerwartet ſtürzte, aber buchſtäblich ſtürzte Gentz in das Zimmer, und ohne auf uns beide Fremden die geringſte Rückſicht zu nehmen, warf

er ſich auf das Sopha, und rief wie außer ſich: „Ich kann nicht mehr! Welche Müdigkeit! welche Qual! Die ganze Nacht geſchrieben, geſorgt; ſeit fünf Uhr verdammte Gläubiger; wo ich hinkomme, treten ſie mir entgegen; ſie hetzen mich todt, nirgends Ruhe noch Raſt! Laſſen Sie mich eine halbe Stunde in Sicherheit hier ſchlafen!“ Der große Redner von geſtern, der gewaltige Schriftſteller und Staatsgelehrte, erſchien in bedaurenswürdigem Zuſtande! Aber ſchon lag er, und hatte die Arme verſchränkt und die Augen geſchloſſen; der ſüßen Ruhe, die er begehrte, ſchien er in ſeinem Innern vollkommen fähig, ſobald nur von außen ſie nicht geſtört wurde.

Dlle. Levin, deren tiefes Mitleid doch einem Lächeln nicht wehrte, gönnte dem Armen den ſchon in Beſitz genommenen Raum, und führte uns zu den untern Zimmern hinab. Sie ließ uns hier mit ihrem Bruder, der inzwiſchen ſichtbar geworden war, und der mir aus dem reichen Vorrathe ſeiner Gedichte vieles mittheilte, was ſich meiſt auf die Geſellſchaft bezog, und wobei die Anmerkungen und Erklärungen mir oft anziehender und wichtiger waren, als die Gedichte ſelbſt. —

Ich ſah Dlle. Levin noch mehrmals wieder, und jedesmal vertrauter und herzlicher. Als ich leider allzubald Berlin verlaſſen mußte, glaubte ich zugleich dasjenige Weſen zu verlaſſen, deſſen Gleichen mir in der Welt wohl am wenigſten ein zweitesmal vorkommen dürfte! Und dieſer Glauben iſt nicht widerlegt worden.

Im nächſten Jahre kam ich wieder auf einige Zeit nach Berlin, und beeiferte mich, jenen Umgang wieder

anzuknüpfen. Ich fand dieſelbe gütige Aufnahme, und großentheils noch denſelben Geſellſchaftskreis. Doch fehlten Friedrich Schlegel und Gentz; erſterer war nach Paris, letzterer nach Wien gegangen, jeder in ſein Element. Prinz Louis war nur leidenſchaftlicher und zerſtreuter; ich ſah die Geliebte, die ihn beſchäftigte und quälte, und mußte geſtehen, ſie hatte unendlichen Reiz und eine bezaubernde Originalität in allem was ſie that und ſprach. Dlle. Levin war antheilvoll und eifrig für ihre Freunde, wie ſonſt. Sie ſelbſt ſchien zu leiden. Ihr Geiſt, ihre Lebensmunterkeit aber walteten in aller Kraft und Friſche eines erhöhten Daſeins.

Seitdem habe ich nie aufgehört, den Schickſalen dieſer merkwürdigen Freundin, ſo wie denen der bedeutenden Perſonen, die ich bei ihr geſehen, und die wunderbar in der Welt zerſtreut worden, in dieſen vielen Jahren auch aus der Ferne die aufmerkſamſte und wärmſte Theilnahme zu widmen. Die unerwartetſte Nachricht von Dlle. Levin war mir die ihrer Verheirathung. Ich hörte nun ſeltner von ihr, doch daß es ihr wohl erginge. Nachdem aber die Nachricht von ihrem Tode, und bald nachher die ſprechenden Zeugniſſe ihrer geiſtigen Größe und ihres ſchönen Gemüths in den gedruckten Ueberlieferungen zu mir gelangt ſind, habe auch ich mit ihrem Andenken wieder vertrauter mich beſchäftigen müſſen, und aus meinen Tagebüchern und Erinnerungen dieſe Schilderung zuſammengeſtellt, welche vielleicht hin und wieder noch manches übereinſtimmende Andenken hervorruft.

Der Salon der Frau von Varnhagen.

Berlin, im März 1830.

Meine Erinnerungen von der Gesellschaft in Berlin sind etwas verwirrt, ich habe meine Tage dort im beständigen Taumel zugebracht, im Taumel der Geschäfte und im Taumel der Zerstreuungen, deren die große Stadt nur allzu viele bot. Nach den endlosen Konferenzen mit den preußischen Geschäftsmännern, denen die weitläufigsten Wege fast immer die angenehmsten schienen, besuchte ich Abends gewöhnlich die große Welt, einige Hofbälle, die Säle der Minister, der Gesandten; langweilte mich aber bald in dem bunten Gewühl, das in seiner Mannigfaltigkeit doch nur immer dieselben Gesichter zeigte. Wenn auch manche der Anwesenden genug Geist und Leben in sich hatten, die Versammlung gewann dabei nichts, denn niemand wollte oder durfte hier etwas andres vorstellen, als den äußern Rang, durch Geburt oder Amt überkommen, und somit war von selbst aller Anspruch auf Geist, Talent oder Liebenswürdigkeit in Ruhe gesetzt. Das Haus eines geadelten Kaufmanns, das man mir gerühmt hatte, konnte mir noch weniger gefallen; in seine

Säle stürzte ebenfalls, wie in die andern, die ganze Hofgesellschaft, es war auch dort dasselbe langweilige Wesen, und wenn der Ton leichter war, so war er dadurch nicht angenehmer. Ich ließ mich selten dort blicken, und nur auf Viertelstunden.

Aber ich fand bald andre Kreise, in denen der Reiz der Berliner Geselligkeit, von dem ich so viel gehört hatte und an den ich kaum noch glauben wollte, unerwartet sich mir enthüllte, und von dem ich bald mächtig angezogen wurde. Ich nenne das reiche und angesehene Haus Beer, wo um die heimischen schönen Talente die vornehme, künstlerische, gelehrte und geschäftliche Welt sich versammelte; den ernsten, aber durch geistvolle Frauen erheiterten Kreis der Familie von Savigny, den sehr belebten und gewählten der Generalin von Helvig, die sehr besuchten Abende des klugen und witzigen Geheimen Staatsraths von Stägemann, dessen edle Gattin alles Schöne und Gute in ihrer Nähe gedeihen ließ, und dessen liebenswürdige Tochter ich von Neapel her kannte, ferner das Haus des verständigen und ehrenfesten Stadtraths Mendelssohn-Bartholdy, dessen feinsinnige Gattin das Geheimniß besaß, gediegene Häuslichkeit mit gesellschaftlicher Eleganz zu vereinigen, und ich könnte noch mehrere andre Kreise nennen, die zum Theil aus den vorigen wieder als kleinere sich absonderten. In den meisten dieser Gesellschaften hörte ich den Namen der Frau von Varnhagen mit auszeichnender Achtung nennen. Frau von Helvig versicherte, sie sei gleich vortrefflich durch Güte wie durch Geist, und so unterhaltend und anregend wie niemand sonst! Ich hätte sie in jenen Kreisen öfters treffen sollen, allein durch Eigensinn des Zufalls verfehlt'

ich sie lange Zeit, und es hieß, ihre leidende Gesundheit halte sie jetzt viel zu Hause, ohne doch ihren geselligen und muntern Sinn zu stören. Herrn von Varnhagen hatte ich schon öfters gesehen, und auch flüchtig gesprochen, allein ich bekenne, daß er wenig Anziehendes für mich besaß, er hatte etwas Scharfes und Ironisches, das mir ganz mißfiel, und durch ihn am wenigsten wünschte ich die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Ich bat daher Frau von Helvig um ein paar einführende Worte, die mir sehr gern gegeben wurden.

In der gelegenen Zeit, kurz vor dem Theater, verfügt' ich mich in das bezeichnete Haus in der Mauerstraße, klingelte im ersten Stock ein Mädchen heraus, und sandte mein Empfehlungsblatt nebst meiner Karte hinein. Nach einer kleinen Weile kam die Antwort zurück, ich möchte die Dame, welche jetzt niemanden empfangen könnte, entschuldigen, und würde auf den spätern Abend willkommen sein. Das Mädchen lachte, indem sie mir das bestellte, und ich fragte um die Ursache. „O nichts, erwiederte sie, aber die gnädige Frau ist so komisch, und da muß man wohl lachen!" Ein gutes Zeichen! dacht' ich, und von der bloßen Wirkung, deren Grund ich nicht kannte, schon etwas mitergriffen, ging ich lachend ab. —

Am Abend war ich zeitig auf dem Platze, und vernahm, Frau von Varnhagen sei noch ganz allein. Ein erstes Zimmer ließ durch offne Flügelthüren in ein zweites blicken, wo ich sie an einem Tische sitzen und lesen sah, während ein Kind an ihrer Seite eingeschlafen lag. Ich stand einen Augenblick, und sah mir das Bild an. Ernste Gemüthsruhe und heitres Wohlwollen waren der Ausdruck ihrer Züge, die sich nicht belauscht ahndeten; ihre

kleine, gedrungene Geſtalt, ihr klares, feines Geſicht, trotz den Jahren und langwieriger Kränklichkeit noch von bewundernswerther Friſche, ihre feſte und leichte Haltung, alles war in einer gewiſſen Uebereinſtimmung, die meinen Sinn lebhaft anſprach. Als ſie meine Tritte hörte, ſchob ſie den Tiſch etwas ab, wandte ſich mir entgegen, und ſagte mit leiſer Stimme, auf das ſchlafende Kind deutend, ich möchte verzeihen, ſie habe nicht den Muth, das Glück zu ſtören! Ich bat natürlich, dies ja nicht zu thun. Wir ſprachen dann das Nöthige von Frau von Helvig und ihren Einführungszeilen, von meinem bisherigen Aufenthalt und ſeiner fernern Dauer. Auf meine Frage, ob das Kind ihre Nichte ſei? erwiederte ſie: „Es iſt die Tochter meiner Nichte, aber ich lieb' es wie mein eigen Kind!" In ihrem Tone war dabei eine zärtliche Innigkeit, die mir zum Herzen drang, ich fühlte die lebendige Wahrheit ihres einfachen Wortes.

Frau von Varnhagen ſagte, ich ſei ihr als ein Muſikfreund empfohlen, und freute ſich, daß ein paar ſchöne Stimmen ſich zum Abend bei ihr angeſagt, auch würde vielleicht Fürſt Radziwill kommen, der jede Gelegenheit, Muſik zu hören und zu üben, gern wahrnehme; er ſei der größte Muſikfreund, den ſie je geſehen, er übertreffe darin weit den berühmten Fürſten Lobkowitz, der freilich größere und lärmendere Mittel aufzubieten gehabt, aber Radziwill's Leidenſchaft ſei ernſter und tiefer, und ſeine Compoſitionen zu Goethe's Fauſt reihten ihn den großen Meiſtern an. Wir ſprachen nun vom Geſang, und namentlich von Liedern und deren Vortrag, wo denn Frau von Varnhagen der einfachen großartigen Weiſe,

wie Madame Milder deutsche Lieder zu singen pflegte, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber hinzufügte, eigenthümlicher und rührender habe sie dergleichen nie singen hören, als vor mehreren Jahren von einem jungen Schwaben Grüneisen, der habe ihr ordentlich eine neue Sphäre aufgeschlossen, einen neuen Begriff, von etwas bisher Unbekanntem, nämlich von ächt und schön deutschem Gesang, himmelweit verschieden von dem erkünstelten, hohlen, anspruchvollen Wesen, das auch in der Musik als Deutschheit gelten wolle. Sie knüpfte an diese Aeußerungen den Wunsch, es möchte einmal umgekehrt verfahren werden, erst die Musik eines Liedes und zu dieser dann die Worte gemacht werden, aus dieser Entstehungsart würden ganz neue Schönheiten hervorgehen; ich sah hierin nur eine Paradoxie, und verhehlte es ihr nicht, sie aber versetzte ruhig: „O nein, das ist es nicht, das bezweck' ich nie; auch ist es kein Einfall von heute, und schon vor langen Jahren gab mir Reichardt darin Recht, und ich führte die Sache eigentlich nur an, weil Grüneisen's Lieder mir sehr in dieser Art zu sein schienen, und weil ich dachte, ich könnte sie Ihnen dadurch einigermaßen deutlich machen; das wird aber freilich am besten geschehen, wenn Sie ihn selbst hören; versäumen Sie es nicht, wenn es sich je so trifft, und grüßen Sie ihn dann auch bestens von mir."

Das eingeschlafene Kind wurde unruhig, erwachte, und blickte aus zwei himmlischen blauen Augen sogleich lächelnd die Tante an, deren Augen mit dem Ausdruck inniger Freude auf die Kleine leuchteten. Nach einigen leisen Worten, zu denen das Kind beifällig nickte, nahm die Tante dasselbe auf den Arm, entschuldigte sich bei mir

für ein paar Augenblicke, und trug den Liebling koſend in ein Seitengemach.

Mittlerweile beſah ich mir die Oertlichkeit etwas näher; die hellblauen Zimmer waren geräumig und beſonders hoch, mit freier Ausſicht vorwärts in die grade Straße hinauf, rückwärts auf hohe Gartenbäume, übrigens ganz einfach ausgeſtattet, ohne Koſtbarkeit und Glanz; ein paar geringe Bildniſſe hingen an der Wand, zwei Büſten, die des Prinzen Louis Ferdinand und ich glaube Schleiermacher's, ſtanden zwiſchen Blumentöpfen; von Geräth ſchien nur das eben zum Gebrauche Nothwendige vorhanden; aber das Ganze machte dennoch einen eleganten Eindruck, oder vielmehr die Anordnung war ſo gefällig und bequem, daß ſie jenes eigenthümliche Behagen hervorbrachte, welches durch die höchſte Eleganz bewirkt werden ſoll, und bei den größten Mitteln doch ſo oft verfehlt wird. Auf dem Fortepiano lagen einige Bücher, die ich unwillkürlich in die Hand nahm, ein Band von Saint-Martin — der Name war beigeſchrieben — und die Gedichte Uhland's, ein franzöſiſcher Roman und Fichte's Staatslehre ruhten friedlich beiſammen. Ein geſchriebenes Heft, das aufgeſchlagen dalag, reizte meine Neugierde; es enthielt allerlei Bemerkungen, eine von ganz friſchem Datum betraf den Kronprinzen, und ohne daran zu denken, ob ich unrecht thäte, verſagte ich mir nicht, ſie zu leſen. Frau von Varnhagen hatte kürzlich im franzöſiſchen Theater ihren Platz ganz nahe der Königlichen Loge gehabt, die Phyſiognomie und Haltung des Kronprinzen waren ihr ungemein aufgefallen, und das Ergebniß ihrer ſcharfen, während der ganzen Schauſpieldauer fortgeſetzten Beobachtung hatte ſie hier niedergeſchrie-

ben, ein ſehr karakteriſtiſches Urtheil, aber auch ein die Schreiberin karakteriſirendes, denn es gab nur eine ſchlichte Wahrnehmung, aber dieſe von ſo eingreifender und ſichrer Art, daß ſie mir nicht wieder aus dem Sinn gekommen iſt. In der ſpäterhin erfolgten Ausgabe ihres ſchriftlichen Nachlaſſes hab' ich dieſes Urtheil über einen Prinzen, der damals, wie noch jetzt, die Meinung außerordentlich beſchäftigte, ungern vermißt.

Auf ein Geräuſch, das ich vernahm, wandte ich mich von dem Hefte ſchnell ab, indeß würde Frau von Varnhagen meine Verlegenheit gewiß noch bemerkt haben, wäre ſie nicht beim Wiedereintreten durch neue Gäſte ſogleich beſchäftigt worden, die von der andern Seite ihr ſchon entgegenkamen. Es war der Freiherr von Reden mit ſeinen beiden Töchtern, hannöverſcher Geſandte, ein muntrer alter Herr, der an einem Krückſtock langſam einherſchritt, aber dafür um ſo raſcher und eifriger ſprach; in der That war ſeine Redſeligkeit unerſchöpflich, aber zugleich ſo der Ausdruck eines überfließenden Herzens, einer gutgemeinten Mittheilung, daß man ihn lieb gewann und kaum läſtig fand; auch war ſein Sprechen wirklich lehrreich, denn ſein wunderbares Gedächtniß hegte die gründlichſten Geſchichtskenntniſſe, und ſelbſt die Stammbäume der regierenden Häuſer, in deren ſämmtlichen Verzweigungen er mit ſeltenſter Sicherheit auf- und niederſtieg, führten ihn öfters auf überraſchende Geſichtspunkte für herrſchende Tagesfragen. Wie früher um das Kind war Frau von Varnhagen jetzt um den Alten ſorglich bemüht, ſuchte mit zarteſter Aufmerkſamkeit ihm alles behaglich zu machen, und dabei ihr Bemühen möglichſt unſcheinbar zu halten, ohne Zweifel um ihn nicht

empfinden zu lassen, daß er so großer Sorgfalt bedürftig sei! Er empfand aber die liebevolle Begegnung, und sah mit freundlichster Rührung auf die wackere Wirthin, für die auch seine ältere Tochter die wärmste Freundschaft zu fühlen schien. Diese Tochter war ein Wesen eigner Art, von so glücklichen, edlen und wirksamen Eigenschaften, daß ihre Gegenwart immer ein Wohlthun war, denn ihre lebhafte Thätigkeit förderte stets auf heitre anspruchslose Weise alles Gute und Rechte, wie es dem Augenblicke gemäß erschien, und griff dabei doch niemals eigenmächtig ein; die jüngere Schwester stimmte anmuthig in diese Sinnesart und Gabe. Kaum hatte der alte Herr im Lehnstuhle behaglich Platz genommen, als auch die für ihn nöthigen Mitsprecher sich einfanden, der Professor Gans mit Ludwig Robert — dem Bruder der Frau von Varnhagen — und Herr von Varnhagen, alle drei schon im Streit, und alsogleich von Herrn von Reden in Beschlag genommen. Sie schienen aber ihr begonnenes Gespräch nur fortzusetzen, und der Gegenstand war damals in Berlin überall an der Tagesordnung, es war die schwebende Sache der beiden Theologen zu Halle, Wegscheider und Gesenius, deren Rechtgläubigkeit durch hämische Anschuldigungen war verdächtigt worden; ganz Berlin nahm Parthei für oder wider, und die mächtige Ueberzahl der Vernünftigen und Freisinnigen war für die Verketzerten, denen aber in den höchsten Kreisen auch manche Einflüsse feindlich waren, und es konnte daher wohl zweifelhaft scheinen, auf welcher Seite der Sieg bleiben würde. Die dunkle Parthei bot alle Mittel auf, aber auch die helle zeigte unerwartete Kräfte und Anhänger. Es wurde angeführt, daß ein Minister von

größtem Ansehn, der Fürst von Wittgenstein, den man bisher unbedenklich zu den Unfreisinnigsten gezählt, in dieser Sache mit entschiednem Eifer sich für die Verfolgten erklärt und gesagt habe, wenn man solchen Verdächtigungen die Bahn öffne, und dem Frömmlerwesen weltliche Macht einräume, so werde die ganze Stadt bald nur eine große Heuchlerschule sein, und jeder ordentliche Mann aus dem Lande zu laufen wünschen. Den alten Reden verdroß, daß auch der Minister vom Stein sich habe dazu brauchen lassen, aus Kappenberg einen Brief an den König zu schreiben und ihn aufzufordern, jene Irrlehrer nicht zu dulden. Der gute Alte fand solche Einmischung unberufen und gehässig, und meinte, der Minister von Altenstein, der hier von Amtswegen zunächst einzuwirken habe, würde das Sachgemäße schon ermitteln, und, wenn es nöthig wäre, auch auf jener Männer Entfernung vom Lehrstuhl antragen. „Nöthig möge das doch wohl sein, — fuhr er dann bedenklich fort, — denn, ich frage Sie, was für Geistliche können aus solcher Schule, die den Glauben dem Verstand unterordnet, dem Staate künftig zuwachsen?" — Was für Geistliche? — fiel hier Herr von Varnhagen mit sanfter, mir widerwärtiger Stimme ein, — nun, möglicherweise solche Pietisten und Verketzerer, wie jetzt gegen jene Rationalisten auftreten, denn alle jetzigen Zeloten haben zu ihrer Zeit keine andern Lehrer gehabt, als aufgeklärte und ungläubige. — „Ja, das ist wahr!" rief der alte Reden und lachte, und erinnerte sich eines frühen Vorgangs in Göttingen, der dieser Ansicht beistimmte, ihn aber auf hannöversche Verhältnisse ablenkte, in deren Anpreisung er sich überaus gefiel. Hier aber widersprach

ihm Gans als wohlunterrichteter Gegner, und der gute Alte, verwundert und aufgereizt, wurde nun heftiger, und führte seine Sache wirklich so gut, daß Gans wenig mehr aufkam, ich fand ihn sogar matt und ungeschickt, und mußte den Ruhm seiner gepriesenen Dialektik und Beredsamkeit für wenig begründet halten!

Ich verließ den Streit, und wandte mich den Damen zu, die inzwischen die Gesellschaft vermehrt hatten. Frau von Varnhagen stellte mich der Gräfin von Yorck und deren Schwester vor, zweien Damen von sehr ausgezeichnetem Ansehn, und schöner freier Bildung; ich vernahm, daß beide die herrlichsten Stimmen hätten, und beide sagten es nicht ab, vielleicht später einige Lieder zu singen; die jüngere Fräulein von Reden wurde gleichfalls wegen ihres lieblichen, in Italien ausgebildeten Gesanges vorläufig in Anspruch genommen. Frau von Varnhagen aber wurde von dieser Gruppe abgezogen, denn laute Stimmen klangen vom Vorsaale herein, und eine kleine Schaar von Herren erschien und bestürmte sie mit Begrüßungen. Es waren zwei Offiziere, ein Graf von Schl. und Paul E . . ., ferner der Graf von Mocenigo mit dem Grafen von Kleist, und hinter ihnen zuletzt der spanische Gesandte General Cordova. Mocenigo, ein deutschredender Italiäner und österreichischer Diplomat, zeigte alle Lebhaftigkeit und Gewandtheit, die seinem Ursprung und Stande entsprachen, man sah, auf jedem Boden, den er betrat, mußte er gleich heimisch sein; er war ungezwungen in seinen Aeußerungen, laut und lustig, und nicht allzu wählerisch in seinen Worten, so daß man leicht fürchten konnte, er möchte in seiner Munterkeit etwas zu weit gehen, was doch nie vorkam. Seine Erzählung

von dem Verlauf einer kürzlich gesehenen neuen Oper und von den geschmacklosen Anstrengungen einer unzureichenden Sängerin, der das Publikum doch großen Beifall gezollt, war in der That ganz artig anzuhören, und die Damen lachten sehr, während Frau von Varnhagen durch eingestreute Scherz- und Schlagworte die Schärfe milderte und den Ernst erhöhte.

Eine polnische Dame trat ein, und mit ihr einige Stille, denn sie war der Gesellschaft und auch dem Hause — wie es schien — ziemlich fremd, und machte nur einen kurzen Anstandsbesuch. Frau von Varnhagen hatte auch für diese Dame in unbefangener Weise gleich den rechten Ton, und ich hörte ein feines, sehr verbindliches Gespräch, das mich vermuthen ließ, Frau von Varnhagen sei hier zu einigem Dank verpflichtet, und wolle dieses andeuten. Wie sehr erstaunte ich später, als ich erfuhr, daß eine solche Verpflichtung eher im entgegengesetzten Verhältnisse Statt fand, indem der Mann der Polin nicht ohne die starke Einwirkung des guten Rathes und der klugen Leitung der Frau von Varnhagen zu einer ihm höchst erwünschten Beförderung gelangt war! Die Sache hatte die lustige Bewandtniß, daß der Pole, welcher früher allen seinen Unmuth, alle seine politische Freigeisterei, so wie seine härtesten persönlichen Urtheile, rückhaltlos der einsichtsvollen Freundin vertraut hatte, jetzt nach erlangtem Ziele in ganz entgegengesetztem Sinne sprach, und auch gegen sie, und sogar unter vier Augen, den feurigsten Anhänger des Staats und der Minister vorstellte, und von jeher diese Gesinnung bekannt haben wollte! Dies hatte neben der empörenden auch seine ergötzliche Seite, und gewährte nicht selten der geistigen Ueberlegen-

heit den Vortheil, dem Neulinge, der zu der frischen Rolle noch nicht ganz geübt war, in seinem Eifer den Rang abzulaufen, und ihn als noch viel zu lau gesinnt erscheinen zu lassen! Die Frau jedoch schien unbefangen, und ohne Theil an jenem Bemühen. Unter solchen Umständen hatte das Benehmen der Frau von Varnhagen jetzt das doppelte Verdienst richtiger Zurückhaltung und feiner Schonung; dies wurde uns Allen erst recht offenbar, als Ludwig Robert, nachdem der Besuch sich wieder empfohlen hatte, seine beißenden Bemerkungen nicht sparte, so sehr dies auch seiner Schwester zu mißfallen schien. —

Der General Cordova war keine gleichgültige Erscheinung, er zog die Blicke sehr auf sich, und war es gewohnt, daß die Damen ihn günstig beachteten. Ein schöner schlanker Mann, von bedeutender Physiognomie, feurigen, unternehmenden Ansehns, ausgestattet mit aller Gewandtheit eines thätigen Glückskindes, und so jung schon General und Gesandter, hatte er in der großen Welt, nachdem er sie einmal betreten, leichtes Spiel gehabt; als Günstling seines Königs war er bei fremden Höfen unter der Voraussetzung erschienen, ein vollkommener Absolutist zu sein, doch hatte er Klugheit genug einzusehen, daß diese Meinung nicht überall zum Vortheil gereiche, und er wußte sie durch Benehmen und Wort gelegentlich einzuschränken. Unter dem Anschein bequemer Lässigkeit merkte er wachsam auf alles, was um ihn her vorging; man glaubte ihn mit Frauen, Musik, Theater, Eleganz und Mode beschäftigt, und dahinter steckte kühles Beobachten, meist im Dienste seiner Selbstsucht und seiner stärksten Leidenschaft, des Spiels, die er doch gern wieder unter vornehmer Gleichgültigkeit

verdecken wollte. Er war ohne Zweifel tapfer, sogar waghalsig, aber doch weniger auf eigentliche Kriegsthaten, als auf militairische Abentheuer gerichtet; sein rasches Aufsteigen verdankte er, wie ich selbst ihn eines Abends erzählen hörte, dem wilden, unter den Augen des Königs gefaßten Entschlusse, bei noch zweifelhaftem Anlaß, ohne sich viel zu bekümmern ob Freund oder Feind getroffen werde, ein blutiges Gemetzel anzurichten. Solch ein Offizier war dem Könige Ferdinand dem Siebenten höchst willkommen, und wurde bestens ausgezeichnet. Aber sich in seiner Erhebung am Hofe zu halten, war ihm doch nicht gelungen, er hatte weichen müssen, indeß nur zu neuem Glücke, denn der ferne Gesandtschaftsposten, den die Gunst ihm ausersah, war den Verhältnissen, die für ihn daheim offen standen, weit vorzuziehen, sowohl an Genuß des Lebens als an Ehren. Die Politik brauchte ihn hier wenig zu kümmern. Jetzt schien er ganz von Musik erfüllt und nur mit Partheinahme für Rossini beschäftigt, und da die Damen seinen Urtheilen widersprachen, so vertheidigte er ihn mit Lebhaftigkeit. Er wandte sich aber hauptsächlich an Frau von Varnhagen, und trug ihr seine Meinung umständlich vor, ja zum bessern Belege zog er ein Blatt des Courrier français aus der Tasche, und las einen von ihm selbst verfaßten und dem Pariser Journal zugesandten Artikel, worüber nicht wenig Verwunderung entstand, denn im Gesandten Ferdinands des Siebenten einen Mitarbeiter des heftigsten französischen Oppositionsblattes zu entdecken, war allerdings befremdlich genug; er hatte aber auch hier wahrscheinlich nicht erst lange unterscheiden mögen, ob er Freund oder Feind vor sich habe, das Blatt stand ihm durch

seinen Landsmann den Pariser Banquier Aguado zufällig offen, und so benutzte er es, ohne sich um dessen politische Farbe weiter zu bekümmern. Merkwürdig war sein Benehmen gegen Frau von Varnhagen; er wußte im Ganzen sehr gut seinen Ton nach den Personen zu stimmen, doch selbst wenn er aufmerksame Artigkeit bezeigen wollte, lag noch etwas Unverbindliches in seinem Ausdruck, das gleichsam merken ließ, es beliebe ihm jetzt grade so zu sein, und könne der nächste Augenblick ihn ganz anders zeigen. Nur bei Frau von Varnhagen schien er diesen Rückhalt aufzugeben, mit ihr schien er unbefangen sich auf gleichen Boden zu stellen, für sie zeigte er ungewöhnliche Beachtung und eine Art freundlicher Zuversicht, die seinem Wesen übrigens fremd war. Jugend und Schönheit hätten dies nicht über ihn vermocht, bloßer Rang auch nicht, den Geist allein war er weder fähig noch willig in so hohem Werth anzuerkennen; was bewog ihn zu diesem auffallenden guten Vernehmen? Ich glaube den Grund einzusehen! Cordova hatte das Gefühl, hier sei ein Wesen, das ihn durchschaue, und das ihn, bei diesem Durchschauen, mit vollkommener Güte gelten lasse, das sich nicht gegen ihn überhebe, sondern das Menschliche in ihm anerkenne. Wenigstens habe ich stets wahrgenommen, daß die sprödesten Menschen in solchem Falle, wo sie sich erkannt und doch geschont sehen, unwillkürlich sich dankbar und gefällig erweisen. Wie selten aber findet sich diese wahre christliche Milde, die ebenso verzeiht als erkennt! In Frau von Varnhagen schien sie wirklich eingeboren, und dies war ohne Zweifel ein Hauptheil des Zaubers, den sie auf die verschiedensten Gemüthsarten unmittelbar ausübte. —

Wir bildeten, theils sitzend, theils stehend, eine Gruppe bei dem Sopha, die Musik war fortwährend das Hauptthema des Gespräches, welches doch nur von eigentlich drei oder vier Personen geführt wurde; E... und Graf von Mocenigo wechselten abgesondert vertrauliche Worte; der Graf von Kleist stand beharrlich als schweigsamer Beobachter, ohne durch Laut oder Miene zu verrathen, wessen Meinung er etwa beistimme. Unterdessen wurde Madame Milder, die herrliche Sängerin, durch den Grafen von York hereingeführt, und von den Damen mit größter Vorliebe aufgenommen; daß sie singen würde, war sogleich entschieden, sie war entzückter Hörerinnen gewiß, und ihnen gern gefällig.

Plötzlich aber hören wir einen lebhaften Aufschrei, wir wenden unwillkürlich die Köpfe, und sehen Herrn von Reden mit zornigen Gebärden sich ereifern, er weist eine Beschuldigung heftig zurück, welche Robert unvorsichtig gegen den Grafen von Münster vorgebracht; dies war ein Punkt, wo der treue hannöversche Staatsdiener keinen Spaß verstand, sondern sogleich Flamme fing. Robert selber war etwas erschrocken über den Knall des Schusses, den er absichtslos gethan hatte. Frau von Varnhagen trat hinzu, lobte den guten Alten wegen seines Eifers, der sich schon dadurch gleich besänftigte, und sagte dem Bruder, Herr von Reden werde nicht böse auf ihn sein; „o nein, ganz und gar nicht!“ rief der letztere gerührt, und bot jenem traulich die Hand. Völlig geschlichtet und vergessen wurde die Mißhelligkeit durch den Eintritt der Gattin Robert's, der schönen Friederike. Man mochte diese Frau leiden können oder nicht, schön finden mußte man sie, und sie war es in höchstem Grade,

sie strahlte so hell, daß die andern Gesichter neben ihr im Schatten zu sein schienen, eine Wirkung, die nur nicht von Dauer war, denn allmählig suchte der Blick doch wieder den Ausdruck des Geistes, der Klugheit, der Güte, des Freisinns, der Zartheit, und andrer Eigenschaften, durch welche hier die augenblicklich verdunkelten Physiognomieen bald wieder sich erhellten, und zuletzt die bloße Schönheit weit überflügelten. Jetzt aber wirkte die schöne Friederike wie ein guter Genius, Frau von Varnhagen führte sie zu Herrn von Reden, der seine galanten Huldigungen hier gern anbrachte und gern gehört wurde. Die jüngern Herren drängten sich nun auch herzu, der Schönheit widerfuhr ihr volles Recht, wie Frau von Varnhagen munter sagte. —

Madame Milder war inzwischen zum Fortepiano getreten, und bereitete sich zu singen. Bald war alles still, und harrte der mächtigen Töne dieser Silberglocken. Sie begannen, in zartester Reinheit und Süßigkeit, und schwollen zu dem stärksten Strom, ohne getrübt zu werden. Lieder von Kreutzer, von Schubert und Beethoven, rissen uns Alle zum Entzücken hin. Eine zauberische Einfalt wirkte in diesen Tönen, rührte das innerste Herz, das Gemüth fühlte sich durchschauert und emporgehoben. Frau von Varnhagen lächelte mit feuchtem Auge; selbst Graf von Mocenigo, der ausschließliche Bewunderer italiänischen Gesanges, lobte diesen deutschen; nur General Cordova wehrte sich gegen den Eindruck, und blickte wie zerstreut in seinen Courrier français, den er zusammengefaltet noch zwischen den Fingern hielt.

Während des Singens waren zwei Herren still hereingekommen, welche jetzt ihre Begrüßungen machten.

Der eine war der General von Pfuel, einer der ausgezeichnetsten höheren Offiziere der preußischen Armee, dessen entschlossenes, rüstiges Aussehen den bewährten Kriegsmann sogleich erkennen ließ. Er war bekannt als überaus geschickt in körperlichen Uebungen, besonders im Fechten und Schwimmen, und überall, wo er sich aufgehalten, und wo das Wasser nicht gefehlt, hatte er durch errichtete Schwimmschulen sein Andenken verewigt. Aber ausgezeichneter noch war seine geistige Bildung; mit größter Natürlichkeit fein und taktvoll, sprach er sachkundig und klar über viele Dinge, die einem General nicht geläufig zu sein brauchen, und sprach, wo es der Anlaß forderte, mit Leichtigkeit ein gediegenes Französisch. Der andre, mit ihm gekommene Herr war grade hierin sehr das Gegentheil; seine Zunge lief wohl rasch über die französischen Redensarten hin, aber keine blieb unbeschädigt, und alle Vokale und Akzente rangen in der schrecklichsten Verwirrung. Albert Brisbane, ein junger Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, war er seiner Ausbildung wegen nach Europa gekommen, und verfolgte seinen Zweck, wie erzählt wurde, mit einem Ernst und Eifer, der einem Vierzigjährigen Ehre gemacht hätte. Nach Art seiner amerikanischen Landsleute wollte er alles nach praktischen Prinzipien und mit möglichster Zeitersparung lernen; er verlangte von Hegel's Schülern die Philosophie ihres Meisters auf einem Quartblatt; einen Mahler bat er um die Mittheilung der Grundsätze, nach denen er ein Portrait mache; von dem General verlangte er die Regeln, wie man eine Schlacht gewinne; genug, in seinem technischen Bildungsdrange ein so wunderliches und hier zu Lande fremdartiges Menschenkind, daß ein

Urmensch jenes Bodens, eine Rothhaut selbst, hier kaum größeres Staunen hätte wecken können. Sein unerschütterlicher Gleichmuth, sein unermüdetes, heißhungriges Fragen, und die achtlose Offenheit, mit der er sich selbst und alle Andern einzig für seinen nächsten Zweck behandelte, waren zu ergötzlich, als daß sie hätten verletzen können. Als er von Madame Milder ein Rezept verlangte, wie sie ihre Stimme gebrauche, gleichsam als wolle er dergleichen in den Vereinigten Staaten nacherzeugen, erheiterte sich die ganze Gesellschaft, und besonders hatte der preußische General — vielleicht aus Sympathie technischen Hanges, der auch ihm nicht fremd war — das größte Vergnügen an dem Sonderling, den übrigens Frau von Varnhagen, unter eignem Lachen und Scherz, einigemal eifrig in Schutz nahm, und seinen wirklichen Vorzügen und Kenntnissen Anerkennung zu verschaffen wußte. —

Durch eine Neuigkeit, welche jemand mitgebracht, lenkte sich das Gespräch auf politische Dinge, und Professor Gans, der schon viele Zeichen von Ungeduld und Verdrießlichkeit gegeben hatte, ergriff den Anlaß, nun auch seinerseits thätig hervorzutreten. Ich hatte ihm wahrlich Unrecht gethan, ihn vorhin für ungeschickt und schüchtern zu halten; ich sah nun vollkommen ein, daß er nur rücksichtsvoll gewesen, und den guten alten Reden nicht hatte ärgern wollen. Jetzt brannte er sichtbar darauf hin, es mit dem bedeutenden Gegner aufzunehmen, und als Cordova eine Bemerkung hingeworfen hatte, rief er ihm scharfen Widerspruch zu. Der Spanier, etwas verwundert, maß seinen Gegner, und schien zum Streiten eben nicht Lust zu haben, antwortete aber einige Worte,

mit denen er die Sache vornehm abzuthun glaubte. Doch das war gar nicht die Meinung von Gans! Der kühne Dialektiker faßte seinen Mann nur enger, und zwang ihn Rede zu stehn. Das Gespräch setzte sich auf den mißlichsten und gefährlichsten Gegenstand, der mit einem spanischen Gesandten zu erörtern sein mochte, nämlich auf die Verbindlichkeit der Eide und Versprechungen, welche der Fürst dem Volke leistet. Gans hatte sich heftig zum Streite gedrängt, aber als dieser entzündet und er des Kampfes sicher war, da wurde er wunderbar ruhig, und führte mit Gelassenheit die kühnsten und doch bedachtvollsten Streiche, geschickt die ihm brauchbaren Thatsachen einflechtend, folgerecht die triftigsten Gründe und bündigsten Schlüsse darlegend, immer bereit den Gegner zu hören, ihn immer ausreden lassend, aber dann, mit größter Beherrschung des Stoffes und mit scharfsinnigster Benutzung aller gegebenen Blößen, seine Argumentation fortsetzend, und sie endlich in klares, einleuchtendes Ergebniß abschließend. Dies alles geschah in fließendem, schwungvollen Französisch, mit größter Präzision, mit heller, freimüthiger Stimme, so daß es ein Vergnügen war, den wackern Redner anzuhören. Auch siegte er vollkommen; selbst der alte Reben murmelte Beifall. Ueberdies erleichterte Gans dem Gegner die Niederlage großmüthig, indem er, als sie schon entschieden war, zum Schlusse alles in die unerwartete Behauptung zusammenfaßte, es sei von Haus aus Unrecht, einem Könige dergleichen Eide zuzumuthen oder solche Versprechungen abzufordern, die er ja freiwillig nie schwören oder geben würde. Cordova, der auch seinerseits eigentlich ohne Erbitterung gekämpft, und mehr aus verwundeter Schicklich-

keit, als aus Gesinnung und Ueberzeugung, etwas verfochten hatte, das er selber nicht recht zu bezeichnen wußte, indem er ja weder den Eid verwerfen, noch den Meineid vertheidigen konnte, durfte sich diese Wendung gefallen lassen, wenn auch nicht in gleichem Maße der Nachsatz, welchen Gans schon außerhalb des Streites hinzufügte, daß in solchem Falle der Zwang, anstatt der losen Zusage, lieber gleich der Sache selber sich bemächtigen sollte!

Der lebhafte, rasche Disput war wie ein improvisirtes Schauspiel von beiden Seiten recht schicklich aufgeführt worden, und nur einigemal hatten der preußische General und Frau von Varnhagen leichte Zwischenworte hineingeworfen, welche dazu beitrugen, alles in gutem Gleise zu erhalten, was vorzüglich dadurch gelang, daß man um weniges vorauseilend die Bahn eröffnete, die der Streit nehmen sollte, denn unwillkürlich lenkt der Beiferte in den bequemst vorliegenden Weg, sollte er auch nicht ganz der sein, den er aus freien Stücken wählen würde. Der General von Pfuel aber hatte die eigne Gabe, Maß und Vermittlung mit einer besondern Energie darzubieten, indem er den heißen Eifer in die Schneeregion technischer Betrachtung erhob, wo derselbe sich nothwendig abkühlte. Frau von Varnhagen dagegen klärte die schwülen Lüfte durch rasche Blitze eines leichten Humors, der ihr so einzig eigen war, und dessen Ueberraschendes ich nicht besser bezeichnen kann, als daß ich es einen angenehmen Schreck nenne, eine kleine Erschütterung aus Staunen und Behagen gemischt, und dadurch wohlthätig, daß alle falschen Spannungen sogleich erschlaffen und die Sachen wieder auf ursprünglichem Boden stehen. Sie übte solchergestalt die Rolle, welche der Dichter wohl dem

Graziöso überweist, nämlich die Härte der Verführungen durch Scherz zu mildern, und dabei selber in dieser Weise das Treffendste auszusprechen.

Durch einen zufälligen Uebergang kam die Rede auf Mlle. Sontag und den erhöhten Beifall, den ihr seit ihrer Rückkehr von Paris zu Theil wurde. Sie verdiene ihn durchaus, wurde behauptet, sie habe dort ungemein an Ausdruck und Grazie gewonnen, und sei jetzt eine vollkommene Meisterin. Ich weiß nicht mehr, wer dies bestritt, und dagegen meinte, sie sei nur vollkommener geworden in der musikalischen Koketterie, denn die Gunst des Publikums zu gewinnen, habe noch niemand so gut verstanden. Man erinnerte an das Wort der Catalani, die von Mlle. Sontag, nachdem sie dieselbe zum erstenmal singen hören, gesagt habe: „Dans son genre elle est parfaite, mais son genre est petit.“ Man führte satirische Zeilen von Ludwig Robert an, der diesen Ausspruch noch gehässig verstärkt hatte. Der Tadel gewann nun weit die Oberhand, und besonders wurde Gans, der Musik und Gespräch über Musik nun mit größter Ungeduld ertrug, jetzt auf's neue laut, und wollte wiederholen, was er in französischen Blättern kürzlich über Mlle. Sontag gelesen hatte. Aber Frau von Varnhagen bezeigte großes Mißfallen, und wollte das Gespräch in dieser Wendung nicht weitergehen lassen; sie rief mit guter Laune und komischer Heftigkeit dem Sprecher zu: „Lieber Gans, kommen Sie her, Ihnen muß man Mlle. Sontag als politisches Ereigniß erklären, und das will ich thun! Dann werden Sie einsichtig und also gerecht über sie urtheilen. Sehen Sie einmal den Karakter und Gang unsrer Welt, im Allgemeinen an, seit der französischen

Reſtauration; betrachten Sie die Ideen, den Geſchmack, die Tonart, die ſeitdem an Höfen, in der höchſten Geſellſchaft — und alſo unbewußt auch in der niedrigſten — herrſchen und gefallen, was finden Sie? Ueberall iſt das Große und Erhabene geſchwunden, das Mäßige, das Anmuthige, iſt an die Stelle getreten; jenes iſt unbequem, wir vertragen es nicht, es macht uns zu klein, unſre Geſellſchaftswelt mag nicht erſchüttert, nicht fortgeriſſen werden, ſie will geſchmeichelt, geliebkoſt ſein, die Talente ſollen uns und unſre vielſeitige, aber ſchwache Bildung ausdrücken, nicht bloß künſtleriſche Meiſterſchaft, ſondern ein Gemiſch von allem, — ein artiges Betragen, gefällige Eleganz, ſittſame Zurückhaltung bei gehöriger Lebhaftigkeit, eine ſelbſtbewußte Beſcheidenheit, — kurz, die leibhafte Mlle. Sontag; und ſo iſt ſie denn ein Ausdruck des politiſch-ſozialen Eklektizismus unſrer Zeit, die Künſtlerin, wie unſre Zuſtände ſie hervorbringen, tragen, erlauben. Verſtehen Sie was ich meine?" — Vollkommen verſteh' ich Sie, und gebe Ihnen vollkommen Recht! verſetzte Gans, ja, ſo iſt es, und ich wundre mich nur, daß ich das nicht längſt eingeſehen! —

Man lächelte über dies letztere Bekenntniß, und Ludwig Robert meinte, das ſei recht wie Gans, der keine ſeiner Schwächen je zu verhehlen wiſſe, und darin wahrhaft liebenswürdig ſei. Gans aber war von der neuen Erkenntniß ſichtbar angeregt, und bearbeitete ſie in ſeinen Gedanken weiter; nach einer kleinen Weile neigte er ſich zu Frau von Varnhagen, und ſprach leiſe mit ihr, doch nicht ſo leiſe, daß ich nicht alles deutlich gehört hätte. „Recht gern, lieber Gans, und mit vielem Danke dazu, es wird mir eine große Ehre ſein!" ſagte Frau von

Varnhagen freundlich, und drückte ihm die Hand. Er hatte sie nämlich gebeten, ihm den eben ausgesprochenen Gedanken abzulassen, er wolle ihn gern weiter entwickeln, und einen kleinen Aufsatz daraus machen, dergleichen müsse öffentlich ausgesprochen werden. Wie auch geschah; denn wir lasen bald nachher in der musikalischen Zeitung einen mit Eduard Gans unterschriebenen Artikel, der in bekannter Weise darzuthun suchte, Mlle. Sontag sei kein Individuum, sondern eine Begebenheit! —

Noch vieles Musikalische wurde besprochen; die Verdienste Spontini's kamen zur Erörterung; von ihm wurde gesagt, er sei der Komponist der Zeiten Napoleons, und je weiter uns die Kaiserzeit entschwinde, desto fremder werde uns Spontini, bis er endlich mit ihren Erinnerungen werde zu Ruhe gesetzt werden. Ueber Rellstab's feindselige, grausame Kritik wurde geklagt, daneben im Allgemeinen sein Talent der Auffassung und Karakterisirung gerühmt, wie er es namentlich in den Artikeln über Paganini bewiesen habe, ferner seine rüstige Tapferkeit, seine rasche Entschlossenheit, denn er horche nicht erst ängstlich umher nach andern Urtheilen, sondern das seinige trete gleich entschieden hervor, und sei geschrieben und gedruckt, ehe andre Kritiker sich noch besonnen hätten, was sie sagen wollten. Von Zelter sagte Robert, er sei mehr Berliner als Musiker, und dadurch eben der rechte Berliner Musiker! Der Geschmack Berlins in der Musik, ja in Künsten überhaupt, wurde heftig angegriffen und eben so vertheidigt, es kam bis zu der Behauptung, die Scheinheiligkeit sei tief in die Musik eingedrungen, es gebe viele Leute, die sich für Händel, Sebastian Bach, und auch noch für Gluck und Haydn in derselben Art

paſſionirten, wie für Goßner und Hengſtenberg, und ſich oft genug für ihre doppelte Heuchelei durch doppelte Langeweile ſtraften! Genug, über diejenige Kunſt, deren Weſen am meiſten Zuſammenſtimmung und Eintracht fordert, fielen die Meinungen grade am verſchiedenſten und feindſeligſten aus, und in der That, keine andre hat jemals ſo erbitterte, ſo hartnäckige Streitigkeiten gehegt!

Von den muſikaliſchen Partheien hatte man nicht weit zu den politiſchen; ſie fanden ſich in der kleinen Geſellſchaft hinlänglich vertreten, vom äußerſten Ultra durch viele Mittelglieder bis zum äußerſten Liberalen. Da ſeit vierzig Jahren der Zuſtand von Frankreich Stoff und Maß und Ton für alle politiſchen Erörterungen giebt, und alles ſonſtige politiſche Intereſſe ſeiner Natur nach in dieſen Wirbel fällt, ſo war bald von dem Miniſterium Polignac die Rede. Faſt einſtimmig hatte man große Befürchtungen. Frau von Varnhagen erzählte, wie ihr den Sommer vorher in Baden-Baden der kluge Benjamin Conſtant den Gang dieſer Dinge vorausgeſagt, und wie bisher noch alles ſo ziemlich nach ſeiner Verkündigung eingetroffen, der letzte Entſcheidungskampf aber noch bevorſtehe. Jemand ſagte, der Fürſt von Polignac werde dreiſt genug ſein, denn er ſei kurzſichtig und übermüthig, und ſolche Leute brauche man zu Staatsſtreichen. Cordova bemerkte dagegen mit höhniſchem Lächeln, die Franzoſen verſtänden Revolutionen zu machen, aber nicht ſie zu beendigen, darin könnten ſie von den ſpaniſchen Nachbarn etwas lernen! — „Aber iſt denn die ſpaniſche Revolution ſchon beendigt? — fiel der alte Reden lebhaft ein, — mit blutigem Gemetzel iſt es in ſolchen Fällen nicht abgethan, ſondern mit weiſer Lenkung, und Spanien hat

den guten Rath der andern Mächte leider ſtets verſchmäht! Graf Münſter ſchrieb mir noch neulich . . ., ja, er ſchrieb mir, daß das engliſche Miniſterium vor kurzem auf's neue" . . ., das Weitere vernahm nur der Nächſtſtehende, und Cordova hatte ſich bereits entfernt. Nun wunderte man ſich, was alles man ihm habe ſagen dürfen; aber es hieß, ihm ſei gar nichts an politiſchen Grundſätzen gelegen, er werde jeder Regierung ſeines Landes dienen, die ſeinen Ehrgeiz nähre, und hier, in dieſer Entfernung von Hauſe, halte er es nicht der Mühe werth, ſeine Gleichgültigkeit zu verbergen. Frau von Varnhagen rechnete es ihm zu Ehren an, daß er nicht mehr als nöthig heuchle, daran erkenne man noch den letzten Reſt des Guten im Menſchen, daß er des Schlechten nicht mehr thue, als es ſein Zweck unumgänglich erfordere, die völligen Schufte, die aber immer auch die Pfuſcher ſeien, thäten alles gleich im Uebermaße, in der Meinung dann am ſicherſten zu gehen, doch daraus erfolge ihnen gewöhnlich erſt recht das Unheil. „Schade, — rief der preußiſche General, — daß Sie nicht fechten und Schach ſpielen, den leitenden Grundſatz für beides haben Sie!" —

Mehrere Perſonen hatten ſich ſchon verzogen, als noch ſpät Alexander von Humboldt eintrat, und durch ihn die Geſellſchaft neues Leben empfing. Er kam aus dem Hofkreiſe, hatte dort „den Infanten", wie er ſcherzweiſe den jungen Herrn von Rothſchild nannte, geſehen, und wichtige Neuigkeiten aus Paris vernommen. Der Fürſt von Polignac ſetzte den Kampf gegen die Mehrheit der Deputirtenkammer eigenſinnig fort, und der Widerſtand in der Nation wuchs gefahrdrohend an. Es kam die Rede darauf, wiefern das katholiſche Pfaffenbemühn in Frank-

reich wohl mit dem protestantischen in Deutschland eine Verbindung eingehen könne, oder vielleicht schon habe? — „Keine Verbindung, wurde erwiedert, als nur die in der Gunst der Jahrszeit liegt; mannigfaches Ungeziefer wird von demselben Sonnenschein geweckt, das sich aber unter einander anfeindet und auffrißt; übrigens vergleiche man nur nicht unser armes, vereinzeltes, mehr widerwärtiges als gefährliches Frömmlerwesen mit dem furchtbaren, allverzweigten, nachhaltigen Vordringen römischer Hierarchie! Jenes hat gar keinen eignen Boden, indem es anwächst fällt es auseinander, und wird höchstens dadurch etwas, daß es zu dem alten Stamm hinübergeht, wozu alles protestantische Frömmeln von jeher Neigung hat, — zum Katholischen." Herr von Varnhagen, — der mir, sei es beiher gesagt, den ganzen Abend hindurch wenig gefiel, — stimmte der letztern Meinung bei, nicht aber der erstern, er hielt die römische Hierarchie nicht für gefährlich, oder höchstens in protestantischen Ländern, in katholischen sei ihre Macht gebrochen, und in Frankreich selbst, wo sie jetzt am mächtigsten scheine, habe sie bloß den Hof, aber nicht Staat noch Volk für sich. — Man wandte das Umsichgreifen der Jesuiten ein, die nicht bloß in Frankreich, sondern in den Niederlanden, in der Schweiz, in Oesterreich, und sogar in England geheim und offen stets mehr Boden gewönnen; aber dem wurde entgegengesetzt, daß die Jesuiten selbst nicht mehr das seien noch werden könnten, was sie einst gewesen; diese Behauptung wurde durch ein Wort erhärtet, die ein alter Exjesuit in Rom gegen Wessenberg geäußert, dieser nämlich hatte gefragt, ob ihn denn nicht freue, die Erneuerung des Ordens erlebt zu haben, und ob er nicht

dadurch zu frischer Thätigkeit ermuntert worden? Da sei der Greis, hieß es, wie verjüngt aufgefahren, und habe feurig ausgerufen: „Blut und Leben für unsern alten Orden! Aber für dieses alberne Nachgebild keinen Pfifferling!“ — Man erzählte darauf mancherlei Scherzhaftes, um die Unschuld des hiesigen Pietismus zu bezeichnen; als ganz kürzlich vorgefallen wurde folgendes Geschichtchen verbürgt: In der Familie eines angesehenen Frommen wollte man alles Lügen, auch das bloß formelle und eigentlich nichtssagende, auf das strengste abschaffen, und hatte zu diesem Zweck auch die Kinder und besonders die Dienerschaft genau verständigt; eines Abends sitzt man beim Thee, und spricht erbaulich oder schweigt auch, da wird ein störender Besuch angemeldet, doppelt störend, weil er als ein weltlich gesinnter bekannt ist, und die Dame des Hauses entschließt sich kurz, und flüstert dem Bedienten zu: „Sag' Er, wir seien nicht zu Hause!“ Der kluge Diener aber, schon gut eingelernt, versetzt demüthig: „Verzeihen Ew. Gnaden, da würde ich ja lügen!“ Die Dame, betroffen und ihres Mißgriffs eingeständig, faßt sich, und sagt mit sanftem Tone: „Nun, so sag' Er, es würde uns recht angenehm sein!“ Damit geht der Bediente ab, ist aber kaum hinaus, so sagt ein kleiner Knabe ganz unschuldig: „Aber Mutter, du lügst ja wieder!“ In solche Klemme, sagte der Erzähler, geräth man, wenn man das Aeußerliche zur Herrschaft erhebt, und Wesen und Gehalt ihm unterordnet! —

Humboldt, der die Gabe besitzt, den tiefsten Ernst in ein anmuthiges Gewand zu kleiden, und bald als beißende Anekdote, bald als wissenschaftliche Erkenntniß, bald auch als erheiternden Witz vorzutragen, war unerschöpflich in

Angaben der mannigfachſten Art, aus denen der Gegenſtand in immer neuem Lichte ſich abſpiegelte; die verſchiedenen Gattungen der Frömmigkeit, welche er in allen Sphären ſeiner umfaſſenden Weltkunde beobachtet, bei Anglikanern, Quäkern und Methodiſten, in Paris unter Napoleons Konkordat und am Hofe Karls des Zehnten, bei ſpaniſchen Katholiken, unter Wilden am Orinoko und am Miſſiſſippi, alle klaſſifizirte er, wie ein Botaniker ſeine Pflanzen, nach beſtimmten karakteriſtiſchen Zeichen, und begehrte die des Berliner Frömmelns näher zu erfragen, um danach Geſchlecht und Ordnung ſicher auszufinden; aber am Ende ſchien er alle Sorten nur für Spielarten, künſtliche und verderbte, einer unſcheinbaren Pflanze zu halten, die in ihrer ächten urſprünglichen Art nur an einſamen, ſtillen Orten zu finden ſei! —

Die Geſellſchaft minderte ſich; nach einer Weile ſah ich auch Herrn von Humboldt nicht mehr, der doch ſonſt aller Orten faſt immer einer der Letzten wegging; um ſo lebhafter aber wurde nun ſein Ruhm verkündet; Frau von Varnhagen ſtellte ſeine edlen Eigenſchaften, die man um ſeiner glänzenden willen zu oft überſehe, in das hellſte Licht; ſie verbot gradezu, bei bedeutenden Menſchen ſich an ihre Schwächen oder perſönliche Kleinigkeiten zu halten, die man jedem Andern zu verzeihen bereit ſei, nur grade einem großen Manne nicht, dem doch allein ſie zu verzeihen wären. —

Wir waren noch ungefähr ſechs oder ſieben Perſonen, und das Geſpräch zog ſich mehr zuſammen, indem es zugleich lebhafter und traulicher wurde. Gans warf ſich mehr und mehr als Beherrſcher deſſelben auf, aber auch Frau von Varnhagen ließ ihren Antheil nicht vermiſſen.

Ich betrachtete mit Wohlgefallen ihre Art einzuwirken und zu beleben, erkannte darin ein wahrhaftes Talent, und fragte mich im Stillen, auf welchen Gaben und Kräften der Seele wohl vorzugsweise dieses Talent sich gründe? Der Geist war es nicht allein, die Güte allein auch nicht, sogar die Vereinigung von beiden schien nicht grade diese besondern, eigenthümlichen Wirkungen hervorbringen zu müssen. Einigen Aufschluß gab mir die Wahrnehmung, die sich mir plötzlich darbot; ich glaubte nämlich zu entdecken, daß ein großer Theil der geselligen Stärke dieser Frau darin liege, daß die Menschen, welche sie sah, ihr nicht wesenlose Schatten waren, sondern daß jeder, wenigstens für den Augenblick, ihr ein wirkliches Interesse darbot, und nicht nur ein allgemein menschliches, sondern auch ein individuelles, was freilich nur durch Einsicht und Eingehen in das Wesen jedes Einzelnen möglich war. Eine eben so gütige, als blitzesschnelle Menschenkenntniß gab ihr die Leichtigkeit, an jedem Menschen auf der Stelle seine vortheilhafte Seite zu finden, die sie dann zum Lichte hervorzuwenden und zu beleben wußte, wodurch die unvortheilhaften Seiten von selbst im Schatten blieben. Sie hatte auf diese Weise mit jedem Einzelnen eine persönliche Beziehung, stand mit ihm auf irgend einem Punkt in ächtem Verhältniß, das natürlich in den mannigfachsten Richtungen und Graden sich schied und abstufte. Hier war also ein wirkliches Zusammensein, keine bloß hervorgebrachte leere Form, und das Wesentliche ist immer fruchtbar. Mit ihrem Willen war es nie, daß irgend jemand, sei es Mann oder Frau, sich als leere Gesellschaftsdekoration, als lebloſe Salonkaryatide hielt; dagegen ich in andern Kreisen

oft gesehen, daß, weil die Leute mit ihren Wirthen eigentlich durch nichts zusammenhingen, nichts mit ihnen gemein hatten, sogar die sonst bedeutendsten Menschen nutzlos gleich den geringsten zu bloßer Zimmerfüllung dienten.

Gans konnte nicht lange reden, ohne wieder in die Politik zu gerathen, und die Sachen in Frankreich standen allerdings in so wichtiger Krisis, daß jedermann die Spannung theilte, wie der Zuschauer eines Drama's, das seiner Katastrophe entgegeneilt. Man erörterte die Hoffnungen des Hofes, die Begehren der Nation, und wog die Kräfte beider gegen einander ab. Gans besprach mit heller Sachkenntniß die Stellung der französischen Kammern, der Gerichtshöfe, der Minister und der Verwaltungsbehörden; er hoffte das Beste von den Gerichten, und meinte, der Hof würde bei deren Widerstande nicht weiter gehen. Aber dieser Ansicht stellten sich andre entgegen. Selbst Benjamin Constant, der bei allen diesen Dingen so nahe betheiligt war, hatte im letzten Sommer gegen Frau von Varnhagen das offne Bekenntniß abgelegt, er werde für die gesetzliche Freiheit kämpfen bis zum letzten Hauche, ob er und seine Freunde aber siegen werden, das sei mehr als zweifelhaft, der König wolle ihre Köpfe, und vielleicht werde er sie bekommen. Diese Aeußerung machte auf Gans nicht geringen Eindruck; er schien auch Köpfe zu wollen. —

Hiemit im Gegensatz, nach einer kurzen nachdenklichen Pause, die der Ernst der Sache in uns allen bewirkte, sagte Frau von Varnhagen mit der ausgemachten Gewißheit, die keiner höheren Betonung bedarf: „Ich werd' es nicht erleben, aber, geht Acht! die Bourbons bleiben

nicht!" — Das mein' ich ebenfalls, rief Gans, und die Geſchichte hat den Gang der Dinge ſchon ganz vorgezeichnet, es wird in Frankreich gehen, wie vordem in England, man wird den faulen Theil der Dynaſtie wegwerfen, und den geſunden bewahren, Orleans wird auf den Thron kommen. — Aber Frau von Varnhagen ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Das wird wenig helfen. Auch der Theil, den Sie den geſunden nennen, iſt den Franzoſen ſchon ein angefaulter. Auch Orleans kann nicht bleiben. Allen Franzoſen — lehrt ſie mich nicht kennen! — liegt die Republik in den Gliedern, und Republik werden ſie werden. Ob ihnen zum Heil oder Unheil, das iſt hier gleich; ich halte auch die Konſtitutionen, nach denen alles verlangt und ſtrebt, in ihrem Erfolge für gar nicht ſo gewiß, ſie können vielleicht das größte Unheil ſein, aber das hindert nicht, daß wir hinein und hindurch müſſen, es iſt kein andrer Weg in die Zukunft. Wie für uns Konſtitution, iſt für die Franzoſen, die ja immer voraus ſind — mein Vorvolk, wie ich ſie nenne, — Republik unvermeidlich. Der frühere Verſuch war zu kurz, um durch ſein Mißlingen etwas zu entſcheiden, aber ſtark genug, um zu immer neuen Verſuchen anzureizen, bis einer gelingt. Und es kann gelingen; denn je mehr ich mir die Franzoſen anſehe, deſto mehr drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß ſie vor allen andern Nationen zur Republik geeignet ſind, in jedem von ihnen ſteckt etwas von Selbſtherrlichkeit, jeder unterwirft ſich am liebſten einem Abſtraktum, und wo das Anſehn der Perſon nicht mehr gilt, iſt man der Republik ganz nahe." Indem ſie dies ſagte, mußt' ich über den Ausdruck erſtaunen, den ihr Geſicht angenommen hatte; die

kleine, bisher so milde und bescheiden einwirkende Frau war ernst, grundernst geworden; ihr Blick — noch sanft, und beinahe der gewöhnliche, — hatte etwas eigenthümlich Festes, ihre Züge sprachen Entscheidung und Entschlossenheit, ein fast herrscherlicher Trotz bezeugte den tiefsten Glauben an das, was sie sagte.

„Sie glauben also nicht, daß Orleans regieren wird? fragte nach einer Weile Gans mit erhöhtem Eifer. — „Regieren? — versetzte Frau von Varnhagen — warum nicht! Wer kann alle Zwischenszenen berechnen! Aber die großen Ereignisse von aushaltender geschichtlicher Gestalt gehen darüber hinweg und machen daraus den Staub ihres Weges."

Das letztere Bild hatte etwas schauerlich Großes, und war ganz in der Eigenthümlichkeit der Sprecherin. Auch erregte ihr Ausspruch eine besondere Spannung; aber die Prophezeihung klang doch etwas abentheuerlich, und wir glaubten ihr keineswegs. Noch saßen die Bourbons in aller Macht auf dem Thron, noch war Orleans nur der demüthige Agnat, und hier wurde nicht nur der Fall von jenen, sondern auch schon von diesem, der noch erst erhöht werden mußte, frischweg verkündigt. Jedoch wenige Monate später war der erste Theil der fabelhaften Weissagung bereits erfüllt, und in den seitherigen Ereignissen ist nichts, was der Möglichkeit widerspräche, daß auch der zweite Theil in Erfüllung gehen könnte! —

Den Gang des Gesprächs und unsrer Betrachtungen wurde unterbrochen durch die Anmeldung, der Fürst von Pückler komme. Die späte Tageszeit — es war nah an Mitternacht, — war für ihn eine gewöhnliche, und es

schien nichts Auffallendes, daß er zu solcher Stunde käme; wohl aber wunderte sich Frau von Varnhagen, daß der Fürst in Berlin sei, da er eben erst aus Muskau geschrieben habe. Als wir mit einiger Spannung seinem Eintritt entgegensahen, öffnete sich die Thüre nur ein wenig, und ein artiger Kopf bog sich durch die Spalte schalkhaft hervor, gleichsam das Terrain prüfend; es war Bettina von Arnim, der sogleich Frau von Varnhagen mit lebhaftem Willkommen entgegenstürzte, und die halb Widerstrebende an der Hand hereinführte. „Gelt, ich hab' euch erschreckt? sagte Frau von Arnim; aber ich wollt nur sehen, was ihr für Gesichter macht, wenn ihr denkt der Fürst Pückler kommt; und ich glaub doch fast, er wär' euch lieber gewesen, als ich." Alle Einrede ablehnend, fuhr sie fort, und bewies, man habe Recht, alles Mögliche auf den Fürsten zu halten, er sei in unsern Tagen der wahre Geniale, und es käme nur auf die Gelegenheit an, daß er vor aller Welt groß dastünde. Sie richtete darauf an Gans eine merkwürdige Anrede, sie wisse wohl, daß er in das Lob des Fürsten nicht so völlig einstimme, allein er thue Unrecht darin, er selber sei ja auch ein ausgezeichneter Geist, und alle solche müßten einander bereitwillig anerkennen und stützen, wie die Könige auch untereinander thäten, wenn sie auch sonst nicht immer die besten Freunde wären; er solle nur nicht werden, wie andre Rechtsgelehrte, die vor Stolz und Würde ganz blind und taub würden, und gar nichts mehr in der Welt kennten, als sich selbst und ihre todte Gelehrsamkeit; er solle frischen Geistes bleiben, und dazu müsse man auch den Fürsten Pückler lieben. — Von Gans ging Frau von Arnim zu dem General über, von diesem

zu Herrn von Varnhagen, und sagte jedem etwas Launiges, spöttisch Belehrendes, aus dem hin und wieder auch etwas Spitziges hervorstach. Aber vergebens wollte man ihr antworten; die beredtesten Männer verstummten vor diesem glänzenden Bilderstrom, auf welchem Witz und Gedanke muthig dahinschifften; kaum daß Frau von Varnhagen, mittelst der ihr eignen Raschheit und Kürze, noch wohl einen Spruch einschob, aller sonstigen Redefäden hatte sich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt, und hielt sie gleich Zügeln in den Händen, bald rechtshalb linkshin lenkend, bald gradaus ihre beschwingten Gedankenbilder zu vollem Lauf auslassend. In der That, niemand sprach jetzt noch, als nur sie; aber so schön, so reich, so bezaubernd, daß wir Alle hingerissen und nur noch mehr zu hören begierig waren. Diese Phantasieen, Ideen, Einfälle, Witzworte, Launen, alles beflügelt in raschem Wechsel vorübereilend, und doch zu Einem großen Sinn und Zwecke sich sammelnd, kann ich nur der wunderbaren Musik ihres Lieblings Beethoven vergleichen, und mir war wirklich zu Muth, als vernähme ich eine von seinen herrlichsten Symphonieen. Von dergleichen Bezauberungsmacht des beseelten Wortes hatte ich vorher keinen Begriff gehabt! Frau von Arnim schien ihre Leute zu kennen, und zu wissen, daß sie hier ihre besten Gaben nicht zurückzuhalten brauche, daß diese gut hier aufgenommen, und nicht verschwendet seien. Vergebens aber würde ich unternehmen, hier den reizenden Flug ihrer Laune und Seltsamkeit nachzuerzählen, oder die Tiefe und Anmuth ihres schöpferischen Geistes zu schildern; dazu bedürft' ich ihrer eignen Feder, und würde auch dann nur ein schwaches Abbild der Genialität wiedergeben, welche

vollständig darzustellen nur ihre persönliche Gegenwart vermag. —

Genug, dies war das Bouquet des reichbelebten Abends, den ich bei Frau von Varnhagen zubrachte, und mir ist nach diesem Schlusse nichts weiter mehr erinnerlich, als daß wir uns spät getrennt, und ich unter der Gewalt dieser letzten Eindrücke mich fröhlich-müde dem süßen Schlaf und den bilderhellen Träumen überließ, die wie ein Sternenhimmel sich immer gedrängter und glänzender über mir ausbreiteten.

Ich sah Frau von Varnhagen noch öfters wieder, auch in andern Häusern, bei Reden's, bei Frau von Helvig, bei der Fürstin von Hatzfeldt, und immer und überall war sie dieselbe heitre, erfreuende Erscheinung, belebt und belebend, aufrichtig, klar, freundlich, immer und überall übte sie ihr angebornes Talent des edelsten Menschenumgangs, nicht vordringend, aber auch nie zurückgezogen, sondern recht eigentlich *gegenwärtig*, mit gutem Willen und reger Seele. Doch hatte sie bei sich zu Hause noch den Vorzug, daß die unbestrittene Verpflichtung der Fürsorge für *alle* Anwesenden ihren wohlthuenden Eifer nur erhöhte, und ihn auch in unscheinbaren Dingen wirksam eintreten ließ; dagegen auf fremdem Boden sie sich mehr enthielt, so lange nicht ein auffallender Anlaß ihr reizbares Gefühl zum Besten des Ganzen oder Einzelner in lebhaftere Thätigkeit setzte. Dann konnte auch sie mit aller Geistesmacht hervortreten, und mit schöner Leidenschaft und rücksichtslosem Muthe das Unrecht bekämpfen, die Verkehrtheit berichtigen, und anmaßlichen Unsinn durch

das volle Licht der Wahrheit in seine Nichtigkeit auflösen. — So war sie denn freilich noch etwas mehr, als eine vortreffliche Dienerin der Geselligkeit, wozu meistens eine gebildete, feine, wohlmeinende Negativität ausreicht, sie war zugleich eine Meisterin der Gesellschaft, welche derselben das Gute mit muthiger Entschlossenheit gewaltsam aufzuerlegen, ihr das Schlechte schonungslos abzustreifen nie müde wurde.

Rahels Bild.

Das Bildniß Rahels vor der Sammlung ihrer Briefe giebt keine getreue Vorstellung der Züge und des Ausdrucks, die ihr Gesicht wirklich hatte. Ein lebhaft aufgefaßtes, in gewissem Sinne sehr ähnliches Miniaturgemälde, im Jahre 1817 von dem Wiener Mahler Daffinger in Karlsruhe zart und leicht entworfen, hat in dem harten Stahlstich einen ganz veränderten Karakter bekommen. Mund und Nase sind vergrößert, und dadurch alle Verhältnisse verdorben, die ganze Physiognomie entstellt. Ein neuer Kupferstich, allenfalls auch Steindruck, war beabsichtigt; auch konnte dafür eine schöne Zeichnung von Wilhelm Hensel aus dem Jahre 1822 benutzt werden. Rahel hatte selber die Worte aus Goethe's Stella hinzugefügt: „Mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt"; und noch für den Künstler die Nachschrift: „Für Ihre Auslegung sage ich den aufrichtigsten Dank." Kunstverständige fanden aber die glückliche Uebertragung oder gar Verschmelzung beider Bilder höchst schwierig, wenn

ſich der Aufgabe nicht eine Meiſterhand unterzöge, die im Augenblicke leider fehlte.

Aus früherer Zeit waren von Rahel noch zwei andre Bilder vorhanden. Eines, wo ſie in ganzer Figur, neben ihrem älteſten Bruder ſtehend, als Mädchen von eilf bis zwölf Jahren vorgeſtellt iſt, von Friſch in Oel gemalt, ein artiges Bild in damaliger Tracht, eines jetzt ſeltſamen Eindrucks, und nicht geeignet, uns die ausgebildete Perſönlichkeit zu vergegenwärtigen, wie wir ſie uns im Zuſammenhang mit ihren ſchriftlichen Denkmalen jetzt denken möchten. Das andre Bild, von Friedel in Paſtell gemahlt, erfüllt ebenfalls nicht die Forderungen, die wir in dem erwähnten Bezuge zu machen haben; eine gewiſſe Aehnlichkeit iſt nicht abzuläugnen, aber ſie iſt ohne Künſtlergeiſt, mit beſchränkten Mitteln, roh, und doch nur zum Theil, wiedergegeben. Von dieſem Bilde ſagt ſie ſelbſt in einem Briefe: „Mein Bild zu Hauſe mißfällt mir ſehr. Ich ſehe, daß es ähnlich iſt. Ich ſehe aber gewiß manchmal anders aus. Sonſt wär' ich zu widerwärtig.“ Und in einem anderen Briefe, vom Jahre 1814, ertheilt ſie hierüber dieſe nähere, merkwürdige Auskunft: „Zwei unausſprechliche Fehler hab' ich: und die kennt niemand. — Jede Eigenſchaft wird einer, die man nicht regieren kann. Es iſt mir nie gelungen, und ich verzweifle auch nun ganz dran. Drum beicht' ich ſie gern. Sie ſind hideuſe! Nämlich: ich habe etwas Hideuſes, und das ſind ſie. Ja, denk dir, es exiſtiren zwei Abbildungen von mir, ein Basrelief von Tieck's frühſter Arbeit, und das Bild (von Friedel), welches bei meinem Bruder hängt; beide ſind' ich ſehr ähnlich: und es ſind mit die widerwärtigſten Geſichter für mich, die ich kenne. Bloß, weil

ich jene Eigenschaften bis zum langgezogenen Fehler darin sehe. Auch in noch zwei anderen Menschen ihren Gesichtern — die sehr hübsch sind — kenne ich sie; nur im leisesten Grad, und doch sind sie schon Karikatur; bei Graf B. und Prinz Louis Ferdinand. Der Ursprung liegt im Kinn. Beide, der Prinz und der Graf, haben auch diese Züge im Karakter. — Die beiden Eigenschaften aber sind bei mir: eine zu große Dankbarkeit und zu viel Rücksicht für menschlich Angesicht —. Eher kann ich nach dem eigenen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur ich immer leistete; dies Letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden." U. s. w. —

Das hier erwähnte Relief, von Friedrich Tieck im Jahre 1796 gebildet, schien gänzlich verloren; vergeblich waren nach Rahels Tode alle eifrigen Nachfragen, und Tieck selber konnte nur den Verlust bedauern, den er nicht mehr zu ersetzen vermochte. Die Freunde und Freundinnen, welche sich Abgüsse davon früher zugeeignet hatten, waren zerstreut, gestorben, und der zerbrechliche Gyps hatte den langen Zeitraum großer Bewegungen, die fast keinen Menschen ohne Wechsel des Orts und der Umstände ließen, nirgends glücklich durchdauert. Da kam unerwartet die Kunde aus Schweden, dort habe sich im Besitz einer Jugendfreundin Rahels, der Gräfin Sparre, dennoch ein Abguß jenes Reliefs erhalten, zwar nicht unverletzt, aber doch in solchem Zustande, daß das Ganze leicht und sicher wiederherzustellen war.

Ich empfing die mir unschätzbaren Bruchstücke des

werthen Bildes, und übergab sie der Sorgfalt Friedrich Tiecks, der sie, ohne an dem Gesicht das Geringste zu ändern, sorgsam zusammenfügte, dem Ganzen eine kunstgemäße Anordnung gab, und davon unter seiner Aufsicht eine Anzahl neuer Abgüsse sowohl in Gyps, als in Erz verfertigen ließ. Die Freunde und Verehrer Rahels sahen mit Freude und Bewunderung ein Bild in ihren Händen, welches mit dem Verdienste, die größte befriedigendste Aehnlichkeit darzubieten, zugleich den hohen Werth eines zarten und edlen Kunstwerks vereinigte. Wirklich hat in dieser kleinen und frühen, aber ungemein gelungenen und ansprechenden Arbeit sich die Meisterhand, und man dürfte fast sagen noch mehr der Meisterſinn, des trefflichen Künstlers ausgezeichnet bewährt!

Auf einem runden vertieften Grunde hebt sich das Profil Rahels dergestalt hervor, daß sowohl der untere Abschnitt der Brust, und die Wölbung des Kopfs mit dem Haarwuchs, als auch die vordere Gesichtslinie selbst, den viereckten Einfassungsrand etwas überragen. Durch die kühne und wohlgeführte Hervorwendung, in Folge deren die Nase sich von der Grundfläche völlig absondert, und hinter dem rechten Auge selbst das zurückliegende linke etwas sichtbar wird, gewinnt das Bild eine ungewöhnliche Lebendigkeit, die sich dem Beschauer sogleich aufdrängt und seinen Blick festhält; es ist, als wolle das Bild ihm etwas Besonderes sagen, und er müsse abwarten, was sich begeben werde. Die Züge sind fein und scharf, in zarter Uebereinstimmung, durchaus beseelt, nicht idealisirt, sondern in frischer Wirklichkeit gehalten, die das Geistige in dem Körperlichen darstellt, dieses aber nie zu bloßem Stoffe werden läßt. Die Aehnlichkeit ist so groß,

daß alle Freunde, welche in jener frühen Zeit Rahel gekannt haben, versichern, schon damals sei das Bild sprechend ähnlich gewesen, und daß gleicherweise ihr späteres Aussehen in ihren letzten Lebensjahren vollkommen dadurch wiedergegeben ist. Diese Auffassung des Wesentlichen und Bleibenden, das durch einen Zeitraum von sechsunddreißig Jahren sich bewährt hat, gereicht dem Künstler zur großen Ehre. Das Bild ist gleichsam ohne ausgedrücktes Alter, und gleicht auch darin wieder seinem Gegenstande, indem man von Rahel selber sagen kann, was sie einst so geistreich als tief zur Bezeichnung Wilhelms von Humboldt angab, daß nämlich eine Haupteigenschaft seines Wesens sei, gleichsam außerhalb jedes Alters zu stehen!

Den Karakterausdruck dieses Gesichtes näher anzugeben, möchten wir den Scharfsinn und die Wortfülle eines Lavater herbeirufen. Schade, daß die physiognomische Kunst, das physiognomische Talent, in unsern Tagen so vernachlässigt, fast ganz abhanden gekommen sind! In Rahel selbst lebte es noch in frischer Thätigkeit, sie konnte mit durchdringendem Scharfsinn die verborgensten Gesichter aufschließen, Karakter und Schicksal der Menschen in kurzen raschen Sprüchen geläufig lesen. Von dem Einzelnen und Persönlichen, das sie so leicht und stark erfaßte, ging sie indeß immerfort und unaufhaltsam zu dem Allgemeinen über, und ihre Ergebnisse tragen alle den Karakter eines höheren Gebietes.

Wir glauben, Tieck hat einen solchen Moment hier ergriffen. Er zeigt uns Rahel in dem Augenblicke, wo sich eben ein eigenthümliches Gebild ihrem Geiste darstellt, das Auge scheint kühn und freudig seine Lichtstrahlen

auszusenden, welche den Gegenstand enthellen, entwickeln, sichern!. Die klare, freie Stirne, von seltner Kraft und Vordringung, verräth den Gedankenreichthum, aus dem jenes neue Gebild sich entwunden hat, oder zu dem es gesellt werden soll; das ganze Gesicht nimmt mit heitrer Spannung Theil an der von oben angeregten Bewegung.

Der Mund, schön geformt, öffnet nur leise die milden, mäßig geschwellten Lippen, denen aber die Worte noch zögern, mit welchen doch plötzlich ausgesprochen werden wird, was noch nie gesagt worden ist. Die Oberlippe fügt sich in kurzer Einbiegung aufwärts etwas vorgezogen der Nase an, in welcher Schweifung die Physiognomiker eine Andeutung von feiner Empfindsamkeit und Geschmack erkennten wollen.

Die Nase selbst, höchst ausdrucksvoll, scheint die Zeichen entgegengesetzter Anlagen zu vereinigen, unschuldigen Naturssinns und ausgebildeter Spürkraft. In der feinen, schmalen Nasenwurzel, um welche von beiden Seiten die Augen nah zusammensehen, geht der bezeichnete Ausdruck in den verwandten der Augen und den Stirne harmonisch über. Hier ist es, wo auch neben der Schärfe des Denkens, der Sinn für Witz und Laune, die Auffassung des Komischen, so wie in der Stellung der Lippen der Ausbruch und Genuß desselben, sich offenbaren.

Ueber das Kinn hat Rahel selbst, wie wir gesehen, sich ungünstig geäußert. Sein etwas gedehntes Hervortreten deutet auf kreiste Thätigkeit, entschlossenen Willen und Eifer, hartnäckigen Muth, und insofern die andern, mehr idealen Bildungen und Züge des Gesichts grade diesem realistischen Zuge widersprechen und ihn fast auf-

heben, drückt das Kinn allerdings etwas Unvereintes und Störendes aus. Allein die beiden Karakterfehler, von welchen Rahel sagt, daß sie grade in diesem Bilde merkbar durch das Kinn bezeichnet seien, vermögen wir in diesem Theile des Gesichts am wenigsten wiederzufinden. Eher dürften wir sagen, das Kinn drücke das Gegentheil jener Fehler aus, und also wirkliche Fehler; denn keinem Leser kann entgangen sein, daß die von Rahel dafür angegebenen in Wahrheit die schönsten und frömmsten Eigenschaften sind. Eine zu große Dankbarkeit, ein stets bereitwilliges Leisten, eine unwiderstehliche Ehrerbietung und Schonung für menschlich Angesicht, dem leuchtenden Ebenbilde des höchsten Geistes! Wer darf hier die edelste, die seltenste Tugend mißkennen? Aber freilich stellt die Ausübung dieser Tugend sich gegen die Welt als Schwäche dar, als Widerspruch gegen die Anforderung des Verstandes, gegen die Einsicht in die Bedingungen der gemeinen Welt: und so wird nach außen zum offenbaren Nachtheil, zum wirksamen Schaden, was innerlich die reinste Erhebung der Seele ist! Den Ausdruck dieser Eigenschaften finden wir aber vorzugsweise in dem Theile des Gesichts, der unterhalb der Augen zu Mund und Wange hin sich erstreckt; hier ist der Sitz der seelenvollen Güte, der milden Nachsicht und Weichheit, der selbstvergessenen Theilnahme, der reichen Gefühlsfähigkeit, welche das volle Gegengewicht der geistigen Eigenschaften bilden, und mit ihnen die lebendigste Wechselwirkung eingehen; für sich allein aber, wie diese, das irdische Leben leicht in unglückliche Wendungen führen! In diesem Sinne nur, daß der selbstische irdische Trieb, den das Kinn entschieden ausdrückt, ungeachtet so starker

Anlage, in ſeiner Abſonderung doch bloß als nutz- und kraftloſe Demonſtration erſcheint, als beherrſcht von beſeelteren Kräften, nur inſofern konnte Rahel, wie uns dünkt, jene ſogenannten Fehler als ſolche in der Bildung des Kinnes wahrnehmen, hier, wo es als Nachtheil ſichtbar wird, daß ſie anderweitig vorhanden ſind, und daß ſie dennoch einen Ausdruck, den ſie gleichſam bemeiſtert und aufgehoben haben, vereinzelt noch fortbeſtehen laſſen!

Rahel.

Brief an Varnhagen von Enſe, nach dem Tode ſeiner Gattin, von Guſtav Freiherrn von Brinckmann.

Let Fate do her worst, there are relics of joy,
bright dreams of the past, which she cannot destroy;
which come in the night-time of sorrow and care,
and bring back the features, that joy used to wear.
Thomas Moore.

Am Grabe der Verklärten fordern Sie mich auf, der Tage zu gedenken „die nicht mehr ſind!“ und ein heiliges Todtenopfer darzubringen der Einzigen, welche das jugendliche Streben meines Denkens und meiner Gefühle zu einem geiſtigen Leben veredelte.

Und wie ſollte der Einſame, nun ſo ſchmerzlich Verwaiſte! nicht mit jedem Pulsſchlage dieſes geiſtigen Lebens empfinden, nicht mit ſeinem letzten Athemzuge vor nachlebenden Freunden noch ſtolz und demüthig bekennen, was Sie ihm war, was er ihr als den innerſten Schatz ſeines Lebens verdankt? — Ihr, wie keiner Andern! —

Als eine höchſt merkwürdige Erſcheinung ergriff Sie mein ganzes jugendliches Gemüth bei unſerer erſten, von mir längſt gewünſchten Bekanntſchaft. Wir trafen uns

in einer ziemlich gemiſchten Geſellſchaft, wo Rahel wenig ſprach, aber „geflügelte Worte", die mich um ſo aufmerkſamer machten, als ſie nicht ſelten den feinen, tiefeindringenden Stachel der Biene verriethen. Wir andern glaubten wohl ziemlich klug zu ſprechen; ich ſelbſt nicht ohne Anſprüche auf Geiſt; und in dieſer Stimmung warf ich ein paar Einfälle hin, welche eine Freundin von mir lebhaft widerlegte, wie es mir vorkam, nicht ohne beleidigenden Scherz gegen mich. Ich ſchwieg, weil ich nicht empfindlich ſcheinen wollte; als ich aber Rahel die Treppe hinab begleitete, fragte ich ziemlich unbefangen: ob ſie wohl die Kernſprüche meiner Gegnerin für wahr hielte? — „Keinesweges! antwortete ſie; aber wohl verdienten Sie die neckenden Stiche, die Ihnen, wie ich gleich merkte, ſo wehe thaten. Um ſo mehr da Ihre Behauptungen eben ſo wenig Wahrheit enthielten, und dabei nicht einmal ehrlich gemeint waren. Es iſt immer Eitelkeit, den Ernſt, ſei er auch noch ſo unbeholfen, durch witzige Einfälle niederſchlagen zu wollen, ohne Rückſicht auf die Ueberzeugung des anders Denkenden; Eitelkeit aber verdient keine Schonung. Ich ſollte Ihre Freundin ſein! ganz andre Dinge würden Sie von mir hören müſſen!"

Betroffen aber doch freudig überraſcht von dieſer angebotenen Vertraulichkeit, blickte ich ſehnſuchtsvoll in ihr geiſtreiches Auge, drückte ihr die Hand, und ſprach leiſe: „O! möchten Sie es werden!"

Dies Treppengeſpräch war unſre erſte Bekanntſchaft; und für mich wahrlich keine gleichgültige. Bald darauf beſuchte ich Sie in ihrer Wohnung, und da ich Sie allein traf, wurde unſre Unterredung ſehr ſchnell ernſthaft und

inhaltreich. Ich wurde mächtig angezogen von der Klarheit ihres überlegenen Verſtandes, und von der Offenheit ihres ſelbſtſtändigen und doch ſo ſanften Gemüths. Ihr gegenüber fühlte ich es um ſo ſchmerzlicher als jemals, wie ſehr ich in mir unklar und verworren ſei, und wie unfähig, das bunte Gewühl des äußern Lebens, und die ſtille Tiefe des innern verſöhnlich zu enträthſeln. Sie dagegen begriff mich vollkommen, und verdeutlichte mich mir ſelbſt. —

Was ich in den Hörſälen der Weiſen, in den geheimnißvollen Tempelhallen der Frommen, in der ſinnlichen Prachtwelt vergebens geſucht hatte: ungeſchleierte Wahrheit, Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachſtübchen dieſer ſeltenen Selbſtdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen.

Beinah wehmüthig lächelnd ſagte ſie mir einmal, nicht lange nach unſerer vertraulichern Verbindung: „Sie ſind ein hoffnungsvolles Kind, das noch weder ſeine Anlagen, noch ſeine Kräfte kennt. Ihr Gott und Ihre Tugend ſind Blumen eines ſchönen kindlichen Gefühls; aber Sie ſind nicht beſtimmt ein ewiges Kind zu bleiben, oder, wie die Meiſten, ein unreifer Menſch. Sie müſſen frei und ſelbſtſtändig werden, oder Sie werden ſchlecht; um ſo ſchlechter, je beſcheidener Sie geweihten Vorurtheilen huldigen. Denn giebt es wohl etwas ſchlechteres, als Sklavenſinn und Menſchenfurcht, wie zierlich und geſchmackvoll Sie auch Ihre Ketten abſchleifen und glätten mögen? Götterſcheu iſt um nichts beſſer. Tugend? — das giebt ſich von ſelbſt, wenn man nur ein ganzer, nicht etwa ein halber, oder dreiviertel Menſch iſt. Leſen und begreifen Sie „den

Prometheus", und glauben Sie an Goethe, wie an mich!

„Wer half mir wider der Titanen Uebermuth?
wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig —
glühend Herz?" —

Muth, mein Lieber, ist alles! Geistesmuth nämlich! Heldenmuth von außen ist Kleinigkeit, oft kleinlich. Aber Muth im Innern, und Selbstvertrauen wider eine Welt von Vorurtheilen, eigenen und fremden — hätten Sie den, Sie würden eben so heiter in sich, eben so fest und eben so geſcheidt sein, — wie ich. Aber Sie zweifeln lieber an sich, als an den Verheißungen irgend einer übermüthigen Weltweisheit, die bei Gott! nichts Ehrwürdiges hat, als ihre tausendjährigen Ahnen. Und doch ist ja dieſe allgepriesene Bescheidenheit des Gemüths so selten etwas anderes, als eine geadelte Feigheit des Geistes. — Gott und Tugend! — Ja! wohl haben wir frühzeitig gelernt, dieſe vieldeutigen Wörter auszusprechen, wie eine Zauberformel; aber was meinen wir damit? — Alles, oder Nichts! je nachdem wir selbst Alles sind, oder Nichts!"

Hören Sie nicht, lieber Varnhagen! hier noch die lächelnde Sibylle, wie in so manchen Stunden tiefsinniger Vertraulichkeit? — Wie oft erinnerte ich Sie später daran, daß dieſes Gespräch die Geburtsstunde unsrer ewig unauflöslichen Freundschaft eingeläutet hätte. Es wirkte auf mich für das ganze Leben, wie ein Zauberschlag, der mich plötzlich in eine ganz neue Geisteswelt versetzt hätte.

Denn giebt es nicht in dem Leben mancher reichbegabten, aber noch in irgend einem Irrthum befangenen Menschen gewisse Augenblicke, wo ein Licht von oben sie blitzschnell erleuchtet; vor dem sie zwar anfangs erblinden, aber bald fällt es von ihren Augen wie Schuppen, und sie erblicken hernach sich selbst, die Welt und die Menschen im Zauberspiegel der Wahrheit. —

Für gescheidt, kenntnißreich, gebildet, und was man so gewöhnlich ausgezeichnet nennt, galt ich schon, ehe ich unsere Freundin kennen lernte. Gar manches hatte ich mir angelernt und anempfunden von der Weisheit des Tages und von der Bildung schöner Umgebungen; nach Freiheit schmachtete schon mein Geist, wie mein Herz nach Reichthum und Fülle des innern Lebens; aber die kühne Wollust des Selbstdenkens entzündete sich in mir an der Altargluth ihrer höhern Welt- und Lebensansichten.

„Almosen kann ich Ihnen nicht spenden, sagte sie mir einmal; schenken kann ich Ihnen nichts von dem Meinigen; keiner hat mehr als er selbst braucht. Aber reich werden, ohne zu betteln, durch trotziges Zurückfordern Ihrer angeborenen Besitzthümer von den habsüchtigen Vormündern Ihres volljährigen Geistes, Ihrer Seelenkräfte — das können Sie lernen von Ihrer freigeisterischen Freundin. — In der Tiefe des Gemüths verbirgt die Menschheit ihre Schätze; die Oberfläche gewährt nichts als zierliche Blumenbeete, wenn es hoch kömmt, prunkende Gartenanlagen. — Sie haben nun einmal Verstand, und mit dem ist nicht zu spaßen. Der ist stärker als eine Leidenschaft. Empören kann man sich gegen ihn, nicht aber ihn besiegen,

wie jene. Zum Freunde müssen wir ihn haben im Scherz, wie im Ernste, oder er wird unser Plageteufel in allen Verhältnissen des Lebens. — Die Hunderttausende, die keinen Verstand besitzen, oder nur so ein bischen zum kärglichen Hausbedarf, die können sich behelfen mit Schwärmerei, mit sogenannter Glückseligkeit, mit sinnlichem Genuß, mit Frömmelei, vorzüglich mit Leichtsinn und Nichtdenken. Wohl können wir von dem allen auch etwas brauchen, wenigstens den schönen Leichtsinn: aber doch auf andre Weise; nur mit und durch den Verstand, der bei uns keinen Augenblick seine Rechte aufgiebt. Nichts wäre freilich bequemer, als wenn man nach Belieben, bisweilen klug, und bisweilen dumm sein könnte, das geht aber nicht; und uns bleibt keine andre Wahl übrig, als Galeerensklaven, oder freiwillige Freunde des Verstandes zu sein — besser freilich der Vernunft."

So freundlich und ernst ermuthigte sie mich oft, wenn sie zu fürchten schien, ich möchte feige oder träge zurückbleiben in der mir nicht bestimmten Heimath lieblicher Täuschungen, und die Stimme der höheren Begeisterung überhören, die zu Abraham sprach: „Gehe aus Deinem Vaterland, und von Deiner Freundschaft, und aus Deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen werde."

Sehen Sie hier, lieber W., was mich von unsrer ersten Bekanntschaft so unauflöslich vereinigte mit dieser geistesmächtigen Denkerin; was so mächtig wiederklang in meiner eigenen Brust bei jedem offenmüthigen Gespräch mit ihr: „Höhere Sittlichkeit durch höhere Freiheit!" Nur durch diese begriff man ihr Leben, wie

ihre Weisheit, und nur hiedurch hat sie auf mein innerstes Sein und Denken gewirkt, wie keine der neun Musen. Sie, die Begeisterte der selbstthätigen Vernunft, deren geistiger Schüler zu sein ich mich immer und überall gerühmt habe, vor Weisen und Fürstinnen, wenn diese etwa an meiner eigenthümlichen Weltansicht oder Geistesrichtung etwas Ausgezeichnetes fanden. —

So fragte mich einmal Herder, als es mir geglückt war, sein näheres Vertrauen zu gewinnen, und ich mit der heitersten Freimüthigkeit über alle göttliche und menschliche Dinge mit ihm sprach: „Aber wie sind Sie so zeitig zu diesem Reichthum von Erfahrungen gekommen, zu dieser Klarheit der Weltanschauung, zu dieser Durcharbeitung Ihres Innern? Von den Hochschulen haben Sie das nicht, auch wahrlich nicht von der Berliner Aufklärung." — „Nein, antwortete ich ihm, aber größtentheils von einem Berliner Mädchen, einer Selbstdenkerin, die noch jünger ist als ich, der aber ein Geist der Weissagung, und mit dem zugleich alle Erfahrungen angeboren sind. Die eben deswegen so Herrliches und so Lebendiges lehren kann, weil sie selbst nichts gelernt, nur alles empfangen hat mit keuscher Seele von dem Gott in uns, als eine Offenbarung der Vernunft; die von dieser allein begeistert, die Wahrheit eben so naturgemäß denkt und empfindet, wie sie die Luft einathmet und lebt, ohne schulgerecht dem Wunder nachzuspüren, wodurch beides wohl möglich wird." —

Wohl hatte sie, wie Sie wissen, beinahe spielend Kunde genommen von allen Helden des Denkens, von allen Göttersöhnen des Genius; aber mehr wie sie scherzend

behauptete, um zu unterſuchen, wie weit dieſe auch wohl ſelbſt die Eingebungen verſtanden hätten, die ſie von oben empfangen; nur um die echten Propheten von den falſchen zu ſondern. —

„Aus der zweiten Hand, meinte ſie, müßte man nichts kaufen; nicht eben, weil die Waare gewöhnlich verfälſcht ſei, ſondern weil der wohlfeile Preis den Geiſt nachläſſig und träge mache, daß er ſelbſt nicht mehr gräbt und emporarbeitet, was die Tiefe ſeines Innern ihm darbeut. Keine Begeiſterung muß uns anwehen von außen, ſie muß aufglühen von dem heiligen Opferherd unſers eigenen Gemüthes. Auf das Selbſtdenken kommt alles an; auf die Gegenſtände deſſelben oft ſehr wenig; wie ſelbſt auf die Geliebte oft weniger als auf das Lieben.“ — Ich konnte lange nicht begreifen, fuhr ſie fort, „warum mir nichts in den Kopf wollte von allen den ſchönen Sachen, die andre gleich auswendig wußten. Ich meinte wohl ich ſei dumm, bis ich einſehen lernte, daß meine Lehrer es waren. Sie hätten begreifen ſollen, daß mein Geiſt zu reich geboren, ſchon zu beſchäftigt und zu unruhig ſei, um ſo ſchnell Fremdartiges aufzunehmen; daß in meinem Köpfchen kein Platz ſei für Neues, ehe dort alles aufgeräumt und in Ordnung geſtellt wäre.“

„Mit Menſchen habe ich mich überhaupt lieber abgegeben, als mit Büchern. Jene ſind leichter und bequemer zu leſen; denn es ſteht gewöhnlich nicht viel auf jeder Seite, und doch beinahe immer etwas, welches die Buchmacher am häufigſten überſehen. Freilich, das Sehen! und vorzüglich das Schnellſehen iſt nicht bloß eine ſchwere, ſondern ich möchte glauben, eine uner-

lernbare Kunst. Sie schickten mir neulich Hessens „Versuche zu sehen.“ Das Buch ist aber nicht übel, und der Titel ist vortrefflich. Der weiß es doch wenigstens, daß das Sehen keine so leichte Kunst ist.“ —

Und gerade diese Kunst besaß Rahel selbst in einer Vollkommenheit, die ich wenigstens bei niemandem wieder angetroffen habe. Nicht bloß ihr geistiges, sondern auch ihr körperliches Auge war so klar, so scharf, und so geübt, daß in der zahlreichsten Gesellschaft ihr nicht leicht die geringste Kleinigkeit entging, wodurch einzelne Personen sich mehr oder weniger auszeichneten, — und das oft bei dem flüchtigsten Ueberblick. Daher war auch die größte, von ihr selbst bewunderte Schauspielerin nie gleichgültig gegen ihr oft strenges, aber immer wohlbegründetes Urtheil.

Ich entsinne mich noch des Abends, wo Iffland zum erstenmal in Berlin auftrat; angekündigt von Weimar aus als ein zweiter Garrick, empfangen und beklatscht mit rauschendem Beifall. Wir sammelten uns nach dem Schauspiel bei Rahel, und alle wünschten, sie über den allbewunderten Künstler zu hören. — „Iffland; sagte sie ganz gelassen, ist kein Genie, wie unser Fleck; aber ein großes Talent. Folglich mag er immer vortrefflich spielen, wenn er seine Rolle gut eingelernt hat; angeboren ist ihm keine, wie dem Genie jede. Daher wohl hie und da Mißgriffe, wenn auch in Kleinigkeiten, die aber doch für den aufmerksamen Beobachter den Kunstgenuß stören. So war zum Beispiel heute Abend bei jener Stelle sein Mienenspiel sehr richtig, aber die Bewegung der Hand damit völlig im Wider-

ſpruch.“ — Keiner von uns hatte das bemerkt; aber alle fanden nun den Mißgriff auffallend, wie Rahel denſelben flüchtig nachmachte. —

„Meine ſichern Augen!“ rief ſie ſelbſt bisweilen aus, „die ſoll mir wenigſtens niemand abſprechen.“ Und wer hätte das auch gewagt? Traf doch ihr erſter Blick oft, wie der Blitz, nicht etwa die Oberfläche des Gegenſtandes, ſondern ſpaltete dieſen bis zur Enthüllung des innern Kerns. In einer großen Geſellſchaft erſchienen zwei fremde Frauen zum erſtenmale, und es wurde viel hin und her geſprochen über ihre Schönheit und welche wohl durch ihre Geſichtszüge den meiſten Geiſt verriethe. — „Und Sie?“ fragte ich Rahel. Mit einem haſtigen Blick auf die eine, die am meiſten zu verſprechen ſchien, ſagte ſie: „Aquarelle!“ dann mit einem Winke auf die andre: „Oelgemählde!“ — und die nähere Bekanntſchaft beider Frauen bewährte vollkommen den Augentakt der ſchnellblickenden Seherin.

So haben mich auch Künſtler verſichert, daß ſie gewöhnlich mit dem erſten Hinblick auf ein Gemählde ſogleich mit fröhlichem Ausruf dem Gelungenen huldigte, das wirklich Verfehlte eben ſo ſchnell mit bedeutendem Stillſchweigen rügte. Und daran erkannte man ſie wirklich in allen Verhältniſſen des Lebens. Sie ſchmeichelte nie, in der unedlichen Bedeutung des Worts; aber ſie hatte große Freude daran, gerechtes Lob zu ertheilen; vorzüglich wo ſie wußte, welchen großen Werth man auf ihren Beifall ſetzte.

Auch das machte ihren geſellſchaftlichen Kreis ſo behaglich, ſo bequem, ſo unbefangen und lebensfroh, daß ſie jedes Mitglied deſſelben noch mehr geltend zu machen

ſuchte, als worauf er ſelbſt hätte Anſprüche machen können; daß ſie alles, was ſie etwa mißbilligte mit Schonung überſah, und mit ſeltenem Zartgefühl das Geſpräch von jedem Streitpunkte ablenkte, der auch nur eine augenblickliche Verſtimmung hätte verurſachen können. — „Meinen Tadel", ſagte ſie mir einmal, „ſpare ich für meine nähern Freunde. Euch werde ich, wo es Noth thut, wahrlich nicht ſchonen. Meine Freigeiſterei, meinen Stolz, meine hochherzige Verachtung aller geiſtfeſſelnden Vorurtheile, gehören bloß für die Klügſten und Vertrauteſten unter euch; aber jeder gemiſchten Geſellſchaft die ſich bei mir verſammelt, bin ich pflichtig, Gutmüthigkeit und Anmuth umſonſt darzubieten, — wie Thee oder Gefrorenes. Hier iſt ja nicht von Tugenden die Rede, ſondern von ſchönen Formen der Umgänge. Ohne dieſe kein Witz, keine Freimüthigkeit, kein fröhliches Sichgehenlaſſen, die nicht in Beleidigungen ausarten könnten. Mich verſtimmt ſchon jeder Scherz, der nicht immer ohne Abſicht, auf Geſchichten oder Verhältniſſe anſpielt, welche irgend einen aus der Geſellſchaft in Verlegenheit ſetzen müſſen. Meine Rache dabei iſt gewöhnlich ein dummes Geſicht, mit der Frage: „Wie meinen Sie das? ich verſtehe Sie nicht", wodurch denn die Verlegenheit oft glücklich genug zurückgewälzt wird auf den unbeſonnenen Witzling. — Sie ſind in Behandlung der Alltagsmenſchen viel ungeſchickter als ich. Sie ſchweigen auch bei überraſchenden Dummheiten, aber mit ſichtbarem Verdruß; ich aus meiner Gutmüthigkeit; und nehme ich gewiſſe Plattheiten erſt komiſch, ſo beluſtigen ſie mich bisweilen eben ſo ſehr, wie die glücklichen Einfälle. Glauben Sie mir: es iſt gleich

abgeschmackt, den Ernst, oder die Tugend, am unrechten Ort geltend zu machen. Schweigen und reden müssen wir, wenn wir einmal gefallen wollen, nicht immer wie uns der Schnabel gewachsen ist, sondern wie den andern die Ohren." —

So spielte sie denn auch ihre doppelte Rolle überall unnachahmlich schön; und wohl mußte man von ihr rühmen, wie Wieland von seiner Musarion:

„Gefallend, wenn sie schwieg; bezaubernd, wenn sie sprach! —
und jener leichte Witz, dem's nie an Reiz gebrach!
Zum Stechen, oder liebzukosen
gleich aufgelegt; doch lächelnd, wenn er stach, und ohne
Gift." —

Und so nur konnte es ihr gelingen; — ihr, dem anspruchlosen Bürgermädchen, ohne glänzende Verbindungen, ohne den allgültigen Freibrief der Schönheit, und ohne bedeutendes Vermögen, doch allmählich einen zahlreichen Gesellschaftskreis um sich zu versammeln, der, ohne allen Vergleich, der anziehendste und geistreichste war in ganz Berlin. Einen Kreis, in welchen aufgenommen zu werden Königliche Prinzen, fremde Gesandten, Künstler, Gelehrte oder Geschäftsmänner jedes Ranges, Gräfinnen und Schauspielerinnen — sich gleich eifrig bemühten; und wo jeder von ihnen nicht mehr Werth, aber auch nie weniger hatte, als er selbst durch seine gebildete Persönlichkeit geltend zu machen vermochte. —

Sie kannten diesen Kreis nicht in seinen frühesten Blüthenjahren, lieber Varnhagen, denn als Sie die nähere Bekanntschaft unsrer Freundin machten, waren die meisten Mitglieder desselben, vorzüglich viele des alten Stammes, schon durch den unbrechenden Zeitsturm auseinander ge-

ſprengt. Aber alle, die ihm einſt angehörten — wie ſchmerzlich und ſehnſuchtsvoll vermißten wir nicht überall dieſe Frühlingsmomente eines geſelligen Vollgenuſſes, in der öden Ferne des einſamen Spätherbſtes. Ja! ſie ſelbſt, die Schöpferin jener Glückſeligkeit, theilte ja mit uns dieſe Sehnſucht nach einer ganz einzigen Vergangenheit, die ſich nicht wieder zurückzaubern ließ in die verwandelte Gegenwart. In einer viel ſpäteren Zeit, und in ganz neuen Verhältniſſen ſchrieb ſie mir nicht ohne wehmüthige Erinnerungen: „Alles Uebrige wäre denn recht gut; aber ich vermiſſe unendlich, ſchmerzlich, ertödtend, meinen alten Umgang, und kann mir keinen ähnlichen mehr aus dem neuen bilden. Von der Seite werde ich alſo ewig darben.“ —

Und wie ſollte ſie nicht vermiſſen, was ſie vermuthlich in allen Ländern vergebens geſucht hätte? Ich wenigſtens, der ich doch auch ziemlich in der Welt herumgekommen bin, und überall nichts ſo angelegentlich zu erforſchen geſucht, als den herrſchenden Geſellſchaftston, im Allgemeinen ſowohl, als in den Freimaurer-Vereinigungen des vertraulichern Umgangs, muß offenherzig bekennen, daß ich nie und nirgends einen Kreis angetroffen, der ſich ſo ausgezeichnet hätte durch gediegene Unterhaltung, tiefgeſchöpfte Bemerkungen über das Leben, die Welt und die Menſchen, ja durch geiſtreichen Scherz, und oft ſprudelnden Witz — als Rahels mir ewig unvergeßliches Dachſtübchen. —

Mit dem allen ſei aber keineswegs behauptet, daß die Wahl ihres Umgangs die höhere Bildung gewiſſer Klaſſen der Geſellſchaft ausſchließend begünſtigt hätte. Den Großen und Vornehmen wurde ihr Stand

eher verziehen, als zu gute gerechnet, und ihr brennender Durst nach Kenntniß der Menschheit durch die Menschen erlaubte ihr keine französische Grenzlinie zu ziehen zwischen Adel und Bürgerlichkeit — im geistigen Sinne. Dies anzudeuten, wiederholte sie mir einmal Schillers Verse:

„Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter unter der
Menschen flücht'gem Geschlecht: aber die Natur, sie
ist ewig gerecht!"

und setzte dann hinzu: „Ich bin wie die Natur!"

Ihre frische Beweglichkeit in der Außenwelt, auf Reisen, im Schauspiel, oder auf Sammlungsplätzen des öffentlichen Vergnügens, brachte sie daher auch in Berührung mit Personen, welche ihr grade eine besondere Theilnahme einflößten, die wir einseitiger Gebildeten nicht immer aneignen konnten. Aber auch das war vorzüglich auszeichnend in ihrem oft bunten Gesellschaftskreis, daß jeder Neuhineingezogene sogleich mit dem Ganzen verschmolz, und daß der unleugbar feine Ton ihrer Umgebung dadurch auch nie auf das leiseste verstimmt wurde.

Wohl hörte man sie irgend einmal mißlaunig ausrufen: „Ach! was soll ich denn mit all den neuen Menschen? kenn' ich sie denn nicht schon alle mehr als zu gut?" — Aber darauf hätte es keiner wagen dürfen, sie etwa ganz einfältig zu ermahnen, ihren Kreis einzuschränken, und sich mit dem Umgang einiger Auserwählten zu begnügen; denn spöttisch möchte sie vielleicht darauf geantwortet haben: „Wie wißt ihr denn, ob ich nicht allenfalls noch besser wählen kann?" —

Denn die Menschen in Masse, wie im Einzelnen,

waren und blieben doch ihre unermüdete Liebhaberei. „Sie sind doch alle verschieden", sagte sie wohl dann wieder, und unstreitig mochte sie gerade diese Liebhaberei auch bisweilen nachsichtiger machen bei der Wahl ihrer bloß gesellschaftlichen Umgebung. Als sie Schleiermachern einmal vorwarf, daß er sie so selten besuchte, und dieser scherzend antwortete: „Ja, wenn Sie nur nicht so viel schlechte Gesellschaft sähen, mit der ich durchaus nichts anzufangen weiß", — erwiederte sie lächelnd: „Aber das ist eben Ihr Fehler. Mit allem muß der Denker etwas anzufangen wissen, nur auf seine eigene Weise. Wären Sie selbst, bei all Ihren trefflichen Anlagen, und Ihrem übermächtigen Geist, wohl ein so großer Gelehrter und ein solcher Vielwisser geworden, wenn sie nicht sehr viel schlechte Bücher gelesen hätten? Nicht durch diese Bücher, aber bei Gelegenheit derselben, durch das eigene Sichten und Bearbeiten jenes dummen und platten Inhalts, haben Sie ihren eigenthümlichen Genius so vielseitig und selbstständig ausgebildet. Warum beurtheilen Sie meine schlechte Gesellschaft nicht eben so? Fragen Sie nur Brinckmann, den habe ich endlich gelehrt, Menschen aller Art zu lesen oder durchzublättern." —

„Man kann nie Welt- und Menschenkenntniß genug haben", sagte sie oft, „um selbst die alltäglichen Verhältnisse des Lebens richtig zu beurtheilen und zu behandeln. Der Verstand und die Lehrbücher reichen bei weitem nicht hin. Mit Geist und Herz muß man aufsuchen und zusammenlesen, was die Natur mit unendlichem Reichthum überall vertheilt, die Wirklichkeit so armselig zersplittert, oder einschränkt. Shakespeare verstand das,

und weil er ſo groß war, ſelbſt in Behandlung des niedrigſten Stoffes, hielt ihn Voltaire für gemein. Und Goethe! Hat er wohl das arme bürgerliche Gretchen weniger verherrlicht, weniger anziehend dargeſtellt, als Iphigenia, oder die Fürſtinnen von Ferrara? Kennen mußte er alſo doch die eine, wie die andere, um aus beider lebendigſter Eigenthümlichkeit das rein Menſchliche zu läutern und zur Kunſtſchönheit zu erheben. Er wußte, weil er es gefühlt hatte, daß ein niedriges, aber engelſchönes Clärchen das ganze große Heldenherz eines Egmont ausfüllen konnte, weil dieſer Egmont, wie der Dichter ſelbſt, nicht bloß geiſtreich ehrgeizig und erhaben war, ſondern auch «ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt, und mit voller Liebe und Zutrauen an das ſeine drückt.» (Goethes Egm.) Für die höhere Kunſt giebt es in der ganzen Menſchheit nichts Niedriges, außer der rohen Sinnlichkeit und der vornehmen Sittenverwilderung; und gerade dieſen lieh Voltaire nur allzu großmüthig den Strahlenkranz ſeiner Muſe. Verhält es ſich aber mit dem Leben anders, als mit der Kunſt? Nur adle man den Pöbel nicht zum Volk; der Grundirrthum alles jetzigen Geträtſches über Freiheit und Gleichheit! Wer möchte dem Volke nicht lieber angehören, als dem Hofgeſindel? Der freien Natur nicht lieber, als dem zugeſtutzten Kunſtgarten? Die Dummen begreifen das freilich nicht; aber auch die bloß Klug-Gebildeten wollen es nicht gerne Wort haben, damit ſie für Geiſtes-Adel gelten, und berechtigt ſcheinen mögen, den bürgerlichen Reichthum zu verachten, wie ſehr ſie ſolchen auch heimlich beneiden. — Ich verachte wahrlich

nicht die Feinheit, den Geschmack und die anziehende Art und Weise, die man oft vorzugsweise in der großen Welt antrifft. Denn diese Formveredlung des Lebens und des Umgangs gehört ursprünglich jeder höheren rein menschlichen Ausbildung; und was verhinderte uns denn die schöne Welt überall anzubauen, auch außerhalb der großen? Aber selbst wenn in dieser letzteren jene sittliche Veredlung der äußern Verfeinerung nicht zur Grundlage dient, so erinnert sie wenigstens unwillkürlich daran; und schon das ist kein gleichgültiger Vorzug des guten Geschmacks. Nur die eigentlichen im alltäglichen Sinne sogenannten «Leute von Welt», diese anspruchsvollen Tituskröpfe einer gekräuselten Ziererei, die sich einbilden, allein und ausschließend allen Reichthum des schönen Lebens der Kunst und der Dichtung in Erbpacht genommen zu haben — nur diese sind mir ein Gräuel; denn sie sind von allen die leersten, die eingeschränktesten und die armseligsten Welt- und Menschenkenner. In allen Ländern sind sie ganz eigentlich — «Ausgewanderte Franzosen», welche die Landessprache der Menschheit zu lernen verschmähen, und von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen derselben nichts wissen, als durch platte Uebersetzungen, welche ihre eigenen unwissenden Glaubensgenossen hie und da versucht haben — den hochberühmten La Rochefoucauld mit einberechnet. Diese «grauen Schüler», wie Schiller seinen Philipp so glücklich nennt, kennen kaum die Frakturbuchstaben gewisser Stände oder Amtsverhältnisse, und ich möchte so gerne alle Menschen in der flüchtigsten Handschrift lesen können. — Ach! wohl fühl' ich, was ja

schon unſern großen Meiſter ſchmerzlich genug beängſtigt hat:

«Ich zittre nur, ich ſtottre nur, und kann es doch nicht laſſen.» —"

Hierüber war Rahel unerſchöpflich; und auf dieſe alkumfaſſenden Anſichten des Lebens, auf dieſe Thalquellen der Menſchenkenntniß kam ſie immer wieder zurück, ſo oft von engerem oder ausgebreiteterem Umgang die Rede war. —

Auch darum war ihr Goethe der erſte aller Dichter, ihr einziger Lehrer! „Der hat «ſeinen ganzen Menſchen» mit an den Hof gebracht", ſagte ſie, „und ſich dort wahrhaftig nicht einen neuen bohren laſſen. Seinen Reichthum hat er dort nicht eingeſammelt, ſondern überall. Sein Gold hat er dort nicht umprägen laſſen zu Schaumünzen für reiche Liebhaber, ſondern wohlthätiger ausgemünzt zu vollwichtigen Thalern und Groſchen, die im Handel und Wandel umlaufen, und auf dem Markte gelten, wie am Spieltiſch, weil jeder ſie nach ſeinem Bedürfniß einwechſeln und wieder ausgeben kann."

— „Solche Menſchenkenntniß wie Goethe's", ſagte ſie ein andresmal, „kommt einem nicht angeflogen, wenn man ſich in engliſchen Wagen durch die Welt wiegen läßt. Dazu muß man zu Fuße gehen, mit Weiſen, oder mit luſtigen Geſellen, wie es kommt; nicht «die Cour machen», ſondern Liebſchaften haben, immer friſche und lebendige, nachdem derſelbe Werther ſich längſt ſchon erſchoſſen hat. Man muß ſich nicht unmelden laſſen, oder Karten abgeben bei vornehmen

und hochberühmten Philosophen, um gehorsamst nachzufragen, wie sich die Menschheit befindet? man muß sie selbst aufsuchen, sie mag zu Hause sein, oder ausgebeten; und ohne anzuklopfen sich heimisch niederlassen bei Kranken und Gesunden, und so allen ganz unvermerkt nach dem Pulse fühlen. Man muß hinhorchen, wo die Dummheit salbadert, oder die Klugheit, weil beide doch hie und da irgend einen geheimen Sinn verrathen möchten. Man muß am Schlüsselloche lauschen, auch in der armseligsten Hütte, wo unsre alltäglichen Beobachter kaum ein Schloß vermuthen. — So lernt man, so weiß man endlich etwas von dem Vielen, — was wir doch am Ende nie gründlich und vollkommen erfahren. — Nennet mir aber, unter allen unsern Dichtern Einen solchen reichen und vornehmen Fußgänger außer Goethen! Was der nicht weiß, werden wir wohl sobald nicht erfahren!" —

„Schade!" sagte einer von uns, „daß Faust nur ein Bruchstück geblieben ist!" — „Schade?!" rief Rahel; „ist denn das nicht sein größtes Verdienst? Ist er denn nicht eben dadurch ein so sprechendes Bild der ganzen innern Menschheit, die mit all ihren Höhen und Tiefen, ihrem Steigen und Sinken, ihren Ahnungen und Räthseln, für uns doch wohl ein ewiges Bruchstück bleiben wird, ohne Auflösung und beruhigende Entwickelung. Goethe darf kaum dies Gedicht fortsetzen, wenn das Nachbild dem Urbilde getreu bleiben soll; daß er es nicht zu einem übereinstimmenden Ganzen vollenden kann, — dafür hat Gott gesorgt; oder, wenn Ihr wollt: der Teufel — durch den Sündenfall." —

Nach diesem so sinnigen und bestimmten Wort möchten wir wohl zweifeln, ob Rahel durch den später erschienenen zweiten Theil des Faust sich für widerlegt halten würde. —

So anmuthig und belehrend entwickelte sie oft mit Ernst und Laune ihre eigenthümlichen Ansichten in dem geschlossenen Kreise ihrer theilnehmenden Freunde und Vertrauten. — Kürzer, oder ausführlicher, wenn auch vielleicht nicht immer mit den nämlichen Ausdrücken, deren ich mich hier bedient habe, um ihre oft abspringenden Sinnsprüche zusammenhängender mitzutheilen. Und doch möchten wohl auch diese, vorzüglich die ihr eigenthümlichen und am meisten bezeichnenden selten genug von mir gegen gleichgültigere ausgetauscht worden sein. Gewiß wird keiner, der ihrer vertrauten Gespräche zu meiner Zeit gewürdigt wurde, mich einer unrichtigen Auffassung ihrer Denkart und Meinungen zeihen. —

Mit so strengen und hohen Forderungen an die ihr genügenden Welt- und Menschenbeobachter, ist es sehr natürlich, daß sie keinen sonderlichen Werth legte auf jene französischen Schönschreiberinnen, die eine so feine und scharfe Menschenkenntniß aus dem Umgange mit dem Hofe und den höheren Ständen geschöpft haben wollten. Gelesen hatte sie alle derselben, und, wie sie sich einmal ausdrückte, „aufmerksam genug, um auch hie und da etwas Vernünftiges hineinzulesen; weil der klare schöne Styl die dicke Dummheit und Verworrenheit der Begriffe doch nicht recht zu Worte kommen ließe"; — aber gewöhnlich fertigte sie eine solche „Hoch- und Wohlgeborene Denkerin" kurz ab; oft wohl mit einem mitleidigen Achselzucken: „Die hätte auch manches in mei-

nem Dachstübchen lernen können. Etwas mehr bin ich doch!"

Und wohl hatte sie Recht. Wie unendlich viel mehr war sie nicht! — Wie sie aber dies war, und wie sie es geworden, hätte vielleicht keiner, der sie noch so genau kannte, glücklicher entwickeln können, als Schiller in einem seiner Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen geschlechts." —

„Je vielseitiger", sagt er, „sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich. Je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch. Wo sich diese beiden Eigenschaften vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein, die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden; und anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit der Erscheinungen in sich ziehen, und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen." —

Vorzüglich mit Bezug auf Rahel waren mir diese Zeilen beim ersten Lesen als wahr und treffend aufgefallen. Ich schickte ihr das Buch, die obige Stelle unterstrichen, mit der Frage, wie ihr das wohl gefiele? und als ich es zurückbekam hatte sie, wie nicht selten mit scherzendem Stolze, an den Rand geschrieben: „Ja! so ists, denn so bin ich!" —

Für Sie, lieber Varnhagen, brauche ich wohl kein Wort zu verlieren über dieses bekräftigende „denn"; wir sind beide hinlänglich überzeugt, daß dieser scherz-

zende, bisweilen auch wohl ganz ernsthaft gemeinte Stolz bei ihr nicht die geringste Beimischung von Eitelkeit hatte, oder von Ueberschätzung ihres eigenen Werthes. Es war die natürliche Unbefangenheit eines vorzüglichen Geistes und einer gesunden Seele, welche beide die heuchelnde Ziererei mit der eigenen Persönlichkeit albern und verächtlich fanden. —

Sie konnte nie begreifen, „warum man furchtsamer von seinen geistigen Eigenthümlichkeiten sprechen sollte, als von seiner körperlichen Gesundheit, seinen blauen Augen oder seinem dunkelbraunen Haar". Wohl aber wußte sie, vor wem sie das that; und mit jenem Morgenhäubchen der Vertraulichkeit ging sie wahrlich nicht ins Schauspiel oder auf den Ball. Wer wußte besser, als sie, wo der Schleier hingehörte, und wo er bloß unnütz und unbequemlich war? War es denn Stolz, wenn sie ihre Schwächen, ihre „Seelenkrankheiten" eben so freimüthig ihren Vertrauten, nicht bloß eingestand, sondern auch auf solche aufmerksam machte, mit denen manche gefallsüchtige Frau noch allenfalls hätte prunken können, als mit Schönpflästerchen empfindsamer Ziererei? Schrieb sie mir doch wenige Jahre vor ihrem Hinscheiden: „Freilich besitze ich noch meine ganze Kraft, meinen ganzen innern Werth, aber auch alle meine unheilbaren Schwächen und Ungeschicklichkeiten, die Sie kennen, und über welche Sie mich oft so gutmüthig tröstleten. Aber sie sind immer noch da, und werden mich martern, bis das Herz keinen Schmerz mehr empfindet und keine Freude." Und ein andresmal wie rührend! — „Halten Sie mich, nach dem Obigen, auch nicht für zu stolz? Ach, lieber Winckmann, man ist nicht stolz

mit Thränen in den Augen, wie ich diesen Brief schreibe." —

Nein! Ihre Unbefangenheit hatte keine Ahnung von kleinlicher Eigenliebe oder absprechendem Stolze. Wie wir andern ohne Unbescheidenheit gestehen können, daß wir Griechisch wissen, wenn wir mit Gelehrten sprechen, so verheimlichte auch sie nicht ihre tiefere Menschenkenntniß, ihren durchdringenden Scharfblick vor denjenigen, die Sinn hatten für ihre seltene Eigenthümlichkeit und würdig waren, von ihr belehrt und gebildet zu werden. Mit der geputzten Mittelmäßigkeit sprach sie von dem neuesten Schauspiel, von den „Wunderaugen der Marchetti", oder von dem Iphigenien-Schleier der Unzelmann. —

Vielleicht gehörte aber auch eine solche Allseitigkeit des Geistes dazu, wie die ihrige, um auch aus noch so gemischten Gesellschaftsverbindungen nicht bloß Vergnügen, sondern Nutzen zu schöpfen. So reich ihre Menschenkenntniß war, so bewundrungswürdig gewandt und leicht abgewogen war ihre Behandlung der verschiedensten, sich einander oft völlig widersprechenden Karaktere. Belustigend durch ihren Witz und ihre scherzhafte Laune; liebenswürdig durch die Herzlichkeit ihrer Theilnahme an allem Guten und Schönen; anziehend durch anspruchlose Gutmüthigkeit, die mit jedem Kinde spielte, wie mit „lebenden Blumen"; und doch dabei ehrfurchtgebietend, durch eine Geistesüberlegenheit, die für den Kenner überall durchschimmerte. — So genügte sie den strengen Forderungen des erhabensten Genius, wie der fröhlichen Unbefangenheit alltäglicher Vergnügungen.

Sie wissen, wie sehr Goethe ihren seltenen Werth

anerkannte, und ihren Umgang liebte; und doch war dieſes, ſobald er ſie einmal kannte, leichter zu erwarten, als daß Fürſt De Ligne, ſelbſt ein unerreichtes Muſter geiſtreicher Liebenswürdigkeit aus der Blüthenzeit des Franzöſiſchen Hoftons, ſo viel Sinn haben ſollte für dieſe echte, gediegene Deutſche. Zwiſchen ihr und Goethe ließ ſich eine Wahlverwandtſchaft des Geiſtes und der Geſinnungen ſchon vorausſetzen, aber für De Ligne hätte ihre höchſte und ſchönſte Eigenthümlichkeit durchaus fremd bleiben müſſen, wenn ſie ihn nicht erſt durch ihren leichten Witz und ihre anmuthige Lebensgewandtheit aufmerkſam gemacht hätte auf die erſtere. So lernte er ſchnell genug auch dieſe ſchätzen, und bei jedem Wiederſehen fand er unſere Freundin immer von neuem einzig anziehend und liebenswürdig, wie Briefe und Gedichte von ihm an ſie hinlänglich bezeugen.

Eine größere Eroberung war aber unſtreitig die Frau von Stael; und Sie wiſſen vielleicht nicht, wie ſchnell dieſe geiſtreichſte aller Franzöſinnen gleich nach der erſten Bekanntſchaft bis zur Bewunderung hingeriſſen wurde von der unverkennbaren Ueberlegenheit unſrer anſpruchloſen Freundin. *) Die berühmte Reiſende hörte nämlich

*) Rahel hat die Frau von Stael nicht zuerſt in Berlin, und nicht nur Einmal, geſehen, ſondern ſchon früher ein paarmal in Paris. In einem erſt jetzt gefundenen Briefchen vom Jahre 1804, als Frau von Stael eben in Berlin war, ſagt Rahel:

„Je serai assez charmée de faire la connaissance de madame de Stael; mais je l'ai lue; et j'ai assouvie la curiosité qu'on a de connaître une personne intéressante. Je

in Berlin den Prinzen Louis von Rahel sprechen als von einer Person, welche, „wie man versicherte", in jedem Lande unter den Höchstgebildeten Aufsehen erregen und Eindruck machen würde. Da die Stael dem fürstlichen Urtheil nicht recht zu trauen schien, wandte sie sich im Vertrauen an mich: „Que penséz-vous de cette prétension? Une petite Berlinoise qui ferait de l'effét dans les cercles de Paris! Vous la connoisséz sans doute; trouvéz vous donc, qu'elle a tant d'esprit?" — „De l'esprit?" antwortete ich ihr: „il vaudrait bien la peine de la préconiser tant, si elle n'avait que de l'esprit. Mais, selon moi, son génie ferait certainement de l'effét à Athènes même, si la Grèce existoit encore. Qui dit donc de Madame de Stael qu'elle a beaucoup d'esprit?" — „Ah! Vous la comparéz donc à moi? Cela n'est pas mal. A-t-elle écrit quelque chose?" — „Non! je crois même, qu'elle ne le fera jamais; mais il serait à souhaiter, qu'elle pût inspirer son génie à vingt auteurs, qui en manquent." — „Mais vous êtes fou, mon ami! C'est à dire: vous êtes Allemand; fanatique en ami-

---

l'ai vue deux fois très bien et très-parlante chez les Humboldt à Paris: elle m'a même parlé, et de Brinckmann aussi; mais elle m'a oubliée. Mais voilà tout! Une intime connaissance n'est presque pas possible. Mais comme elle fait la pluie et le beau temps dans ce moment, je me promènerai assez volontiers dans sa saison. Elle ne m'échappera pas! Savez-vous pourquoi elle parle aussi toujours d'Urquijo? parce qu'il est Espagnol, son héros dans Delphine l'est aussi. Elle croit qu'ils aiment bien! Et Dieu sait qu'elle idée elle se fait des filles d'Abraham!" —

tié, comme en philosophie; mais enfin il faut connaître cette merveille; et vous me donnerez une soirée avec elle.“ — Bald darauf trafen ſie ſich bei mir in einer großen Geſellſchaft, wo ich alles eingeladen hatte, was der Verfaſſerin der Delphine mehr oder weniger Theilnahme einflößen konnte: Königliche Prinzen, Gelehrte jeder Farbe, Frauenzimmer vom Hofe, Fichte, die Unzelmann, Iffland, mit Andern; aber kaum war Rahel der Frau von Stael vorgeſtellt worden, als ſie ſich mit dieſer in die Ecke eines Sophas ſetzte, wo ſie ſich über anderthalb Stunden mit ihr ganz allein unterhielt, ohne ſich um die ganze übrige Geſellſchaft zu bekümmern. Späterhin kam ſie ganz ernſthaft zu mir und ſagte: „Je vous fais amende honorable; vous n'avez rien exagéré. Elle est étonnante! Je ne saurais que répéter, ce que j'ai dit millefois pendant ce voyage: que l'Allemagne est une mine de génie, dont on ne connait nulle part les richesses, ni la profondeur. Vous êtes bien heureux de posséder ici une amie pareille. — Vous me communiquerez ce qu'elle dira de moi.“ — — „En attendant Madame! je vous communiquerai ce qu'elle a dit de vous, il y a longtems; après la première lecture de votre ouvrage «sur les Passions».“ — „Voilà, me dit elle, une femme qui saurait tout, si elle était Allemande; j'espère, qu'elle le deviendra un jour, car le malheur est, qu'en fait de philosophie il faut absolument savoir tout, pour bien savoir quoi que ce soit.“ — „Ah! mon dieu!“ rief Frau von Stael, „que cela est juste! Elle a bien raison; j'étais loin alors de savoir tout. Mais je vaux mieux à présent.“ Hierauf winkte

ſie Rahel herbei. „Ecoutéz, Mademoiselle! Vous avez ici un ami, qui sait bien vous apprécier, comme vous le meritez; et si je restais ici, je crois, que je deviendrais jalouse de votre supériorité.“ — „Vous, Madame?“ lächelte Rahel; „Oh! non; je vous aimerais tant, et cela me rendrait si heureuse, que vous ne deviendriez jalouse que de mon bonheur; car qui pourrais jamais vous en inspirer un pareil?“ —

Wenn aber die Hochgebildete durch dieſe glänzende Kunſtfertigkeit ihres Geiſtes alle Erſcheinungen des äußern Lebens mit Leichtigkeit in ſich aufnahm, wenn ſie ſolche verſchönert zurückſtrahlte auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, denen ſie oft ausſchließend anzugehören ſchien; wenn ſie folglich ihre Ueberlegenheit überall geltend zu machen vermochte, ohne jemals durch dieſe, weder die Beſcheidenheit, noch die Liebe zurückzuſtoßen, womit die Weiſen und Guten ihr ſo willig entgegenkamen, — wie wenig war doch dieſe Kunſtfertigkeit ihres Geiſtes gegen die hohe Begeiſterung ihrer eigenthümlichen Perſönlichkeit, in der ſtillen Heimath ihres ſchönen Gemüths und ihres heilig klopfenden Herzens? Hier war es wo der ganze Reichthum dieſer großen Seele nur mit Eingeweihten getheilt wurde, und wo alle Strahlen ihres flammenden Genius ſich in Einem Brennpunkt vereinigten, um uns Glückliche nicht bloß zu erleuchten, ſondern ich möchte wohl ſagen, um unſer geiſtiges und ſittliches Leben mit dem ihrigen zu verſchmelzen. Hier war es wo mir wenigſtens die Freidenkerin zugleich als eine Heilige erſchien, die nicht bloß die zärtlichen, ſondern ſelbſt die kränklichen Gefühle der unmündigen Unſchuld mit den Anforderungen der reinſten Vernunft ausglich und verſöhnte. — Und in dieſer

stillen Heimath hat sich ja auch in mir alles ausgebildet und veredelt, was mich allenfalls würdig machen mochte, von einer solchen Muse der zartsinnigsten Wahrheit begeistert zu werden. —

Daher zwischen uns beiden diese anziehende Verstandesvertraulichkeit, die bei mir bald leidenschaftlich wurde, wie eine Liebe; aber von ganz eigenthümlicher Art, weder sinnlich noch platonisch, sondern, ich möchte sagen: geistkräftig und hochmenschlich.

Und daß ich dieses Glaubensbekenntniß nicht jetzt erst ablege, da der Schmerz über die Verlorne jede ihrer Eigenschaften verklärt, jedes Gefühl der Dankbarkeit und Sehnsucht in mir vergeistigt, — davon können sie sich am besten überzeugen durch eins meiner Gedichte: „An die Vertraute", das wenigstens einen Schattenriß der Vortrefflichen enthielt, den sie selbst damals für ähnlich und getroffen erklärte. (Es ist die Elegie des zweiten Buches.)

Die Alltagswelt hätte sie freilich, auch unter dem sprechendsten Bilde nicht erkannt. Denn für diese blieb sie immer mehr eine Merkwürdigkeit, als das Urbild der reichsten und seelenvollsten Eigenthümlichkeit. Wie Goethe's Muse, wurde sie mißverstanden; nicht selten von den nämlichen Personen, welche in beiden nicht begreifen konnten, wie für sie —

„Des schnellsten Lebens lärmende Bewegung nur ein leichter Flor sei,
durch den sie des Daseins edlere Gestalten immerfort, wie in Wolken erblickten."

Uns, den Eingeweihten ihrer höhern Unschuld, die

bei Gott! etwas Edleres und Köſtlicheres war, als die dürftige, gefallſüchtige Tugend der Menge, uns leuchtete dieſe, auch bei ihrem vielſeitigen Spiele mit den flüchtigen Vergnügungen des Augenblicks —

„Ueberall freundlich und treu, wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne ſchimmern.“ —

Als ich einmal Goethe's Epigramm auf ihrem Tiſche fand, zeigte ſie mit dem Finger auf folgendes:

„Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder! Ihr Götter!
wiſſet, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und gut!“

„Das bin ich“, ſagte ſie, „wie die Dummen mich beurtheilen, und wie Sie mich kennen! Allenfalls auch die Götter.“

Und wohl kannte ich ſie ſo. Fromm und gut, wie wenige ihres Geſchlechts; ob ſie gleich als Menſch und als Denkerin ſo hoch über ihnen ſtand, daß man ihr jeden Stolz, jede Verachtung ihrer meiſten alltäglichen Umgebungen hätte verzeihen können. Der Frommen und Guten konnte ſich jedes Herz vertrauen; der Geiſtreichen, der Scharfblickenden konnte ſich keine Unlauterkeit verbergen; auch nicht die leiſeſte, oder ſchlaueſte Gemeinheit. Und die ſtrenge Rüge ſolcher Ungezogenheiten des innern Menſchen mochte wohl frech ſcheinen den Dummen, die ſelbſt keine andere Beſcheidenheit anerkennen, als um Schonung bettelnde Feigheit. Für den unbefangenen Wahrheitsfreund, ſelbſt den unbedeutenden, war ihre Ueberlegenheit nie drückend, vielmehr wußte ſie

alles Beſſere, alles ſelbſt ihm Unbekannte, aus ihm hervorzulocken, ja wohl gar heiter und gutmüthig als ein Gaſtgeſchenk von ihm zu empfangen.

In meiner Seele las ſie, wie in einem offenen Buche mit breiten Rändern, wo ſie überall etwas hinzuſchrieb und verbeſſerte; und wo irgend die Handſchrift meines unruhigen Geiſtes mir ſelbſt unleſerlich ſchien, entzifferte ſie ſolche oft ſchneller und fertiger als ich ſelbſt.

Darum war und blieb ſie für mich unter allen Umwälzungen meines Schickſals und meiner Verhältniſſe — Friedrich die Einzige, wie ich ſie wohl manchmal im Scherz nannte; die Freundin ohne Beiwort und Zuſatz. Und das trotz der Vielen, welche ich in allen Ländern neben ihr verehrt, geliebt, bewundert und angebetet habe; trotz der eben ſo vielen, welche ihr in der nämlichen Zeit Empfindungen jeder Farbenmiſchung einflößten; — denn was ſie mir war, konnte mir dadurch nicht entriſſen, ja nicht einen Augenblick verkümmert werden. „Bin ich doch“, ſagte ſie mir einmal, „nicht bloß Ihre Freundin, ſondern auch Ihr Freund, und einen treuern hatten Sie nie.“

Viele mögen ſie oft lebhafter beſchäftigt haben, als ich; ſie vielſeitiger angezogen, ſie wenigſtens eine Weile fröhlicher unterhalten, aber darauf möchte ich gerne ſtolz ſein, daß ſie wahrſcheinlich mit keinem bloßen Freunde inniger, ich möchte ſagen häuslicher vertraut geweſen als mit mir. Eben deswegen war ſie vielleicht ſtrenger gegen mich, als gegen viele, nicht ſelten unbedeutende Günſtlinge des Augenblicks, welche ſie bisweilen mit einer ſchonenden Nachgiebigkeit, ja mit einer Selbſtverleugnung behandelte, auf die auch der beſte keine An-

sprüchs hätte machen dürfen. Mir hingegen ließ sie nichts hingehen, verzieh sie nicht die mindeste Alltäglichkeit der Ansicht, oder der Gesinnung, und rügte mit Ernst, was sie an mir mißbilligte. Schmeichelhaft genug beantwortete sie jedoch einst meine unbefangene Anmerkung über diesen anscheinenden Widerspruch: „Das wundert Sie? Wissen Sie denn noch nicht, daß die bloße Neigung ihre Kinder verhätschelt, unbekümmert, was daraus wird, die Achtung hingegen die ihrigen durch Zucht und Strenge veredelt?"

Furchtsam, oder minder offen gegen sie machte mich diese Strenge nicht; denn wer hätte mir wohl ein so grenzenloses Vertrauen einflößen können, wie diese liebevolle Verstandes- und Herzensfreundin? Aber meine Ehrfurcht vor ihren höhern Geisteskräften war so tief gewurzelt, daß es nicht leicht zu irgend einem Meinungsstreit zwischen uns kam, wie sehr auch unsere Ansichten bei gewissen Gelegenheiten sich durchkreuzen mochten. Sie konnte in meinen Augen nicht leicht Unrecht haben, ich hingegen sehr leicht zu kurzsichtig sein, wenn mir die Gegenstände ihres Adlerblicks noch nebelicht erschienen. Ich hielt eher meinen Standpunkt für zu niedrig, als den ihrigen für unsicher. Dann schwieg ich mit nachsinnender Bescheidenheit, wiewohl das ihr nicht eben recht war. „So sprechen Sie doch!" sagte sie bisweilen; „was liegt mir denn am Rechthaben? Vielleicht verstehen Sie mich nur nicht; und das kann ja eben so leicht mein Fehler sein, wie der Ihrige. Dem wird ja eben abgeholfen durch Streiten, nicht aber durch eine übertriebene Bescheidenheit, welche Sie lieber an andere abgeben können, die solche eher vonnöthen haben möchten.

Mit wem soll ich denn streiten und zanken, wenn nicht mit Ihnen? Heimtückisch und unredlich werden wir einander doch nicht verwunden.“

Spöttelnd — witzig schrieb sie mir einmal über diese meine schüchterne Ehrfurcht vor ihr, als vor einem höhern Wesen: „Ihr gestriger Brief hat es wieder recht darauf angelegt mir meine, von Ihnen so hoch gepriesene Ueberlegenheit verdächtig zu machen. Oder spielen Sie falsch? und wollen mir meine Künste nur ablauern, und solche wider mich selbst kehren? Das soll Ihnen doch wohl nicht gelingen. Wenn Sie sich im Verhältniß zu mir so gar schwach darstellen, und mich so hoch über sich erheben, so könnte das auch boßhaft genug scheinen. Denn dadurch machen Sie mich eigentlich zu einem Götzenbild und sich zum lebenden Menschen. Nicht übel ausgedacht! denn dem letztern mag es unter anderm auch schön vorkommen, sich einmal zu sammeln, zu bewundern, zu fürchten und anzubeten. Was verliert er dabei? vorzüglich wenn er sich heimlich gesteht, daß er „das goldene Kalb“ doch selbst gegossen hat. Der kleine Hausgott aber, wenn er nicht von Gold, oder Marmor ist, sondern von Fleisch und Blut, könnte sich's einfallen lassen in seinem hirnlosen Köpfchen an diese Anbetung seiner selbst zu glauben, und würde dadurch sein eigener und aller Leute Narr. — Dafür bedank' ich mich schönstens. Ich habe mich in der allgemeinen Weltnoth nur Einer Göttin ganz hingegeben: der Wahrheit; die rettete mich überall, die soll mich auch diesmal vor Ihnen retten. Sie hat mir immer geboten, aufrichtig gegen Sie zu sein; und diese Aufrichtigkeit muß Sie in jedem Verhältniß zu mir beruhigen, befriedigen, stolz

und freimüthig machen; — oder ich bin wirklich werth in einem Kapellchen zu stehen, und die Augen vor meiner eigenen Glorie zu schließen. Kennen wir einander denn nicht durch und durch, und wissen ungefähr was wir gelten? Auf Heller- und Pfennige-Berechnung kömmt es eben nicht an; genug wir haben beide zu leben, und so können wir recht gut und ohne gegenseitige Ziererei, einander zu Gaste bitten, — auf hausbackene Vernunft."

Welch ein Buch könnte ich zusammenschreiben über alles, was die Einzige mir Kluges und Herrliches geschrieben, gesagt, und zugeblickt und zugelächelt hat? Aber sie leben nicht bloß in meinem Gedächtniß, diese goldenen Sprüche der seelenvollsten Weisheit, sie sind übergegangen in das Mark meiner bessern Gefühle, meiner eigenthümlichen Denkweise.

Ich versprach ihr einmal im Scherz: ihre Gespräche zu bearbeiten, wie Platon die Sokratischen, ob ich gleich voraussähe, daß sie dabei ausrufen würde, wie der Weise von Athen: „Was doch der gutmüthige Mensch mich für albernes Zeug schwatzen läßt." Auch sagte sie mir hernach lächelnd bei ein paar Stellen meiner philosophischen Ansichten: „Da haben Sie mich doch nicht recht verstanden."

Finden Sie nicht vielleicht, daß ich schon in diesem Briefe angefangen habe, stark genug zu platonisiren? Ich habe vieles zusammengedrängt, was Rahel oft bei verschiedenen Gelegenheiten gesprochen und briefliche Mittheilungen aus sehr abwechselnden Zeiten angeführt, wo es mir bloß darum zu thun war, ihre nie veränderten Ansichten und Gesinnungen in folgerichtigem Zusammen-

hang deutlicher zu entwickeln. An reichhaltigem Stoff hat es mir wahrlich nicht gefehlt. Habe ich doch aus jenen glücklichen Jahren unsers vertraulichen Umgangs nicht bloß ihren köstlichen Briefwechsel, wo oft ein unbedeutendes, jedem Fremden unverständliches, Zettelchen meinem lebendigen Gedächtniß ganze Gespräche wieder erneuert, welche dadurch nur eingeleitet wurden; sondern meine eigenen Sammlungen von Tageblättern und Aufsätzen, worin ich, oft noch bei der frischesten Erinnerung, alles niederlegte, was ich von ihren flüchtigsten Reden aufzubewahren wünschte. Das alles ist nicht sie selbst; aber es ist Rahel — wahr und treu dargestellt, wie sie mir erschien, nach langer Beobachtung und gewissenhafter Auffassung ihrer sprechenden Gesichtszüge. Mehr leistet im Grunde auch der beste Mahler nicht; und daher, selbst bei Meisterstücken, die so ungleichen Urtheile über Wahrheit und Aehnlichkeit des dargestellten Gegenstandes. Anders wurde der nämliche Sokrates von Platon aufgefaßt, anders von Xenophon; und doch waren vielleicht beide gleich treu; und in mancher Rücksicht gleich — unähnlich. Sokrates, wie Rahel, theilte sich eigentlich nur mit durch mündliche Gespräche, und diese sind immer berechnet auf bestimmte Zuhörer; man wagt sehr viel, wenn man ihnen den nämlichen Reiz zutraut für fremde mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit unbekannte Leser. An dem Inhalt muß man nur keinen Raub begehen; von diesem kann man oft das Gehaltreichste wiedergeben, aber die lebendige Form des beweglichen Vortrags läßt sich bei ihr weniger, als bei kunstgerechten Sprechern abdrucken in todte Buchstabenschrift. —

Denn wer von uns, ihren glücklichſten Zuhörern, ſollte nicht die Schwierigkeit empfinden, „das lebendige Wort" der hohen Seherin ſo urſprünglich und treffend wiederzugeben, als wir es empfingen in Augenblicken der Eingebung? Denn durch dieſe nur herrſchte ſie im Geſpräch, nicht durch ruhmſüchtige Beredſamkeit, wie manche der ſogenannten geiſtreichen Frauen, deren Andenken noch fortlebt in franzöſiſchen Denkwürdigkeiten und Muſterſammlungen. Im Geſpräch wie in den flüchtigſten Mittheilungen ihrer Feder, war Rahel ſo eigenthümlich nur ſie ſelbſt, daß ſie mit keiner Schönſprecherin verglichen werden, für keine ſolche als ein Vorbild aufgeſtellt werden konnte. Die Begeiſterung des Augenblicks wirkte bei ihr oft wie der Blitz; und welcher Pinſel hat dieſen wohl anſchaulich gemahlt für denjenigen, der den zuckenden Strahl nie ſelbſt geſehen am hohen feierlich bewegten Himmel? Was ſie ſprach und ſchrieb war Geiſt, Gefühl, Gedanke, Bild, Witz oder Einfall — anregend, erſchütternd, belehrend und herzerquickend für die Eingeweihten, die Vertrauten ihrer jedesmaligen Stimmung; aber dies alles war nie verarbeitet zum abgeglätteten Kunſtwerk für die wohlerzogene Leſewelt. Für jede prunkende Oeffentlichkeit war ihre „Art und Kunſt" zu vornehm, und ſetzte überall Ebenbürtigkeit des Geiſtes und der Geſinnung voraus — bei Hörern und Leſern. —

„Ich bin keine Schriftſtellerin", ſagte ſie mir einmal, „und wozu? Wer meine Abkürzungen, mein Verſchweigen alles desjenigen, was die eigentliche Weisheit der Nichtdenkenden ausmacht, nicht verſteht, meine Kreuz- und Querſprünge nicht mag — für den ſprech' und ſchreibe

ich eben nicht. Meine Briefe, oder abgerissenen Zettelchen an Sie, und wirkliche Vertraute, sind nur — ein Stückchen Leben mit Euch; Papier und Federn sind nur ein Reisebehelf, damit wir schneller zusammenkommen. Dann plaudern wir bei verschlossenen Thüren. — Für die heißhungrige Lesewelt sollte ich mich abmüden? — Habe ich doch manchmal gewünscht, den ganzen Goethe heimlich und in der Handschrift lesen zu können, um nur so viel gemeine und verruchte Urtheile über ihn nie anhören zu müssen. Versteht ihn denn das Gesindel seiner dreißig- oder vierzigtausend Leser? Wußten wohl die Lumpen Werthers, die sich erschossen, wie Goethe und der wirkliche es gemeint hatten?" —

Ob sie eine große Schriftstellerin hätte werden können, auch nach dem Begriffe unsrer klassischen Kunstrichter — wer mag das gradezu behaupten oder verneinen? Der scharfsinnigste Denker wird es seltener, als der leicht auffassende Darsteller, und der hinreißendste Sprecher fühlt oft das ganze lebendige Gebehrdenspiel seines Genies verlahmt, wie er nur die Feder in die Hand nimmt, und gebückt niedersitzen muß. Mancher Feldherr, der auf dem Schlachtfelde Wunder verrichtet, wäre vielleicht nicht im Stande jene mächtigen Eingebungen des Augenblicks auf seinem Schreibzimmer zu Papier zu bringen. — „Ich kam, sah und siegte", sagt Cäsar, und überließ es den Kriegsgelehrten der Nachwelt diese drei Wörter durch scharfsinnige Werke und wahrgestochene Karten zu erläutern. So schrieb auch Rahel keine Abhandlungen; sie kam, sprach und siegte — mit dem Munde, oder mit der Feder, denn beides war ihr eins — und so bieten uns ihre münd-

lichen Ueberlieferungen, wie ihr ſchriftlicher Nachlaß, wohl eine köſtliche Sammlung von gewichtigen Kernſprüchen, von blitzfeurigem Witz und geflügelten Worten der allbegeiſterten Denkerin, nur kein gemeiſeltes Kunſtwerk. — Sie dichtete keinen Roman; aber der gehaltvolle ihres eigenen Lebens könnte auch von keinem Walter Scott für die Leſewelt anſchaulich dargeſtellt werden; eher von Jean Paul durch den Zauberſpiegel ſeiner ſchönſten Zeit, wo ſeine lieblich-ſchwebenden Geſtalten alle ihre Hauptrollen noch ſpielten in der heiligen Welt des Gemüths und der dichtähnlichen Vernunftforſchung. Dort wandelte Rahel, ja ſo gern in Stunden der Weihe —

„Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
wo auf ihrer Wellen Silberrande
ſich Aurora mahlt und Heſperus.“ —

In dieſes Schattenreich des innern Lebens dringt aber ſelten der ſonſt ſo entdeckungsreiche Britte; der Deutſche hingegen iſt dort gerade einheimiſch, und verirrt ſich leichter in der wirklichen Welt. —

Nicht alſo die Schriftſtellerin Rahel, ſondern der hohe weibliche Genius, die weiſſagende Selbſtdenkerin, die neuerſtandene „Veleda“ unſrer Deutſchen Mitwelt hat mir von jeher eine ſo andächtige, liebevolle Ehrfurcht eingeflößt für dieſe Einzige, die keine Neider beſaß, und keine Nebenbuhlerin.

Mir genügte nicht bloß, mich entzückte mehr als andre ihre fürſtliche Verachtung jedes leeren und zufälligen Putzes ſchöngeiſteriſcher Eitelkeit. Ueberall, wie leiſe ſie auch die erhabenſten Gegenſtände des Denkens, oder der Empfindung, oft nur wie im Fluge berührte, kannte

sie uns Buchstabenmenschen belehren, ja selbst den glücklichsten Künstler noch begeistern und zurecht weisen, aber ihr selbst war wenig daran gelegen, ob sie auch eine Quartseite so schrieb, wie es etwa der Preßbengel verlangte.

Allerdings findet man auch hierin einen nicht zu verkennenden Unterschied zwischen ihren frühesten und spätern Mittheilungen. Durch eine so vieljährige Uebung — denn wenige Frauen mögen so viel Briefe geschrieben haben, wie Rahel — wurde selbst ihre kühne, abspringende Schreibart unwillkührlich, und gewiß ohne Absicht, mehr abgerundet, die flüchtigste Darstellung ihres innerlich bewegten Lebens auch der künstlerischen Vollendung näher gebracht. Aber dennoch war und verblieb die Ursprache ihrer eigenthümlichen Begeisterung immer ein geheimnißreiches „Sanskrit" für priesterliche Bramanen, auf dessen Verständniß keine Parias Ansprüche machen dürfen.

Wohl weiß ich, daß man auch sie, diese tiefsinnige Naturdichterin des Denkens übersetzen kann, wie die Bibel, oft verrückt genug, in alle Sprachen der Welt. Habe ich es doch selbst nicht selten versucht, wie eben jetzt in diesen Blättern, wo ich Mündliches, zum Theil aus dem Gedächtniß, wiederherzustellen versuchte; — unwillkührlich im Ausdrucke weniger treu, wie sehr ich mich auch bemühte, dem Inhalte nichts von dem meinigen zu leihen. Aber schon während des Schreibens wiederholte ich mir immer im Stillen, was ein Alter von den Schriften des Demosthenes sagte: „Wie anders würdet ihr ihn bewundern, wenn ihr ihn selbst gehört hättet." — Und eben darum war ich immer so vorsichtig, wenn ich Mündliches oder Schriftliches von ihr mittheilte an

solche, welche die Einzige nur durch Erzählungen kannten, nicht durch lebendige Anschauung und persönliche Vertraulichkeit. —

Da liegt sie eben aufgeschlagen vor mir die ganze reiche Sammlung jener köstlichen Briefe, durch welche Rahel auch mit mir einst so vertraulich „ein Stückchen Leben" zurücklegte! Wie selige Schatten aus Elysium versammeln sich ja wieder um mich alle Geister der Vergangenheit, mit allen Freuden und allen Schmerzen meines jugendlich klopfenden Herzens! Mit jedem Blick auf diese heiligen Sibyllenblätter sehe und höre ich ja sie noch — gerade, wie sie zu mir sprach und an keinen andern dabei dachte. Wie übersetzt man denn bei solchen Liebesbriefen lebendiger Vertraulichkeit — Ton und Blick und Seufzer und Aufschreien, oft bei einem einzelnen Wort, ohne welche doch Rahels Schrift für den fremden Leser oft eben so unverständlich wird, als eine unpunktirte hebräische Bibel für den ungeübten Anfänger. —

„Ach wie traurig sieht in Lettern
schwarz auf weiß das Blatt mich an,
das aus Deinem Mund vergöttern,
das ein Herz zerreißen kann!" —

Ihre Bruchstücke des Scherzes sowohl wie des Ernstes bildeten in ihr ein Ganzes, das nur unzusammenhängend schien und mißgestellt bei einer zu grellen Beleuchtung aus einer unrichtig berechneten Ferne. Und eben deswegen scheint mir öffentliche Mittheilung ihrer schriftlichen Aufsätze die sorgfältigste Auswahl und die gewissenhafteste Prüfung zu fordern. Wer liebte unter andern, wer vergötterte, möchte ich sagen, wie sie, den

Witz? aber von wem lernte ich auch bestimmter, als von ihr, die feine Grenzlinie zu gewahren zwischen dem schriftstellerischen, dem brieflichen und dem mündlichen, ja selbst dem mahlerischen Witze, der bloß durch Blick und Ton flüchtig hingespielt wird.

„Ob ich, eh' ihn die That aussprach, auch den schönern
Gedanken
ahne, der inhaltreich, kaum sich dem Blicke vertraut,
Worte verschmäht, und den ärmlichen Wunsch in die Kreise
der Sprachkunst
niederzubannen den Geist, der im Unendlichen schwebt." —

So sprach ich über sie selbst zu unsrer zartsinnigen Freundin in dem oben erwähnten Gedicht. Diesen „schönern Gedanken" lese ich noch immer auf dem weißen Zwischenraume ihrer flüchtigsten Zeilen, und eben ihn fürchte ich so leicht durch Druckerschwärze zu verletzen. Alles Wahre und Schöne wollen wir von ihr wissen, nicht aber das Mißverstandene, welches immer unwahr ist, — auch wenn es mit ihren eigensten Worten ausgedrückt wäre. Denn mißverstanden muß alles werden, was aus seiner Verbindung gerissen, einzeln und zerstümmelt der Betrachtung dargestellt wird; — vorzüglich wenn zu dieser Verbindung nicht bloß bestimmte Verhältnisse, sondern bestimmte Menschen und vielleicht jedesmalige Stimmung des Augenblicks gehörten. — Ja könnte ich die Freunde und Freundinnen der Verklärten noch um mich versammeln, aus den „Tagen die nicht mehr sind", wie gern wollte ich ihnen jedes Blättchen preisgeben, ja! jedes unleserliche Zettelchen, das doch wohl das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit verräth, —

aber der gleichgültigen Lesewelt? der rohen Menge, die in der Regel keines Menschen Freundin ist? — Mir grauet vor solchen Kampfrichtern ihres Ruhmes und ihres innern Werthes. —

Der geistige Zögling dieser priesterlichen Muse der Vertraulichkeit ist zu furchtsam, vielleicht auch zu stolz, um sich bei dem jetzigen sogenannten Geist der Zeit wieder in die Lehre zu geben. Bei diesem unreinen Geist rücksichtsloser Offenkundigkeit, welcher die Welt dadurch erleuchten soll, daß er alle Freimaurergeheimnisse des Herzens den Unheiligen preisgiebt, keinen Schleier der Bescheidenheit schont, ja kein Feigenblatt der Bedürfnisse, damit auch der bessere Mensch oft dastehe, nicht in seiner Unschuld, sondern in seiner Blöße, zum erbaulichen Schauspiele für die hohnlachende Gemeinheit. —

Das alles giebt nur im Allgemeinen jenen frechen Geist der Zeit, wie er sich, leider! schon in allen Ländern zu offenbaren beginnt; — nirgends vielleicht unverschämter, als hier in meinem äußersten Thule.

Von Ihnen, lieber Varnhagen, fürchte ich wahrlich nichts Aehnliches. Sie werden schon zartsinnig, weise, und selbst, wie ich hoffe, schüchtern hiebei verfahren. Fromm und aufmerksam werden Sie hinhorchen auf die leisen Wünsche unsrer Verewigten, die uns ja noch „jenseits der Urnen" zuflüstert, daß wir ihre Asche nicht entheiligen, und solche nicht preisgeben sollen allen Winden des Neides, des Leichtsinns und der Herzlosigkeit. —

Wohl Ihnen, dem es vergönnt wurde die letzten Erdenwünsche dieser Einzigen noch von ihren sterbenden

Lippen aufzuathmen. Mir Armen wurde sie schon viel früher geraubt durch den Neid eines unerbittlichen Schicksals. Der Frühling meines Lebens wurde durch ihre Großmuth verschönert und versichert; aber ach! warum durfte dieser milde Sonnenschein für mich nicht fortdauern, um auch die Früchte des Herbstes zu zeitigen und zu veredeln! — Wohl ward ich durch sie — wenigstens mehr, als ich sonst geworden wäre: genug vielleicht für meine späteren Weltumgebungen; aber wie wenig, wie arm und unbeholfen fühle ich mich selbst in diesem Witwenstande trostloser Sehnsucht! Hätte sie meine Jugend nicht so freundselig gemacht, so würde ich jetzt die Vereinsamung des sinkenden Alters nicht so drückend empfinden.

Nach unbekannten Gütern einer habsüchtigen Einbildungskraft hat mein genügsames Herz nie geschmachtet; aber wie sollte das dankbare nicht ewig vermissen, was es einst so schön, so eigenthümlich besessen? —

„Wie geht es Ihnen dort oben, in ihrer kalten, vornehmen Welt?“ fragte mich Rahel einmal nach meiner letzten Verbannung aus unserm gemeinschaftlichen Frühlingsgarten der „Dichtung und Wahrheit“, — und ich antwortete ihr darauf durch folgende kleine Arabesken:

1. Der Verarmte.

„Bist du allein denn an Freuden so arm? du allein so verkannt hier?
trösten dich Tausende nicht ärmer, doch froher als du?“ — —

„Nein! denn ich war ja so reich, wie die Tausende nimmer; und elend
macht uns die Armuth nicht, macht die Verarmung allein!“ —

2. Sehnsucht.

„O! wie beglückt Sehnsucht, die das Nimmergefundene froh noch
ahnt, wenn das Herz sorglos künftige Schätze verschwelgt! —
O! wie entnervt Sehnsucht, die dem Ewigverlornen nachweint,
und vom entseelten Genuß drückende Schulden nur erbt!“ —

Und doch nahm ich ja immer noch Theil an dem Reichthum der Großmüthigen, so lange sie dem Leben noch angehörte, und mein Genius sie überall umschwebte in der leuchtenden Ferne. Getreu blieb sie dem Verarmten, wie einst dem überseligen Schwelger; den Jahren erlaubten wir beide keine Rechte an unsre bloß reifer gewordene Jugend, und dem Schicksal keine Macht, unsre Seelen zu trennen. Ja! selbst scherzend — aufmunternd waren noch ihre letzten Briefe an mich, die ich jetzt mit so schmerzlichen Thränen wiederlese.

„Was sagen Sie denn dazu, daß ich verheirathet bin? Es hat aber für Sie nichts zu bedeuten. Ich war nie freier, als jetzt; eigentlich «nur mit mir selbst verheirathet», wie Sie einmal sagten. Sie sehen also, worauf ich noch immer den meisten Werth lege. Ihnen und mir fehlt aber immer noch «das unermeßliche Geld», das wir uns immer wünschten, um «ganz bescheiden nach unserm Sinne leben zu können»; denn wären wir beide sonst wohl vor dem Tode getrennt worden? Auf

alle Fälle glauben Sie mich ja nicht anders wie ſonſt. Nichts für den Augenblick allgemein Geltendes gilt bei mir. Ich bin keine «vernünftige» für Sie verlorene Frau; keine wüthende Patriotin, keine neumodiſche Chriſtin; ich bin noch die ich war, und wohl immer bleiben werde. Was treiben Sie denn? Bücher und Liebe gewiß; denn wir beide verändern uns ja in nichts; und in jenem Leben ſprechen wir über das jetzige gerade wie hier. Verheirathet ſind Sie nicht. Schade! Ihnen wäre das doch gewiß gut bekommen. Aber ich verſtehe ſchon «das unermeßliche Geld»! Das Lieben iſt jedoch die Hauptſache. Wenn man nicht mehr liebt, iſt das Herz ſchon verdorrt und verſchimmelt; — verſteint wäre zu gut geſagt. Dann iſt es aus! mit allem rein aus!" —

Wie rührend beantwortete ſie nicht einen meiner letzten Briefe nicht lange vor ihrem Hinſcheiden. — „Da beſitze ich Sie ja wieder ganz, theurer, lieber, junger Freund! Denn nur das ſind die echten Freunde, die immer jung bleiben, oder, noch beſſer, wie Sie, ſich wirklich verjüngern. Wir alſo gehören zuſammen; denn auch ich habe die Bekanntſchaft des Alters auf eine ganz andre Art gemacht, als die Meiſten. Ich, nämlich, habe noch alle meine ehemaligen Neigungen, zu und ab dieſelben Gefühle, ja dieſelben Meinungen; meine ganze ehemalige Kraft zu leben und zu wirken. Nur für alles dies habe ich in die Vorrathskammer meines Innern mehr Gründe eingeſammelt, mehr Beweiſe, mehr Belege. Dieſe Vorrathskammer nur immer reicher, vollſtändiger, mir ſelbſt genügender zuſammenzuordnen — halte ich für das eigentliche Geſchäft meines Lebens.

Dort können Sie mich also noch immer wiederfinden, ja selbst die sechzehn- oder zwanzigjährige, wenn Sie es wünschen." —

So freundlich lud mich die noch Lebende wieder zurück in die schöne Vergangenheit. Mit dem Gedanken ihres Todes hatte ich mich niemals vertraut machen können — und nun steht auf einmal ihr Grabhügel mitten in meiner verödeten Gegenwart!! —

„Weit in nebelgrauer Ferne
liegt mir das verlorne Glück!
nur an Einem schönen Sterne
weilt mit Liebe noch der Blick,
aber, wie des Sternes Pracht,
ist es nur ein Schein der Nacht!" —

Und was stehet nun Ihnen bevor, lieber Varnhagen. Ich habe aufrichtig und brüderlich Ihren Schmerz empfunden, meine Thränen mit den Ihrigen gemischt, und lange geschwiegen. Denn nur bei geringen Leiden ist man für Trost empfänglich, nicht aber bei einem unersetzlichen, das innere Leben in allen dessen Pulsadern erschütternden Verlust.

Nur undankbar wollen wir nicht trauern; nicht vergessen, daß wir doch lange ein Glück genossen, das wenig Sterblichen zu Theil ward. Mit den Worten des Dichters, welcher ja der innigste Seelenverwandte unsrer Verklärten war, wollen wir auch jetzt noch aus weiter Entfernung einander zurufen:

„O! was auch immer dir begegnet sei,
so halte dich an der Gewißheit fest:

Ich habe sie gekannt, mit ihr gelebt!
Sie sprach zu mir; ich habe sie verstanden.
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie sind auf ewig mein!! Es raubt sie nicht
Die Zeit, das Schicksal, noch das wilde Glück. —

Es sei! so hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köstlichen Vertrauns, das mich erquickt;
In dieser Stunde selbst erquickt, die mir
Die schwarze Pforte langer Trauerzeit
Auf ewig öffnet!!"

Stockholm 1834.

G. von Brinckmann.

Madame de Varnhagen.

Par le marquis de Custine.

Full many a gem of purest ray serene,
The dark unfathomed caves of ocean bear;
Full many a flower is born to blush unseen,
And waste its sweetness on the desert air.

Elegy written in a country church yard,
by Thomas Gray.

Je n'ai jamais arrêté ma pensée sur le spectacle de la nature sans éprouver un sentiment d'effroi mêlé d'admiration. Le luxe des existences perdues plaît au régulateur de notre univers. Que de germes avortés, que de richesses inconnues! ... Quelle dépense de spectacles sans spectateurs!... Que de problèmes insolubles pour l'intelligence du soi-disant roi de la nature!... En vain lui répète-t-on que l'indifférence du créateur pour l'individu ne s'étend pas jusqu'à la race. ... Il y avait parmi les animaux des espèces qui ont disparu comme des nations parmi les hommes. Si la terrible influence du hasard s'arrête quelque part sur la terre, c'est au bord de la tombe. Là est écrit le mot de toutes les énigmes; là, tout blasphème reçoit sa réponse.

La transformation de notre être est si brusque et si complète, que nous la prenons pour l'anéantissement; mais si la mort était la cessation de la vie, ou ce qui me paraît synonyme, la perte du sentiment individuel, l'iniquité, la déraison, seraient Dieu, le seul Dieu du moins avec lequel l'esprit humain pourrait communiquer.

Des réflexions analogues à celles que fait naître la contemplation de la nature sont inspirées au philosophe par l'étude des sociétés. Que de destinées manquées, que de force infructueuse et même souvent aussi pernicieuse aux autres que nuisible à qui la possède! quelle amère ironie dans le répartition des dons les plus rares et du succès, plus rarement encore proportionné au mérite! que d'injustice dans les renommées, que de génie inconnu, de médiocrité illustre, que de talens avortés, de vertu calomniée, de vice déifié! Et tout cela au profit de qui? Au profit de la mort. La mort hérite de toutes les vérités perdues dans le désordre de la vie de ce monde, elle recueille, elle classe, comme des semences précieuses, tous les moyens négligés, tous les dons étouffés, toutes les affections méconnues, tous les mérites obscurcis, tous les desseins de Dieu trompés par les démons de la terre; et c'est avec cette moisson de nobles débris, que la mort, c'est-à-dire l'esprit de vie par excellence, refait des palais aux gloires injuriées, jette des voiles sur les fronts injustement couronnés, entoure d'auréoles des têtes de héros insultés par le silence de la terre; en un mot, la mort, c'est la justice dégagée de toute entrave. La porte de

la tombe est la seule ouverture par laquelle le saint jour de la vérité toute puissante pénètre du ciel jusqu'au coeur de l'homme.

Le 7 mai 1833, il y a quatre ans et demi, Rachel, âgée de soixante-deux ans, est morte à Berlin, où elle était née. Je l'ai connue en 1816. C'était une femme aussi extraordinaire que Mme de Staël, par les facultés de l'esprit, par l'abondance des idées, la lumière de l'ame et la bonté du coeur: elle avait de plus que l'auteur de *Corinne* le dédain de l'éloquence; elle n'écrivait pas. Le silence des esprits comme le sien est une force. Avec plus de vanité, une personne aussi supérieure aurait cherché à se faire un public; Rachel n'a voulu que des amis. Elle parlait pour communiquer la vie qui était en elle; jamais elle ne parlait pour être admirée.

Je laisse aux esprits doués de plus de sagacité que je n'en ai à décider si l'obscurité dont elle n'a jamais essayé de sortir, était la conséquence inévitable de l'excès de vivacité qui l'empêchait quelquefois de coordonner ses idées de manière à les faire adopter par la foule, ou si sa foi, dans la spiritualité de l'ame, lui montrait d'un coup d'oeil l'inutilité de toutes les créations de l'art humain; où la forme entre toujours pour beaucoup, et la retenait volontairement dans le quiétisme. La contemplation de la nature et de la providence qui la dirige était pour elle une jouissance si vive, que ce spectacle, considéré du point de vue élevé où elle était placée, suffisait à son activité. La vie, pour elle, était un travail continuel; mais elle n'en a pas fait d'autre. Ses lectures mêmes devenaient

des conversations ; elle vivait, elle discutait avec les livres comme avec des personnes. L'intensité de sa vie était telle qu'elle animait tout sans le vouloir ; elle faisait plus que percevoir, elle personnifiait les idées ; son intelligence était un monde où tout avait son emploi, comme dans le monde de Dieu. Jamais esprit plus productif ne fut moins connu de la foule ; dans des sociétés dont les forces seraient autrement combinées que celles du monde où nous vivons, Rachel aurait été pour les nations ce qu'elle était pour un petit cercle d'amis intimes : la lumière des esprits, le guide des ames.

Ses lettres recueillies et publiées depuis sa mort, n'étaient point des oeuvres ; c'étaient des éclairs qui partaient de son coeur et de son brillant esprit pour toucher le coeur de ses amis. *) Pour elle, écrire, ce n'était pas briguer la gloire, c'était chercher un remède à l'absence.

Il me semble qu'on peut la definir d'un mot : elle avait l'esprit d'un philosophe et le coeur d'un apôtre ; et malgré cela elle était enfant et femme autant qu'on peut l'être. Son esprit pénétrait dans les obscurités les plus profondes de la nature ; elle pensait avec autant de force et plus de clarté que notre théosophe Saint-Martin, qu'elle comprenait et admirait, et elle sentait comme un artiste. Ses perceptions étaient toujours doubles ; elle atteignait aux vérités les plus

*) Ce livre a paru à Berlin, en 3 volumes, sous le titre de Rachel à ses amis. Il a été publié en allemand par Duncker et Humblot, Berlin, 1834.

sublimes par deux facultés qui s'excluent chez les hommes ordinaires: par le sentiment et par la réflexion. Ses amis se demandaient d'où sortaient les éclairs de genie qu'elle lançait dans la conversation. Était-ce le résultat de longues études? Était-ce l'effet d'inspirations soudaines? C'était l'intuition accordée pour récompense, par le ciel, aux ames vraies; ces ames martyres luttent pour la vérité qu'elles pressentent, souffrent pour le Dieu qu'elles aiment, et leur vie entière est l'école de l'éternité.

Voici comment celle-ci se rendait témoignage à elle-même, dans une lettre écrite le 5 novembre 1808, à Mr de Varnhagen d'Ense, qu'elle épousa depuis.

Berlin ce 5 novembre 1808.

„Enfin je suis chagrine! Sais-tu tout ce que ce mot signifie? Mais aussi quelle complication! . . . Le temps même devient fou. . . . Depuis le mois de juillet (cela te paraîtra risible), l'hiver, en convulsion, lutte contre l'été. Voilà deux jours que je me tourmente pour savoir si j'écrirai ou non; je ne puis pas mentir, surtout avec toi, avec toi pour qui la vérité m'arrive tout entière, et pourtant j'ai de jolies choses à t'écrire! . . . Oh! les dons que je possède, on ne les a pas en vain! . . . Il faut souffrir pour eux. Ma science des choses, ma sagacité, mon discernement: ce sentiment de l'infini qui est en moi, le rapport intime qui existe entre ma vie et la vie de la nature, enfin le quelque peu de conscience que j'ai de tout cela (et ce peu veut ici dire beaucoup), cela coûte quelque chose. Quelle souffrance, quelle

inquiétude, quel abandon pendant le Développement!... Quelle lutte intérieure n'ai je pas à soutenir? Je doute que toi-même tu en aies une idée. Et comme mes entours, sont dégoûtans, rabaissans, impatientans, offensans, insensées, misérables! comme ils sont bas! pourtant je ne puis leur échapper; et tant que je ne le puis pas, ils me poursuivent. Les éviter doucement, il n'y faut pas penser; le moindre contact, le moindre rapport me souille, me fait déroger, et ce combat n'a pas de fin, il a commencé avec moi, il durera tant que je vivrai. Où se terminera-t-il? Cette conviction (non que le combat est inévitable, mais que mes efforts sont sans but et ne peuvent cesser qu'avec la perte de mes facultés) me met dans une rage qui approche de la déraison. Tout ce que je rencontre de beau dans la vie, passe étranger devant moi, comme une visite, et il faut que je vive méconnue parmi des êtres indignes. Ils usent et abusent de moi. Nous sommes liés par des rapports réciproques: eux parce qu'ils se servent de moi, moi parce qu'une lutte corps à corps, une lutte sanglante ne me délivrerait pas d'eux. Tu le vois, je suis hors de moi! C'est ce qu'on dit quand la vraie voix du coeur parle. Les sots et les menteurs se protègent entre eux; mais moi, point de loi, point de proches, point d'amis, rien... Et ce qu'il y a de pis, c'est que, vivant au milieu de l'injustice, le blâme m'irrite comme une nouveauté. Il n'y a pas un seul de ceux qui me condamment qui, dans sa propre opinion, n'ait manqué à tout. Personne ne prend ma défense; ils me persécutent, parceque j'ai toujours parlé à

chacun en faveur de l'autre. Je te fais grace des misérables histoires qui m'arrachent des réflexions pendant ton absence. Oh, comme je leur échapperais par ta seule présence, par la présence d'un ami, d'une créature *sympathique!* Les femmes que je vois m'anéantissent: c'est un effet physique, leur présence agit sur mes nerfs; elles m'abattent la pensée, tant je les trouve dénuées d'énergie; imprudentes sans excuse, car c'est par pure inconséquence; et elles établissent leur parallèle entre elles et moi avec une sécurité si complète, que je n'ai d'autre refuge que de quitter la chambre. Elles mentent aussi . . . elles en ont si souvent besoin! . . . C'est qu'il faut de l'esprit pour dire la vérité. Aussi le mensonge m'ennuie comme une maladie, comme la bêtise . . .

„L'après-midi, le soleil, caché depuis bien des jours, parut un moment où je sortais. Les diaprés m'attirèrent plus loin. C'était comme un printems, et aussi comme un soir de janvier, calme, pur, quand la neige, déjà battue, n'est point fondante. Des saisons diverses avec le souvenir de tout ce qu'on a senti traversaient ma pensée; toutes les promenades que j'ai jamais faites avec leurs images, et les innocentes dispositions de mon coeur, repassaient rapidement, mais très distinctement, dans mon esprit; et tout cela à la fois, comme un cortège qu'on apperçoit de loin tout entier d'un coup d'oeil. Je savais bien ce que je sentais, et pourtant je m'étonnais; mon passé revivait tout entier; l'avenir seul m'était fermé . . . L'air doux favorisait ma vue: je découvris

au loin le jardin du Prince *), véritable cimetière; j'étais attiré là.

Le jardin était déjà brillant et assez semblable au printems avec ses promesses et l'inquiétude qu'il verse dans les veines; c'était comme s'il dansait avec l'automne à l'instar des grands personnages qui se donnent des fêtes après les combats et les guerres. J'eus envie de traverser le pont; l'eau était limpide, le soleil chaud; je m'acheminai vers la digue. Là je pensai: C'est le chemin de Varnhagen, et la tristesse me revint. Je continuai au grand soleil; près du jardin d'Ephraïm, il fallut revenir sur mes pas; il est trop solitaire, et je ne pouvais pourtant traverser le parc toute seule. Je revis encore ton chemin, et m'en revins doucement. J'avais alors le soleil derrière moi, et devant moi un arbre magnifique éclairé par lui, vert touffu: il se trouve à l'entrée du jardin d'Ephraim; je ne pus résister au desir d'aller à cet arbre, il aurait pu me réjouir le coeur; mais quand je m'approchai, les branches étaient bien plus hautes, qu'elles ne m'avaient paru. J'étais absolument seule; un bourgeois vint à passer au sortir du parc, il avait un bâton sous le bras, un habit gris, un chapeau à trois cornes: — Oh! monsieur, vous êtes plus grand que moi! — Cet arbre a encore une si belle verdure, ne pourriez-vous m'en cueillir une feuille? — L'homme, avec beaucoup d'intérêt et de soin me choisit la plus verte et me la donna d'un air content. Quand je le

*) Le prince Louis de Prusse, tué deux ans auparavant dans la campagne d'Iéna.

quittai après l'avoir remercié, il me regarda encore avec satisfaction ; il paraissait charmé de voir qu'une personne en douillette, avec un chapeau et un châle, s'amusât d'une pareille chose. Je l'ai mise dans l'eau et je te l'envoie dans cette lettre."

Quelle source de bonheur qu'une disposition d'ame si poétique, qu'un si profond sentiment de la nature uni à tant de connaissance des hommes et des choses, à une si grande puissance d'analyse; et tout cela naturel comme l'enfance! Avec une personne qui traite ainsi la vie, il n'y a jamais rien de petit, ni de vulgaire, ni d'impossible.

La lettre qu'on vient de lire a été choisie au hasard; cette fois ce mot veut dire quelque chose, c'est-à-dire l'exacte vérité; j'ai ouvert le premier tome de ce volumineux recueil, et je me suis mis à traduire la page que j'avais sous les yeux. Je n'ai pu bien rendre la poésie du style allemand, de ce style des hommes dominés par le coeur, mais j'espère en avoir donné une idée.

Je n'ai pas connu toutes les circonstances de la vie de Mme de Varnhagen; mais je sais qu'elle a été une des femmes les plus heureuses du monde. Sa manière de sentir la rendait nécessaire à certaines ames, qui, dès-lors, lui étaient nécessaires aussi. Personne n'a été plus aimée. Que faut-il de plus? Toutes les agitations des hommes sont inventées inutilement pour suppléer cette source de la félicité que rien ne supplée et qui tient lieu de tout. Quand l'ame tarit, l'esprit travaille encore, mais sans fruit; voilà le secret de tous les ennuis de la vie du monde;

c'est un tourment que Rachel n'a jamais connu, et c'est le plus grand de tous, car il implique une sorte d'humiliation. Mme de Varnhagen, qui savait tout, répétait souvent : Je ne plains pas les malheurs dont on se plaint; le vrai malheur se voile; il est honteux !

Comme toutes les vérités profondes, ce mot simple est capable de faire pleurer.

Et l'on ne pouvait causer un quart d'heure avec elle sans tirer de ce foyer de lumière une foule d'étincelles. Le comique était à sa portée comme le plus haut degré du sublime. La preuve qu'elle était naturelle, c'est qu'elle entendait le rire comme la douleur; elle le prenait comme un moyen plus prompt de montrer la vérité; tout résonnait en elle, et sa manière de recevoir les impressions que vous vouliez lui faire partager modifiait les vôtres; on l'adorait d'abord parce qu'elle avait des dons admirables, et puis, ce qui l'emportait surtout, parce qu'elle était amusante. Elle n'était rien pour vous, ou elle était tout, et elle pouvait être tout pour plusieurs à la fois sans exciter de jalousie, tant sa noble nature l'approchait de la source de toute vie, de toute clarté. Quand on a perdu jeune une telle amie et quelques autres qui lui ressemblaient, l'époque des souvenirs remonte si haut qu'elle remplit plus de la moitié de la vie.

Qu'est-ce que le monde a su de cet être extraordinaire? Que sait-il aujourd'hui, du moins en France, du livre qui le fait connaître? Un article dans le Journal des Débats, racontant l'amour de Mr Gentz

pour Mlle Fanny Elsler, est, je crois, tout ce que Paris a lu sur les lettres de Rachel . . . et le monde serait tout! . . . Non, l'obscurité d'un être tel que Rachel suffirait pour me prouver que la lumière du soleil n'est pas la lumière de l'ame.

Rachel Levin, connue aussi à Berlin sous le nom de Rachel Robert, naquit dans cette ville en 1771. Son enfance fut une lutte prolongée entre une organisation dont la vigueur promettait la santé, et une imagination trop vive pour ne pas détruire l'équilibre. Cette lutte produisit une jeunesse agitée par des maladies extraordinaires, de ces maladies indéfinissables qu'on appelle nerveuses parce qu'elles ont plus d'ame que de corps. Mais cette jeunesse douloureuse fut brillante par l'esprit, et même, dit-on, par l'expression de la figure. Mlle Levin, sans autre moyen d'influence que sa supériorité personnelle, devint le centre de la société la plus spirituelle et la plus élégante de Berlin, à une époque où les hommes distingués affluaient dans cette ville. Le mouvement de la pensée en Allemagne étonnait alors le monde, et Berlin était le point où cette vie de l'esprit avait le plus d'intensité. La philosophie et la poésie se partageaient l'existence de cette nation qui se croyait à plaindre, et qui peut dire aujourd'hui comme Mlle Arnould: „C'était le bon temps, j'étais bien malheureuse." Mme de Varnhagen, comme tous les êtres doués de facultés supérieures, était le miroir fidèle de ses contemporains et de ses compatriotes. Apprendre à connaître cette femme extraordinaire, c'est étudier l'Allemagne et particulièrement la Prusse à l'époque la plus

brillante de leur développement intellectuel et la plus malheureuse de leur histoire : au commencement du siècle.

Paris même, l'ignorant Paris de ce temps-là, ignorant par orgueil et par paresse entendit parler du prince Louis de Prusse. Ce prince était de toutes les soirées de Mlle Levin. L'assiduité du plus proche parent du roi chez cette personne, à part de toutes les autres, paraissait aussi honorable pour lui que pour elle. Les grands qui craignent l'esprit sont bien petits dans ce siècle et bien maladroits; ils font un ennemi d'un allié.

En 1814, le 27 septembre, Mlle Levin épousa Mr de Varnhagen d'Ense, plus jeune qu'elle de douze ou quinze ans; mais comme il est un des hommes les plus spirituels de l'Allemagne, leur union, qui dura dix-neuf ans, fut la plus heureuse que j'aie vue.

C'est lui qui a recueilli religieusement, et non sans beaucoup de peine, les lettres de Rachel, écrites à diverses personnes et dispersées dans toute l'Europe. Ce livre ne fut tiré d'abord qu'à un très petit nombre d'exemplaires. Le succès qu'il obtint auprès d'un public d'élite a déterminé plus tard l'éditeur à le publier avec des nombreuses et notables augmentations.

Les souvenirs de Rachel, traduits un jour dans toutes les langues, grossiront le nombre, moins considérable qu'on ne le pense peut-être, des ouvrages qui appartiennent à la littérature européenne. Monument littéraire qui ne fut ni ne fit rien dans le monde, par un mari dont la vie entière est maintenant consacrée à la mémoire de sa femme, ce livre

honore la personne qu'il est destinée à nous faire connaître, plus que ne l'honoreraient les louanges d'une foule d'hommes. Mr. de Varnhagen est connu pour un homme de talent et de mérite; et l'attachement de ce seul homme, attachement qui survit à la mort, devient un éloge plus flatteur que l'enthousiasme public; la foule est moins puissante qu'elle ne le croit, même sous le règne des majorités. Les masses ne jugent jamais d'après elles, aussi leur suffrage ne peut-il qu'enivrer; celui des hommes supérieurs devrait seul flatter.

Mon but n'est rien moins que d'analyser ici un recueil des lettres aussi variées que les phases de la vie de celle qui les écrivit; je ne veux que donner le désir de la connaître aux personnes qui savent tout ce qu'il y a de supériorité d'esprit et d'ame hors de la liste des noms que le caprice du monde a glorifiés.

Voici comme Mr de Varnhagen parle de Rachel dans l'introduction qu'il a mise à la tête de ses lettres:

„Je ne veux pas essayer de vous faire le portrait de ma bien-aimée Rachel; il n'est donné qu'à quelques-uns de ceux qui vecurent de suite et longtems dans son intimité de la bien connaître et de l'apprécier Ses lettres mêmes, avec quelque abondance que les sources vives de l'esprit et de l'ame y coulent, ne sont qu'une image incomplète de sa vie. Ce qui caractérise cet être extraordinaire, c'est précisément la création toujours renouvelée, l'inattendu, la spontanéité de ses impressions. C'est l'ame sans cesse en action, et qui, par cette activité même, donne à tout

un aspect nouveau, distribue l'ombre et la lumière, enchante, attire, réconcile, et tout cela à la fois. Comment rendre de telles impressions par un récit? comment une représentation successive pourrait-elle donner l'idée de tant d'actions simultanées? Je ne veux qu'essayer de retracer en peu de paroles le premier effet que produisit sur moi la rencontre de Mlle Levin."

Il commence par raconter la manière dont elle était jugée par les personnes les plus distinguées qu'il connût, et le désir que ces jugements favorables, mais singuliers, lui avaient donné de la connaître; enfin, il la voit, et voici comme il retrace la première impression qu'il reçut: „D'abord, je dois dire qu'en sa présence j'éprouvait un sentiment tout nouveau. Je crus retrouver le type primitif de l'être humain; je sentis qu'une créature à peine sortie des mains de Dieu était là devant moi dans sa pureté, dans sa perfection. Partout l'esprit et le corps échangeant leur mutuelle influence; partout des images vraies, des cordes vibrantes, un sentiment immédiat de la nature; à chaque instant la communication sincère des pensées d'un esprit original et naïf, la révélation des sensations d'un être tout primitif, être grandiose par un mélange d'innocence et de finesse prudente, être prompt en paroles comme en actions, car la présence d'esprit la plus rare, l'adresse, la sagacité, la perspicacité la plus extraordinaire, se trouvaient réunies en elle; et tout cela était vivifié par la chaleur d'une bonté toute pure, par un amour de l'humanité toujours actif, toujours pratique et vrai, par

la participation la plus vive au bien et au mal d'autrui. Les qualités que j'avais trouvées jusque là desséminées parmi plusieurs, je les voyais réunies dans un seul individu. La compréhension et le trait, la profondeur et la franchise, l'imagination et l'ironie, liées ensemble dans son être comme dans un monde, se manifestaient par une suite de petites circonstances inattendues et gracieuses, qui faisaient sa vie, et qui, selon le jugement de Goethe, touchaient de près au fond des choses, étaient les choses elles-mêmes agissant de toute la puissance de la réalité. Mais à la force et à la grandeur se joignaient toujours en elle la douceur et la grace d'une femme, qui se peignaient surtout dans la charmante expression de ses yeux et de sa bouche, sans exclure la passion, ni l'enthousiasme. „Je doute qu'on se forme tout d'abord une idée juste de cet ensemble composé de tant d'élémens contraires. Quant à moi, j'ai passé par plusieurs incertitudes, par bien des erreurs, avant de croire à ce que je pressentais, jusqu'à ce qu'enfin je reconnus pour toujours, que j'avais devant les yeux l'être le plus parfait et le plus extraordinaire . . . Nul préjugé ne pouvait résister à son influence; sa présence était lumière et vérité; ses manières simples et naturelles, la clarté bienveillante de son esprit, sa facilité à vivre, l'absence de toute pretention, faisaient le ton de sa conversation, même lorsqu'elle roulait d'abord sur des sujets de peu d'importance et elles excluaient tout parti près: peu à peu le discours s'élevait vers des sujets nouveaux, qui naissaient du moment présent, et qui pour cela même, avaient l'intérêt de la réalité

et réveillaient l'attention des plus indifferens par l'attrait qui s'attache à ce qui est vivant, à ce qui est vrai. Son esprit donnait à ce qui est commun le charme de l'extraordinaire. En sa présence, je me sentis transporté dans un monde nouveau; j'étais conduit à la sphère de la poésie, et cela par ce qu'on est communément convenu d'appeler anti-poétique, par la réalité substituée à l'illusion, la chose à l'apparence; en un mot, par la vérité dont Rachel avait le sens plus que personne." . . . . . .

J'ai eu tort de citer, car je m'apperçois que je ne pourrai rien dire, d'après moi, qui soit aussi juste que ce portrait tracé par Mr de Varnhagen lui même. Pourtant j'y joindrai mes propres souvenirs. Ce qu'on a senti et vu a toujours l'intérêt de la vérité, vérité qui, par là même qu'elle est relative, jette un jour nouveau sur l'objet qu'on cherche à faire connaître. Chaque individu est comme une facette de prisme, qui reflète le rayon de lumière en le décomposant à sa manière.

J'ai dit que ce n'est qu'en 1816 que j'ai fait connaissance avec Mme de Varnhagen. Je l'avais rencontrée à Vienne, en 1814, pendant le congrès; mais nous avions passé l'un à côté de l'autre, sans nous voir, au milieu de cette foule des souverains. Deux ans plus tard, j'étais resté malade à Francfort, où ma mère vint passer l'hiver pour me soigner. Des circonstances trop romanesques et trop personnelles pour qu'il soit à propos de les rapporter ici, obligèrent ma mère à se lier un peu avec une dame de Berlin dont le caractère et les manières ne lui convenaient nulle-

ment. Cette Dame, qui tenait à ce qu'il y avait de plus considérable en Prusse, allait quitter Francfort après avoir rempli notre petit cercle du bruit de ses intrigues d'ambition, et non sans avoir troublé notre vie par des tromperies dont les gens dénués de coeur ne connaissent jamais la portée. Ces personnes paraissent perfides, elles ne sont qu'insensibles; c'est assez pour les fuir, ce n'est pas assez pour les condamner.

Ma mère fut obligée de subir une dernière entrevue avec cette femme, et c'était pour ma mère un sacrifice dont l'étendue ne peut être appréciée que par les personnes qui savent, comme moi, tout ce qu'il lui en coûtait pour faire céder un seul instant les affections du coeur aux convenances sociales.

Je la vis partir pour cette visite avec une répugnance qui m'aurait fait rire, si elle ne m'avait affligée.

— Vous êtes une sauvage de salon, lui disais-je; plus vous voyez que les gens du monde mentent, et plus vous devenez vraie avec eux. Vous parlez un autre langage que le leur. A quoi réussirez-vous?

— A rester toute ma vie comme je suis, répondit ma mère en souriant; et elle sortit dans une disposition d'humeur difficile à définir, puisqu'elle paraissait gaie et contrariée en même temps.

On voit que, dès le temps de ma jeunesse, les enfans avaient pour habitude de régenter leurs parens. Je restai seul, attendant avec une anxiété qui combattait mon impatience le recit que ma mère me ferait à son retour. Je désirais vivement et je craignais

presque autant de savoir ce qu'aurait dit Mme de *** pour dernier adieu.

Ma mère revint bientôt; son visage était rayonnant. — Eh bien! lui dis-je. — Ah! tu ne sais pas ce que je viens de faire? — Quoi donc? qu'a-t-elle dit? — Qui? de qui parles-tu? — De Mme de ***. Vous a-t-elle dit adieu? — Je n'en sais rien; mais je viens de chez elle, où j'ai fait connaissance avec la personne la plus spirituelle, la plus distinguée que j'aie rencontrée depuis long-temps. Tu seras charmé de la voir; je suis sûre qu'elle te plaira. — Il faut qu'elle me plaise beaucoup pour me faire oublier ce qui m'afflige. — Elle te fera oublier tout, te dis-je.

Ma mère avait raison; elle se connaissait en personnes supérieures. Nous fîmes connaissance avec Mme de Varnhagen, et un mois après j'avais tout oublié. J'étais lié irrévocablement sans être amoureux. Cet attachement, aussi fort que désintéressé, est tout simplement la perfection des relations humaines: c'est un problème, que Rachel seule pouvait résoudre avec sa pureté, sa vérité de sentiment, le prestige de son esprit, la sublime compassion de son ame!... A cette triste époque de ma vie, je lui dus la résurrection de la pensée, tuée en moi par le chagrin. Nous passions des soirées délicieuses à parcourir les riantes campagnes des environs de Francfort, qui sont le jardin de l'Allemagne, comme la Touraine est le jardin de la France, ou à causer chez ma mère et chez Mme de Varnhagen. Le monde visible, le monde intérieur, l'univers entier, l'ame de l'univers, tout était décrit, analysé, compris, pressenti dans ces longs

entretiens qui me paraissaient courts. La conversation de Mme de Varnhagen n'était pas un discours plus ou moins brillant; c'était une action intime, mais toujours inattendue, parce qu'elle était motivée par le besoin et la disposition de la personne qui causait avec elle; causer n'est pas le mot, tout ce qu'on disait à Mme de Varnhagen était une confession, volontaire ou non. Sa manière d'entendre changeait le mensonge même en confidence; jamais clarté si bienfaisante ne pénétra dans les coeurs souffrans.

Elle animait un cercle autant qu'elle interessait un ami en tête-à-tête, et cette double faculté est rare; son esprit suffisait à tout, parce que c'était mieux que de l'esprit: c'était du génie au service de l'intimité et même de la société; elle ne trouvait rien au-dessous d'elle dans les petits événemens de la journée, et rien n'était au-dessus dans les plus grandes circonstances de la vie. Sa pensée se faisait toute à tous: elle ne l'économisait pas pour des livres ou pour des intrigues politiques; elle ne jouait pas un rôle, ne calculait jamais un effet: quand on n'a pas assez d'esprit pour en perdre, disait elle, c'est qu'on n'en a pas assez pour ce qu'on en veut faire.

Le silence, si à la mode chez nous parmi les personnes qui se *posent*, comme elle disent, à la tête des *supériorités intellectuelles* de l'époque, n'était pas à l'usage de Rachel; quand elle était triste ou souffrante, elle restait chez elle où elle ne recevait que les amis qui lui permettaient de se taire; mais quand elle voyait des personnes du monde, c'était pour tâcher de leur être agréable: elle avait une délicatesse

de tact qui lui faisait comprendre les devoirs et les plaisirs de la société, comme elle avait un sentiment inné du beau qui la mettait en communication avec la nature et avec l'art.

Le ton dominant de la conversation à Berlin était alors l'enthousiasme et cet enjouement obligé dégénérait assez souvent en affection; Mme de Varnhagen n'affectait rien, mais elle exprimait ce qu'elle sentait avec plus de liberté que si elle avait vécu habituellement dans un autre pays. Cette confiance dans l'intelligence et la bonne fois des autres lui donnait quelquefois une apparence d'exagération aux yeux des personnes médiocres; mais cette injustice lui rendait ses amis plus chers. La juger, c'était un titre à son affection : son ame avait besoin de se montrer, comme d'autres sentent la nécessité de se cacher, et nous disions, à propos de tout, qu'il n'y a de mal véritable que le mensonge. Point de mensonge sans bêtise, ni de sincérité sans esprit, disait elle encore. C'est juste, répliquais-je; la vérité a toujours besoin d'excuse, le monde exige qu'on la défende contre lui, et, pour plaider, il faut du talent. Mentir, c'est fuir l'obligation d'expliquer; il y a souvent autant de paresse, c'est-à-dire de bêtise, que d'infidélité dans le mensonge.

En réfléchissant plus tard à ce mot de Mme de Varnhagen, je trouvait que sa définition ne s'appliquait pas à tous les genres de mensonges. Il y a tel mensonge qui dénote moins les bornes de l'esprit que la misère de l'ame. Un attachement vrai aporterait toujours, au coeur qui l'éprouverait, le courage de le

manifester; tout sentiment naturel peut s'avouer, l'ambition même, l'amour de la richesse, comme moyen d'influence légitime, l'orgueil du talent, l'amour, cet immortel besoin de la perfection; on peut avouer tout cela, pourvu qu'on l'ait; mais ce qu'on ne peut avouer, c'est la prétention malheureuse de l'acquérir. Alors on retombe dans ce que Mme de Varnhagen appelait le vrai malheur, le malheur honteux et qui se cache; alors on ment. Mais on peut mentir ainsi avec beaucoup d'esprit; ce qu'il faut pour être toujours franc, c'est de la force. On ne ment jamais quand on sent fortement.

Nous parlions souvent de Goethe: il était à cette époque, en Allemagne, l'objet d'un culte fanatique, et, parmi ses adorateurs, les plus fiers étaient ceux qui l'exaltaient davantage. Moi, étranger, je riais de cette joûte d'esprit pour savoir à qui louerait le maître avec plus d'exagération, et, tout en admirant le génie du dieu, je me permettais quelquefois d'être choqué de l'insensibilité de l'homme.

Je reprochais alors à Mme de Varnhagen de céder trop à l'engouement général, d'oublier, pour Goethe, une de ses qualités distinctives, l'indépendance. Elle me répondait qu'elle n'était indépendante que du vulgaire, mais que le génie avait sur elle un pouvoir absolu. On demandait un jour, chez elle, quel était le meilleur ouvrage de ce grand poète; chacun nommait celui qu'il préférait, soit en vers, soit en prose. A la fin, Mme de Varnhagen prend la parole et dit: Le meilleur ouvrage de Goethe, ce n'est pas celui qui plaît d'avantage à tel ou tel esprit, c'est celui qui

nous fait comprendre comment il a pu faire tous les autres; voilà pourquoi je crois que son chef-d'oeuvre est *le Tasse*. Elle a répété dans une de ses lettres, ce jugement motivé d'une manière si frappante; et moi, je l'ai d'autant mieux retenu que j'avais entendu dire à Mme de Staël que, de tous les ouvrages de Goethe, le seul où elle ne trouvait rien à admirer, c'était *le Tasse*. J'ai pensé bien souvent à cette diversité de sentiment de la part de deux femmes qui me paraissent égales l'une à l'autre par les dons de la nature et l'intensité de la vie intellectuelle. Le grand mérite du *Tasse* est dans le développement du caractère principal, indiqué par des nuances de style; et c'est ce que les étrangers sentent le plus difficilement. On s'épouvante en voyant quelle distance des habitudes, les langues, les sociétés peuvent mettre entre deux esprits que la nature et Dieu avaient créés frères.

Mme de Varnhagen fit un voyage; pendant cette absence, Goethe vint à Francfort où je le vis pour la première fois. Voici comment je rendais compte de cette rencontre à Mme de Varnhagen, dans une lettre qu'elle me rapporta quelque temps après en m'ordonnant de la garder, parce qu'elle ne voulait pas avoir chez elle ce qu'elle appelait *une diatribe* contre le grand homme: le lecteur jugera de son impartialité et de la mienne:

„Enfin j'ai vu votre Goethe! et, pour la première fois de ma vie, j'ai senti qu'on peut s'arrêter devant un homme comme devant un monument, sans lui parler. J'ai dû lui paraître bien ridicule: je le con-

templais comme un phénomène de la nature. C'est votre faute ; pourquoi m'avoir tant parlé de lui ? Dans le premier moment, son apparition m'a inspiré le besoin de méditer plus que celui de causer. Il ne m'embarassait pas, sa sphère est au-dessus de ce qui intimide ; je ne crois pas que jamais quelqu'un ait été occupé de sa personne et de l'effet qu'elle peut produire devant le Jupiter du Vatican ; je ne pouvais pas non plus penser à moi devant Goethe. Cet homme, dont l'abord est différent de celui de tous les hommes que j'ai rencontrés, me faisait l'effet d'une solitude ; j'étais saisi de respect ; j'éprouvait du bien-être et de la frayeur, sans savoir pourquoi ; il me semblait que je regardais au bord d'un abîme d'où montait la voix d'un oracle.

„Il y a long-temps que vous n'avez vu Goethe ; il a soixante-quatre ans ; son visage est encore superbe ; c'est comme vous le dites, la tête de Jupiter, ou plutôt d'Homère. Quand sa physionomie n'est point animée, elle exprime une noble tristesse : on croit voir un héros de l'antiquité écrasé sous le poids de notre misère. Ce siècle, où le burlesque domine, lui pèse ; il a dans le front et dans le regard quelque chose de profondément tragique. Quand il s'anime, il pétille d'esprit ; et quand il se laisse aller à sourire, il est plein de grace. Ce qui me frappe surtout dans ses traits, c'est l'harmonie de l'ensemble : je n'ai vu nulle part tant d'accord uni à tant de variété ; tous les sentimens et toutes les pensées humaines se peignent sur son visage ; sa physionomie, pleine de vie, est le miroir du monde, et en même temps

l'expression d'un caractère: on y lit depuis Werther jusqu'à Faust et au Traité sur l'Optique; c'est un esprit universel; la science et la poésie habitent ce front qui contient tout; il semble que c'est d'après lui qu'on a dit: L'homme est l'abrégé du monde.

„Ses manières sont froides; cependant on se sent attiré vers lui comme vers un être surnaturel; mais on sent tout de suite qu'on n'est pas son semblable. Quand il lève les yeux, on disait qu'il pleure sur l'humanité; quand il les fixe sur vous, son regard pénètre. Mais cette perspicacité vous fait du bien. Ce qui rend un homme ordinaire fatigant, c'est qu'il ne comprend jamais tout-à-fait un autre homme. Goethe comprend la nature; comment ne comprendait-il pas un pauvre atome humain? J'aurais voulu m'approcher de lui, et lui dire: Apprenez-moi ce que je suis. Oracle, dictez-moi ce qui doit décider de ma vie, ce qui doit sortir de moi.

Quoique sa dignité constante paraisse un peu raide, il a de la simplicité, et on pourrait le croire naïf: il est pourtant à une distance immense de la naïveté: en lui, tout est volonté et conscience de sa volonté. Si l'on disait à Goethe: „Pourquoi êtes-vous comme vous êtes?" au lieu de répondre: „Parce que je suis moi", il disait: „Parce que *je veux* être moi." Cette réponse met un espace infini entre lui et la naïveté; mais son esprit lui rend le charme des hommes naïfs. Seulement on ne peut se fier au plaisir qu'on éprouve en causant avec lui. Qu'on ne s'y trompe pas, il est plus qu'un homme. Rien de plus gracieux que sa manière de s'entretenir avec les personnes qui lui

sont présentées: il a par momens une ironie si fine et si délicate, qu'elle ne saurait blesser; il possède au suprême degré le talent, ou plutôt le don d'intéresser à ce qu'il dit; sa personne, sa seule présence, son silence, portent à la méditation, et font désirer ses paroles; il réunit la chaleur au calme, il se contient comme s'il avait peu de vie, et cependant il sent comme un autre se passionne; c'est un homme supérieur au vulgaire et supérieur à lui-même. Il est maître de lui; il est résigné à supporter les inconvéniens de sa destinée; c'est le premier grand homme qui m'ait paru décidé à subir sans se plaindre les malheurs du génie; il est malheureux, parce qu'il est seul; mais il veut être seul, parce qu'il a reconnu qu'il le faut.

„J'ai dit qu'on trouvait tout dans sa physionomie, il y manque pourtant une chose, et une chose nécessaire: l'amour. Je ne crois pas qu'il ait la faculté de vivre dans un autre; il a tout en lui, hors ce qui fait qu'on renonce à tout. La richesse de sa nature le trompe, elle le confirme dans la personnalité; il est seul en ce monde, et peut-être déjà se prépare-t-il à rester seul dans l'autre: poussé à ce point, l'égoïsme est un exil.

„Cest un phénomène bien extraordinaire qu'un homme parvenu à cette étendue, à cette élévation de pensée, sans reconnaître le christianisme. C'est comme un naufragé qui ne croirait qu'a la plage. *)

*) Depuis ce temps, Goethe s'est rapproché du christianisme, comme on peut s'en assurer dans l'intéressant

„C'est un malheur pour Goethe que la religion chrétienne soit une révélation divine, il l'aurait peut-être inventée; mais comme il la trouve arrivée avant lui en ce monde, et avec elle quelques accessoires qu'il n'y aurait pas joints s'il l'avait faite; comme il voit dans ses prêtres ce qu'il n'y voudrait pas voir, et qu'il n'y voit pas ce qu'il voudrait, il la rejette. Aussi le vide qu'elle laisse au dedans de lui l'accable; l'ennui le ronge, il s'attache aux moindres détails de l'existence, il s'impose l'étude et le goût des petites choses, enfin il se traîne dans la nuit de ce monde comme s'il n'en était pas une des lumières; et l'on est forcé de convenir que ce prodigieux génie est aussi étonnant par ce qui lui manque que par ce qu'il a. Aussi mon ami Werner compare-t-il la tête de Goethe à une immense coupole sans lanterne, ce qui fait que le jour y vient d'en bas."

L'engouement aveugle et exclusif de quelques esprits pour Goethe était tel en Allemagne, à l'époque où je fis connaissance avec Mme de Varnhagen, que malgré sa supériorité, elle eut peine à me pardonner ce jugement, et pourtant elle pardonnait beaucoup, parce qu'elle voyait loin et juste.

Mme de Varnhagen avait sur le mariage des idées qui, depuis elle, ont été adoptées par bien des gens, et fort exagérées dans l'application. Les inventeurs

---

ouvrage, publié en allemand par Eckermann, sous le titre de Conversations de Goethe. On s'étonne de voir que tant de livres curieux ne soient pas encore traduits en français.

sont toujours les metteurs en oeuvre plus timides que les imitateurs. Elle regardait cette institution comme trop sacrée pour être dégradée au service des petits intérêts du monde: elle blamait le mariage comme affaire, et trouvait la société absurde de rabaisser une loi divine au niveau des réglemens qui fixent les devoirs civils du citoyen. Sa profonde horreur pour l'hypocrisie faisait condamner même ce que le monde appelle la bonne conduite, quand elle n'est pas l'expression des bons sentimens.

Je n'ai jamais bien connu le fond de ses idées sur le christianisme; ce que je sais, c'est qu'elle aimait Dieu et le prochain avec ferveur; elle était plus religieuse que la plupart des dévots que j'ai rencontrés. J'avais un tel besoin de penser que j'étais de son avis, que je me suis répété souvent en son absence qu'elle pressentait une révolution religieuse, dont la fin serait la régéneration pacifique et volontaire des formes du christianisme sous la direction de l'église catholique, la seule qui eût l'autorité nécessaire pour conserver la vérité intacte, et pour la défendre jusqu'à la fin des temps. Je ne pourrais pourtant assurer que ce fût là son espoir; peut-être son grand esprit se faisait-il une idée plus libre des moyens adoptés par la puissance infinie pour se manifester à la terre; mais ce que je puis dire, c'est que toutes les fois que le regret et le désir me ramenaient en pensée vers Rachel, je me consolais en me répétant que nous avions la même opinion sur la seule chose vraiment importante en ce monde. Cet accord avec un être si supérieur, ne l'eussé-je que rêvé, suffirait pour me

tranquilliser : c'était comme une assurance contre mes propres incertitudes.

La moisson d'idées fécondes, d'expressions soudaines, originales, sublimes, piquantes, d'aperçus neufs et surprenans, qu'on recueille en lisant ces trois volumes de lettres, montre ce qu'aurait pu produire en littérature celle qui les a écrites, non pour écrire, mais pour manifester et pour étendre sa bienfaisante existence.

Si je n'avait pas connu Mme de Varnhagen, je ne serais peut-être pas aussi persuadé que je le suis d'une vérité consolante, c'est que le vulgaire juge les hommes sur ce qu'ils ont fait, tandis que les esprits supérieurs les apprécient d'après ce qu'ils pourraient faire.

C'est ainsi que Rachel jugeait, et c'est ainsi qu'elle a le droit de demander qu'on la juge.

Saint-Gratien, ce 2 novembre 1837.

A. de Custine.

Ueber Rahels Religiosität.

Von einem ihrer ältern Freunde.

Als das Buch „Rahel" zuerst an's Licht trat, machte diese außerordentliche Erscheinung bei Allen, denen sie zukam, den wunderbarsten Eindruck. Das Erstaunen, die Bewunderung, das Entzücken, die Hingebung waren allgemein. Die Tiefe und der Reichthum der Gedanken, die Wärme und Frische des Herzens, die Ursprünglichkeit und Wahrheit des ausgesprochenen Lebens, so wie die Kraft, Laune, Grazie und Naivetät der Darstellung, wirkten auf die empfänglichen Gemüther wie ein wohlthätiges Labsal, eine freudige Erhebung. Schnell verbreitete sich der Ruf und Inhalt des Buches durch ganz Deutschland, ja weit über dessen Grenzen hinaus. Das Buch bekam eine Existenz, die bei der Herausgabe nicht beabsichtigt sein konnte.

Die Wirkung war eigentlich keine litterarische. Das Buch griff unmittelbar in das Leben ein, und regte das Innerste der Gemüther auf. Die reinsten und höchsten Stimmungen wurden wach. Man fühlte sich in ungewohnter Weise angesprochen, mit Vertrauen und Liebe,

mit Troſt und Erleuchtung; man hörte wie im eignen Herzen eine Stimme von oben wiederklingen. Der Eindruck war ein religiöſer, und nicht nur durch die Stellen, wo von Religion die Rede iſt, ſondern durch alle, wo mit Ernſt und Innigkeit die weſentlichen Dinge, die wirklichen Angelegenheiten der Menſchen beſprochen ſind. Das Buch wirkte wie ein Erbauungsbuch, und wurde als eines der Art benutzt und geliebt. Kranke und Leidende wollten es nicht mehr aus den Händen laſſen; in mancher Seele zündete es einen neuen, vielleicht den erſten Geiſtesfunken an; es fand Gunſt bei frommer Andacht, und erweckte dieſe, wo ſie ſchlummerte. Der Geiſt, der in dem Ganzen athmete, ſprach noch lebhafter in den Aeußerungen, die einen beſtimmten religiöſen Gehalt ausdrückten, und theils durch liebliche Wärme das Herz erhoben, theils durch eigenthümliche Wendungen das Nachdenken beſchäftigten. Schien der Inhalt auch bisweilen auffallend, gewagt, verwunderlich man nahm keinen Anſtoß daran; das Gefühl, daß wahrhaftiger, treuer Sinn und redlicher Geiſt hier walteten überwog jeden Zweifel und jedes Mißtrauen, wozu der Buchſtabe hier manchmal wohl die Rechtgläubigen hätte führen können. Fromme der verſchiedenſten Bekenntniſſe und Richtungen ſprachen laut ihre Freude und Theilnahme aus. Die Worte wurden häufig wiederholt, die ein angeſehener Geiſtlicher geſagt haben ſoll: „Man ſehe es wohl, daß Rahel, wie dem Stammgeſchlechte, ſo auch dem Geiſte nach, aus den Regionen ſei, woher uns die Bibel gekommen.“ Ob es grade Schleiermacher geweſen, der dieſes geſagt, wie Manche vermuthen, laſſen wir dahingeſtellt. Schwerlich hat er in ſeiner letztern Zeit

und über das Buch sich so geäußert. In seinen früheren Zeiten wäre ihm das Wort sehr wohl beizumessen.

Bei der darauf erfolgten größeren und öffentlichen Ausgabe des Buches „Rahel" zeigte sich eine merkbare Verschiedenheit. Der Stoff war ungemein vermehrt, der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände sehr erweitert, die Lebensverhältnisse traten zahlreicher, bestimmter, die Urtheile auffallender und schneidender hervor. Manche persönliche Empfindlichkeit wurde gereizt, manche herrschende Meinung verletzt. Der Herausgeber hatte die frühere Schonung und Rücksicht außer Acht gesetzt, besonders die litterarischen Aeußerungen freimüthiger mitgetheilt, und sogar merken lassen, daß der Folgezeit vieles noch Schärfere vorbehalten sei. Wenn dies nicht überhaupt ein Mißgriff war, so war es doch gewiß ein Nachtheil. Aengstliche Gemüther wurden irre, oder doch besorgt, manches unlautere Gewissen regte sich. Der ganze Eindruck des Buches wurde nun mehr litterarisch; man gab sich seinem Gehalte weniger hin, man suchte ihm zu widerstehen; man hing sich an Kleinigkeiten der Form, und es erhoben sich Mißlaute und Gegenstimmen. Dies war im Allgemeinen wohl richtig und natürlich. Welche Geistesrichtung in der Welt wäre dem nicht unterworfen? welche persönliche Bedeutung wäre nicht angefochten, geläugnet worden, welche noch so große Geistesmacht und Liebenswürdigkeit hätte man nicht auch zu verneinen gesucht? Aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, manchen Tadel hätte der Herausgeber durch größere Klugheit in Auswahl des Mitzutheilenden entfernt halten können. Daß er Gründe gehabt, solche

Klugheit zu verschmähen, dürfen wir freilich voraussetzen.

Doch die Wirkung des Buches wurde im Ganzen durch den verlautenden Widerspruch weder geschwächt, noch wesentlich verändert; sie erschien jetzt nur ausgedehnter, bewegter, kampfreicher auf dem offenen Schauplatz, ohne daß der stille Strom segenvoller Gemüthseindrücke zu fließen aufhörte; ununterbrochen ergoß sich vor wie nach diese klare Fluth heiterer Lebenswogen in bedürftige und harrende Seelen, und befruchtete nah und fern die frömmsten Empfindungen. An mehreren Orten haben sich stille, freundliche Gemeinden solcher Seelen gebildet, die in dem Andenken Rahels gleichsam neue Quellen des Trostes und der Kraft gefunden haben, zu neuem Aufschwunge beflügelt worden sind, und nicht zählbar sind die Einzelnen, die sich durch Rahels Wort und Beispiel fortwährend als neugekräftigt und erhoben zu erkennen geben!

Bei dieser Eigenheit einer so durchgreifend religiösen Richtung, wie sie bei einem Buche neuerer Zeit, das nicht ausdrücklich als ein Erbauungsbuch sich ankündigt, wohl selten vorkommt, entsteht sehr natürlich das Verlangen, diese religiöse Richtung näher zu erkennen; deutlicher einzusehen, weß Geistes sie sei, welche Elemente in ihr sich verbinden, welche Grundlage und welches Ziel sie habe?

Göschel, wie wir irgendwo gelesen, hat in Naumburg und Berlin einem kleinen Kreise besondere Vorträge über das Buch „Rahel" gehalten, von deren Inhalt aber nichts näher verlautet ist. Ohne Zweifel hat er dabei, nach seiner Art, vom christlichen Standpunkt aus, die

scheinbaren Abweichungen zu ermitteln, das ungenannt Christliche unter christliche Benennung zu bringen gesucht; wie bei Goethe und Hegel. Am meisten fähig, den religiösen Charakter Rahels aufzufassen und zu bestimmen, wäre wohl Carové, der alle Kenntniß und Umsicht vereinigt, deren es zur gerechten Würdigung eigenthümlicher oder neugestalteter Religiosität bedarf, und die nur durch vielseitigen geistigen Verkehr mit den verschiedensten Religionserscheinungen erworben werden. Bis nun aber eine geschicktere Hand eine solche Arbeit liefert, möge die Vorübung eines Laien erlaubt sein, durch welche der Gegenstand zwar nicht erschöpft werden, jedoch in seinem Zusammenhange und in seiner Bedeutung erscheinen kann.

Die Zeit, in welche die Jugend und Bildung Rahels fällt, ist die Zeit Lessings, Mendelssohns und Kants. Wer die Denkweise dieser Häupter und ihrer Geistesgenossen kennt, der weiß, daß von dem geoffenbarten Christenthum damals wenig die Rede war; die Prediger selbst ließen die Religion schwinden, und retteten nur die christliche Moral, Wunder und Dogmen dem aufklärenden Verstand überlassend, der schnell damit fertig wurde. In dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts war der sogenannte Vernunftglaube unbedingt vorherrschend, und selbst denen, die ihn an der wissenschaftlichen Quelle nicht schöpfen konnten, fiel er als Bodensatz der allgemeinen Lebensbewegung zu; im untersten Volk wie unter den Gebildeten wurde Religion nur im allgemeinsten und weitesten Sinne noch geehrt, auf die bestimmten Gestaltungen aber wenig Werth gelegt.

Wie kein Mensch seinem Zeitalter ganz entgeht, so entging auch Rahel dem ihren nicht. Doch war sie insofern durch ihre persönliche Stellung begünstigt, als ihr bei der Entfernung religiöser Beispiele und Lehren, die ein Herz wie das ihre frühzeitig beglückt haben müßten, wenigstens das gemeine Verstandeswesen die einseitige, aufkläreriſche Beſchränktheit, nicht aufgedrungen, daß ihr die Stätte der Religion, unentweiht und frei gelaſſen, und nicht mit Falſchem und Verkehrtem erfüllt wurde. „Mir wurde nichts gelehrt — ſchreibt ſie an Fouqué, (1811) — ich bin in einem Walde von Menſchen erwachſen, und da nahm ſich der Himmel meiner an: viel Schmutz und Unwahrheit iſt nicht an mich gekommen. So kann ich aber auch nichts lernen. Auch keine Religion, und erwarte auch die von oben. Nämlich den Namen zu meiner, oder eine neu offenbarte.“ Sie ſagt ebenda: „An Indifferentismus habe ich nie gelitten. War mir etwas indifferent, ſo wußte ich nichts davon, und es berührte mich nicht. War mir etwas wichtig und wurmte mich, ſo verhehlte ich's wohl, aber ich verleugnete es nicht.“ Sie bekennt, im Gegentheil, daß Offenbarung ihr als das größte Geſchenk des Himmels erſcheine; ſie ſagt: „Gott ſegne Ihnen in aller Ewigkeit Ihr Glück, die Offenbarung gefunden zu haben. Dieſe Gnade iſt dem Geſchenk des Daſeins zu vergleichen, und iſt wie dies, ſo poſitiv und wirklich, daß kein Wort mehr dazu paßt. Dies Glück muß Jeder, der einen Begriff davon haben, ein Bedürfniß dazu fühlen kann, in tiefſt-unterworfener Demuth abwarten: und mit gedoppelter Kraft das Große auch im Dunkeln ehren. Auch eine göttliche Aufgabe für ſeine Menſchen!“ Allerdings iſt dieſes Abwarten die reinſte

Frömmigkeit, und im Warten nicht verzagen, der höchste Muth.

Es zeugt von der innersten Redlichkeit, von der unmittelbar auf das Wahrste und Tiefste angewiesenen Seele, daß Rahel in demselben Briefe fragt: „Ob ein Mensch dem andern — ohne Offenbarung — ein Religionsgefühl, Meinung und Ansicht beibringen könne? ob das nicht der letzte intime Act zwischen der Creatur und Gott sei?“ Sie ist davon durchdrungen, „daß man das Große, Göttliche, Unendliche, selbst finden müsse, daß es frevel-sündhaft sei, den Menschen nicht alle Fragen, nicht solche Entdeckungen selbst machen lassen.“ Wenn es in diesem Gebiete dennoch Lehrbares giebt, wessen Schuld war es, daß dieses nicht an sie gelangt ist? Williger zum Aufnehmen war gewiß nie ein Gemüth; gab es keinen rechten Lehrer, oder fanden sie nur nicht zu ihr den Weg? Wie recht mag sie oft gehabt haben, dasjenige, was man ihr als Religion anbot, wofür man ihren Glauben in Anspruch nahm, nicht annehmen zu wollen! Da war ihr geduldiges Warten eine tapfrere Frömmigkeit, als die von matten Seelen scheinbar ausgeübte, die auf dem gefährlichen Posten gleich dem ersten Anrufe fällt, und sich, um nur unterzukommen, dem ersten besten Menschenwerke gefangen giebt! Letztere Beispiele sieht man alle Tage, wo die armen Menschen, um nur dem Kampfe nicht bloßzustehen, sich eiligst dem nächsten Gebild in muthloser Beeiferung anschließen, hier katholisch, dort lutherisch, auch wohl wechselnd, und dann nur froh sind, irgendwo hinzugehören, nur nicht in Kampf und Prüfung, wo doch, so lange sie Gott nicht abruft, ihre wahre Stelle wäre! Nicht so Rahel.

Lieber blieb sie allen Zweifeln ausgesetzt und allen Kämpfen, als daß sie die Religion je zum Nothbehelf ergriffen hätte. Der Himmel war gnädig gegen sie, und sandte ihr Trost die Fülle, reiche, beruhigende, beseligende Gedanken ihr lebenlang; gab es noch höhern, noch vollständigern Trost, den ihr der Himmel vorenthielt, so unterwarf sie sich auch dieser Fügung ohne Murren, gefaßt auf das Beste, bemüht, dessen würdig zu sein, und das Weitere Gott überlassend, aber nicht durch willkürliche Anbildung ihm vorgreifend. „Das Abspeisen — sagt sie in einem Briefe an Marwitz (1812) — neumodischer Art, mit dem Glaubenswesen, ist meiner tiefsten Seele zuwider. Einzeln steht dieser Behelf: auf keinem Grund und Boden erwachsen; nicht auf Güte, nicht auf keuschem Auffassen der Geschichte, nicht auf Enthusiasmus des göttlichsten Exempels, nicht auf kinderhaftem Glauben an das, was Eltern und Lehrer meinen und lehren; auf schlechte Weise, wie Theater und Galerien besucht werden, hausen sie und disputiren, und verschanzen sie sich gegen les ennuis (den „großen Verdruß") in's neu erfundene Glaubenswesen hinein und herum! — Sie lieb' ich doppelt wegen Ihrem Brief, und Ihren Gebeten darin. Es giebt nichts anders! Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr keinen finden."

Wie mancher Geistreiche und Hochbegabte, mit welchem sich Rahel gern, wie sie dazu immer nicht nur bereit, sondern eifrig war, von den höchsten Dingen unterhielt und den sie vertrauend sogar in seinem Beruf um Belehrung und Erleuchtung ansprechen zu können meinte, bekannte sich ihr gegenüber nicht reicher, als sie selbst

war, bekannte ſich des Beſitzes hablos, den er mittheilen ſollte, und gab wohl gar mit Lächeln die Tröſtung ab, wer ſo denke und empfinde, der brauche nichts weiter! Richtig vielleicht und wahr! Allein warum dann den Schein behalten, und ſich darein kleiden, als hätte man doch noch Anderes? Rührend iſt es, wenn Rahel in jener eben bemerkten Zeit noch ſagt, ſie ſtehe darnach, die Bibel zu leſen, könne aber keine kriegen! Freilich gab es auch damals in Berlin Bibeln genug, auch war nachher wohl eine zur Hand; aber dennoch iſt es auffallend, daß in ganzen Lebenskreiſen damals dieſes Buch fehlen konnte, dem man im Jahre 1835 gewiß in keinem Hauſe von Berlin vergeblich nachfragen würde! —

Aus dem Bisherigen iſt ſchon einleuchtend, daß Rahel auf einem andern Boden ſtand, als dem des bloßen Vernunftglaubens. Sie glaubte an Offenbarung; ſie fühlte das Bedürfniß, ſie erkannte den Werth derſelben. Was aber ſollte ſie, neben dem in ihr ſelbſt ſich Erſchließenden, von außen als ſolche aufnehmen? Das zum bloßen Schattenweſen verflüchtigte Chriſtenthum der Aufklärer, welches in ihrer Jugendzeit allgemein herrſchte? Das geiſtreicher aufgeputzte, aber dem Weſen nach kaum davon verſchiedene der ſpätern Denkkünſtler, welche ſich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweiſen fortzureden? Das hinterhaltige, unaufrichtige der Neukatholiken, oder das ſtarre, buchſtabengläubige der proteſtantiſchen Frömmler, welche beiden Richtungen in den letztern Zeiten ſich beſonders geltend machten? Alle dieſe Geſtalten mußten Rahel zurückſtoßen, ſtatt ſie anzuziehen. Ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheits-

sinn, konnte mit solchen Erscheinungen nicht zusammengehen.

Die Verkündiger und Ausleger des Christenthums weckten ihr öfters, anstatt beistimmender Gedanken, sogar gegnerische, und diese sind als Zeugnisse der unbefangensten Aufrichtigkeit nur um so schätzbarer, als sie eigentlich aus wahrhaft christlichem Standpunkte nur die Entstellungen des Christenthums angehen und bestreiten, und nur den Werth der sonstigen und weit überwiegenden, auch im Ausdrucke christlicher Aeußerungen erhöhen. „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin", ein solch schönes Wort allein ist ein ganzes Glaubensbekenntniß werth. Und wie heilig erscheint Jesus ihr! Wie hält sie ihn als hohes Beispiel der Demuth, der Menschenliebe, selbst in gewöhnlichen Lebensvorgängen sich zum Muster vor! Wie empört sie sich gegen das „verstockte Lumpenvolk, das sich unterfteht, Christus Namen zu lästern, indem es ihn ausspricht!" Und wie ganz ergriffen im Geiste, wie ganz hingegebenen Herzens, empfing sie jeden Funken des Göttlichen, den eignes Forschen, die Eindrücke der Natur, und die Ergebnisse des Lebens, oder ein begabter und hiezu auserwählter Menschengeist ihr zuführten! So wirkte auf sie Fichte's Wort, weniger durch seinen Gedankeninhalt, als durch die treue, religiöse Stärke seiner tiefen Gesinnung. So faßte sie von Novalis, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, mit heißer Neigung Alles auf, was in diesen dem reinen Quell religiösen Denkens — der dies nicht immer war — zu entströmen schien. So spricht sie mit Entzücken von Lavater. „Den lieb' ich — sagt sie (1818) — von ganzer Seele. Er ist brav;

geistreich; voller Einfälle; gütig-ungeduldig; nämlich, übt die höchste Geduld mit Menschen aller Art, von allseitiger und tiefer gütiger Einsicht. Nach der Bibel religiös: mit so vieler wahren erhabenen Religion, daß ich ihn liebe, wenn er unzubehauptende Dinge behauptet. Ein englischer Mensch! Lesen Sie, wenn Sie es nur irgend bekommen können, gleich: „Aussichten in die Ewigkeit, von Lavater.“ Wundergöttlich. Dies Buch allein hat mich diesen Winter über erhalten. Sonst hätte ich mich für gesunken halten müssen. Noch scheint mir dies Buch wie warme lichte Sonne in meine Zeit. Lassen Sie sich nicht abschrecken von mancher präcautionirenden Weitläufigkeit in dem Buche, der arme Lavater mußte sich der damaligen Geistesepoche beugen; es war die der — vielleicht präsumtuosen — Aufklärung, er thut es mit Grazie, und Geduld, und Ungeduld: wir lernen jene Zeit und ihre Schwierigkeiten daraus kennen, und unsere tüchtiger auch schon als eine ehemalige beurtheilen, und sehen flache Stüfchen mit großer Anmaßung betreten.“ So folgte, mit größerer Innigkeit und höherem Vertrauen, ihre Seele den milden Aufflügen Saint-Martin's und Tauler's, den mächtigen Schwingungen des feurigen Angelus Silesius. (Daß dieser herrliche Geist litterarisch wiedererstanden ist, und uns wieder angehört, ist nur Folge des beseelten Antheils, den Rahel ihm seit der ersten Stunde unermüdlich gewidmet hat.) Mit welcher Liebeswärme nahm sie alles Biblische auf, wenn dies ohne mißverständliche Beigabe lauter und hell an sie gelangte!

Allein Rahels Religiosität konnte auf keines fremden, wenn auch noch so hohen Geistes, ja selbst nicht auf

unterſcheiden laſſen; denn die Vernunft tritt an die Stelle eines ſtarren Lehrbegriffs, und läßt nichts gelten, was ihrem Anſehen und Ausſpruch widerſtreitet. Hat doch das Chriſtenthum ſelbſt dafür geſorgt, das Nichtvorhandenſein des Buchſtabens, der äußern Form, ſich nicht zum Merkmal ſetzen zu laſſen, woraus man ſchließen dürfte, daß es ſelber nicht zugegen ſei, ſondern es verweiſet auf den Geiſt und die Früchte!

Solche Stellung, hoch entrückt dem Getümmel der Zeitmeinungen, die ſich öffentlich um eine vergängliche Herrſchaft ſtreiten, neutral gegen die Kämpfenden, liebreich für manches Geſchmähte, unzugänglich für das ſtolz ſich Aufdringende, einem Höchſten, Feſten, Reinen unerſchütterlich zugewandt, — ſolche Stellung ſcheint in unſerer Zeit der nothwendige Anhalt, das tiefe Bedürfniß vieler Gemüther zu ſein, welche die Religion aufrichtig ſuchen, und jedes Gefundene treu und wahrhaft hegen, ohne ſich einem äußerlich daſtehenden Glaubensbekenntniß einzuverleiben, daſſelbe im ganzen Umfange zu dem ihrigen machen zu können, und deren ehrlichem Sinne es unmöglich wird, in dem Schein einer Zuſtimmung zu leben, die innerlich nicht vollſtändig wäre. Die Gemüther, welche zu dieſer Stellung hingewieſen ſind, haben eine ſchwere Aufgabe, und große Entbehrungen zu tragen. Sie entbehren der innigen Gemeinſchaft, woraus die Religion eine ſo tröſtliche Stärke ſchöpft, die ihrem Bedürfniß entſprechende Nahrung des Herzens und des Geiſtes bringt ſpärlich in die vereinſamte Abgeſchiedenheit. Findet ſich irgend eine Zuſtimmung, ſo iſt ſie doch meiſt nur kühl, zaghaft, ſchwach, weil in dieſer Gemüthsrichtung die Gluth eines lebendigen Glaubens wohl

gefordert, aber selten gefunden wird, indem von hier aus alle Wege fast nur niederwärts führen, zur dürftigen Verstandesberuhigungen, und nur selten ein Pfad aufwärts in das höchste Gebiet wahrer Religion leitet.

Für diese weitverbreitete, harrende, unbefriedigte, und doch je ehrlicher empfangene desto weniger willkürlich zu vertauschende Gemüthsverfassung mußte Rahel ein höchst willkommenes, ein belebendes Phänomen sein, denn in ihr fand sich die ganze Richtung, der ganze Gehalt jener in edler Stille gepflegten, an öde Gränzen gedrängten und in aller Vielheit doch nur vereinsamten Religiosität ausgesprochen mit aller Gluth und Kraft lebendigen Glaubens, persönlich empfundener Offenbarung, mit aller Macht des flammenden Beispiels einer das ganze Leben durchströmenden, jeden Stoff ergreifenden, in jedem Begegnisse sich verherrlichenden Gottinnigkeit.

Aus dem Zusammentreffen jenes verbreiteten Sinnes und Bedürfnisses mit dieser seltenen, ja einzigen Darbietung — beide ächt, wahrhaft, geistig hoch und schön — erklärt sich, unserer Ansicht nach, der große religiöse Eindruck, den das Buch Rahel auf so viele edle Gemüther machte, die entzückte Befriedigung, mit der so Viele sich zu diesem neuen Worte bekennen wollten! —

Die religiösen Vorstellungen Rahels tragen dies höchste Zeichen seltener Begabung an sich, daß in ihnen die größten philosophischen Gedanken sich mit der lieblichsten Kindereinfalt vereinigen. Die besondere Eigenschaft und Kraft, die in jedem dieser Endpunkte geistiger Auffassung liegt, wird hier, auf dieser Gemüths- und Geistesstätte, wie in einer gemeinsamen Mitte zusammen-

gezogen, und bricht mit einer neuen Energie, die aus der Vereinigung entſpringt, in herrlichen Blitzen und lieblichem Schimmern hervor. Daß es daſſelbe Herz iſt, welches ſo leidet, ſo gerührt iſt, derſelbe Geiſt, der ſo kühn denkt und aufſtrebt, derſelbe Sinn, der ſo lebhaft und vielſeitig für dieſe Welt erſchloſſen, ſie ſo innig zu verſtehen und zu genießen fähig iſt, daß es dieſe ſelben Gaben und Anlagen ſind, die ſich mit reinſtem Vertrauen und völliger Ergebung dem Höchſten zuwenden, dies in Allem ſuchen und ehren, ſich ihm ganz unterwerfen, mit freieſter Selbſtſtändigkeit und kindlicher Hingebung — darin liegt der ſtärkſte Reiz und die höchſte Kraft dieſer ganzen Erſcheinung.

Die philoſophiſche Tiefe zu ermeſſen, bedarf es aber ſelbſt wieder eines gedankenkundigen Geiſtes; nur ein ſolcher wird die Urquelle würdigen, aus welcher Betrachtungen fließen, wie die nachfolgende, von Rahel einem flüchtigen Blatt (1812) anvertraute: „Ich glaube, ich werde wohl eingewilligt haben, dieſen Jammerweg des Lebens zu gehen, und als Menſch menſchliche Geſchicke zu erfahren; oder es mag ein Höherer, mit tieferer Einſicht, weil er es für mich als gut erkannte, dieſe Einwilligung für mich gegeben haben; genug, die Einwilligung denke ich mir immer, und dieſer Gedanke nur kann mich tröſten für allen erlittenen, ſonſt unvergeltbaren Schmerz. Vielleicht war es nur ſo möglich, die Perſönlichkeit zu gewinnen, und den Keim künftiger Erhebungen in gedeihlicheren Exiſtenzen; wenn es auch nur das wäre, was die unſelige Menſchheit bedeuten ſoll, daß der bewußtloſe im Ganzen der Gottheit aufgelöſt geweſene Lichtpunkt als Menſchenſeele in das ſelbſtſtändige

Daſein eines eigenen Ganzen göttlich hinüberginge! O gewiß iſt es auf dieſe Weiſe; höher konnten meine Gedanken nicht klimmen am Rande aller Wiſſenſchaft, und keine Weisheit wurde mir bekannt, die höher gedrungen ſei.“ — Denſelben Gedanken drückte ſie ſpäter (1821) mit ſchärferer Abgränzung und neuer Wendung aus: „Einwilligen! das ſublimſte Wort! die größte Bewilligung für Menſchen. Durch Einſicht mitwollen zu können, begreift die Perſönlichkeit in ſich, die größte Gnadenverleihung.“ Ausſprüche, wie dieſer (1825): „Wo wir herſtammen, und wo wir hinſtrömen, das ſind ſo gut Glieder von uns, als die, welche wir im zeitigen Gebrauch haben“; ſtellen ſich als Aufgaben, denen das fortgeſetzte Nachdenken immer neues, immer ausgebreiteteres Licht entlockt. Nicht minder tief, aber durch Wort und Begriff unmittelbar jedes Verſtändniß anſprechend, zeigt ſich die faſt gleichzeitige Aeußerung über das in der Natur ſelbſt geoffenbarte Unterpfand eines höhern Daſeins und göttlichen Zuſammenhanges: „Der mir durch den dunkeln Mutterleib geholfen, wird mir auch durch die dunkle Erde helfen!“ —

Zur Kindereinfalt aber ſenkt ſich derſelbe Gedankenflug lieblich nieder, wenn Rahel an einem Frühlingsmorgen (1825), bei jungem Grün und milden Lüften, nach Geſprächen über das Wunder des Lebens, und über noch verſagte Erinnerung in die vor dem Anfange dieſes Erdenlebens zurückliegende Vergangenheit, mit ſehnſüchtiger Trauer ausruft: „Ach, wir ſind nur ein Tropfen Bewußtſein! Ich will auch ja ſo gern wieder zurück ins Meer, will gar nichts beſonderes ſein!“ Oder wenn ſie (1818) mit völliger Hingebung ſagt: „Oft entſchlag' ich

mich aller Sorge, und ſtelle dann Alles Gott anheim, als dem beſten Freund und Vater, mit dem ich mich ganz unausſprechlich gut ſtehe. Ja, wir ſind auf einem ganz vertrauten Fuß.“ „Er wird's ſchon wiſſen und machen“, denk' ich, „und lehne mich ordentlich an ihn an, und ſchlummere ſo zu Füßen ein wenig, ſo unten an ſeinem Mantel!“ Welches herrliche, rührende Bild ſie in ihrer letzten Krankheit (1833) vollſtändiger alſo mittheilt: „In meinem ſiebenten Jahre träumte mir einmal, ich ſähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte ſich über mir ausgebreitet, und ſein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieſes Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entſchlummern da. Seitdem kehrte mir dieſer Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den ſchlimmſten Zeiten war mir dieſelbe Vorſtellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmliſcher Troſt: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke ſeines Mantels legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es.“ Wie ſie denn oft noch, mit dem ihr ganz eigenen rührenden Stimmenlaute bei und nach den angſtvollen Leiden vertrauend wiederholte: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott iſt ja bei mir, ich bin in ſeiner Hand, und er weiß Alles am beſten, was mir gut iſt, und warum es ſo ſein muß!“

Die ſtete Gegenwart und Wirkſamkeit ſolchen frommen Inhalts, welchen die Seele Rahels bis in die Träume hinein bildlich verarbeitete, zeigt ſich mit größter Kraft noch in einem Geſicht, das ſo erzählt wird (1825): „Heute Nacht träumte mir, ich ſei auf einem ganz gewöhnlichen Orte mit vielen nahen Bekannten zuſammen;

von Ludwig Robert aber nur weiß ich deutlich, daß er dabei war. Plötzlich wird ein Unwetter mit Blitz und Sturm; doch gar bald blitzt es nicht mehr; sogar erinnere ich mich nicht deutlich eines Blitzes. Aber eine Röthe entstand am Himmel, und bald umfloß die den ganzen Raum, dick war er davon erfüllt; kein Gegenstand mehr zu sehen; meine Freunde waren in diesem herrlichen Abendroth — mit Staub oder vielmehr Dunst untermischt — verschwunden, obgleich mir ganz nah, eine Stubenweite nur entfernt. Die Erde schwankt, das Roth immer schöner, allgemeiner. „Wo seid Ihr?" schrei, ich; „das ist ein Untergang", denk' ich; „oder Tod!" Ich will aufpassen, wie es kommt, wo meine Seele bleibt! „Robert, wo bist Du?" schrei' ich; greife mit der Hand nach ihm: vergeblich. „Wir wollen Alle zusammen bleiben; kommt zu mir; wir wollen zusammen sterben." Die Erde schwankt noch mehr. „Robert, komm her! denk' an Gott. Denk' nur an Gott; ich denke an Gott." Und so passe ich auf meine Seele, und schreie das immer, weil ich weiß, Robert ist ganz nah. Vom Geschrei erwache ich. — Ist das nicht ein trostvoller, göttlicher Traum? Ich hatte mir gestern Abend einen bedeutungsvollen erbeten — weil ich sehr am Rande war. Solcher Traum ist mir so lieb als Leben, und solche Gnade nach dem Gebet, daß ich mich schäme und scheue. Gott weiß es." —

Sehen wir auf den bestimmten Inhalt von Rahels religiösen Vorstellungen, so finden wir bei ihr in gedrängter Bündigkeit kurz und einfach als vollständigen und unerschütterlichen Besitz Alles zusammen, was der suchende Mensch oft weit und mühsam als Wünschens-

werthes ſich anzueignen ſtrebt, und doch meiſt nur mangelhaft und unſicher auf ſeinen Lebenswegen erlangt und behauptet.

Rahel hatte ſich mancherlei Gedankenreihen der Weltweiſen gefallen laſſen, ſie konnte ſich in jede leicht finden, und erfaßte ſchnell den Punkt, wo jede den Aufſchwung zu Gott geſtatten mußte. Sie konnte muthig und heiter den Anſichten Spinoza's und des Pantheismus folgen, ſie erbebte vor keinem Gedanken, der ſich als richtige Folgerung darſtellen durfte; nichts, was aus ehrlichem Suchen hervorging, wollte ſie verwerfen. Allein bei allem dieſem Denken und Betrachten, Unterſuchen und Forſchen, fand ſie in ihrem Innern jeden Augenblick unverhüllt und unerſchüttert den lebendigen Glauben an einen perſönlichen Gott aufrecht; an einen perſönlichen — denn gerade dieſe Vorſtellung war ihrem tiefſten Weſen wie eingeboren, ihrem Vorſtellungsvermögen ganz vertraut und unentbehrlich, wenn auch ihr Geiſt im Denken jeder andern Betrachtungsweiſe für den Augenblick furchtlos folgen konnte. Sie drückte ſich hierüber in naiver Weiſe einſt mit den muntern Worten aus: „Ich haſſe jedes Bild, jedes willkürlich und kleinlich beſtimmte, das wir uns von dem in kein Bild zu Faſſenden machen wollen, ſelbſt die allgemeine Vorſtellung einer Perſönlichkeit des Urſeins iſt mir beſchränkt und willkürlich — aber ich kann nicht anders, ich bin doch immer wieder darauf zurückgewieſen, und ich kann es mir nicht nehmen laſſen, das Weltall und die ganze geiſtige Schöpfung erſcheinen mir doch nur als Glieder, zu denen es ein Haupt geben muß!, Ohne perſönlichen Gott kommt mir Alles wie verſtümmelt, wie deſſen beraubt vor, das dem Uebrigen

erſt Leben, Schönheit und Bedeutung giebt.“ Hieher gehört auch folgende Stelle (1818): „Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem perſönlichen Bewußtſein; erſtlich begränzt in dieſer Perſönlichkeit ſelbſt, dann in den Bewegungen unſres Geiſtes, ſo ſehr dieſer auch das Weitreichendſte in uns iſt; die Perſönlichkeit iſt die ſchärfſte Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unſres Bewußtſeins. Durch ſie wird allein Sittlichkeit möglich: unſer Höchſtes jetzt; einzig ſicheres, einzig mögliches Schaffen. Nur in Perſönlichkeit können wir Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit finden. Daß uns der größte, alſo auch gütigſte Geiſt dieſe Perſönlichkeit nur unter ſo harten Bedingungen verleihen mochte oder konnte — hier gleichviel! — iſt ſein Geheimniß; die Ergebung in dieſes Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Vorausſetzungen ſind mir kindiſch und willkürlich. Mein Geiſt kann immer höher ſteigen, mächtiger, ſchauender werden; und iſt Gott mit Allem Eins, ſo iſt's wie mit uns ſelbſt; auch zu uns gehört unſer ganzer Leib und die Intelligenzen aller unſerer Organe, und es iſt doch eine vornehmſte da: der Kopf weiß vom Fuß; der nicht vom Kopf!“ — Hiermit iſt auch das Folgende zu verknüpfen (1824): „Wenn wir uns nun erſt Gott nach allen unſern Kräften vorſtellen, ſo iſt es doch nur nach kleinem Muſter und Conception. Drum ſind alle redliche Vorſtellungen gleich: und auch eine „perſönliche“ nicht unerläßlich; eine Perſon wie Gott, das Bewußtſein des Alls, welches wir nicht ſind, kann doch nicht Statt haben. Was wollen Sie alſo? daß die Vorſtellung zu einer gegebenen Zeit paſſe? zu einer? zu Zeit? Uns vor unſerm eigenen Unver-

mögen beugen, an jeder Gränze von uns Gott finden, ihm unbegriffen vertrauen; wegen der Pfänder, die wir in Recht, Vernunft und Mitgefühl in uns finden: *solch Gutes*! von ihm erwarten, daß wir's uns *gar nicht vorstellen* können, *darum*, weil wir uns *etwas* Gutes vorstellen können; und alle Tage von neuem fleißig untersuchen: — *das* ist Gottesfurcht und Gottesliebe; auf Wahrhaftigkeit dringen: — Religion verbreiten. Aber Bildervorstellungen dahingestellt sein lassen! Wie Einer kann; aber nicht wie er will!" —

In gleicher Weise verhielt es sich mit der *Unsterblichkeit der Seele*. Rahel hatte keine Angst darum. Sie pflegte in früheren Zeiten wohl zu sagen, ihr könne das gleichviel sein, ob die Seele sterbe oder nicht; wie es Gott geordnet habe, so müsse es *gut* sein; existire man nicht, so falle die Sorge mit dem Gegenstande weg, existire man aber, so habe man ja den Gegenstand, und also wieder keine Sorge. Auch konnte sie mit großartiger Fassung und eindringendem Scharfsinn ruhig und klar die mancherlei Lehren aufnehmen und verfolgen, die sich ihr durch ausgezeichnete Geister in vertrauter Mittheilung hierüber darboten; die Lehren Schleiermachers, der in jener Zeit, als er die Reden über Religion schrieb, und auch noch viel später, die persönliche Fortdauer entschieden verneinte; die Lehren Friedrich Schlegel's, welcher gleichzeitig mit der in der Lucinde versuchten Hochstellung des Sinnlichen, auch dem Geistigen einen neuen Weg mystischer Erhebung eröffnen wollte, und geradezu behauptete, die Unsterblichkeit sei keine Eigenschaft der Seele, sondern von *überlieferter* Wissenschaft und Weihe abhängig, die er seinen Freunden und Vertrauten *anbieten* zu

können glaubte! Rahel ließ jede Reihe von Bildern, welche irgend einem Bedürfnisse der Vorstellung entsprachen, in diesem Gebiete willig gelten, und ging wohl mit in sie ein, in mythologische, in streng kirchliche, in ganz phantastische; aber stets nur als Bilder nahm sie solche auf, nie als das Wesen. Eine Bilderreihe, die sich ihr als ausschließliche aufdringen wollte, der gewaltsame und blinde Aberglaube, so wie jede Faselei, empörten sie. Im Innern unangefochten von aller Mannigfaltigkeit und Verwirrung solcher Gebilde, nicht verführt von den lieblichsten, nicht geschreckt von den furchtbarsten, hegte sie treu und immer gegenwärtig den festen Glauben an die persönliche Fortdauer. Ihr überragte die Persönlichkeit dieses Erdenlebens auf beiden Endpunkten, nicht nur über den Tod, sondern auch, wie sich aus mehrfachen merkwürdigen Aeußerungen ergiebt, rückwärts über die Geburt hinaus. Sich Bedingungen vorzustellen, unter welchen solche Zustände für uns denkbar werden, fühlt jeder Mensch einen unwiderstehlichen Drang; auf das Wiedersehen der Geliebten kann kein liebendes Gemüth je verzichten; aber wenn kein Denken hier Grund, kein Bild Bestand findet, so bleibt dem ehrlich Frommen doch zuletzt nichts übrig, als die tiefste Ergebung in das Unbekannte und Unerforschliche, in jede Bedingung, die sein kann. Dies that Rahel aufrichtig und vollständig.

Sie sagt einmal (1818) so tief als einfach und schön: „Unsere Unschuld besteht darin, daß wir Manches noch nicht erfahren und wissen; aber darin besteht auch die Eigenheit unseres hiesigen Zustandes, daß wir Vieles hier überhaupt nicht erfahren und wissen können; vielleicht ist das ganze Erdenleben nur eine Art Unschuld, auf die

ein höherer Zustand mit weiterem Aufschlusse des Daseins folgt. Wenn dem so wäre, so könnte nichts tröstlicher und erheiternder sein, als dieser Unschuld mit Bewußtsein sich überlassen, und sie in diesem Gedanken freudig zu genießen." — Und in demselben Sinne auf Anlaß einer Betrachtung von Saint-Martin (1822): „Das denk' ich auch immer; und das ist meine einzige Art von Todesfurcht; daß Unverhältnisse sich einfinden, die schwerer zu durchbrechen sind mit dem tief-ordnenden Geist; sowohl in dem — Haupt- — Begriff der Zeit, als sonst; und allerdings kann das entstehen, wenn man nicht fleißig genug war; wie auch schon hier: man muß nachholen. Der wahre Glauben, die wahre Hoffnung, bestehen aber darin, daß es noch ganz anders kommen und sein kann, als wir es uns vorzustellen vermögen: und dies ist mein festlichster Gedanke. Da ist Religion. Kein Bild; die leere Tafel; wo Bilder sind, schuf Gott unsre Welt; die für uns." — Noch später findet sich folgende Aeußerung (1826): „Es giebt nur Verwunderung, aber keine Wunder. Alles, was endlich geschieht, muß geschehen können; also hört das Wunder auf mit dem Factum selbst. — Wer sich recht besinnt, still und ehrlich in sich, muß gewahr werden: Es sei mit dem Ursprung und dem Auftrag der Seele wie es immer will, ihr sind Gränzen zugemessen, in denen sie jetzt lebt. Es fehlen ihr mittenin Stücke heraus, aus ihren Fähigkeiten, wie herausgebrochen. Beschränkte Farben, beschränkte Töne; beschränktere Antworten auf schon beschränkte Fragen, die sie sich selbst vorlegt, — und doch ein schwaches Wissen eines klareren Seins, welches uns wie gleichsam wieder aus dem Gehirn entfällt, — daher

Wunder; Wunderbares; Voraussetzung aller Art; und die höchste; die eines absoluten Geistes, der Grund seines eigenen Daseins und Wirkens ist; welches wir selbst sind. — Das ist keine Kleinigkeit, die wir erfahren werden! Probe davon ist: Bewußtsein, unablängbares Bewußtsein haben; wie schon jetzt." Zuletzt löst aller Schrecken des Todes sich ihr in das herrlichste Lebensvertrauen auf: „Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes versenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens, welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefsten Unterwürfigkeit leitet, und auf die größte Liebe anweist."

Rahel verwarf die Bilder, welche blos dem Bedürfnisse schmeicheln wollten; sie ergab sich unbedingt in jede Ordnung, welche als von Gott gefügt denkbar sein mochte; und dennoch, so oft der eigenste Sinn frei seinem Hange gemäß, das tiefste Gemüth nach seinem eingebornen Wesen hervorbrach, in jedem reinen und großen Lebensmoment, war auch diese Ueberzeugung unsterblichen Daseins als unmittelbares Gefühl lebendig immer da, und hielt sich an die einfachste, kindlichste Vorstellung seligen Erwachens und Wiederfindens! —

In reicher Mannigfaltigkeit und Schönheit liegen die Zeugnisse vor uns von Rahels festem Vertrauen und rastlosem Hinwenden zu Gott. Sie unterwirft sich dem Höchsten ganz, und erwartet in Demuth und Ergebung, was ihr von daher beschieden wird. So tröstet sie sich über das Nichtzuverstehende, vertrauend, daß ein höherer Geist es versteht und leitet zu unserm Besten. Sie schreibt an Troxler (1816): „So wie kein Dichter sich ausdenken kann, was besser, mannigfaltiger und sonderbarer

wäre, als was ſich wirklich in der Welt entwickelt und zuträgt; und nur der den beſten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das, was geſchieht, zu ſehen, und in ſeiner Seele auseinander zu halten; eben ſo ſind unſere tief-natürlichſten Wünſche roh; und gräuelhaft entwickelte ſich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, iſt in allen Beziehungen heilſam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können. Mir iſt dies in Prag ſchmerzhaft geſchehen, und klar geworden. Wem dies glimpflich begegnet, der hat Glück. Der Ausdruck „rohe Wünſche" fiel mir ſehr auf, und ſo etwas kann mich erſtaunlich freuen; ſo ſehr mir auch meine Ausdrücke aus dem Kopf und aus der Feder fahren, ſo entſchieden deſtillirt ſie ſich doch durch Alles, was ich lebe, vorlängſt in meinem Kopf zurecht; durch Gut und Blut, und Arbeit, ununterbrochener Art; darum gehe ich wohl verſchwenderiſch damit um, und achte es nicht, wenn meine Ausdrücke nicht beachtet werden, wenn aber einer davon einmal gerade ſo wirken will, als ich ihn gemeint hatte, d. h. alle Gründe mit beleuchtet und bewegt, die ihn geſchaffen haben, dann freut es mich als etwas Gelungenes, dem Recht geſchieht, und welches nicht umſonſt da iſt; dies nun iſt mir in Fülle dadurch diesmal gelungen, daß Sie ſich bei demſelben Gedanken deſſelben Ausdrucks bedienten: und daher mein freudiges Brave, und mein umſtändliches Beurkunden meines Anſpruchs darauf. Sie ſehen alſo, wie bereit ich bin, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn auch, zu meiner Ehre, durch mein eigenes Lob. — Ich bin doch ein Rebell! Aber auch ſehr ergeben: nur will ich auch das ſchlecht zu fühlende ſchlecht nennen dürfen: aber doch dul-

den, weil es wohl gut sein wird." — Reiner und höher drückt sich derselbe Gedanke in folgender Stelle aus: „Was uns unsere Irrthümer bringen — was wir in ihnen befangen wählen und thun, was sich daraus entwickelt — schickt uns Gott ohne uns; was wir mit Sinn, Verstand wählen, schaffen und behalten, schickt er uns durch uns. Beides muß der Mensch mit Sinn annehmen; davon kommt ruhigste Ergebung, und Heiterkeit im Sehen." In höchster Verklärung aber spricht diese Einsicht durch folgendes Wort sich aus: „So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geschieht und uns die kühlen brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, sind wir noch in der dichten Finsterniß, ohne Dämmerung." In gleichem Sinne ist folgende Stelle (1829): „Pauvre humanité! Niemandem wird etwas gereicht, der nicht herzhaft den bittern Kelch vor die feine Zunge nimmt; und herunter, herunter; Alles hinein! Unverhofft wird's veilchenartig, aromatisch, süß genug; und hell um uns her, und ruhig: und das nur, weil wir das Bittere abgetrunken, was wir selbst hinaufgehäuft; Ungesehenes, Unwahres, Falsches sogar; nach dem herben, muthverlangenden Abtrinken ist reiner Grund und Wahrheit da; und in uns; und diese ist Himmelselement; weil ihr Wesen darin besteht und zu erkennen ist, daß sie zu den nächsten Gliedern passen muß; und dadurch bis zum Himmel hinauf passen kann. Alles, was wir thun können, besteht in einem richtigen Erschauen, nach innen und außen hin; daß wir uns wiederfinden im neuen bereichernden Erfassen! Der Faule muß Alles nachholen, noch Einmal beginnen, bei harter Strafe und Schmerz; bei hartem Befinden. Wir suchen

Alle, und oft, faul zu ſein; aber wir müſſen es nicht bleiben: Clemens ruht ſich wieder zu ſehr beim Katholizismus aus; vorwärts, armer Clemens! je eher je lieber. So viel Klügere auch wollen das große Deſeit nicht ertragen: und mit Goethe'n nicht „verzweiflen, wenn ſie leben wollen.“ Beugt euch, Menſchen, tief: dann könnt ihr euch erheben. Ich prahle hier nicht: ich ſträube mich alle Tage unartigſt im Einzelnen. Was heißt das aber? Ich ſträube mich in den Momenten des Lebens, wo aus Zorn oder Einzelwunſch mein Auge, erhitzt oder verblindet, das Ganze nicht erfaßt; aber — wenn wir an's Ganze denken, das wir vor unſern Sinn gebracht haben, und dann uns nicht beugen, nicht rein werden, nicht verzweiflen wollen, nicht unterwürfig ſind; in der eigenen Bruſt, und in dem Dang nach Vernunft, Recht und Richtigkeit, keine Bürgen finden, dann müſſen wir erſt noch recht leiden — und werden.“ Hieher gehört auch die folgende Aeußerung (1827): „Mir ſcheint endlich das Reſultat des ganzen hieſigen Lebens für den Geiſt nur dies: — ich ſoll lernen, eine ganz andere Vorausſetzung für die Exiſtenz überhaupt machen, als hier nur irgend eine zu ergründen iſt. Und da ich ſie gar nicht zu machen im Stande bin, ſo kann ſie das Herrlichſte, Göttlichſte ſein! Das iſt mein Paradies, mein Himmel, meine Hoffnung, meine Zuverſicht auf den Geiſt, der meinen ſchaffen konnte und wollte! Lauter irdiſche Worte indeſſen: bis wir das Allerklärende gefunden haben! Bis dahin wundre ich mich über meine eignen Fähigkeiten, Wünſche und Bedürfniſſe: das Bedürfniß zum Glücke — iſt uns doch der höchſte Bürge für deſſen Exiſtenz: und ſo auch mit unſerm Schimmerchen von Vernunft.“

Einem Freunde, welcher durch einen Todesfall schmerzlich betroffen war, schrieb Rahel (1821): „Da ist nichts zu sagen, als Gott anzusehen, ob er uns nichts sagen wird. Der spricht aber nur ein- für allemal, wenn er uns in's Leben ruft. Und richtig citiren Sie den, der da sagt: il y a des moments, où l'on ne peut rien faire que de vivre. Leben, ist die große Uressenz, der tiefe Urstoff, woraus Alles entquillt, mit und ohne unser Zuthun." In großer Krankheit (1829) schrieb sie mit noch schwacher Hand zu dem schönen Worte von Saint-Martin: „Un des grands dangers de l'homme est de se croire abandonné, quand il souffre. N'oublions jamais qu'on veut ici notre purification, et non pas notre perte", indem sie die letzten Worte unterstrich, ein inhaltschweres „Amen!" worin aller Schmerz der Seele sich in himmlischen Trost verwandelte! Und zwei Tage später spricht sie zu einer Freundin: „Ich war vor Gericht; ich ward freigesprochen. Das große Leiden, meine inneren Zustände; mündlich! Ich grüße Sie aus bestem Herzen! Ich dachte an Sie. Aus dem Frühling ist nichts geworden: aus unserm gar nichts. Gott will es so: und somit ich auch. Ganz still und ergeben. Für Sie mit; Menschentochter! Ich habe wahrlich gelernt ergeben sein, und alles Gewünschte Gott — mehr vertrauender, als meinen Herzensströmen — zu Füßen zu legen. Grünes sehen (!!!) — auch. Mehr hab' ich nicht; mehr kann ich nicht. Aber Athem holen, das muß ich. Der war weg." Aus demselben Jahre ist auch noch Folgendes: „Zersplittert sind wir in einer Arbeit begriffen: in eine Arbeit, in eine Zersplitterung gegangen — aus dem Paradies; zum Verständniß; —

in eine Arbeit vertieft, in einen Theil unſeres Vermögens: wie hier, wenn wir uns in einer Wiſſenſchaft augenblicklich verlieren. Deſſen bin ich gewiß: bis Zauberſchlag — des Denkens, zum Beiſpiel — uns nicht rettet, hilft nichts als Ergebung, — oder Spiel, im weiteſten Sinne des Wortes, — die Gewißheit aber, daß wir nur mit einem Theil des Verſtändniſſes hier hauſen, die habe ich: und dies iſt Troſt und Religion. Umſonſt ſind wir auch ſo nicht abgegangen, ſo zerſplittert. Es iſt ſchlimm: aber hat gewiß einen guten Grund; wie all' unſere Thorheiten noch immer. — Dieſer Gedanke war vorgeſtern Nacht der Anfang meiner vielen mir wie zuſtrömenden; erleuchteten, hätte ich ſie ihrer Hellheit und Umriſſe wegen nennen können, — inmitten welcher mich ein Krampf und eine Unfähigkeit überfiel."

In früherer Krankheit (1825) hatte Rahel, als ſie eine große Entſcheidung herannahen glaubte, inmitten aller Schmerzen und angſtvollen Spannungen des Körpers, ihren Seelenzuſtand mit glühender Innigkeit dargethan. Sie bat Gott um einen nicht allzu ſchweren Kampf; ſie verſicherte, ganz ruhig und gefaßt zu ſein, wie immer. Dann ſagte ſie: „O, ich liebe alle Menſchen; ſie ſind alle wie von meinem Fleiſch und Blut; ſo zuckt es mir, wenn einem von ihnen was iſt." Ueber ihre Schmerzen: „Ich verſtehe ſie nicht; aber ein Andrer. Schmerz iſt Gottes Geheimniß; der verſteht ihn." Ferner: „Könnte man ſich nur recht zu Gott wenden, ſo wär' einem gleich geholfen. Mit ſeiner Hand hebt der einen heraus; ich habe ſie ſchon an mir gefühlt, ſeine Hand. Aber ſo recht, wie man kann und ſoll, ſich ſo ganz mit dem Auge an ihn anfangen, das gelingt nicht immer,

man will und kann nicht immer stark genug." Und dann: „Höhere Geister sehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott selbst hört und sieht mich, er weiß um mich, und um jeden Schmerz in mir; er ist nicht zu groß dazu." Später äußerte sie: „Solche Krankheit, ich fühl' es, ist jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Bessern, zur Entwickelung. Man muß dafür danken, und gute Gelübde thun."

Von ihrer letzten Krankheit aber möge man die umständlichen Nachrichten lesen, die uns darüber aufbewahrt sind. Hier ist kein philosophisches Grübeln, kein geistreiches Spiel der Gedanken, keine Beschäftigung mit Ansichten, Meinungen, Formeln: hier ist der Kampf selber um Leben und Tod, die große Schlacht, in der es die menschliche Seele gilt, hier ist Werk und That, die ganze Fülle und Macht der Religion in Ausübung!

In einem so regen, feurigen Verhältnisse der Seele zur Gottheit mußte als höchster Ausdruck desselben auch das Gebet sich in eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit darstellen. Merkwürdig ist hier zuerst die große Erörterung dieses Gegenstandes in einem Briefe an den Grafen Custine (1817), wo es unter Anderm heißt: „Ich muß sagen, daß ich's nicht verstehe, wie man sich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzustande, mit Geflissenheit oder Willkür, stimme! Nur zu einem Guten in der Welt muß man sich zwingen, und nur das eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt sich bei mir wenigstens gar nicht erzwingen. Am allerwenigsten

das Gebet; das Gebet durch Gebet. Dieſes Ausſtrömen der Seele! Wo ſie losgelaſſen ſein muß von allen Gedanken und Banden des hieſigen Daſeins, welche ihr nur Angſt oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abſtreifen können! — Wenn wir denken, können wir nicht beten, und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchſten, Alles verſtehenden Geiſt? Iſt Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligſein? Kann ich mir kindiſch den höchſten Geiſt denken, wie ich ſelbſt nicht mehr bin? daß er gelobt, geprieſen, gehallelujaht ſein will? Verſtehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wiſſen; empfinden muß ich ihn; mit ihm ſein können; ſo viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte ſinken, die Verſtändnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerſte von uns, das Herz, erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angſt, dann ſtrömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daſein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte ſchweigen, aufzufahren, ohne hieſige Bedingung. — Ein Gedanke an Gott iſt beten. Heilige, fromme, ernſte, rechtliche Vorſätze ſind beten. Gründlich, recht, angeſtrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen iſt beten. Wenn ſonſt hier nichts, und nichts Beſſeres zu thun wäre, als Beten, Lavaters Beten; wie müßt' ich mir den höchſten Geiſt denken? Ich ſoll beten, bis er mich erhellt, wieder zu ſich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er ſich ſo ſehr bitten? Oder iſt's eine ſelbſtthätige Arbeit, ein Weiterſchreiten, das Beten, ſo iſt's das

Denken auch: und dem lieben Gott gewiß lieb! Es ist überhaupt kindisch — meinen besten Menschen kann ich diesen Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu sprechen, und den anders als in der Person der Vernunft und Güte in unsere Angelegenheiten einzuführen. Wir sind gezwungen, einen höhern, einen höchsten Vernunftgeist, der sich und Alles versteht, anzunehmen; das angst- und entzückenfähige, helle, fürs Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an dessen Hand es sich schmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verstehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu fassen über uns steht: und ewig legen wir seinem Urtheil, seinen Absichten unsern Maßstab an; den höchsten, den er uns gab, das ist Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Persönlichkeit in ihrer Persönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wissen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dies hat uns Gott verliehen. An den beiden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenlosen élan; Gebet! Den können wir aber nicht machen: sonst ist's ein Bitten um dies und jenes, welches ich kindisch den ganzen Tag executire; aber schon weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtungen, Wunder, Alles ist möglich; mir sind sie nicht fremd, ich erwarte sie immer, und glaube sie ehrlichen Menschen." — Ja, die Erhörungen, die Zeichen und Wunder, die fortdauernde Offenbarung lagen dieser Seele wieder ganz im Gebiete des täglichen Lebens, und die Natur selbst mit ihren Gesetzen, die des Geistes mitbegriffen, war ihr nur groß und erhaben

und tröſtlich und ſüß, in ſofern das Unendliche ſie daraus anſprach!

Wie die Perſönlichkeit Gottes und die Unſterblichkeit der Seele für Rahels Denken nicht ängſtliche Erforderniſſe waren, aber indem ihr Geiſt ſich frei emporſchwang, dennoch ihr Gemüth von jenen Vorſtellungen durchdrungen war, in ihnen lebte, ſie mit keiner andern vertauſchen konnte: ſo war auch das Gebet, neben jener dargelegten hohen und freien Anſicht, die deſſen Ausübung, wo nicht entbehrlich zu machen, doch ſehr zu beſchränken ſcheint, in der Wirklichkeit für Rahel die dringendſte, nothwendigſte, immer und immer ſich darbietende, ſicherſte und innigſte Zuflucht ihres Herzens. Alle ihre Gedanken nahmen dieſe Wendung, ihre Gefühle, ihre Wünſche, von jedem Gegenſtande her, von jeder Stimmung aus. Sie ſprach mit höchſter Inbrunſt und ganz perſönlich zu Gott, trug ihm jedes Anliegen vor, mit rührender Kraft, auf den Knieen, in Thränen, in ſtarkem und heiterem Vertrauen! Gott war in Allem ihr Zeuge, ihr Anhalt, ihr Rather und Helfer, zu ihm ſchrie ſie wie ein Kind zu ſeinem Vater, den es nie fern glaubt. In dieſer treuen und ſüßen Gewöhnung konnte ſie ſogar zu froher Laune übergehen, und wenn ſie einſt (1821) bei einem Streit über eine ganz unbedeutende Sache, wo aber die auffallendſte Verkehrtheit ſich geltend machen wollte, leidenſchaftlich ausrief: „Gott! haſt du denn keinen Donner mehr? und wenn es auch nur um einer Kleinigkeit willen iſt, ſchick' einen, zum Zeichen!“ ſo beſtand neben dem Komiſchen ſolch liebenswürdigen Ausbruchs die fromme Ehrlichkeit der Berufung doch in ganzer Kraft!

Wie dieſe ſtete Hinwendung zu Gott nun auch ſich als Liebe zu ſeinen Geſchöpfen, zu den Nächſten darthat, als allgemeine Menſchenliebe und Wohlthätigkeit hervorbrach, davon zeugen auf allen Seiten des Buches Rahel die vielfachſten, die rührendſten Ausſprüche und Erzählungen. Wen bewegt es nicht, wenn Rahel, krank, in der Fremde, bedrängt, angſtvoll, und dabei hart und ſchroff von den Nächſten behandelt, auf einen endlich guten Brief den Geſchwiſtern antwortet (1813): „O! äußert euch gut gegen mich! Ich bin einmal leidenſchaftlich, und nicht nur, wie ich ſehe, in der Liebe, wie man's nennt: in allen Affectionen; ja, ich beſtehe, und glaube, der Menſch beſteht nur aus Affecten: und dreiſt kann ich euch Allen die Frage machen: kennt ihr mich nur für mich bewegt, beſorgt und thätig? Wem von euch ſein Intereſſe geht mir nicht durch und durch in's Herz? Hans! zittre und weine ich nicht ſo heftig, als für mich, wenn du mir einen Unfall von dir mittheilſt? Beweintet ihr heftiger Paulinchen als ich? Knie' und bet' und ſchrei' ich nicht zu Gott, wenn ihr krank ſeid, als wenn ich's ſelbſt bin? Pflegt' ich euch nicht Alle ſeit meinem neunten Jahr! Robert zu einem Jahr! Theil' ich euch nicht Alles mit? Ruhe ich eher, ehe ihr Intellectuelles, Angenehmes, Geſelliges, Alles habt, was ich nur erreichen konnte, hab' ich je ich, nicht immer wir geſagt, und Gott weiß, wie ewig gedacht! Ich bin kein ſtockiger Selbſtler: ein freudiger, empfindlicher Lebensverbreiter! Und viele Fehler müßt ihr, könnt ihr ſolchem Freund zu Gute halten! Alſo freute mich euer letzter Brief ungemein! heilte gleich das Herz mir, für Vergangenheit, Gegenwart und für noch furchtbare Zu-

kunft. Weil er freundlich und gütig war!" — Und während es ihr so schlimm erging, Verwandte und alte Freunde, auf die sie gerechnet hatte, ihr fremd und untreu wurden, Furcht und Sorge und Krankheit auf sie einstürmten, wie vergaß sie ihrer selbst, um in dieser Lage noch fremder Noth beizustehen, der größern, der dringendern! In kurzen wahrhaften Zügen drückt sich dies durch folgende an eine Freundin gerichtete Worte aus: „Tausend und tausend Menschen konnte ich hier helfen, beistehen, stützen, unterstützen, trösten. Unser ganzes Land sah ich hier. Es schwoll mein Herz. — So kam die Culmer Schlacht; unsere vom Platzregen begossenen Straßen waren mit unbehausten Verwundeten bedeckt. Meine Landsleute! Ich stürzte auf meine Kniee und schrie zu Gott. Er gab mir einen Brief nach Wien ein, und Geld, unzählige Kleidungsstücke und Wäsche erhielt ich. Frauen standen mir hier bei: und ich ließ kochen; und half. So lange bis ich unpaß wurde, dies aber der Verwundeten, Darbenden wegen nicht achten konnte; ich wurde kränker, mußte mich im October legen: arbeitete doch: stand wieder auf, ward immer kränker; die Agitation dazu; alle Preußen kamen zu mir, jeder schnitt mir in's Herz. So ging's, mit tausend Ereignissen, die nur zum Erzählen sind, vermischt. So kam December; da wurde meine freundliche Wirthin heftig und gefährlich krank; ich wartete sie, selbst krank; sechs Wochen quälte ich mich mit Wirthschaft und Allem, wie du bei Grotthuß. Ich wurde immer kränker: den letzten Montag vor sechs Wochen stürzt' ich zu Bette, wo ich noch liege. — Auch nur mündlich! Wie von meinen Gebeten, Gelübden, wie sie Gott annahm und

erhörte. Dir darf ich mit Gotteserlaubniß ſo etwas erzählen. Dies iſt meine ganze Liebe zu dir. — Offenbart ſich uns des Allmächtigen Willen ſo hart? Amen! Er weiß es: ich bin ganz ergeben, und denke mir wahrlich Gutes aus während unverſtändlichen Leiden und Schmerzen; damit auch ſchon jetzt für mein Bewußtſein welches daraus entſtehe. Anders weiß ich Gott nicht zu dienen; mich nicht aus der Verzweiflung zu ziehen." Mit vollem Rechte konnte Rahel von ſich ſagen (1814): „Wenn Gott mir Menſchen ſchickt, bei mir iſt kein Athemzug, kein Pulsſchlag, kein Blick verloren. Drum bin ich ſo außer mir, wenn mir die Nächſten fehlen. Eltern, Geſchwiſter, Geliebte! Weil ich an Gottes reinem Altar jedes niederlegen würde; im friſchen, reinen Herzen hintragen!" — Und wie lieblich und fromm quillen dieſe Gebetesworte hervor, welche die Betrachtung eines Unglücklichen und Troſtbedürftigen dem bewegten Herzen eingibt: „Holde, milde, troſtvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schoß! verwehe ihm jede Menſchenſpur aus dem geängſtigten, mißbrauchten, von ihm ſelbſt mißbrauchten und mißverſtandenen Herzen: verleibe ihn ein in dein Geſundheitsathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter! daß er ſelbſt geſund, durchſonnte Atmoſphäre athme, einſauge, empfinde, und mit ihr einverſtanden ſei, durch frei bewegten Organismus der Glieder und ſeines Geiſtes; daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle, und eine frohe Welt empfinde!" Nach den gewonnenen Schlachten iſt Rahels Empfindung auch zuerſt gleich wieder auf das Menſchliche gerichtet, und welchen Ausdruck findet ſie dafür! „Friede will ich — ruft ſie aus — und jeden Sohn bei ſeiner Mutter; Feinde und Freunde ihre."

Schön ist auch folgende, aus ernstem und scharfem Geistesblicke zu liebevoller Güte sich hinbeugende Betrachtung (1826): „Niemand ist gnädig gegen uns, als Gott und unser Gewissen. Weil kein Anderer uns und die Weise, wie etwas in uns vorgeht, kennt. Auch wir lieben nur die, welche wir kennen; und müssen Alle lieben, die wir kennen. Gehässiges bleibt uns immer fremd; und Tadel und Haß sind nur eine gehässige Bemühung und Probe zur Liebe; die dem Leidenden sowohl, als dem thätigen Gegenstande derselben wehe thun; darum können wir nicht zart und behutsam genug damit umgehen: und wir lügen nicht, wenn wir sie verbergen, und diese Versuche so zart anstellen, als der weise Arzt die Werkzeuge seiner Kunst gebraucht. Ueberhaupt thäten wir gut, einander als erst Genesende zu behandeln, da wir ja Alle erst die völlige Gesundheit des geistigen Lebens zu erstreben haben. Welches wir immer vergessen." — Auf dieses Thema kommt Rahel in den mannigfachsten Wendungen immer zurück; so in folgender Stelle (1829): „Wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind — verheißt er — er woll' mitten unter ihnen sein. Der gute Geist ist da schon mit ihnen. Da kann schon Liebe und Gerechtigkeit wirken. Menschen gehören zusammen; um das Maß, Vernunft, anzulegen; um lieben zu können. Das Herz ist die Zunge, womit wir die Nahrung unsers Geistes gleichsam schmecken. Welche große, geistreiche Anstalt! Aus diesem Punkte her ist zu hoffen." —

Der religiöse Bezug der Milde, der höchste und innigste Antrieb des Wohlthuns, lassen sich nicht kräftiger und lieblicher ausdrücken, als in diesem seelenvollen Worte:

„Der beste Wille, die höchste Pflicht, die größte Creaturenliebe wird in Anspruch genommen, wenn ein Armer das Wort sagt: «Um Gotteswillen!» Das solle uns immer erschüttern.“ Von diesen Antrieben der Wohlthätigkeit, von den Empfindungen der Menschenliebe, war Rahel ihr ganzes Leben hindurch erfüllt, und sie fand in dieser Fähigkeit des Antheils für Andere sogar einen Ersatz für die Gaben, die sie vermißte. So sagt sie (1829): „Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menschen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht besteht in der Einsicht, daß wir Alle von ihm herkommen und gleich sind, und gleich gut und schlecht behandelt werden sollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür, ein empfindlich Herz ist eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieser Einsicht; das brachte ich mit. Dies ist aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O welch Surrogat!“ — Und in demselben Sinne konnte sie späterhin (1831) demüthig und bescheiden, alles Geistreichthums vergessend, den ganzen Ausdruck ihres Wesens in den einfachen Worten finden, die sie sich zur Grabschrift erdacht; sie sollten heißen: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschheit geschieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner.“ —

Rahels Selbstverläugnung und Milde, wo es auf Thun und Leiden ankam — nicht wo es Einsicht und Beurtheilung galt, denn da war ihr strenger Wahrheitssinn unbeugsam und keiner Verläugnung oder nur Verschleierung fähig — zeigten sich am schönsten in der Art, wie sie Unrecht ertrug und vergab. Sie fühlte es tief, sie empörte sich lebhaft dagegen in ihrem dafür besonders

empfindlichen Gemüthe; allein immer wählte sie lieber den eignen Nachtheil oder Schmerz, als den des Andern, nie befreite sie sich durch Härte und Bitterkeit von der, welche ihr Andere zufügten. Und jedes Unrecht, jede Härte, welche sie erlitt, sie waren in ihrer Seele ausgelöscht, so wie nur der Andere dies wollte, nur selber sie vergaß! Sie erlebte oft Rache, sie wollte sie aber nie; niemals hat ein Mensch, bei so verwundbarem Gefühl und starkem Gedächtniß für das Erlittene, sich weniger zu rächen gesucht! Und auch darin wollte sie kein Verdienst sich beilegen, keine Tugendübung anerkannt sehen. Sie sagte vielmehr (1817): „Ich bin ohnehin gesonnen, mich nur zum Verklagtwerden, aber nicht zum Klagen, am jüngsten Tage zu stellen! — Mißverstehen Sie mich auch nicht! Dies geschieht nicht aus Großmuth, aber aus Ueberdruß: Ekel; ich mag die alten Höllengeschichten und Erinnerungsempfindungen nicht noch einmal durchgehen, auch mache ich mir aus keinem Rechtkriegen mehr etwas, was mir nicht mehr dienen kann, außer zum Recht; so hatte ich's hier auch schon; und Alles, was zu alt ist, zu lange dauert, gefällt mir nicht mehr. Also will ich mich nur stellen, wo ich's nicht vermeiden kann — und den Himmel — oder ein Künftiges — als Himmel ansehen und annehmen." — Daß sie selber dem Urtheil nicht entgehen wollte, zeigte sie ihr Leben lang, und hiebei war so sehr das gute Gewissen, als die wahre Gerechtigkeitsliebe in ihr wirksam. Ja sie wünschte die Tage des Gerichts vervielfältigt, und schrieb hierüber in höchster Beziehung die merkwürdigen Worte (1817): „Gern lasse ich mich beurtheilen; schon als Kind wünscht' ich mir oft den

jüngſten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an ſein Licht käme! An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menſchlichen Handelns, und die Geſinnung als Triebfeder! Redlich iſt's und ſittenbetriebſam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorgehen; und ſtufenweiſe, nach unſerer Kraft und beſten Einſicht, jenes allheilende Licht ſchon jetzt uns näher zu bringen." Denn als eine Heilung und Ausgleichung, nicht als Grimm und Strafe, erſchien ihr die ewige Gerechtigkeit; nur milde und gütige Vorſtellungen wollte ſie in dieſem Betreff hegen, und die menſchenfreundlichen Zeilen eines edlen franzöſiſchen Dichters:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux",

worin ihre Denkungsart bündig ausgedrückt iſt, waren ihr von jeher als Wahlſpruch in's Herz geprägt, und bis in ihre letzte Lebenszeit troſtvoll gegenwärtig! —

Doch konnte dieſe Weichheit des Herzens, dieſe Güte des Sinnes, dieſe Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, welche Rahel ununterbrochen bewies und ausübte, niemals in ihr die falſche Demuth erzeugen, ſich ſelbſt unwürdig herabzuſetzen, oder auch nur zu verkennen. Sie war, wie ſie wohl wußte, des Zornes fähig; und tadelte ſich allenfalls wegen zu großer Heftigkeit der Aeußerung, aber nicht wegen der Gemüthsregung ſelbſt; ſie liebte vielmehr den Zorn, bei ſich ſelber, und auch an Andern; ſie ſah etwas Urſprüngliches, Ehrliches und Tüchtiges in ihm, das ihr ihn werth machte. Ihr Gefühl hierin zu

vertheidigen, und als ein religiöses sogar zu rechtfertigen, kommen uns die Worte eines gottseligen Lehrers zu Statten, Johann Taulers, der in seinem Werke von den Tugenden sagt: „Die Kraft zu zürnen, ist sie nur männlicher Art, ist wohl eine edle Kraft, sie beflügelt und erhebt den Geist zu erhabenen Dingen, wohin die Seele nach ihrem höhern Geistesvermögen unaufhörlich strebt.“ Rahel aber hatte das Hochgefühl des eignen Daseins, die freudige Selbstgenügsamkeit, welche nicht mindere Bestandtheile der wahren Frömmigkeit sind, als Demuth und Unterwerfung. Sie wußte, wer sie war, und was sie hatte; und bekannte es laut und gern mit solcher Unbefangenheit, so unpersönlich, so zur Ehre Gottes könnte man sagen, daß wohl selten ein Mensch mit solcher Geradheit, so ohne Anmaßung und Eitelkeit, gegen Andere sein eignes Lob auszusprechen fähig und berechtigt war! Rahel konnte so unschuldig als wahr an Marwitz schreiben (1812): „Was erspähe, was erfrage ich auch Alles, was ist die Welt! Welche Schicksale! Welche stille, ungerühmte Größe, Religion im höchsten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachsenen, vergessenen Höfen fand. — Wie ist Alles anders, als es von den berühmtest Klügsten ausgeschrieen, gedruckt, gelesen und geglaubt wird!!! Gott weiß nur die Bewandtnisse, die inneren Herzensbeweggründe; und manche von ihm herabgelassene, wahrhafte, unbetrügliche, einfache gute Menschen. Mich hat er auch dazu erwählt. Der furchtbringendste Frevel wär' es, wenn es nicht wahr wäre, und ich es sagte. Aber alle Tage werde ich frömmer und innerlicher; und reinige mich mehr.“ Und früher, in einem der gewaltigsten Briefe, die je geschrieben wor-

den, an Veit (1805), wo sie nach vielem andern Großartigen, von sich selber spricht: „Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden! Ich verstehe einen Menschen, Sie ganz. Vermag es, wie doppelt organisirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig, als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph, oder Dichter, ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element. Im selben Rang, und gehören zusammen. Und der den Andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus. Mir aber war das Leben angewiesen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von außen ganz verschüttet, drum sag' ich's selbst. Damit ein Abbild die Existenz beschließt. Auch ist der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menschheit werfen soll, und dann nicht mehr braucht, und nicht mehr kann. Mich kann Niemand trösten: solch weisen Mann giebt's nicht: ich bin mein Trost; nun giebt es noch das Glück! Das ist aber wie beleidigt von mir: und ich fühle auch, ich beleidige es. Das Glück bescheer' ich Ihnen ein andermal. So ungefähr steht's mit mir. Lebten Sie in Einer Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuß! Sie können sich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken. Aber Sie müßten sich die Strenge gefallen lassen, mich nur zu sehen, wann ich will. Sterben Sie nur nicht! Das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiß nicht so vergessen. Ein Mensch, wie wir, kann nur aus inadvertance sterben; das fühl' ich auf's Lebhafteste. Auch giebt es eine andere Art, das

Leben zu erhalten; es giebt Tropfen auf anderen Sternen, die allein hinlänglich sind, ein von Erde gesponnenes Leben zu erhalten; den Umschwung, die Nahrung des begriffenern, gröbern Lebens, u. s. w.!!! Sein Sie nicht ängstlich, ich bin gewöhnlich gelassener. Wenn ich aber an Menschen schreibe, geschieht es mir, daß der schwer erfüllte Horizont meiner Seele losgewittert. Himmlische Menschen lieben Gewitter. Auch ein Grund, warum ich das Schreiben scheue." — Wer so über sich zu reden vermag, der beweist eben dadurch seine Berechtigung, es zu thun. —

Ihren eignen Satz, „daß jeder Mensch ein großes Schicksal hat, der da weiß, was er für eines hat", machte Rahel an sich selber wahr. Den Zusammenhang ihres Daseins, ihres Lebens, hatte sie tief erfaßt und stark in sich verarbeitet, zum klarsten Bewußtsein geläutert. Von den zahlreichen hierauf bezüglichen Stellen führen wir nur einige beispielsweise an, da dieser Gegenstand hier über unsre Absicht hinausgeht. In einem Briefe vom Jahre 1811 heißt es: „Nur Neigung, nur Herzenswünsche! kann ich ihnen nicht leben, bin ich dazu zu elend, zu verworfen, zu heruntergerissen und mißhandelt: so will ich sie von nun an mir ergründen und sie anbeten! Gottes starker Wille ist das im Herzen — im dunkeln, blutwogenden —, der keinen Namen bei uns hat, deswegen täuschen wir uns, bis es todt ist. Sie haben mich gefaßter gefunden die letzten Tage. Was ist es anders, als daß ich zu meiner Neigung wieder hinabgestiegen war, über die ich mich erheben, zerstreuen wollte. Glücklich bin ich fürwahr nicht von ihr gemacht; noch sanft, noch nur menschenverständlich behandelt, und doch

erhalt' ich mich nur selbst, wenn auch in herbem Zustand, wenn ich mich ihr hingebe, mich ihrer ganz erinnere, und nicht Sinnen und Herz ihre Güter vertauschen will." Im Jahre 1814 aus Prag schreibt Rahel die entschiedene Wahrnehmung: „Hier hab' ich herausgegrübelt: Schicksal und Glück sind mir nicht gut; Gott und Natur lieben mich aber." —

Solche Betrachtungen begleiteten Rahel ihr ganzes Leben hindurch, und nur immer geläuterter, ruhiger und gottergebener wird ihr Inhalt. Sie schreibt bei Gelegenheit eines Oratoriums von Händel (1826): „Ich weinte auch da. Was thut's! — Ich bin in Weinen alt geworden. Es wird schon recht sein. Gott ist klüger als wir." — Am reinsten und großartigsten aber ist es, daß noch vor ihrem wirklichen Lebensende dieser Entwicklungsgang einen reifen und fruchtbaren Abschluß gewinnt. Rahel findet ihr Schicksal schon beendigt, und darüber hinauslebend und auf das Ende zurück-, wie auf den neuen Anfang vorwärtsblickend, schreibt sie (im November 1832) diese erhebenden Gedanken nieder: „Nach Beendigung unsers Schicksals haben wir gleiche Gefühle, wie vor Anfang desselben. Eine Art von vaguem neugierigem Jugenddasein, ein zum All gehöriges Dasein. Wenn man sich nun einmal hat verlieren müssen, so ist es schön, diese kleine Seligkeit, diese zweite Jugend noch auf der Erde abzuleben, sie auch nur zu kosten. Welch ruhevolles, genußergiebiges Daseinsgefühl ist es, gleichsam nur zur Atmosphäre gehörig, mit ihr und durch sie zu leben; mit einem Geist gekrönt, der dies betrachtet; mit einem Herzen im Busen, welches dies allen Mit-

geſchöpfen verſchaffen möchte! Dann iſt nur Geſundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmoſphäre! Ich erwarte mir in aller Ewigkeit, wie Saint Martin, immer neue Offenbarungen. Wie ſchwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben ſie aus! Welche Schmerzen müſſen wir durchmachen! Aber ich danke für das Schimmer-Tag!" Was zunächſt ihrem Sterben voranging, der ſchmerzliche und doch befriedigte Rückblick auf ihre ganze Lebensfügung, das nicht zu miſſende Unglück, das doch erblühte Glück — dies Alles an ſeinem Ort umſtändlich Erzählte begnügen wir uns, hier nur eilig dem Leſer in's Gedächtniß zu rufen. —

Wir dürfen bei Rahels Religioſität die beſondre Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt laſſen, mit welcher ſie von jeher der Vorſtellung vom Sündenfall ſich abgeneigt erwies, und dieſelbe bei jedem Anlaſſe beharrlich beſtritt. Sie ſagt hierüber, in einer der vielen Stellen, einmal (1822): „Der Menſch iſt noch vorwitzig über das, was er nicht weiß; rebelliſch gegen das, was er nicht kennt. Er ſoll es aber ſein: denn er iſt ſo geſchaffen. Aus Gnade und Güte, nicht aus Sündenfall. Er ſoll eine Perſönlichkeit haben, und hat ſie: Gnade, Güte, iſt Exiſtenz. In dieſer uns bekannten Perſönlichkeit iſt uns nichts, was wir imaginiren oder wahrnehmen, gewiß, noch bleibend — alſo keine Garantie, die wir brauchen — ſo gehen wir Stufe vor Stufe nach dieſer Gewißheit in uns ſelbſt hinab, bis wir einen kleinen Punkt der wahren Unabhängigkeit entdecken, und der Gewißheit: Gewiſſen, das innerſte Wiſſen, das Wollen und Thun, was wir

für recht, für richtig — übereinstimmend mit dem Meisten — halten. Und unsre höchste Sittlichkeit ist wieder ein sich frei, ein sich unabhängig machen wollen. Nichts hängt von uns ab, als dies. Und es ist gerade umgekehrt, wie man sagt. Gott können wir uns nur mit — durch — unsere Fähigkeiten denken; was der beabsichtigte, nur mit der Intelligenz erdenken, die die größte Güte in uns legte; und unsere ahnende Vernunft kann nur vermuthen, daß noch eine höhere, erleuchtendere Aufgabe in uns aufgehen könne, als jetzt die unserer größten Sittlichkeit. Dies ist kein Fall: sondern ein Steigen; und nicht wir stimmen mit Gott, das können wir nicht; er stimmt mit uns ein; er regiert uns, und wir müssen uns darum frei und unabhängig glauben — mühen und irren: aber ohne weitere Mährchen ergeben sein." — Ein anderesmal, da von der Begier des Menschen nach Erkenntniß die Rede war, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe „fressen" wollen, fuhr Rahel mit Eifer fort: „Der Mensch ist ein Geist; der soll nicht vom Baum der Erkenntniß fressen wollen! Wovon soll er denn fressen? Das wäre noch schöner!"

Es ist offenbar, daß hier nicht sowohl die Bedeutung, nicht die geistige Thatsache, welche dem Bilde zum Grunde liegt, als vielmehr nur das Bild abgelehnt wird. Rahel sagt in Betreff jener Thatsache selber (1827): „Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch. Die ärgste Folge des begangenen Irrthums ist, dies vergessen zu haben; und glauben zu müssen, wir leiden ungerecht willkürlich. Den tiefern Ursprung

aber, den der Möglichkeit des Irrens, müssen wir einer höhern Einsicht anheim stellen." Daß aber jene bildliche Vorstellungsweise auch bei strenger christlicher Lehre abgelehnt werden könne, zeigt uns, neben dem Beispiele vieler Gottesgelehrten, auch das bedeutende von Hegel, dessen Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Lehrbegriff des protestantischen Lutherthums anerkannt ist, und der in seiner Religionsphilosophie sagt: „Ueber die Frage, wie ist das Böse in die Welt gekommen? ist uns eine alte Vorstellung, der Sündenfall, in der Bibel aufbewahrt. Diese bekannte Darstellung ist in die Form eines Mythus, einer Parabel gleichsam eingekleidet. Wenn nun das Spekulative, das Wahrhafte, so in sinnlicher Gestaltung, in der Weise vom Geschehensein dargestellt wird, so kann es nicht fehlen, daß unpassende Züge darin vorkommen." Worauf er diese näher angiebt und beleuchtet. —

Die Wichtigkeit des Bildes wurde nur deshalb so groß, weil man sich gewöhnt hatte, die Grundlage des Christenthums, nämlich die Wiederherstellung des Menschen, in einem buchstäblichen Zusammenhang mit jenem zu halten. Den wesentlichen Zusammenhang hält auch hier Rahel fest, und sagt unter Anderm in einem Briefe an Adam Müller (1820): „Ich möchte sagen, was ist am Ende der Mensch anders, als eine Frage! Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, ist er hier. Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund zu allem Irrthum: und ist man in diesem auch ehrlich, und irrt nur, so ist es doch Verzärtelung und

Mangel an Klarheit; und bei beiden können wir nicht immer verweilen: die große allgütige Einrichtung Gottes, das wirkliche Verhalten der Dinge unter einander, und der Gedanken zu den Dingen, wird uns doch zum schwerern, demüthigern Werke mit fortreißen. Auf solche Weise, glaub' ich, sind wir zum ganzen hiesigen Dasein gekommen. Wir mußten es durchmachen. Wie überhaupt Menschengeister lernen. Mit eigener Mühe; dabei fängt die große Mitgift, Persönlichkeit an. Dies ist für mich „der Gedanke aller Gedanken, die Menschwerdung Gottes"; die Gnade uns eine Person werden zu lassen, und in dieser Gnade sind' ich auch gleich ihren eigenen Grund; sie enthält ihre Bedingung in sich selbst." — In welcher Gestalt und Wendung aber dieser Gegenstand, aus allem dogmatischen Streit erhoben, ihr am reinsten zum Herzen drang, legen klar und schön die ihr besonders theuern Sprüche von Angelus Silesius dar, wo es heißt:

„Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst doch ewiglich verloren."

Und ferner:

„Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen."

Zuletzt:

„Ich sag', es hilft dir nichts, daß Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd' und Todesbanden."

Und die rührende Aeußerung wenige Tage vor ihrem Hinscheiden, wo Rahel von Jesus als einem Freund

und Bruder ſpricht, beweiſet genugſam, wie tiefverbunden und perſönlich nahe ſie ſich dem höhen Vorbilde fühlen konnte! Wem übrigens hier das chriſtliche Bekenntniß doch nicht buchſtäblich genug ausgeſprochen erſchiene, den dürfen wir hinſichtlich der chriſtlichen Frömmigkeit und des chriſtlichen Geiſtes auf die Worte hinweiſen, welche Schleiermacher, in den Anmerkungen zu ſeinen Reden, über Spinoza rechtfertigend ſagt! Und ſchließlich muß in Betreff Rahels überhaupt die Bemerkung gelten, daß hier vom Leben die Rede iſt, nicht aber von einem Syſtem, einer Wiſſenſchaft oder Theorie! —

Daß Rahel ihr ganzes Leben hindurch von Unglück und Leiden aller Art heimgeſucht worden, daß ſie mit größtem Schmerz ihr Mißgeſchick ſtets empfunden, und bitter beklagt, und auf perſönliches Glück früh verzichtet, ohne darum das perſönliche Leid minder herb zu fühlen, dies hat ein kritiſcher Verneinungsgeiſt als ein Zeugniß gegen ſie anführen wollen, daß ihre Frömmigkeit nicht die rechte, daß ſie von dem Chriſtenthume nicht durchdrungen geweſen ſein könne, denn ſonſt würde ſie ja glückliche Ruhe und frohe Befriedigung gefunden haben! Ein ſolcher Einſpruch will ſich zwar das Anſehen geben, aus einer frommen und befriedigten Geſinnung zu ſtammen, läßt aber den Kundigen leicht erkennen, daß nur gleißneriſcher Dünkel und ſcheinheilige Aeußerlichkeit zu ſolcher Anſchuldigung verirren und ſich in ſolchem Fehlgehen offenbaren konnte! Wer mit ächter Frömmigkeit vertraut iſt, wer ſie wahrhaft beſitzt und übt, der iſt weit von der Anmaßung entfernt, ſein irdiſches Leben in Glück und Zufrie-

denheit durchzubringen, der weiß, daß Leiden und Kämpfe den Guten auf allen Wegen des Höchſten prüfend begleiten, und daß ihre Fülle und ihr Uebermaß immer nur die Größe der Auserwählung bezeichnen, zu welcher die Seele berufen iſt. Nur der Scheinheilige, der von Frömmigkeit nichts weiß, aber in ihrem Schmuck einhergehen will, kann ſich ſtolz als Vorbild anbieten eines heiligen Zuſtandes, in welchem die Leiden und Schmerzen des Lebens ihm nichts anthun könnten: der Fromme weiß in ſeiner Demuth, daß er nur von Gnaden lebt, und daß ſeine Frömmigkeit ihn nicht gegen Leiden und Schmerzen ſchützt, im Gegentheil ihn ſie vollſtändig erfahren und tragen heißt; und ſie wären nicht, was ſie ſein ſollen, wenn er ſie nicht als ſolche tief empfände, wenn er nicht nah der Verzweiflung doch immer höhern Troſt und Zuverſicht ſich erhielte! Jener Verneinungsgeiſt muß nie das Beiſpiel, welches uns von Jeſus ſelbſt aufgeſtellt worden, recht bedacht haben, muß niemals die Lebensläufe der Frommen und Erweckten achtſam eingeſehen haben, ſonſt würde ihm einleuchtend geworden ſein, daß ſeine ſcheingerechte und ſcheinweiſe Vorausſetzung nur ſeine Unkunde, ſeine Gleißnerei verräth! —

Kein Menſch war je von Schein und Aeußerlichkeit mehr entfernt, als Rahel, kein Menſch unfähiger, die Frömmigkeit zur Frömmelei zu entwürdigen! Ihre Religioſität war heiter, kräftig, unaufhörlich laut hervorbrechend, und doch meiſt unmerklich verhüllt, immer dem Weſen nach gegenwärtig, dem Wortgepräng entfliehend, ihre ganze Erſcheinung voll himmliſchen Troſtes, geiſtiger Friſche und hülfreicher Werkthätigkeit! —

Und so dürfte durch diese nähere Betrachtung und Darlegung nicht nur hinreichend erklärt sein, warum das Buch Rahel eine so religiöse Wirkung ausüben konnte, sondern auch die Richtung und Sphäre angedeutet, in welche dasselbe, gemäß der Entwickelungsstufe eines unsrer Zeit eigengehörigen, in den allgemeinen Weltgang tief verflochtenen religiösen Bedürfnisses, fortwährend Erweckung, Trost und Befriedigung zu bringen berufen sein kann!

Rahels Theater-Urtheile.

Unsre deutsche Theaterbildung beginnt mit Eckhof und Lessing, und nicht leicht kann ein Anfang würdiger bezeichnet sein, als mit zwei solchen Meisternamen. Seit diesen beiden Männern ist unsrer Schaubühne ununterbrochen die ernstliche und eifrigste Pflege jeder Art zu Theil geworden, und weder an hochbegabten Künstlern noch an geistreich einwirkenden Dramaturgen hat es ihr gefehlt, deren gemeinsame Bemühungen die deutsche Schauspielkunst auf eine Höhe gebracht haben, wo sie mit jeder andern nationalen, alten und neuen, sich zur Vergleichung kühn stellen darf, auf eine Höhe, wo manchem Auge kein Weiterklimmen möglich, manchem das Herabsteigen unvermeidlich dünkt, weil auch aus Gründen, die außerhalb der Bühne selbst liegen, der Verfall des Theaters nothwendig erfolgen müsse.

Wir können dieser letztern Behauptung nicht unbedingt beitreten, wenigstens nicht für das deutsche Theater im Allgemeinen, wenn es auch wahr sein mag, daß einzelne deutsche Bühnen in ihrem heutigen Gange, wo nicht dem Aufhören, doch der völligen Unbedeutenheit eifrig zu-

schreiten. Zum Glück ist in Deutschland kein einzelner Bildungskreis gesetzgebend für das Ganze. Das Rechte und Gute, an der einen Stätte vernachlässigt oder unterdrückt, findet alsbald wieder eine andere, wo es gepflegt wird, oder sich doch frei entwickeln mag, und auch minder wichtige Orte gewähren zu Zeiten ein fruchtbares Gedeihen, das dann wieder den größten Hauptstädten zu Gute kommt.

Das Theater hat in Deutschland eine andere Gestalt und Aufgabe, als in andern Volksbereichen, wo für alle Kunstbestrebungen nur Ein bestimmtes Ziel in Einer höchsten Mitte besteht. Das Theater muß bei uns vieles leisten und ersetzen, wofür eigentlich andere Anstalten zu fordern wären; ein Theil unsrer Volksbildung, unsres Gemeingeistes, des freien Ausdrucks unsrer Gesinnungen und Urtheile, haben dort ihre Stätte gewählt; unsere höheren Gesellschaftsverhältnisse werden dorther theilweise sowohl gezähmt als genährt, und wo sonst keine Wirkung so leicht hindringt, da wirkt unmerklich und unwiderstehlich das von der Bühne gesprochene Wort. Einigermaßen war dieß auch das Verhältniß des Theaters in Frankreich vor der Revolution; allein zu Gunsten des deutschen Theaters ergeben sich aus den erwähnten Umständen noch wichtige Unterschiede, die seine Bedeutung ohne Vergleich höher stellen.

Wir dürfen deßhalb annehmen, daß unseren Landsleuten das Theater wie bisher, so auch ferner, ein Gegenstand besonderer Zuneigung bleiben wird, wie es denn in der That, man kann es wohl sagen, der Nation im Ganzen gewiß lieb und theuer ist, als welche wohl fühlt, daß sie dessen nicht füglich entrathen kann. Wäre wirklich

ein Verfall deſſelben überhaupt zu fürchten, oder ſchon ſichtbar, ſo möchte dies nur ein Grund werden, mit verdoppeltem Eifer zu ſinnen und zu trachten, wie ihm aufzuhelfen wäre, nicht aber, ſich überdrüſſig von ihm abzuwenden.

Der ausübende Künſtler hat ſeine Hülfsquellen unmittelbar in einer Productivität, dem Feuer ſeines Talents mag er neue Gebilde und Wirkungen entſtrömen laſſen; die Erfindung wird ihren Weg nehmen ohne unſer Zuthun, und ihren Erfolg wird ſie als ihr Recht hinſtellen. Dem Theaterfreunde jedoch zeigt ſich noch eine andere Richtung, in welcher ſeine Theilnahme dem Gegenſtande förderlich ſein kann. Dies iſt das Gebiet der Theatergeſchichte, der Rückblick auf den bisherigen Gang dieſer Kunſtentwickelung, die wiederholte Betrachtung deſſen, was in dieſer Bahn früher ſich bemerklich gemacht hat; in dieſer Kunſt, wie in allen andern, ſteht nichts allein, die Gegenwart ſtützt ſich auf die Vergangenheit, und nichts iſt reicher an Belehrung und Aufſchluß für das heutige Bedürfniß, als die Vergleichung mit dem, was ſchon da geweſen, und was und wie es geleiſtet und aufgenommen worden iſt.

Seit jenen großen Namen, die wir zu Anfange genannt, ſind nicht minder glänzende und berühmte unſeren Theaterannalen eingeſchrieben. Aufmerkſame Leitung, und tüchtige, glänzende Ausübung haben an vielen Orten Großes, oft Außerordentliches geleiſtet. Während aber, ihrer Natur nach, die Darſtellungen der Künſtler mit dem Augenblicke flüchtig dahingehen, und die großen Namen Schröder, Fleck u. ſ. w. ſchon faſt nur mythiſch im Gedächtniſſe leben, fehlt auf der dramaturgiſchen Seite

großentheils noch die Zusammenfassung und der Bestand, auf welche sie, ihrer Art nach, allerdings Anspruch machen könnte. Seit Lessing hat nur Tieck, auf seinem Standpunkte zu Dresden, eine Sammlung von Kritiken und Belehrungen aufgestellt, wie jener von und für Hamburg mit so großem Erfolge sie geliefert hat. Die Goethe'schen Beiträge, durch Inhalt und Geistesrichtung unschätzbar, stehen vereinzelt. Schilderungen bestimmter Künstler in einer Reihe von Rollen haben wir nur wenige; Böttiger über Iffland, Meyer (in Bramstedt) und Schink über Schröder, Lewald über Seydelmann, sind die vorzüglichsten. Außer diesen wenigen hellen Punkten ist in der deutschen Theatergeschichte Alles dunkel und lückenhaft; die meisten Nachrichten, auch die werthvollsten, verlieren sich, wie die Vorstellungen selber, mit dem Tage. Manche Kritiken, von Börne, von Gans, sind litterarisch aufbewahrt, aber nur nebenher, andere sehr vorzügliche, von Ludwig Robert, Hartmann, Friedrich Schulz, und Andern, vermöchte man kaum aufzufinden, auch wenn ein ächter Sammlerfleiß sie ernstlich suchte!

Einem Theaterfreunde, der die Eindrücke der Bühne nach dem Genusse des Augenblicks auch in dauernder Erinnerung freuen, der so viel Schönes, Hohes und Freudiges, das die Schauspielkunst ihm vorgeführt, sich zum Lebensschatze gesammelt, und der bei den Namen der Künstler nicht schnöde ihres Alters und ihres Zurücktritts, sondern freudig der Entzückungen gedenkt, die er ihnen schuldig geworden, — einem solchen Theaterfreunde mußte die Erscheinung des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter auch in diesem Bezug auf die Bühne sehr willkommen sein, und durch Hervorrufung so vieler einst

durch lebendige Kunst erfüllten Stunden einen reichen Genuß darbieten. Eine lange Reihe von Jahren hindurch verfolgt Zelter mit lebhaftem Eifer und eigenthümlichem Sinn die Vorstellungen der Berliner Bühnen, giebt von den Stücken, den Schauspielern, den Rollen, nach Umständen ausführlicher, oder auch nur summarisch Bericht. Und da wir seine Eigenheiten, seine Mängel und Befangenheiten aus diesen Briefen sattsam kennen lernen so sind wir im Stande, ihn durch diese ganze Folge von Nachrichten und Urtheilen zu begleiten, ohne uns ihm unbedingt hinzugeben, vielmehr können wir, indem wir bald ab- bald zurechnen, aus dem von ihm Gegebenen bequem und ungeirrt unser eignes Urtheil bilden.

Nicht minderen Anreiz, und in mancher Hinsicht noch größeren Genuß, gaben uns die Briefe der Frau von Varnhagen, die unter dem Namen „Rahel" zusammengedruckt worden und weit in die mannichfachsten Kreise der Litteratur und Gesellschaft gedrungen sind. Auch in ihnen ist das Theater ein durch das Ganze eines beinah vierzigjährigen Zeitraums sich fortwindender Gegenstand, der immer aufs neue hervortaucht, mannichfache Lebensbeziehungen anknüpft und weiter spinnt, und die tiefsten, originellsten, fruchtbarsten Bemerkungen veranlaßt. Da wir mit großer Vorliebe und besonderer Aufmerksamkeit gerade diese Seite des Buches Rahel uns angeeignet und uns mit der Verfasserin hauptsächlich als einer Theaterbesucherin beschäftigt haben, so erzeigen wir den meisten Lesern gewiß einen dankenswerthen Gefallen, wenn wir ihnen in Kürze einige der Ergebnisse, welche sich uns dargeboten, zur Uebersicht vorlegen.

Wir setzen voraus, daß unsre Leser mit dem Geiste

und den Aeußerungen Rahels im Allgemeinen schon bekannt sind. Aus allem Lobe, das dieser Frau so vielfach gespendet worden, so wie aus dem Tadel auch, dem sie nicht ganz hat entgehen können, muß wohl am Ende für sie das Zugeständniß unwidersprechlich feststehen, daß, wie man auch sonst ihr Wesen beurtheilen, ihre Geistes- und Gemüthsgaben wägen und schätzen wolle, zwei Eigenschaften in ihr hervorragen, und ihren Worten die Kraft und den Zauber geben, welche die Lesewelt davon empfunden hat, zwei Eigenschaften, welche wir auch für das Theater als die köstlichsten und wünschenswerthesten in Anspruch nehmen, und von denen wir das ganze Publikum erfüllt und beseelt sehen möchten, nämlich unbestechliche Wahrheitsliebe und regster Enthusiasmus.

Gewiß, zwei seltene und wichtige Gemüthsgaben, und am seltensten und wichtigsten in ihrer Vereinigung! Denn sie scheinen sich, zum Theil wenigstens, gegenseitig auszuschließen, oder in ihrer Wirkung zu schwächen. Das ist aber hier gar nicht der Fall. Die Wahrheitsliebe Rahels ist mit Güte, ihr Enthusiasmus mit Einsicht verbunden; die größte Eingenommenheit hindert bei ihr strengste Beurtheilung nicht, die Mißbilligung läßt der freudigsten Anerkennung Raum, sobald ein Fehler oder ein Vorzug unerwartet diesen Gegensatz fordert oder möglich macht.

Sehen wir nun, wiefern dieser inneren Ausstattung die äußeren Umstände günstig zu Hülfe kamen! In Berlin 1771 geboren, sah Rahel in ihrer Jugend die Erstlingsblüthe der dortigen deutschen Bühne hervorbrechen, welche aus geringen Anfängen, bescheiden, aber frisch und kräftig, vor einem antheilvollen, sich gleichzeitig heran-

bildenden, ebenfalls bescheidenen, aber freudig-ernsten Publikum jugendlich aufstrebte; daneben glänzte die italiänische Oper, mit ihren feststehenden, auf gegebener Kunsthöhe meisterhaften Leistungen, in aller Pracht und Fülle Königlicher Anordnung; und bisweilen kam den Ansprüchen und der Gunst vornehmer Gesellschaft auch noch der Reiz französischer Vorstellungen lebhaft entgegen. Diese doppelte Nebenbuhlerschaft, welche nicht dauernd genug wirkte, um unterdrücken zu können, aber stark genug war, um anzuregen, hat gewiß der deutschen Bühne in Berlin mannigfach genützt, gewiß auch auf das Theaterpublikum vortheilhaft eingewirkt, dessen Gesichtskreis sich niemals ganz verengen konnte, sondern immerfort fruchtbare Vergleichungen bot.

Damals überließ man die Leitung der deutschen Bühne, nachdem sie nicht mehr bloßes Privatunternehmen auf Gewinn, sondern der Obhut der Staatsbehörde theilhaft geworden war, den Einsichten harmloser Gelehrten. Erst Ramler, dann mit größerem Erfolg Engel, thaten redlich alles, was unter den beschränkten Umständen, in welchen sowohl sie selbst als die Bühne waren, zu verlangen war. Endlich kam Iffland, der nun als Künstler und Direktor zugleich eine neue Epoche begann, die der Hauptsache nach noch jetzt fortdauert. Er verstand sein Handwerk und die Welt; indem er jenes klug betrieb und alle Vortheile geltend machte, wußte er die Gunst des Hofes und der Menge zu erwerben, und sich, so lange er persönlich wirkte, darin festzuhalten.

In dieser Zeit hatte die Berliner Bühne das Glück, neben vielen trefflichen Talenten, die zum Theil von dem größten persönlichen Glanze getragen wurden, wie z. B.

die als Schönheit angebetete Baranius und der nicht minder berühmte Czechtitzky, ein paar Sterne erster Größe in Fleck und Friederiken Unzelmann zu besitzen, welche dem Ganzen den höchsten Aufschwung und lange Zeit die vorherrschende Richtung gaben. Beschort und Mattausch wären Zierden jeder Bühne gewesen. Unzelmann war als Komiker unübertrefflich.

Außer den zahlreichen Erscheinungen, welche von andern deutschen Bühnen einzeln herüberkamen, und außer dem Anschauen neuer Gesammtheiten an andern deutschen Orten von Bedeutung, empfing Rahel auch früh die großen Eindrücke des französischen Haupttheaters in Paris. Sie sah die genialen und zauberischen Gestalten Talma's, der Raucourt, Fleury's, Elleviou's, der Mars, der Georges, und wußte über die schroffen Eigenheiten einer nationalen Kunstbildung billig hinzusehen, um den Gipfel allgemeiner und überall gültiger Meisterschaft, die sich aus den engen Schranken dennoch siegend erhob, nur um so höher zu bewundern. Für den Kundigen wird es nicht ohne Werth sein, wenn wir bemerken, daß Rahel auch die tragischen Talente der holländischen Bühne zu kennen und zu schätzen Gelegenheit gehabt.

An Mustern, Beispielen, Stoff jeder Art zum Vergleichen und Ueberdenken war daher kein Mangel. Auch Musik im ganzen Umfang, die Tanzkunst in ihren verschiedenen Arten, boten sich dem regen, sichern Sinne reichlich dar, welcher nicht weniger für die Malerei der Bühne, für Kostüm und Dekoration, offnen und scharfen Blick hatte.

Wir sehen Rahel diese mannichfachen Richtungen mit lebhafter Theilnahme verfolgen, die Talente anerkennen,

die Leiſtungen würdigen, ſie im Einzelnen ergründen, den feinſten Schattirungen ihrer Aufgaben nachgehen. Sie weiß auch auf unteren Stufen das Verdienſtliche aufzufinden, auch in verkehrten Richtungen das Meiſterliche auszuſondern, und wo das Kunſturtheil jede Milde verſagen muß, läßt ſie doch nie die menſchliche Billigkeit abhanden kommen. Aber im Ganzen iſt ihr Sinn immer auf das Höchſte und Größte gerichtet, und beruhigt ſich nur bei dem entſchieden Vortrefflichen, Vollendeten. Ihre leidenſchaftliche Bewunderung iſt vor allem dem erhabenen Genius Fleck's, Talma's, der Schröder, gewidmet, wie der lebensreichen, ſchöpferiſchen Natürlichkeit der Unzelmann, der Mars. In der Oper iſt es der Geſang der Marchetti, der ſie zumeiſt befriedigt, derſelben Marchetti, welche Heinſe in Venedig ſingen hörte, und von der ſpäter Wilhelm von Humboldt in ſeinen Briefen an Schiller ein preiſendes Zeugniß gab; oder der Geſang der Milder, in andrer Weiſe von gleicher Erhabenheit. In der Tanzkunſt iſt es die Vigano und die neapolitaniſche Schule; in der Muſik, neben der reichen Kunſt und Lebensfülle der beſten Italiener, ſind es Mozart, Gluck und Righini, auf welche ſie ſtets zurückkommt. Unerſchütterlich hielt ſie bei ſolchem einmal gewonnenen Maßſtabe feſt; keine Lockungen des Talents, des allgemeinen Beifalls und Geſchreis machten ſie jemals irre. Sie wußte ſehr gut, daß dem erſten Talent und der reinſten Kunſt nicht ſowohl das Mittelmäßige und Schlechte, als vielmehr das ihr zunächſt ſtehende zweite Talent, das Unreine, mit innerer oder äußerlicher Beigabe falſch verzierte, entgegenſteht, hinderlich und ſchädlich iſt. Und mit dieſen Tagesgültigkeiten, ſie mochten übrigens noch ſo bewundernswerth ſein,

und Iffland, Bigottini, Karl Maria von Weber oder Sontag heißen, konnte sie sich wohl so weit befreunden, um das Meisterhafte in ihnen mit Freudigkeit zu genießen, aber nie so weit, um sie jenen ächten und vollkommnen Größen jemals an die Seite oder gar an deren Stelle zu setzen.

Rahel dachte groß und enthusiastisch von der Kunst und den Künstlern; sie fand letztere jeder Verehrung werth, als Auserwählte der Menschheit, geweiht und berufen, das Schöne und Erhabene zu Trost und Freude hervorzubilden, unsere beschränkten, gemeinen Zustände mit freien, höheren abzulösen. Sie glaubte daher auch nicht, daß die Kunst ein bloß äußerlich Erlerntes, ein mühsames Flickwerk sein könne. Die großartige Seele, das kräftige Gemüth, den lichtvollen Geist, setzte sie stets im Künstler voraus. Große Naturgaben, und vor allen die Fähigkeit reicher und mächtiger Empfindung, waren ihr das erste Erforderniß.

Aber sie war mit dieser ersten Bedingung keineswegs abgefunden; sie verlangte nun eben so den ganzen Ertrag des Studiums, den vollen Reichthum erworbener Bildung. Wo die eine oder die andere dieser beiden Seiten fehlte, da konnte sie höchstens treffliche Bestandtheile aber kein befriedigendes Ganze der Kunst anerkennen. Zu jener Stufe herabgestiegen, wo das Einzelne gelten darf, weil es nur gerade dieses sein will, mochte sie auch jeder Virtuosität mit leidenschaftlichem Beifall zustimmen, und wie sie die reine Schönheit der Gestalt, die flüchtige Eingebung, das glückliche Gelingen bewunderte, so konnte sie auch durch weise Berechnung, sichre Nachhülfe des Verstandes, und durch vollkommene Fertigkeit entzückt werden,

wo dieſe richtig hervortraten. Nur wenn der Mangel, die Schwäche und die Dürftigkeit ſich als Stärken geben wollten, das ihnen zugeſtandene Geringe an die Stelle des verſagten Großen und Herrlichen ſetzen wollten, ja durch trügeriſchen Schein das Verkehrte und Leere geltend machten, — dann empörte ſich der Unmuth und konnte ſcharfe Strafworte ausſchütten.

Rahel war die Erſte, welche, bei aller Anerkennung der vielfachen in Iffland vereinigten Gaben, ſowohl ſeine Schauſpielkunſt als ſeine Direktorſchaft als den Anfang des Verderbs der Berliner Bühne erkannte und bezeichnete. Gegen dieſen gründlichen Verderb rang vergebens das entgegengeſetzte Beiſpiel der Weimarer Bühne, vergebens die Anſtrengung der neueren Poeſie, der fortgeſetzten Beeiferungen Schlegels, Tiecks, Bernhardis, vergebens der beſſere Theil des Berliner Publikums. Die Vorzüge ſelbſt, in denen Iffland groß war, täuſchten über die Richtung, die er dem ganzen Bühnenweſen gab, und riſſen nach und nach alles auf den falſchen Weg mit fort. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir Rahel mit der Geſtalt des Theaters, die ihr daheim und in der Fremde am meiſten entgegentrat, in häufigem Widerſpruch finden. Am wenigſten konnte ſie in Berlin ſelbſt befriedigt ſein, wo ſie, bei dem beſten Willen, doch faſt immer nur Einzelnes loben konnte, und das Höchſte und Beſte nur vorübergehend und wie durch Gunſt des Zufalls geleiſtet ſah.

Wir wollen dieſe Verſchiedenheit der Standpunkte hier in ſtoffloſen Allgemeinheiten nicht peinlich erörtern, ſondern laſſen ſolche lieber ſogleich in lebendiger Auffaſſung des beſtimmten Einzelnen prägnant hervortreten. Das

Raisonnement wird sich für diejenigen, welche dessen bedürfen, aus diesen raschen und gleichsam dem Augenblick entrissenen Spruchworten, leicht und ergiebig ableiten.

Einen karakteristischen Ausdruck der ganzen Richtung und Gesinnung Rahels in theatralischem Bezug liefert uns gleich ein Brief, aus dem Jahre 1817 an die große tragische Schauspielerin Sophie Schröder. Diese gab damals ihre ersten Gastrollen in Berlin, Rahel aber befand sich in Frankfurt am Main, und schrieb an die bewunderte und ihr schon seit mehreren Jahren befreundete Künstlerin wie folgt:

An Sophie Schröder, in Berlin.

Frankfurt a. M., den 31. October 1817.

„Als ich gestern mit Ungeduld die Berliner Post erwartete, die mir endlich keine Briefe mitbrachte, ließ ich mir die Berliner Zeitungen als eine Art von hinhaltendem Ersatz geben, und fand Sie, meine sehr Geliebte, den Landsleuten als Gast der Muse angekündigt; diese Zeilen können Ihnen mein Bedauern, daß ich nicht zu Hause bin Sie zu empfangen, nicht ausdrücken! Ich habe den wahnsinnig-eiteln Gedanken, daß in der weiten gebildeten Stadt doch keiner sich findet, der so durchdrungen sein kann von dem, was Sie zu leisten vermögen, es auffassen kann wie ich, was Sie sind; und der auch das anscheinend minder Gelungene so zu stellen und zu deuten weiß! Ich möchte Sie empfangen, beherbergen: Ihnen jede materielle Sorge und Besorgung abnehmen; ich möchte Sie applaudiren; mit Einem Wort, ich die Ceremonien-Fürstin der Stadt nur auf eine Welle sein,

wie ich es jedesmal mit Leidenschaft wünsche, wenn ein Künstler in ihren Mauern ist; Einer, der die Macht hat, das Großartige darzustellen, ohne Uebereinkunftsmanier; dem es gegeben ist, die Leidenschaft zu kennen, und die Mittel, sie in allen ihren Abschattungen, auch dem wenigst Aufmerksamen, in einer Art musikalischem Maße und Haltung zu zeigen; der die Natur der Dinge schnell jedesmal findet, und auch die Mittel, sie auszudrücken. Sie sehn, ich tödte mich, das zu beschreiben, was gesegnete Künstler sind; sagen kann ich's nicht; aber ich weiß es. Auch mich hat Apollo berührt: ich verstehe die Begabten. — Wär' ich nur in Berlin, in meinem Hause; Sie wohnten doch bei mir! — Wie leid ist es mir, daß Sie unsere Garderobe, unsere Dekorationen nicht mehr sehen: aber lieb ist es mir, daß Sie im Opernhause spielen; und es freut mich, daß Graf Brühl bei Ihnen eine Ausnahme mit den Gastrollen zu machen weiß. Warum spielen Sie nicht Johanna von Montfaucon, anstatt in Rudolph — oder wie er heißt — von Finnland? Johanna war eine von den Triumphrollen der Bethmann; in dieser aber zieh' ich Sie vor. Ich habe auch eine Sorge; Berlins Geschmack in Ansehung der Weiberrollen ist auf schwaches Regime gesetzt. Das Größte, was sie hatten, (und ein Publikum schwingt seine Gedanken nie über das, was es sah, sondern bildet und schränkt sich darnach ein, oder aus;) war die Bethmann; die außer dem Talent, das sie hatte, noch die Gabe besaß, nur sie sein zu dürfen; und das in einem solchen hohen und schönen Maße, daß man nicht unterscheiden mochte, ob sie auch etwas anders sein konnte; sie konnte erhaben, ganz edel, ganz romantisch, tief empfindend, traurig-toll

und toll-zerreißend ſein, immer lieblich, ſelbſt im Fehlgriff; konnte komiſch, heiter, reizend beweglich ſein; den Adel der großen Welt vortragen. Furchtbar aber, furienſtark, mit den Elementen verwandt, mythologiſchen Wahnſinn, den konnte ſie nicht aus der lieblichen, leichtbeweglichen, leichtſinnigen, frommen Seele ſchöpfen, weil man nie etwas daraus ſchöpft, was nicht darin liegt. Nun fürcht' ich, iſt den Berlinern mancher Farbenton, der gerade *mein* Erhabenes ausmacht, von Ihnen zu ſtark; das fürcht' ich eigentlich nicht; aber ich fürchte, daß Sie das nicht zu deuten verſtehen, und Ihnen das einen unangenehmen Eindruck macht; und daß Sie gar — Gott behüte und bewahre! — ſich darnach richten wollen. Das fürchte ich; und darum ward ich hier ſo breit; in der Tiefe war wirklich der Aufſchluß dieſes Schwächenzuſtandes nicht nachzuweiſen; ſondern in der längeren Ausdehnung eines Aufenthaltes in Berlin, den ich *gemacht*. Jetzt mag unſere Stadt nun wohl noch mehr davon befallen ſein, als vor drei oder mehreren Jahren: ſie putzt und ſchnäbelt gar zu viel an ihrem Kunſtgefühl, beleuchtet gar zu ſehr das Bewußtſein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anſtatt dem Gehen und Kommen der Sonne ſich ruhiger hinzugeben. Sie ſind dort bis zu den unbefangenſten Tiefen der Menſchheit in der letzten Zeit mit ihren Ausputzwerkzeugen hingedrungen und geeilt: und ich fürchte, jetzt grad, eine größere und allgemeinere Schwäche und Anmaßung; und will Sie, um Ihnen unangenehmere Empfindungen zu erſparen, nur darauf aufmerkſam machen. Solches alles gilt aber nur von jeder Stadt, wenn man ſie zuſammen ſich vorſtellt; und man kann *die* eine freie, eine ſinnige nennen, wo viele

Einzelne dem Publikum mit ihren Gedanken, und Verständnissen vor sind, große Künstler fassen, und große Bücher, die sie über die Beschaffenheit des Augenblicks, in dem sie leben und schaffen müssen, erheben. Eine solche Stadt, sein Sie gewiß, ist Berlin, wenn auch die, welche sie dazu machen, gerade nicht das Glück haben Sie persönlich zu kennen. Dieß wollt' ich Ihnen nur, bei dem flüchtigen, geschäft- und ereignißreichen Aufenthalt dort, vor die Augen halten, wo alles vor ihnen vorüberfliegen muß. Ein Freundesbrief soll Freundesstelle vertreten!!

Mich ekeln schon jetzt die Zeitungskritiken! das ist das Schlechteste, was wir haben, das Seichteste in Deutschland überhaupt. Die Leipziger, von A. W. sind noch die einzigen, wo etwas Mark und Bein, Leben und Zeichnung darin ist.

Hier spielt Eßlair. So glücklich, Sie mit dem zusammen zu sehn, bin ich nicht! Wenn ich nur drei Bataillen gewonnen hätte! ich wollte mir ein Theater anschaffen! Er spielte Theseus wirklich wie ein Gott; und kann das Muster sein, die Fahne zum Weg, deutlich zu sprechen. Otto von Wittelsbach sah ich: der Mord ein Meisterwerk! Hinein- und herausgehn Ein Stück; er ging, trotz der Wuth, mit Abscheu hinein, und kam, trotz des Abscheus, noch mit Wuth heraus. Göttlich. —

Als ich Ihnen dieses gestern schrieb, ward ich dazwischen immer von Besuchen gestört. Ich erhielt dann noch gestern Abend einen Brief aus Berlin. Sie wollten an dem Tage in Merope auftreten, von der Vorstellung selbst weiß ich also noch nichts. Ich freue mich im voraus des

Berichts, den man mir treu und ausführlich davon zu geben verspricht!“ — —

In dieſem raſchen, leicht hingeworfenen, nur dem Augenblicke gehorchenden Herzenserguß iſt unvermerkt faſt alles, wodurch ſich die wahre und hohe Kunſt von der ſcheinſamen, unächten und kleinen unterſcheidet, in kurzen Andeutungen mitausgedrückt. Hier iſt gleichſam der Scheideweg angegeben, wo die Richtungen ſich trennen, und in ſtets größerer Abweichung auseinandergehen, die eine zum Großen und Schönen, die andere zum Mittelmäßigen, Erkünſtelten, Schlechten. Wie wahr und richtig iſt der Zuſtand der Berliner Bühne und des Publikums ausgedrückt! Er iſt noch *heute*, nach achtzehn Jahren, ganz derſelbe. „Berlins Geſchmack iſt in Anſehung der Weiberrollen auf ſchwaches Regime geſetzt.“ Und damals war die Erſcheinung der Bethmann dem Gedächtniſſe noch ganz friſch! dieſer großen Künſtlerin, welche hier, ihrem Vermögen und Leiſten nach, ſo richtig bezeichnet, ſo gerecht gewürdigt wird! „Furchtbar, furienſtark, mit den Elementen verwandt, mythologiſchen Wahnſinn“, nein, dahin ging weder ihr Naturell noch ihre Kunſt. Aber mit den Männerrollen ſtand es nicht beſſer; im Gegentheil. Und die Stadt! Kann man noch heute Treffenderes ſagen? „Sie putzt und ſchnäbelt gar zu viel an ihrem Kunſtgefühl, beleuchtet gar zu ſehr das Bewußtſein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anſtatt dem Gehen und Kommen der Sonne ſich ruhiger hinzugeben.“ Dabei wird nicht verkannt, daß in der Menge zerſtreut viele Einzelne höheren Sinnes leben, auf welche der ächte Künſtler ſich ſtützen darf, denen er zuſtreben ſoll! Der Ausruf: „Wenn ich nur *drei Bataillen* gewonnen

hätte! — ich wollte mir ein Theater anschaffen!" ist eine launige Bezeichnung dessen, was die Gunst der Umstände nie bei uns gefügt hat, die höchsten Machtgewalten aber, so leicht und lockend der Versuch wäre, noch bis heute nicht in ihre Kunstförderungen aufnehmen, nämlich des Vereins unserer besten Künstler auf derselben Bühne!

In ähnlicher Weise, nur dem Gegenstand und Augenblicke gemäß anders gestellt, wird über Eßlair gesprochen, ebenfalls bei Gelegenheit seiner ersten Gastrollen in Berlin. Wir lassen dieses Urtheil, das zwar einige Zeit früher fällt, dem vorigen hier folgen, da solches dem Zusammenhange nach sich so am besten anschließt.

An Ludwig Robert, in Posen.

Berlin, Sonnabend den 8. August 1812.

„Ich habe mehr als Pflicht erfüllt: ich habe die Räuber, sage die Räuber gesehen, und Kora von Kotzebue! Daß letzteres Stück, wie es dasteht, gegeben wird, macht den Sitten der Deutschen ächte Schande; daß es überhaupt gegeben wird, zeigt von der groben Rohheit des größeren Publikums unserer Nation; daß Kotzebue es machte, von der Stümperhaftigkeit seiner Begriffe und der völligen Plattheit seiner Gesinnungen, denn auf Einer Stufe stehen sie darin gar nicht. Den keuschen Iffland, im Aufstellen des Schicklichen und im Bemühen der Geschmacksreinigung, versteh' ich hierin nicht. Unsere Schauspieler verdienen wirklich ein sittenreinigendes Wollspinnen, weil sie diese leeren unanständigen Grobheiten mit Wohlgefallen spielten; in ihrem Sinne, als wäre es Shakspea-

riſcher Witz; und hervorkehrten, wohl ärger noch, als es der Verfaſſer konzipirte, und ſich recht drin wälzten, ohne doch nur eine verſtändliche Perſönlichkeit hervorzubringen, ſondern bloße Bretterunart, und ſonſt gar nichts. Eßlair müßte ſolche Aufführungen tilgen helfen; und nicht ſie befördern, veranlaſſen. Auch war es denn leider ganz leer zu meinem Schrecke: obgleich er ungeſehen dies verdiente. — Er ſieht trotz eines ſchlechteren Anzugs, als wir hier zu ſehen gewöhnt ſind, nicht wie ein Hiſtrion, ſondern wie ein Menſch aus; mit beweglichem regſamen Blick und Mienenſpiel, länglich geſchnittenen Augen, die er auch wohlgeübt zu gebrauchen weiß; wie er überhaupt die Bretter kennt, und unendlich viel geſpielt hat, und Beifall gewohnt iſt. Er hat eine hohe Heroengeſtalt, und muß Halbgötter und phantaſtiſche Menſchen ſehr ſchön darſtellen; eine Stimme, wie ich ſie nie hörte, mit einer ſo umfaſſenden, in allen Tönen einnehmenden Skala. (Als er geſtern Morgen einen Augenblick bei mir geweſen, und wegging, ſagte meine Jungfer: «Ein hübſcher Mann!» — Ja! — «Und er hat ſo was Sanftmüthiges an ſich.» Sie wußte es nicht zu nennen und meinte nur die Götterſtimme.) Eine Nüance von Vornehmheit fehlt ihm, jetzt-zeitiger möcht' ich ſie nennen, die man, wenigſtens ich, nach den erſten fünf Bewegungen vermißte. Schöne Füße für ſo große Geſtalt, die jedoch nicht hinderlich erſcheint, und gar kein eitles Spiel für Publikum; ſo iſt er öfters mit dem Rücken gegen die Zuſchauer gekehrt, welches mir ſehr wohlgefällt, ich immer wünſche, und nicht begreife, warum darin die Schauſpieler ſo viel bedenklicher, aber nicht genug als die Tänzer ſind; in jedem Moment wird doch in keiner Rolle geſprochen, und

da thut eine lebhafte natürliche Wendung des Menſchen ſehr gut, und belebt Schauſpieler und Zuſchauer. Es kommen ihm nicht Einfälle genug in's Gemüth, alſo fallen ihm nicht genug Nüancen des Vortrags ein; und daher iſt er der Meinung, zu oft ſich in den Affekt ſetzen zu müſſen, in welchem man gar nicht anders kann als ſchreien, dies iſt die Urſache, warum er dies zu oft, und daher öfters ohne richtigen Grund nach treffender Wirkung, thut: bei Leibe aber nicht für's gröbere Parterre und deſſen groben Beifall, ſondern aus reinem Irrthum und Mangel, aber doch verführt von der zu willigen, alles leiſtenden Stimme, die ihm ſchon ſo herrlichen Beifall ſchaffte, und Zeit ihres Lebens ſchaffen muß. In ſeinen beſten Momenten erinnert er an Fleck. Abſtracte Mienen, des ſich ſammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schickſal, haben ſie alle drei ſehr gleich. Er ſpielt ſehr deutſch, und doch wie Einer, der die Franzoſen geſehen, erwogen und benutzt hat; dies in ſeinen theatraliſchen Bewegungen, die er gehöriger Weiſe al fresoo nimmt; aber bei weitem nicht mannigfaltig und witzig genug: wie denn Witz ihm in allem, was er auch gut leiſtet, am meiſten fehlt. Dabei ſpielt er nach Stimmung und Eingebung; und aus großer Routine auch mit Ueberlegung, womit er ſich klug genug unterſtützt, wenn er ſich ſchwächeren Herzens fühlt. So gab er die Räuber. In der Stelle, wo er die groben Ermahnungen des Mönchs anzuhören hat, ſah er mit ſchwarzem, vorn aufgeklappten, mit rothen Federn in die Stirn gedrückten Hute, gradauf ſtehend auf eine paſſende Streitart gelehnt, außerordentlich gut, und menſchlich, und edel, lebendig zuhörend aus; wie ein wirklicher

Menſch, und hochartig. Auch antwortete er in edelgefaßtem Schmerz dem Mönche ſehr ſchön in den abgebrochenen Reden. Als er ſich erſchießen wollte, ſpielte er meiſterhaft; eindringend, verſtändig, verloren forſchend und unglücklich; mit den paſſendſten Gebärden; ſo gelungen als möglich. Auch erſtach er das Mädchen ſo außerordentlich, als es nur möglich iſt; wie Fleck, wenn er ſo etwas gut machte. Auch kann er ſehr ſchön ohne Worte sanglotiren, il n'y a point de mot dans notre langue; Schluchzen allein iſt es nicht. Wimmern und Schluchzen. Noch machte er manches ſchön, ich rede vom Schönſten. Ja! noch Eins! Er las den Brief des Vaters gleich zu Anfang göttlich, und war in dem Zimmer zu Hauſe, wie nur große Schauſpieler, wie Menſchen in ihren Zimmern, Helden. Er wurde den Abend ſehr beklatſcht und herausgerufen, und es war jenes Klatſchen in der Luft, welches ganz allein nach gutem Spiel erfolgt und nicht von der Menge der Hände abhängt. Vorgeſtern ſpielte er Rolla bei leerem Hauſe; mit der Fähigkeit, die du von ihm nun kennſt; nahm aber die Rolle, eine Nüance oder ein paar, franzöſiſcher; und die Rolle, ſage ich, lieferte ihm nicht jene Momente, in denen er mir völligen Beifall ablocken konnte. Er wurde wieder herausgerufen. Uebrigens habe ich das Publikum noch nie gerechter gefunden; wo ſie konnten, ehrten ſie den fremden Künſtler; wo ſie wußten, zeigten ſie ihren völligſten Beifall unbefangen gern, und wahrlich ſie ſchienen's beide Abende auch ganz zu verſtehen.

Eßlair macht einen ſo lieben Eindruck als Menſch, und zeigt den in ſeinem ganzen Vortrag ſo, daß man ihn perſönlich lieben muß; dafür war ich ihm ſchon mit

meinem ganzen Herzen dankbar. Sein kleiner Besuch hat ihn in meiner Gunst bestätigt. Er hat etwas liebenswürdig Gütiges. Rauchtabak roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinster Welt. Er behauptet keine Zeit zu haben! er eilte so, daß ich beinahe nichts mit ihm sprechen konnte, als von deinen regrets, zu einer Probe vom Tell, der heute gegeben wird; hier die Austheilung. — Leb' wohl! Ich bin zu müde: ich habe einen kranken Kopf, und nur meine Theaterleidenschaft und du konnten mich schreiben machen. —

N. S. Er brachte mir einen Brief von J. S. — Meine ganze Liebe wallt zu Flecks Grabe. Die Propheten, Dichter und Künstler, die Gottgesandten, sollten doch so lange die Welt steht, leben, und nicht sich deteriorirend altern, wie wir Gemeinsten, Elendesten. Ich bin heute völlig elend; in allem! Eßlair bleibt nur bis den 14. Die Bethmann, die ich nach der Probe sprach, kann nicht genug erzählen, wie herrlich er in Theseus ist, und wie über alle Maßen vortrefflich in der Beichte; sie sagt, darin stellte er den Theseus auf den Kopf. Gerade umgekehrt!"

In den Strafantrag zu einem „sittenreinigenden Wollspinnen" wird gewiß mancher Leser heiter einstimmen. Bei dieser Schilderung Eßlairs aber fällt uns auf, was wir für alle Beschreibungen dieser Art in Rahels Briefen zu bemerken haben. Sie scheint völlig planlos, sprungweise, willkürlich abgefaßt, bald nach dem Bedeutendsten und Tiefsten, bald nach dem Aeußerlichsten und Kleinsten greifend, das Verschiedenartigste frei durcheinander mischend. Sehen wir bloß auf das Verfahren, so dünkt uns fast verdrießlich, solche verworrene Wege

mitgehen zu ſollen. Allein wir werden bald gewahr, daß das Reſultat ganz entgegengeſetzter Art iſt. Wir finden, daß wir unverſehens, auf jenen Wegen, zu einem deutlichen hellen Bilde gelangt ſind, daß die feſte, ſichere Geſtalt anſchaulich vor uns ſteht. Und dies erklärt ſich leicht! Die Einzelzüge nämlich, welche gegeben werden, ſind alle aus dem lebendigen Ueberblick eines Ganzen geſchöpft; ſie mögen noch ſo entfernt auseinander liegen, ſie gehören und paſſen zuſammen, ſie widerſprechen einander nicht, ſondern ergänzen einander, die Einheit der Anſchauung bricht gerade aus dieſer Folge des Verſchiedenartigen um ſo ſtärker hervor: die lebendige Wahrnehmung verfährt ſelbſt nicht anders, und indem ſie das für die Reflexion Auseinanderliegende, in dem Lebenseindruck aber Vereinigte, raſch zuſammengreift, verwirrt ſie nicht, ſondern ſie gleicht aus und verbindet, ein Verfahren, das der darſtellende Künſtler ſogar nachzuahmen ſucht, hier aber ein lebhaftes, raſches Naturell gleichſam nur als unbewußte Fertigkeit ausübt! „Abſtracte Mienen, des ſich ſammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schickſal", und „Rauchtabak roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinſter Welt", dann, „Schöne Füße für ſo große Geſtalt", und „Ohne Worte ſanglotiren": dies alles muß zuſammen und jedes an ſeiner Stelle ſein, um das Bild in unſerer Vorſtellung vollſtändig aufzubauen.

Wie unbeſtechlich der Wahrheitsſinn Rahels war, wie unfähig, ſich zu verläugnen oder gar ſich etwas einzureden, dafür giebt den ſchlagendſten Beweis ein Brief an Marwitz, worin von Wolff, dem eben von Weimar gekommenen, geſprochen wird. Die Verehrung Rahels für

Goethe war gränzenlos, ſie wußte, daß er das Ehepaar Wolff dringend nach Berlin empfohlen hatte, daß er auf ihren Erfolg rechnete; ſie hätte gewiß gern dieſen Wunſch ihm erfüllt geſehen, mit willigem Opfer dazu beigetragen, dieſe Anerkennung für Weimar zu gewinnen; und was konnte beſtechender für ſie ſein, als das Urtheil Goethe's, der jene als vortrefflich anerkannte? Aber das konnte weder Rahels Sinn befangen, noch ihr Urtheil beſtechen. Sie hatte keinen guten Eindruck von den weimariſchen Künſtlern, und ſchrieb ihrem Freunde unverhohlenen Bericht.

An Alexander von der Marwitz, in Friedersdorf.

Berlin, den 5. Mai 1811.

Nun kommt der Steckbrief von Wolff; in dem dieſer ſtecken ſollte, welches nun umgekehrt iſt, und da Sie ſchuld ſind, Sie es auch entſchuldigen müſſen! — Sehen Sie, wie Jean-Paul'ſch man wird, wenn man nicht ſchreiben kann, und nur etwas Witz ſtellt ſich ein? Mein tiefſter Ernſt. Ich kam natürlich, wie wenn man allein geht, und Niemand auf einen wartet, zu ſpät nach Möllendorfs Loge. Und im Korridor hört' ich ſchon eine mir unbekannte Stimme ſehr theatraliſiren; das Aufeinanderfolgen der Scenen war mir nicht gegenwärtig, und ſtutzend dacht' ich, wenn er das nur nicht iſt. Ich trete ein, und Maria iſt auf der Bühne, mit Mortimer vor ſich. Ich erkenne Wolff, und ſehe zu allererſt, eine verdrehte Bewegung des Unterarms und der Hand. (Aus der er auch nie herauskommt.) Auch mit den Füßen und Beinen weiß er ſich bei weitem nicht ſo gut zu behelfen,

als unſere Akteurs. Worüber ich aber ganz ernſthaft, und faſt traurig in der Seele ward, iſt, daß ich mir durch ihn vorſtellen muß, das Weimariſche Theater iſt nicht beſſer, als unſers; oder vielmehr, wenn es auch in manchen Stücken beſſer iſt, ſo hat es doch unſere Fehler; dieſe Fehler aber ſind mir die allergräßlichſten, und erſt ſeit den guten Stücken, mit den demonſtrirenden Verſen, bei den mittelmäßigen ſteifen Gemüthern der gewöhnlichſten Subjecte, beim Theater Mode geworden. Dieſer große, alle Wahrhaftigkeit und Schönheit des Spiels aufhebende Fehler beſteht darin, daß die Mimen den Zuſtand der Perſonnage, die ſie darſtellen, nicht aufgefaßt haben, ſich nicht angeeignet haben, ſich ihn nicht anzueignen vermögen. Sie wiſſen nicht, und fühlen's nicht, wie die Großen unter ihnen, daß Worte, Phraſen, nur Behelfe ſind, um Gemüthszuſtände von ſich zu geben, nichts, als ein Bild dieſer Zuſtände; und Bilder ſelbſt nur karakteriſtiſchere Zeichen des Beſtrebens nach Ausdruck. Pomphaft, und unverſtändig, trennen ſie dem Dichter jetzt ein Wort vom andern führen dies, ſo zu ſagen einzeln, ſeinem gröbſten Verſtändniſſe nach, auf, und wollen dem Autor nachhelfen. Dann und wann denken ſie ſich aus, wie man etwas machen müſſe. Und das ganze Studium dieſer Kunſt beſteht doch nur darin, auf's pünktlichſte zu wiſſen, was man nicht machen darf. Durchdrungen muß der Schauſpieler vom ganzen Stück ſein, jede Rolle, jede Zuſammenſtellung wiſſen, und kennen; muß vom Himmel die Gabe haben, Zuſtände zu faſſen, und auszudrücken, das letztere iſt eine rohere, äußerlichere und allgemeinere: wenn er dann nicht thut, was er nicht darf, — und dieſe prohibirenden Geſetze aus allen Gegenden des Re-

chenſchaft gebenden Geiſtes zuſammen hat, — und ſich freies Spiel läßt, ſo werden wir Gutes haben. Unſere jetzigen Akteurs aber wiſſen von keinem Stück, keinem Dichter, keiner Stimmung, keinem menſchlichen Zuſtand; und ennuyren mich bis zur Nervenkriſpation. Auch Herr Wolff nahm jedes Wort, wie unſere Stich's, einzeln; und bekam nie die Rolle zuſammen. Seine Stimme iſt nicht ſchlecht, noch unangenehm, (das R ſpricht er ſcharf, alſo tragiſch), aber ſie iſt ſich nicht gleich und drückt nie jemand aus, der aus einem Punkt der Seele heraus lebt; ſondern nur einen Menſchen, der bald von einer bald von einer andern großen Idee, oder von ſolchen Menſchen, erfaßt ſein kann: folglich kann er nichts Bewunderns-werthes, nichts Verehrungswerthes — einen ſolchen Menſchen nämlich darſtellen: gewiß mancherlei romantiſch Anziehendes, Bemitleidwerthes; wenn er nach Karakteren, und nicht nach Worten ſpielen wird. Ich habe eine Ahndung, daß er Lieder, u. dgl., in tollen Reimen und Verſen, gut ſagen kann. Wie das Parzenlied; welche von Schiller: und ſehr vieles von Shakespear. Wo er vague bleiben kann, und anklingen an ganz phantaſtiſche allgemeine Zuſtände der außermenſchlichen Dinge, und auch in ſolchen phantaſtiſchen Gemüthszuſtänden, kann er wohl ſehr gut ſein; das glaub' ich, durch ſeine Augen, die man im dritten Range ſieht, durch ein adliches Gemüthsweſen, welches ihn ſogar während des ſchlechten Spiels bemeiſtert; und weil er, ſo wie es nur reimte, ungewöhnlicher, phantaſtiſcher, in weitern Kreiſen, und allgemeiner wurde, gleich gut wurde, und einem Schönes in den Sinn brachte. So viel! weil er von Weimar kommt. Wo der künſtleriſchſte Deutſche lebt; von dem ich hoffte, daß er ganz

Kunstwidriges, in seiner Nähe nicht aufkommen läßt; ja tödtet, mit Macht und Wacht. Bei seinem Entschlusse. Es muß doch nicht gehen; und das ist es, was mich so ernst über unsere deutsche Kunst machte, und diesen langen Brief veranlaßt. Sind Sie darüber mit mir einverstanden? Und vergeben ihn mir? Ich meine, sehen Sie ein, wie er entstanden ist? Ihnen mußte ich ihn doch schicken! Sie werden noch mehr, noch viele Plage mit mir haben.

Mlle. Beck spielte die Elisabeth göttlich. Sie unterschrieb stumm, allein, wie Elisabeth selbst! Die Bethmann hatte sehr schöne Momente. Spielte aber zu Anfang heftiger als sonst." —

Munterkeit und Laune der Bemerkungen dürften bisweilen täuschen, als sei es nur auf Witz und Scherz abgesehen, allein wer den Geist dieser Mittheilungen näher prüft, wird bald zugestehen, daß Witz und Scherz in ihnen niemals Zweck sind, ja nicht einmal eine Stätte finden, außer wo der Ernst selber sie herbeizieht und das Treffende vorwaltet. So in folgendem Briefe.

An Auguste Brede, in Frankfurt a. M.

Prag, den 10. Mai 1814.

Kaltes, trübes, feuchtes, windiges Regenwetter obenein.

„Holder Karakter! Ich wäre rasend geworden, wenn Sie mich nach einer andern Station gefahren hätten. Aber Seelen, wie Sie, geschieht und entwickelt sich alles leichter, weil sie alles leichter, auch loser nehmen; aber sehen Sie auch Einmal mein Gesicht, und Ihres! Wenn die Natur — und was ist die Natur? Alles; von

Anbeginn an: Kleinigkeiten! — solche Dekrete aus-spricht, dann wehre sich mal Einer; oder bessere sich! Was hätte ich nicht gleich beim ersten Deichselbruch für verdeichselte Brüche gesehen! und für Dukaten im Geiste schwinden! — Eins bitt' ich mir aus, Traute! Sie sollen mir nämlich im äußersten Detail trauen! — über Ihre Angelegenheiten haben Sie holt die Gnod! mich immer sehr au fait zu setzen; sonst sitz' ich und zerbreche mir immerweg den Kopf mit den größten Sorgen. Die grü-nen Bohnen, den Spargel, habe ich Ihnen — auch mit einigem Nachrechnen — beneidet; hier weiß ich vom Früh-ling nichts, als daß Schnee Koth geworden ist: und die Wirthinnen schreien, es sei nichts zu haben in der Jah-reszeit, und der Theurung. Einmal kostet das schmutzige Papiergeld viel, einmal weniger: noch immer so! Wunde auf; Wunde zu; «das ist all eins!» Wenn ich Wunde sage, mein' ich als Moderner — so verstümmelt sind gegen die Antiken — Janustempel. (Warum schreib' ich Ihnen heute so sonderbar, außer meinem — gewöhn-lichen — Stil; dies ist auch meiner; halb in Robert seinem? Weil ich Sie und mich Arme, gern ermuntern, und besonders die schwarzen Dünste aus dem schwarzen Herzen nicht will an's Licht steigen lassen; — und weil mir Karl Maria von Weber diesen Mittag einen sehr schönen Brief vom Herzog von Gotha, in diesem Stil geschrieben, vorgelesen hat. Der Stil selbst ist eine Ma-nier, ein Gewandel, welches ein Launist aus-, an- und abziehen kann; aber weh einem Andern, der sich in der-gleichen Garderobe verwickelt! Denken Sie sich, mit Laune, allerlei komische Auswickelungen aus solchem Kleiderhaufen! Zufälle und Geschichten, mit und unter denen das g-

ſchieht! Ich habe ſo eben dies Gewand anſtändig zwar noch, aber voll Ueberdruß, weit weggelegt.

Es war ſehr ehrlich von Ihnen, liebe Guſte, mir von Nürnberg zu ſchreiben: wie in Balſam eingetaucht, wirkte der liebe unſchuldige Brief mit ſeiner Phyſiognomie auf mich. Er ſah aus wie Sie: und ſchien auch Ihnen Bedürfniß zu ſein. Das freut mich. Vorgeſtern Abend nach den Verwandſchaften und dem neuen Ballet erhielt ich ihn. — Eliſa Valberg wurde von der Schröder — nämlich die Fürſtin — ſehr ſchön geſpielt; ſehr ſchön: auch gut angezogen, außer daß ſie, als ſie zum Gemahl kömmt, nicht einmal Handſchuh in der Hand hatte; welches mich Schwächling die ſehr gut geſpielte Scene hindurch ſtörte. Einen Zuſatz von ganz moderner Prinzenartigkeit (mit artigkeit mein' ich haftigkeit; nicht die Artigkeit) und Zartheit hätte ich dem Spiel noch gewünſcht: denken Sie aber ja nicht, daß das auffallend war, oder ganz fehlte! Mattauſch hat einen gewiſſen Wackel beim Schreiten durch die zu große Körperſchwere erhalten, der das geübteſte Auge, beſonders in der Rolle, erfordert, um zu ſehen, daß er ſie ganz Prinz ſpielte; ſo modern und gut erzogen, als möglich, mit all' der Behaglichkeit, in dem Zurückhalten, welche ſolche Erziehung und ſolch ein Leben nur geben kann. Er war ſo täuſchend in ſeinem Benehmen, daß er mich in die größte Rührung und Emotion verſetzte, ſo ähnlich war es dem all unſerer Prinzen; und wegen der Herzlichkeit der Rolle, und den Verlegenheiten, die ſie in der Stellung des Fürſten gegen den rechtlichen Gouverneur mit ſich führt, Prinz Louis Situation und Betragen ſo ähnlich, daß ich zu vergehen glaubte. Er war ganz wie unſere Prinzen angezogen,

und auch in der Körperhaltung wie sie!! — Er spielte tausendmal besser als sonst, und mit täuschender Eingebung und Natur. Nur die Jugendlichkeit mißte man: und das ich, in deren Phantasie sie schwerer schwindet; und das nur, weil er an seinem Verfall Schuld ist. Durch Tabakrauchen, und verbürgertes, und vernachlässigtes, unelegantes Leben außer der Bühne. Nichts macht alt, als das Einwilligen darin, Vernachlässigung der Jugend; und Mangel an ewiger Eleganz: man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künstler sein — Volk! — man muß es den ganzen Tag sein; besonders wenn wir die Kunst in unserer eigenen Person vortragen sollen. Große Gage! große Gage! wie in Frankreich, in England, und unter dem Könige Friedrich dem Zweiten!! Liebich spielte sehr gut: leider aber wußte ich diesmal jedes Wort noch von Fleck; wie er's in der ganzen Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Blüthe vortrug! «Refüsirt!» schrie der Gott! wie ein Engel. Und erblaßte, in Blick und Mienen. Göttlich! Madame Brunetti war weiß mit rosenrothem Atlasband; und spielte weiß mit rosenrothem Atlasband: wie immer. Mad. Liebich gut; doch auch die Döbbelin ehemals besser, nüanziger; gekränkter. Das Ganze war aber sehr gut, und durchaus unterhaltend, für mich ist das viel; wissen Sie. Schröder, als Verlobter der Rosenrothen, so gränzenlos schlecht, daß er durchaus ein Intermezzo war. Wie Einer von einer solchen Winkelgesellschaft, die sich in Klüften aufhält; wo auch Bäder sind, und wo man vorbei reist, wenn man nach Pyrmont, Aachen, oder dergleichen, fährt! und als wäre er einst Springer gewesen: und hätte da immer die Zwischenreden gehalten. Wie konnte die Schröder

daneben nur spielen! Gestern spielte sie im Vehmgericht die Verbrecherin. Wundergöttlich: die sanften Stellen aber nach=ti=gall=te sie gedehnt, leise und rührig ab! — welcher tiefer, finsterer, grober Irrthum! Ihr Talent und ihre Eingebungen sind aber so stark, daß sie sich mitten in solchen langweiligen Momenten, mit den schönsten Ausbrüchen von Spiel, Ton und Einfällen, selbst unterbrach. Publikümchen wußte von allem nicht; applaudirte, rief heraus; dafür ist's nicht bezahlt, aber es bezahlt. Sie war erst in grauem Sammt, mit Schwarz und Weiß besetzt, dann ein grautaftnes Nachtkleid, und Nachthaare — herunter; dann weiß: mit einem Wittwen=Kopfputz mit drei Spitzen im Gesicht und einem Musselinschleier herab. Die Mad. Löwe erst wie eine rothe Kartendame angezogen: dann Battistmusselin, ganz weiß, altdeutsch, gut gemacht. Doch demoiselllig: sehr vermagert. Gespielt wie jede Rolle: und ungeheuer gegen die Schröder abgeprallt. Nämlich auch für das dunkele Gefühl des Parterres etwas auf Puppe reduzirt; durch jene wirklich gewaltig Ausgestattete. Sie hatte bloß altdeutsche Lockenfülle, aus einem altdeutschen Scheitel um sie her fallende, zum Kopfputz. — Wie ich dazu kam, das Gräuelstück zu sehen? Bayer invitirte mich bei Mad. Liebich; und da that ich's aus Artigkeit. Meine Schwäche! Es gereut mich wegen der Schröder nicht. Nun geh' ich in Grünbaums Benefiz, die Schweizerdirne! Adieu! ich erliege! Soll ich ein Theaterblatt schreiben? Das fehlte mir!" —

Wie tief und gewichtvoll hier der eine Ausspruch, der Aufschrei an das sinnlose, gemeine „Volk": „Man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künstler sein; man muß

es den ganzen Tag sein; besonders wenn wir die Kunst in unserer eignen Person vertragen sollen!"

Der Unwillen gegen Iffland und die Klagen gegen das von ihm angestiftete Theaterübel sind am bündigsten in einem Briefe ausgesprochen, der hier nicht fehlen darf. Mit sichrem Griff ist das Geheimniß von Ifflands ganzem Bühnenbetrieb erfaßt und enthüllt, der Schlüssel seiner Mängel und Laune in dem Worte: „Verlegenheit" gegeben. Niemand wird Ifflanden ächte Kunst und große Meisterschaft absprechen, allein er selbst fühlte die engen Schranken, die sein Naturell ihm setzte; und um seine Armuth an Einfällen zu bedecken, und sie noch gar für Reichthum auszugeben, half er sich stets, wo die Kunst nicht ausreichte, mit täuschenden Gaukeleien aus. So war auch sein Grundsatz, junge hübsche Leute durch seine Meisterschaft bloß abzurichten, und in seiner Zucht und Leitung sie nach Bedürfniß vorzuschieben, wobei er darauf rechnete, daß das Publikum sich leicht gewöhne, und den bekannten Zuschnitt bald für den rechten halte. Auf alles dieses deutet Rahel hin. Wir bemerken aber noch, daß sie nicht aus vereinzelter Auffassung spricht, sondern wie sie fast immer pflegt, aus allgemeiner, weitverknüpfter Wahrnehmung, wozu der besondere Gegenstand nur gleichsam die Anwendung liefert, ohne daß gerade er den Gedanken bestimmt. Hiedurch besteht selbst in dem harten Ausspruch eine Art Unpartheilichkeit. Wir lassen nun ihre eignen Worte folgen.

An Auguſte Brede, in Stuttgart.

Mannheim, den 9. November 1816.

„Den jungen Gern ſah ich in Frankfurt am Main den Richter in den Quälgeiſtern ſpielen. Gut, würd' ich ſagen, hätte ich nicht zu Anfang ſeiner Laufbahn in Berlin geſehen, daß ein wahrhaft Talent zu einem rechten Künſtler in dem Menſchen ſitzt — er ſpielte damals einen Bedienten in Shakespeare's Julie und Romeo, wie ein Franzos, ein Italiäner, kurz eine luſtige Maske aus alter Zeit, mit Leichtigkeit, Einfällen, Grazie, und was am meiſten zu bewundern war, vollendeter Gewandtheit, ganz ſelbſt erfunden, ganz idealiſch gehalten; und wahrhaft komiſch. Jetzt iſt ſein Talent rein weg verſchwemmt, vom Zuſehn anderer Elendigkeit, Künſtelei, und Nüchternheit, und Verlegenheit darüber, die ſich zu Manier ausgebildet hat; er, ein treuer, fleißiger Nachahmer von Iffland; ſo daß er mit all deſſen Fehlern vor einem ſteht, und man beim Ueberlegen doch das etwa Beſte an ihm, nicht ganz gefunden hat. Dieſer wenig begabte Pedant hat nicht allein der Berliner, ſondern den deutſchen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Scene, und geſellſchaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; und mich verfolgt er noch nach ſeinem Tod!!! Muß ich nicht raſend werden, — Wien nicht ausgenommen, — auf allen Theatern Deutſchlands Einen zu finden, der ganz wie er ſpielt, ſchnarrt, glupt, ſpricht, die Hände dreht, fingerirt, pauſirt, einzelne Worte mitten vor oder aus einer Phraſe wie verlorene Schildwachen hinaus ſchickt, und als ſolchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgiebt,

es dem Hörer in seiner Verlegenheit überläßt, was sie damit machen sollen, und diese Verlegenheit noch für künstlerische überlegte Absicht ausgeben will! Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn schon lange vergessen hätte, und hetzen den alten Aerger wieder in mir gegen ihn auf. Woran liegt es, daß das Falsche viel mehr um sich greift, Nachahmer, Vertheidiger, und Lobredner findet, als das Aechte? frag' ich mich ewig: und fragte es erst diesen Mittag, als ein kluger, siebzigjähriger Célibataire, der weichmüthig und liebenswürdig ist, allem Hergebrachten auf's willkürlich-unvernünftigste das alte Irrwort redete! Wie kommt's? Da Aechtes Wahres ist, und Wahres viel einfacher, als Lügen und Irrwege des reinen Denkens. So herrschte Iffland; nicht durch sein Besseres, durch sein Schlechtestes. So will man mich jetzt gelten lassen, da edler Unwille in seinem Muth sich nicht mehr zeigt, und mehr dergleichen in mir; und in meiner reinen, unschuldigen Jugend war es gefährlich mit mir umzugehen! — Aber reizend, zum Glück! Nun ich auf mich gekommen bin; genug! Das Theater amüsirt mich hier genug! («Ziemlich» gefällt mir nicht: und «sehr» auch nicht.) Müller ist oft sehr gut, Heck ganz vortrefflich. Mayer manchmal gut, nie eine Rolle durch; er hatte gewiß das Unglück, zuerst in Kostüm und nicht in Konversationsstücken zu spielen; um dies zu verdauen, gehört ein kräftiger Talent. Nämlich reichere, gewandtere Einbildungskraft, ein schwerer Herz. Seine Stimme hat Töne, seine Gestalt einen schön gestellten Kopf: auch hat er einen Blick. Sontag ist in italienischen Opern sehr gut. Eine Dlle. Pohlmann, recht sehr viele Anlagen, sie singt nie schlecht, könnte vortrefflich singen, ist hübsch,

nicht ohne Sinn, nie gemein, sehr jugendlich. Diese alle zusammen machen, daß ich meist hinhören muß; die Stücke beurtheile, belache, beweine ich auch. Das Haus gefällt mir ungemein, ich kenne kein angenehmeres, den Eingang schon mitgerechnet, der großartig ist, unsere Loge ist mir bequem; kurz, das Theater werde ich in Karlsruhe vermissen. Mlle. Beck hat sich sehr gebessert. Sie spielte eine Herzogin in Ubaldo, wo ich sie mit zu dem Größten rechne was ich sah; sie spielte auch Lady Milford vortrefflich, und die Scene, wo sie den Major erwartet, besser als Sie und die Bethmann. Das ist kein Spaß. Die Schuld spielte sie in der letzten heftigen Manier der Bethmann nicht im geringsten knechtisch nach: da würde mir auch die theuer geliebte todte Herzensfreundin nicht gefallen haben. Dies sag' ich so gerührt, als sagt' ich's ihr selbst dahin, wo sie ist. — Im Schutzgeist sang sie im hohen und tiefern Leiterton die ganze ewige Rolle sentenzisch donnernd her. Dies begriff ich nicht, nach solch' einem Spiel, wie in Ubaldo??!! Das frag' ich sie aber.

Rebenstein ist ein Exempel. Ein Exempel, wie die menschliche Natur in einem Menschen ausgerottet werden kann; welches man sonst nur bei mißhandelten Sklaven sehen soll. — Unser geliebter Tieck behauptet, alle Menschen haben mimisches Talent in sich; ja, sogar die Thiere: und er hat Recht. Wo käme sonst alle National-Gebärde, Ton und Benehmen her? Wie so sänge der Sachse, schnarrten und schnaufelten wir, drückte der Schlesier u. s. w. In Rebenstein ist der Quell alles Nachahmungsvermögens rein verschüttet, durch lauter Lehren von dem, was nicht existirt: er sah die ganze lichte Welt nicht mehr, und nur

seinen Lehrer, und auch den in völlig blindem Glauben bei ganz geschlossenen Sinnen: nun ist er auch vollkommen Marionette, trotz Fleisch und Blut; wenige Gebärden, wenige Töne, ohne alles Leben. So etwas ist mir nie vorgekommen: dies konnte nur Iffland gelingen: und diesem nur bei Rebenstein. Alles ist Negation bei ihm; zum Glück hat er die Knochen erhalten, daß die wohlgemachten Mäntel haften. Ein Wunder ist der! Ich bin ganz entzückt, daß er sich außer Berlin zeigt, der Lieblingslehrling seines verstockten Meisters. Verstockt war Iffland in seinem Direktions-Glück, unter dem Götzendienst, geworden. Und nun ruhe er selig! Ich bin ihm nur in Andrer Seele böse, wo sie ihm so Unrecht thaten; und den armen Rebenstein bedaure ich wahrhaft. Der arme hübsche Mensch war ein Opfer. Die Catalani hab' ich gehört; davon mündlich! Ihr Enthusiasmus freute mich!" —

In demselben Sinne heißt es in einem späteren Briefe aus dem Jahre 1818:

An Friedrich August von Stägemann.

Karlsruhe, den 31. December 1818.

„Der Tod des Großherzogs hat auch die Stadt sehr still gemacht; das Theater das Aug' — geschlossen; die Gesellschaften gehemmt. Es wird alles allmählig wieder angehen. So ist es äußerlich hier. Eine Stadt ohne Theater ist für mich wie ein Mensch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Kours. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und

Zuſammenkommens — auch nur — aller Klaſſen gezogen iſt. Nichts deſto weniger applaudir' ich Sie doch, daß Sie nicht ins Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Laſſen Sie ſich geſtehen, daß kein Theater in der Welt mir den Aerger abzwingen kann, wie das Berliner — ſeit Iffland, — erſtlich, weil keines mich ſo intereſſirt hat; dann giebt es keines mehr (es hat aber ſchon angeſteckt!) mit ſolchen ſteifen Prätenſionen an ſich ſelbſt. Es iſt eine Zwangsanſtalt für Schauſpieler und Publikum in allen Rückſichten, nach und nach geworden — das wird Schulz wiſſen! Jetzt braucht man nur die Rezenſionen in den Berliner Zeitungen zu leſen, um über die ganz inhaltleeren Anſprüche, und Beurtheilungen, den Gichter zu kriegen — wie ſie hier ſagen, oder: alle Zuſtände. Es freut mich alſo, daß Sie Rache für mich nehmen, an dieſer Anſtalt! die ſo viel gute Elemente ſo hartnäckig und langjährig zu erſticken bemüht iſt. Um ſo mehr aber noch gefielen mir Ihre ſchönen Verſe über Milders-Töne. Es hebt ſo richtig aus Ihren damaligen Gedanken, Situation und Gefühl darüber an, dieſes Gedicht: das iſt bei mir eine große Hauptſache; nämlich das Wirkliche eines Gedichts. Iſt das proſaiſch? mich dünkt nicht; ich halte unendlich auf das Reelle bei allen Eingebungen; es müſſen nämlich welche ſein, ſie gehn aber nur aus dem wahren wahrgenommenen Seelenzuſtand hervor: und darum gefallen mir oft die pausbackigten, mit noch ſo dythirambiſchen Worten in die Silbenlänge gezogenen Gedichte nicht; und aus eben dem Grunde Ihre oft ſo ſehr. Die Sappho möcht' ich gerne ſehen; Auszüge haben mir davon gar ſehr gefallen: auch ſagte uns Mad. Schröder dieſen Auguſt hier ganze Scenen

davon bewundrungswürdig. Mir ist Mad. Wolff von jeher — ich kenne sie aus Berliner Gastrollen — nicht genug von innen kräftig gewesen. Doch mag sie viel gelernt und gewonnen haben; und eine Leidenschaft, die uns in so andere Zeiten und «Gelegenheiten» wie Logau sagt — entrückt, ihr mit angelerntem und angedachtem Maß schon gelingen." —

Und aus noch späterer Zeit wird dieses wuchernde Theaterübel auch in Betreff der Musik als der Bühne und dem Publikum schon gemeinsam, und nun durch beider Schuld fort bestehend, mit Unlust so vorgestellt:

Aus Tagesblättern.

Berlin, den 19. Februar 1820.

„Anstatt des Tagebuchs stehe lieber Folgendes hier: nur dies noch! Vorgestern sah ich Alceste, auch nur stärkere Bestätigung alles Alten über unser Berliner Theater. Schlechte Plätze. Kreischendes Orchester. Fürchterliche Tanzkunst, wo die Tänze nicht einmal zu der Musik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verstand, ohne Grazie, mit Seiltänzer-Mühe, ohne sie wie diese Tänzer unschuldig uns anzurechnen. Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum hat sich eine Art Beifall für Gluck auswendig gelernt, welchen zu wiederholen es keineswegs unterläßt, aber doch endlich nur sehr lässig bezeigen kann; auch die Einzelnen in den Logen, Einer gegen den Andern. Stümer sehr gut gespielt; wird sich aber die Brust angreifen. Weber läßt die Blasinstrumente mit den Sängern in die Wette forciren; Töne in Fresko darzustellen, muß man von den großen italienischen Sängern gehört,

und es bemerkt haben. Man kann den Ton weit ausschicken, ohne zu schreien; wie die Farben klumpenweise für die Ferne auftragen. Wenn Gluck nur Einmal solche Oper aufführen könnte! schon in Paris, durch Tradition im Orchester, hört man wie es Gluck gemeint hat. Es ist noch viel zu sagen. Neulich sagte ich, alle Kunst müsse einer Nation natürlich sein; d. h. in den untern Volksklassen entstehen; sonst vagirt sie, hat keinen Boden, wird Krittelei, wenn sie vorher noch glücklich Nachahmung war. Erst gestern, als Goethische Lieder ohne Begleitung gesungen wurden, drang sich mir von Neuem auf, daß es nur verbesserter Wachtstuben- und Handwerksburschen-Gesang im Wandern war. Hier haben wir keinen andern Volksgesang. Nun giebt's noch Soldatenlieder aus dem Krieg. Alles andere Singen, auf den Theatern, ist bald italienisch, bald halb dieser Gesang, halb jener bezeichnete, auf Gluck, Mozart u. s. w. angewandt; und meistens schon damit angefangen, die Singorgane ganz mißzuverstehen. Dabei ein unendlicher Dünkel; auf dünkelhaften sogenannten Patriotismus gepflanzt. Man findet hier mehr schöne Stimmen, als man nur irgend vermuthen sollte; aber gleich werden sie verdorben; in die Kehle hineingezwungen, die Brusttöne bis zur Vernichtung forcirt, gequetscht, gekälbert. Leidenschaft besteht nur in Forte und Piano, in Dehnen, et cetera!" —

Wir hätten noch zahlreiche Nachrichten und Bemerkungen aufzureihen, wollten wir auch nur die wichtigsten und eigenthümlichsten aus den drei gedruckten Bänden hervorheben. Das dort reichlich Ausgestreute — über Allgemeines und Einzelnes der Kunst, über Dichtung, Musik, Tanz, Deklamation, Gesang, Anzug, Prunk, über

Taſſo, Hamlet, Zauberflöte, Belmonte, über Kotzebue, Werner, Goethe, Shakespear, Bach, Händel, Mozart, Gluck, Spontini, über Liebich, Wolff, Sontag, Schechner, Milder, Heinefetter, Maas, u. ſ. w. ließe ſich ein kleines theatraliſches Handbuch ſammeln, das in ſeiner Art einzig wäre, voll kerniger Kraft und lebendigſt eingreifender Nutzanwendung. Doch dies mag jeder Beſitzer des Buches nach Belieben ſich aneignen. Wir ziehen vor, hier einige Urtheile und Nachrichten folgen zu laſſen, die wir aus einigen bisher ungedruckten Briefen Rahels entlehnen dürfen, zu welchen eine günſtige Gelegenheit erſt ſpät den Zugang eröffnet hat. Wir hoffen, denſelben Dank, welchen wir dem Bewahrer dieſer Papiere ſchuldig geworden, ihm und uns für dieſe Mittheilung bei allen Leſern zu erwerben!

Nach längerer Abweſenheit wieder in die Heimath verſetzt kommt Rahel auch wieder mit dem Berliner Theater in Berührung, und trotz aller vieljährigen Unzufriedenheit iſt ſie doch gleich und willig zum Bewundern hingeriſſen, ſo wie nur ein würdiger Gegenſtand ihr vor Augen tritt. Ein ſolcher war Devrient. Sie ſchreibt an ihren Bruder von ihm:

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 6. März 1820.

„Dieſer Tage ſah ich, auf Inſtigation von Ohme, Devrient in zwei Stücken; und war ganz entzückt, Einmal wieder! mit Phantaſie, und Kunſt, in Berührung zu kommen! Dieſe Berührung an ſich allein ließ meine ſchwachen Augen weinen, und meine ganz

zerstörten Nerven vibriren wie im Krampf. Erst mußt' ich «die Eheſcheuen» von Madame Weißenthurn genießen, — dann gab man «der grade Weg iſt der beſte», von Kotzebue: wo Kalbel in Mannheim ſo ſcharmant den hinterliſtigen Kandidaten ſpielt; den ich höchſt bewundere. Devrient nahm es mehr als Maske: nämlich, als ein Kandidat, wie er jetzt in den letzten zehn Jahren nicht mehr zu ſein braucht; die Bühne aber kann das ertragen, wenn die Nebenſpieler auch in demſelben Sinn verführen, — wie in Frankreich, in dieſem Sinne aber war Devrient ein Meiſter. Affektirte Ausſprache eines Ungebildeten; ebenſo übertrieben ſorgſamer Anzug; glänzend von Neuheit und Reinheit. Puder, Manſchetten, Schleife an der Binde, Schnupftuch aus der Taſche, neueſte Schuhe, größliche Schnallen, glänzendſter Hut. Steife Mienen: welche Kunſt! Nicht einen Augenblick übertrieben; ſteif und niedrig, und ſich vornehm beſtrebend. Ganz vortrefflich; vollkommen nüancirt; im Ganzen nicht zu altmodiſch. Im «Nachtwächter» von Körner brachte er mich an Komiſch, an Tragiſch, an Maler, an Dichter hinan! Erſtlich hatte er eine andere Sorte krumme Beine, als im erſten Stück, war trotz des Zettels für mich nicht zu erkennen; und ich zweifelte, obgleich er ſprach: bis er ſagte, er ſei der Nachtwächter; und ſah ich den Zettel wieder durch. Er war angezogen und ſah aus, wie man in allen brandenburgiſchen Dörfern, wo man Pferde wechſelt, Kerle findet mit Jacken, Pantoffeln und Nachtmützen, die keine Poſtillone und keine Schmierkerle ſind, aber doch mit dem Stummel im Maul mit räſonniren, und die Klugen auf dem Hof oder vor dem Hauſe ſind; ſprach kraß brandenburgiſch. Prah-

lerig, mit ausgeſchrieener, überlauter Stimme, mit dem ſchärfſten r r r. Sein Ganzes, war Prahlen; und dies aus dem Elend; wie es bei uns iſt: bis zur Tragik herangeführt: und über jedes Einzelne mußte man lachen. Solche Ausſprache! Alles, was man je in der Art gehört hatte, zuſammen gefaßt. Die Vornehmen ſah man darin: die Provinz; der Menſchen allgemeine Lage; Möllendorf den Seligen, in ſeinem Urſprung, zum Beiſpiel; Sprache, Prahlen, alles! Ein Maler gehört dazu, dies aufzufaſſen, bis in der Haltung der Finger: und das nicht wie Iffland; ſondern von innen her: erfüllt von ſeinem Vorbild, nicht vom Parterre. Dann ward er ahndender Dichter: das Phantaſtiſche, Traurigſte ahndend, als er abſingt; wie ein Shakespeare'ſcher! Erſt tütet er, ſingt ab, dann ein Lied vor ſeinem Fenſter, wegen ſeiner Mündel; dann jodelt er zuletzt. Mit einer Falſchheit, in Accent, Ton, Artikuliren und Beginnen: und doch mit einer Ahndung und Hindeutung auf Hohes: daß ich ſo applaudirte, daß ich auf der Stelle Migraine bekam." —

Nicht ſo gut ergeht es der Wolff'ſchen Precioſa, weder dem Stück noch der Aufführung, und bei dieſer Gelegenheit wird auch noch ſonſtiger Tadel laut, den der ganze Zuſtand der Bühne unaufhörlich und allſeitig erregt.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 31. Mai 1821.

„Du willſt gerne wiſſen, wie Maria Webers Precioſa von Wolff gegeben worden iſt. Cervantes iſt ſehr ver-

durch verdientes Lob zu vergüten, Rahel jeden guten Eindruck aufnahm und preisend eingestand, bezeugt eine Nachschrift des vorigen Briefes, worin es heißt: „Nun will ich dir schreiben, weil so etwas es verdient, daß es über Feld kommt und an diejenigen, die es glauben und verstehen. Die Wolff spielte Elisabeth, in Maria Stuart, mit der Neumann zusammen, wie ein Gott; wie die größte Schauspielerin, ohne einen schlechten nachgelassenen Moment. Und in Elisabeth bewunderte ich die Schröder, also bin ich nicht für die Wolff bestochen. Ich war reif genug, zu sehen, wie es den jetzigen konstitutionellen Königen geht, an der Scene mit der Unterschrift. Das Stück ist Historie. Lies in den Wanderjahren die beiden ersten Seiten des letzten Kapitels. Und wir wollen schweigen über die, welche in das Rad greifen, und über die, welche es umschwingen wollen.“ —

Dieselben Ansichten und Stimmungen wiederholen sich in folgendem Briefe, der noch insbesondre von der liebenswürdigen Schauspielerin Neumann handelt.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 1. November 1821.

„Gar sehr, liebes Kind, freut mich die Aufführung des Paradiesvogels; und deine gute Einsicht über diese und das Publikum, und deine Arbeit. Alle Orte sind dazu geeignet, ihren Publikums neue Scherze in einem süßen Pülverchen beizubringen: nur Berlinchen nicht; noch dazu, wenn es seinen Autor kennt! Laß mich die Freude erleben, daß deine Stücke auf Deutschlands Bühnen gefallen, und daß man sie sich hier verschaffen muß! Das

Theater existirt hier nicht für mich. Tieck denkt über Theater wie ich. Gut deklamirte Opern, „denkende Künstler", ausgeführte Dekorationen, ein Gräuel. — Wenn du also der Neumann, wie sie dich gebeten hat, etwas sagst, so lass' es sich ja nur auf Negationen beziehen! z. B. daß sie sich nicht auf Einen Fuß stellt, und von dem andern nur mit der äußersten Spitze die Erde berührt! Dies ist eine altmodische, abgeschaffte Affektation, und in Trauerspielen grade ganz störend. Da stehen die großen Franzosen, Raucourt, Talma, längst sogar einwärts mit Sandalen, und kehren, wenn es sein muß, dem Publikum den Rücken, — Eßlair, die Wolff in Sappho, auch — mit dem größten Erfolg! — Aber auch das muß ohne Affektation geschehen, weil es schon etwas Positives ist. Auch spricht sie leider kein scharfes R. Alles Uebrige kann man ihrem großen Talent überlassen. Sie hat unendliche Gaben, und auch die der Einfälle, wie sie Rollen, wie sie Scenen, wie sie Worte nehmen kann. Auch muß sie die Hände in Lustspielen nicht gewissermaßen ballen, und dann beide Arme anstemmend herabschicken; das that sie in Karlsruhe sehr oft, in Berlin viel seltener. Sie muß ihre Stimme, ihren Hals, ihre Brust schonen. Wenn sie al fresco spricht, kann sie das. Schreien und Anstrengen hilft zu nichts als zu Schaden. Mich freut Herr von Gayling: und besonders der Graf Ferdinand Palffy; solch einen gescheidten, gebildeten Brief können wenige schreiben, die sich doch viel einbilden. Du hast ganz recht, dich in Wien rar zu machen. Polonius sagt's schon Ophelien." —

Bei allen diesen Briefen und Briefstellen, dies möge nicht außer Acht bleiben, ist keine förmliche Kritik, noch

vollständiger Bericht beabsichtigt worden, sondern nur der Anforderung des Augenblicks in raschem Erguß genügt. Auch der flüchtig sprühende Funke beleuchtet aber das Ganze. War es hingegen in seltnerem Falle der Zweck, einen Gegenstand als solchen genauer zu besprechen, so wußte Rahel auch in strengerem Zusammenhang ihr Urtheil umständlich auszuführen, wie nachstehender Aufsatz beweist, der sich einzeln vorgefunden hat. Die edle Sängerin, von welcher hier die Rede ist, verdient noch nicht vergessen zu sein, und möge ihr Name, wie schon früher durch ein Lied von Clemens Brentano, nun auch durch diese Prosa geehrt bleiben!

Ueber Mad. Vespermann, geb. Metzger.

Berlin, im August 1823.

„Gestern erst, im Tankred, war Mad. Vespermann, die ich in der Rolle der Agathe und der schönen Müllerin die größte Schülerin — in dem Sinne, wie man sonst sagt: der größte Meister — nennen mußte, gestern erst war diese Künstlerin sie selbst. Wenn sie nämlich früher alles das, was bei ächtem Gesange nicht zum Vorschein kommen darf, mit höchster Einsicht nur vermied, so zeigte sie gestern, was sie auch Wirkliches zu leisten vermag. Sie bewegte das Herz, und das bei Veranlassungen, die zum großen Style gehören, oder wenn man dem Rossini diesen nicht einräumen will, doch bei kraftvollen Stellen, bei solchen, die Muth ausdrücken, bei starken, wo sie Zärtlichkeit zu unterdrücken hatte; oder wo diese von selbst, von andern Gemüthszuständen überwältigt, zurücktritt. Keine Manier, keinen Vorschlag brachte sie hier

an, wie dies die gewöhnlich verzierenden Sängerinnen thun, getrieben von dem außer der Rolle liegenden Gedanken: „Jetzt will ich einmal die Geläufigkeit meiner Kehle zeigen!“ Nein, nur die bewegte Seele trieb sie an, im Zorne — wie er thut — mehr zu verschwenden, bald auch gekränkterweise gehaltvoll einzuhalten, und dann, durch Verweilen auf Einem Ton, ihm den Nachdruck zu geben, der einem vorhergehenden entzogen war, oder der in eine Pause, die der Affekt forderte, sich verloren hatte. Alles dieses vollführte sie als Meisterin, und so vollkommen war das Gelingen, daß es dem Hörer ein Gefühl der Sicherheit über alles, was sie noch unternehmen würde, im voraus einflößte. Ohne dieses Gefühl gesicherter Beruhigung — kein Kunstgenuß! Sehr gut unterstützt war ihre Erscheinung in dieser Rolle, von dem gemäßigten Spiel, welches zu dieser vortrefflich paßte, und von der außerordentlich guten Art ihre Schritte zu machen, die sie gewählt hatte.

Sehr gut war sie gekleidet, höchst einfach: ohne den noch immer auf der Bühne beliebten Theaterflitter, der so leicht den histrionischen Anschein giebt. Vortrefflich war die Fußbekleidung ausgedacht und gemacht! Rauch selbst hätte moderne Stiefel nicht schöner vermeiden und bezeichnen können; sie versteckten und zeigten grade das vom weiblichen Wuchs, was gesehen und doch nicht scharf beurtheilt werden soll: dies Gelingen, Hut Haar und Schnurbärtchen, trugen gewiß nicht wenig bei, die Erscheinung angenehm und ernst genug zu machen; welches — da uns das Gegentheil immer dazu spornt, uns zu äußern — wohl bemerk- und dankenswerth ist.

Was aber die höchste Anerkennung verdient, ist ihre große Kunst in den vielstimmigen Stücken, die nicht ohne Verläugnung geübt, und diese nicht ohne große Einsicht erlangt wird. Nie war sie vorlaut, weder mit Ton, noch Intension, immer schien sie das Ganze zu halten, und ließ hören, daß sie alle Musiker und Sänger höre: dabei war der Affekt, den die Situation mit sich brachte, und wie ihn Rossini jedesmal ausdrückte, das Vorherrschende und rührend. Wer Kirchenmusik kennt, und in katholischen Ländern gehört hat, muß in ihr die gute Kirchensängerin dabei erkennen. Maßhaltung, das Selbst ganz vergessen, nur auf einen höheren Gegenstand gerichtet und von dem tief afflizirt sein, lehrt dieser Gesang vorzüglich; und uns gestern Mad. Vespermann.

In der Agathe des Freischützen hörte ich nur die schöne Stimme, die sich aber, ich weiß nicht warum, in diesem anscheinend einfachen Gesang — ich hörte nur die erste Arie — anzustrengen schien; sie benahm Einem aber in dieser Rolle keine Hoffnung für künftige, sondern machte bedeutend viele; welches die, welche sie in der Prinzessin von Navarra gehört hatten, laut verkündeten, und sie höchlich lobten.

In der schönen Müllerin leistete sie alles, was man nur von einer stimmbegabten, herrlich unterrichteten, diesen Unterricht weise gebrauchenden, ihre Kunst und deren Effekt richtig beurtheilenden Sängerin in einem Konzert fordern kann. Man kann nicht schöner zeigen, was man als ausgelernter Sänger zu leisten vermag; damit soll bei weitem nicht gesagt sein, daß sie nicht die ganze Rolle gut gesungen, deklamirt, und in Ensemble's und Finalen auf das gelungenste unterstützt, Maß, Haltung, und die

wahre Künstlergelassenheit auf's glänzendste dargethan hätte. Sie gab keinem Tadel Raum, mehrseitiges Lob aber würde sie haben ernten können, hätte sie mehr aus Eingebung in dieser Rolle gesungen und gespielt; mehr nach eigner, und momentaner Laune! zu welcher Forderung die Leistung der gestrigen Rolle so vollkommen berechtigt. Da Kleider Leute machen, und so oft Kostüme Rollen, so sollte keines gewählt werden, was nicht hübsch an sich ist, und wir könnten die schöne Müllerin wohl ermahnen, als Müllerin ganz weiß zu erscheinen, welcher Anzug immer Beifall erregen würde, als passend, und dem Tadel des Unschönen nicht ausgesetzt sein würde.

Von der schönen Stimme der Mad. Vespermann, ihrer Kunst, die schönsten ihrer Töne wie die nur schönen gleich gut in Gebrauch zu setzen, von der Präzision aller noch so schnellen Folge derselben, von ihrer ganz vortrefflichen, nie undeutlichen Aussprache, der schönen Endigung — ohne Tonverschluckung — aller musikalischen Phrasen, kurz von allem was sonst noch ihren vorzüglichen Gesang bildet, werden Alle sprechen, die sie gehört haben.

Ich war auch noch frappirt, daß sie das Rezitativ nicht affektvoller und mehr parlando nahm, welches ihr ausgebildeter Gesang vermuthen ließ, und daß sie tanti palpiti nicht auch bewegter sang.

Ihr Betragen auf dem Theater ist durchaus nach italienischer Schule. Sie benutzt diese Schule mit großer Gelassenheit." —

Der letzte lebhafte Theaterantheil, welchen Rahel empfand, war durch die Tanzkunst hervorgerufen. Sie hatte dieser Kunst von jeher eine sehr hohe Stelle zuge-

wieſen und große Vorliebe zugewendet, recht in Widerſpruch gegen die prüden Stimmen, die ſich gar ehrbar und erhaben zu bezeigen meinen, wenn ſie dieſe Kunſt herabſetzten. Rahel giebt vom Tanz irgendwo die ſchöne Schilderung: „Die ſchönſte Kunſt! Die Kunſt, wo wir ſelbſt Kunſtſtoff werden, wo wir uns ſelbſt, frei, glücklich, ſchön, geſund, vollſtändig vortragen; dies faßt in ſich, gewandt, beſcheiden, naiv, unſchuldig, richtig aus unſerer Natur heraus, befreit von Elend, Zwang, Kampf, Beſchränkung und Schwäche! Dies ſollte nicht die ſchönſte Kunſt ſein? Gewiß, ſie, und die andre, welche entſtünde, wenn die Sittlichkeit bis zur ſichtlichen Darſtellung geſteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen dieſen Namen, weil ſie uns ſelbſt idealiſch und frei darſtellen, alle andern aber nur Ideen und Zuſtände unſerer beſten Momente. So denk ich's mir; ſo fühlte ich's von Kindheit an; und am reizendſten von allen Künſtlererſcheinungen ſchwebte mir die der vollkommenſten idealiſchen Tänzerin vor! Was iſt das bischen größere Dauer der andern Muſenkünſte? Sind ſie nicht alle nur ein Auftauchen aus unſrem bedingten Zuſtande? — Und iſt nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollſtändigkeit der Geſtalt dieſes Zauberaufſchwungs ein beſſeres Maaß des Werthes der Künſte, als die, zwar nützliche, Dauer derſelben?" — Nun aber waren von Wien die beiden Schweſtern Thereſe und Fanny Elßler nach Berlin gekommen, Zöglinge der neapolitaniſchen Schule, und Rahel hatte die Freude, die beiden liebenswürdigen, und durch ihr ganzes Betragen höchſt einnehmenden Künſtlerinnen näher kennen zu lernen. Ueber die Perſonen, über ihre Kunſtleiſtungen ſchrieb ſie gleich enthuſiaſtiſch nach Wien

an einen Freund, der solche Nachrichten zu empfangen den gültigsten Anspruch hatte.

An Friedrich von Gentz.

Berlin, den 9. Oktober 1830.

„Für's erste lief das liebe Mädchen im Angesicht der ganzen und fremden Gesellschaft bei mir wie in einem Hafen ein; mit langen, lächelnden, zutrauensvollen, einschmeichelnden Blicken, (ich ließ sie neben mir sitzen) so nah gerückt wie ein erwartetes Kind bei seiner noch nicht gekannten Mutter: so daß wir leise sprechen konnten. Ich that es jedoch nicht: sie auch nicht. Dennoch frug ich fast zuletzt: «Haben Sie Briefe von Wien?» — «Ja wohl! recht oft;» sagte sie wie vom Schweigen erlöst, und mit glänzendem Freudelächeln. «Schreiben Sie auch?» — «Ja freilich; morgen gewiß; vielleicht noch heute.» War dies nicht alles? Namen, alles? Ich bat sie, zu grüßen. Giebt's eine größere Diplomatie? Beide, kommt's zum Krieg, haben wir nichts gesagt: und, im Frieden, blühen unsre Felder! Wir haben uns versprochen, uns wieder zu sehen. Die schöne Schwester ist mir darin hinderlich: bloß weil ich mit Zweien nicht so handthieren kann. In acht Tagen sind sie tanz- und probenfreier, und da will ich denn Anstalten machen, quer meiner Gesundheit durch. Sie gefiel mir ganz wohl; und ihr Wesen reizend; und von innen her: sie behielt aber die weißen Handschuh an, und war bis am Kinn bekleidet, also wußte ich von Hals und Händen nichts; das Köpfchen konnte ich auch nicht ganz beurtheilen, weil sie es mit einer schönen Blondenhaube

mit Blumen gekrönt hatte. — Gestern aber — haben Sie je das Milchmädchen von ihr gesehen? — stieg die ganze Venus aus dem Meere. Wie eine große Sängerin ward sie applaudirt; Pas für Pas; nichts blieb unbeachtet, bei dem groben Publikum. Und wie wußte sie zu danken! noch im ungeendigten Tanz! Diese Intelligenz, dies Maaß, diese offne Unschuld, diese Rücksicht und Geschicklichkeit! Sie sehen, mir ist nichts entgangen: und ich bin noch fähig. Besonders freue ich mich, daß sie mir so gefällt, um sie Ihnen aus voller Meinung loben zu können; wie unangenehm wäre es mir, Ihnen nicht zustimmen zu können; und das könnte ich nicht ohne meinen Beifall. Sie war schön wie ein Engel angezogen, die Grazie selbst: die Munterkeit, das ätherische kindische Laufen; der Beifall zu den Gespielinnen und Freundinnen im Ballet: die wirkliche Vollendung in ihrer Kunst! nie ihre Mittel überboten: weise Italiener-Regel! Ueberhaupt tanzt sie schon nach einer Schule, die ich liebe: und nicht nach der sinn- und seelenlosen Reckschule, die ich hasse; die mich paralysirt vor Langeweile; die neuere französische; wovon uns jedoch auch noch das Aroma ausbleibt, und die mit aus Kramoisin-Logen mit der Geduld des Beifalls immerfort gesehen wird. Aber wie griff Wahres durch! Nach Kramoisin-Logen, und nach kopfgepflanztem Parterre! Ich hatte das Glück, den besten Platz im Hause zu haben: in der zweiten Parterre-Loge vom Theater. Fanny sah mich und meine Begleiter, und dankte mit flüchtigem Blick für wüthende Kehl- und Hände-Bravo's. Wie wußte sie dem König — nach dem Proscenium hin — und Publikum zu danken; hinreißend. Und immer dabei das freudige, seiner Freude

eingeständige Kind: und voller ununterbrochener Intelligenz: die meiner auserexerzirten in nichts entging; unausgesetzte Rücksicht, mit völliger Freiheit. Sie überwältigte ganz; theilte ihre Freudigkeit mit: und wurde herausgerufen. Auch gestern Morgen schon las ich in der Spener'schen Zeitung inliegenden Wunderartikel! unsrer Referenten Lob sonst, ist noch ein Maaß boshafter Brezenstacheln, und ich lese sie gar nicht. — Auch die älteste wurde äußerst applaudirt: und mit vollem Recht, das schöne Geschöpf! Eine Siegesgöttin, eine Amazone; eine Minerva, Muse, Königskind, was man Edles will, stellt sie schon von Natur dar. Gestern sah sie ihres Anzugs, und Hauptschmucks wegen, wie eine biblische Prinzeß aus: solche Pharaotöchter sah ich nie vom Mahler erfunden: und diese überaus edelschöne Erscheinung wußte sie durch ihre vollendete Tanzkunst zum glänzendsten Beifall zu steigern: ihre hohe Gestalt wird ihr zum Schmuck; so weiß sie sie zu beherrschen, und zur Grazie zu verbrauchen (oder verwenden). Sie siegte komplett; und wurde nur nicht gerufen, weil sie nicht zuletzt getanzt hatte. Gern theilte ich ihr diese Worte mit; so gut, fürchte ich, wird sie öffentlich nicht gelobt." —

Mit dieser Anerkennung schien eine wenigstens gleiche für die herrliche Tänzerin Taglioni hervorgehen zu müssen; allein Rahel war auch diesmal, wie schon so oft im Leben, von der Stimme der Menge nicht fortgerissen; ihr Urtheil beruhte auf unbefangenem kunstliebendem Sinn, der stets geneigt war, das Gute aufzunehmen; und nie darauf ausging, zu tadeln; der Eindruck wurde bei ihr durch nichts Fremdartiges bestimmt, und daß sie

für ihr Gefühl auch der Gründe nicht entbehrte, beweiſt die folgende Briefſtelle. Der Beifall aber, den die Schweſtern Elßler nachher in Paris fanden, wo ſie der großen Nebenbuhlerin von Manchen vorgezogen, von den Meiſten gleich geſchätzt wurden, darf hier gewiß kein geringeres Gewicht ſein, als jedes andre äußerliche.

An Ludwig Robert, in Baden.

Berlin, den 21. Juni 1832.

— „Aber die Taglioni finde ich nicht ſo übernatürlich, wie die Nachreder und Nachſeher, und Hörer, und ſogar — ja — Fühler. Sie iſt ſo rührend in der Sylphide, und in ihrem Geſichte, daß ich weinte. Und kein Vorurtheil; das kennſt du bei mir. Vom Scheitel bis unter der Bruſt iſt es eine Perſon, von unter der Bruſt bis an die Fußſpitze eine andere. Oben iſt ſie fein, romantiſch, rührend; doch höchſtens eine rührende Nymphe, die liebt: aber hingebend, ſich kränken laſſend. Keine Raſerei, kein Entzücken, keine Vergötterung, kein Verbrechen; keinen Sonnenhimmel! Von der Bruſt an, iſt ſie im Vergleich des Obertheils, zu koloſſal. Nie ihre Hacken von Natur — was ſo ſchön iſt — nahe, und zuſammen. Große, aber zu ihr nicht paſſende Füße, die ſich zu ſehr biegen, überhaupt, biegt ſie ſich von unten herauf (ſie knixt ein, und hebt ſich, anſtatt wirklich zu ſpringen) und macht, als ſpränge ſie, aber ſie hebt ſich eigentlich zu wenig. Betrügt aber darin das ganze Publikum. Feſte Italiäner-Knöchel hat ſie auch nicht. Sogar wankt ſie. Grazie hat ſie: aber nicht ihre allein; ſondern bedachte, und da ich das ſehe, für mich nicht

genug verarbeitete, convenzionelle, französische, diese mit ihrer exekutirt; (kurz, eine Sontag im Tanz — aber jene mehr Ganzes, mehr Produkt der Natur; mehr Moment derselben,) sie hat welche: und ein rührendes Gesicht. Was ich aber zuerst sah, wie man eine Ecke, einen Fleck sieht, elle fait main — wie Graf Tilly sagte —, elle fait doigts, was noch mehr ist. Mich durchaus störend. Und man brauchte es ihr nur zu sagen. Aber grade das entzückt Publikümchen. Alle Bessern. Ventre-Dieu! Ich stehe ganz allein. Nur Schall ist derselben Meinung: nur das große Detail versteht er nicht so, wie ich, ohne erinnert. Nun kommt aber das Fahnenzerreißen aus Axur: sie tanzt neben der Musik; elle n'en est pas pénétrée, et voilà ce qui manque à ses membres, sie sind nicht von Einem belebt (wie bei Fanny Elßler). «Nun wird das schön aussehen: nun will ich das machen; nun bin ich leicht; nun dreh' ich den Hals; nun wende ich mich; nun sinkt mein Arm; nun krümme ich meine Figur; nun bück' ich mich biegend; nun reiße ich aus.» Alles nichts! Die Musik rinnt zwischen durch; wie frischer Bach, aus lebendigem Quell, nimmt Sonne, Strahlen, Licht, Schatten, Grün, in sich auf: lebt mit den Gegenständen der ganzen Natur; und sie — leistet eine Lektion! Nicht, daß sie nicht rührte, gefiele; aber so ist sie. Du glaubst mir. Magra, magra, magrissima! Weiß geschminkte Arme, alles; zum größten Nachtheil! Fanny, und ihre Arme wurden roth. Thereſe war eine Friedensgöttin; ein idealischer, nie erträumter Schwan. Fanny modifizirte jeden Tritt nach jedem gehörten Ton. Lebte, schuf: gebrauchte das Gelernte, hatte hohe italiänische Schule, wenn

auch gespickt mit den Mißbräuchen und Mißgriffen der Zeit. Dies alles fehlt auch der Taglioni nicht. — Sie ist mit dem Bruder, seiner Frau, und Hulda Galster, heute nach London, Hulda hat wunderbare Progressen gemacht. — Adieu! ich kann nicht mehr!"

Wir schließen hier diese Mittheilungen, mit dem Bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, Seydelmann in Berlin auftreten zu sehen. Sie würde den größten und reinsten Kunstgenuß gehabt haben, das schönste Talent und die vollste Anerkennung desselben zu sehen. Was in Iffland ächt gewesen, was Wolff zu sein erstrebt hatte, wäre ihr in diesem Künstler, ohne die Zuthat des Falschen und Mangelhaften, endlich als reine Meisterschaft entgegengetreten, und sie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft wiederfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe Menge, sondern auch befangene, mehr klügelnde als kluge Gebildete widerstreiten zu sehen, sie hätte denselben Triumph genossen, diesmal alle Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demselben Enthusiasmus wetteifern zu finden! Wie wäre es ihr zu gönnen gewesen, dies zu erfahren, auszudrücken! Welch neue, eigenthümliche Wahrnehmungen, welch treffende Lichtworte haben uns nun verschwiegen bleiben müssen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.